Baltische Monatsschrift.

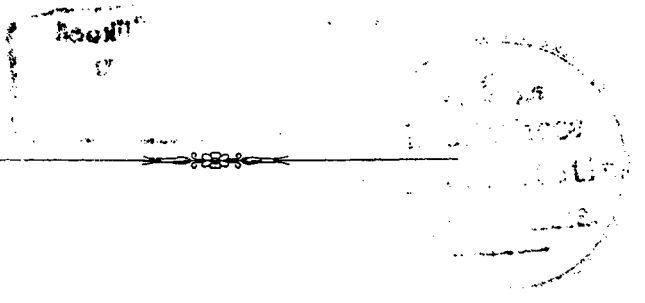
Herausgegeben

von

Robert Weiß.

5A
97F

XXXIX. Band.

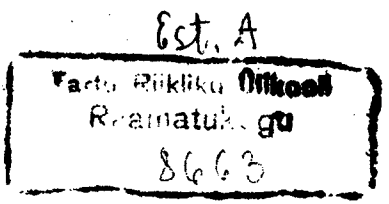


Reval, 1892.

In Commission bei F. Kluge.

Riga: Alexander Stieda. Leipzig: Rud. Hartmann.

Дозволено цензурою. — Ревель, 23-го Ноября 1892 г.



Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Линдфорса въ Ревелѣ.

Inhalt.

A. Abhandlungen und Aufsätze.

	Seite
Aus den Tagebüchern des Grafen P. A. Walujew	1
Der Prinz von Homburg und seine Beziehungen zu Kurland. Von A. Seraphim 18	106
Erinnerungen des Bibliothekars Emil Anders. Herausgegeben von L. von Schroeder 32 89 146 214	285
Der Arzneischatz der Aerzte Rigas vor 300 Jahren. Von Dr. J. Lembke	41
Zum neuen Jahr. Von N. C.	58
Dr. Nicolai Bülow, 40 Jahre in Rußland. Von G. v. Hansen	60
Livländische Correspondenz	64
Theodor Storm. Von E. S.	75
Rückblick auf die 60er Jahre	121
K. E. v. Baers 100jähriger Geburtstag. Von B. v. S.	123
Die Brederlosche Gemäldesammlung in Riga. Von W. Neumann	129
Zur Erinnerung an K. E. v. Baer. Von Prof. Dragendorff	161
Die Poesie im Recht. Von Prof. C. Erdmann	185
Die Infectionskrankheiten und ihre Heilung. Von Prof. C. Dehio	199
Hermann Marsow. Von G. v. Hansen	236
Alexander Graf Keyserling. Ein Gedenkblatt von Prof. E. Russow	249
Die holsteinischen Truppen bei der Thronbesteigung Katharinas II. Von Dr. Bienemann	273
Eine Bekanntschaft mit Hans Bülow. Von O. Eblis	302
Karl v. Ditmar. Ein Nachruf von L. v. Schrenck	312
Die Fürstin Natalie Borissowna Dolgoruki. Von Prof. Enaelmann	315
Luthers Stellung zu den Juden. Von Fr. Lezius	336
Aus einem Kirchenbuche des Pastorats Pernigel. Von S.	356
Streifzüge durch die neueste deutsche Erkenntnißtheorie, Psychologie und Logik. Von M. v. Stern 363	673
Mittheilungen aus der indischen Poesie. Von v. Glasenapp	375
Zum 50jährigen Jubiläum der ehstländischen lit. Gesellschaft. Von Bgn.	405
Die genealogischen Handbücher des baltischen Adels	407
Bismarck und Oesterreich bis 1866. Von G. Rathlef 411	473
Görgeis Waffenstreckung bei Vilagos. Von H. D.	432

Seite

Das Spiel. Von Prof. Erdmann 445
Herzog Wilhelms Exil und Ende. Von E. Seraphim 513
Feldmarschall Graf Münnich. Von Prof. Engelmann 545
Russische Dichter und Schriftsteller in Livland. Von F. Waldmann . 572 609
Kunstwerke im alten Livland. Von C. Mettig 586
Der griechische Mimus. Von Prof. Hörschelmann 593
Aus dem Gebiete des baltischen Privatrechts und Civilprocesses. Von S. . . 645
Ewige Personen. Von Prof. Erdmann 661

B. Besprochene Bücher.

40 Lieder von einem Deutschen. Von H. D 71
Wittschewsky, Die Zoll- und Handelspolitik Rußlands. Von Tr. 126
A. und E. Seraphim, Aus Kurlands herzoglicher Zeit. Von Bgn. 176
A. Bergengrün, Aufzeichnungen des Rathssecretärs Joh. Schmidt. Von F. Bienemann 181
Neumann, Das mittelalterliche Riga. Von Bgn. 244
Mertens, Rußlands Bedeutung für den Weltgetreidemarkt. Von B. v. S. . 247
Hilty, Glück. Von B. v. S. 346
Nottbeck, Das drittälteste Erbebuch Revals. Von St. 400
Verhandlungen der dritten ord. Generalsynode der evangelischen Landeskirche Preußens. Von Bgn. 455
v. Hirschheydt, Giulio Monti. Von G. v. Glasenapp 459
J. Kupffer, Faustcommentar. Von G. v. Glasenapp 626
A. v. Oettingen, Hippels Lebensläufe 682

Aus den Tagebüchern des Grafen P. A. Walujew.

*** Der am 27. Juar 1889 verstorbene ehemalige Minister des Inneren und der Reichsdomänen, sowie Präsident des Ministercomités, Staatssecretär Graf Peter Alexandrowitsch Walujew hat bekanntlich mehr als ein Decennium hindurch in amtlicher Stellung in den baltischen Provinzen gelebt. Auf besonderen Wunsch Kaiser Nikolaus' wurde Walujew, der vorher Beamter der kaiserlichen Kanzlei gewesen war und über zwei Jahre lang unter dem Statthalter Fürsten Paskiewitsch in Warschau gearbeitet hatte, im Jahre 1845 dem baltischen Generalgouverneur, General Golowin, attachirt, in der Hoffnung, daß der junge Beamte durch seine Fähigkeiten wie durch seine Zuverlässigkeit überaus nützlich sein werde. Wie sich diese Hoffnung erfüllte, ist u. a. gelegentlich des Heimganges Walujews in der „Balt. Monatsschrift" und an anderen Stellen angedeutet worden. Eigene Aufzeichnungen Walujew über diese Periode seiner staatlichen Wirksamkeit sind im vorigen Jahr erst bekannt geworden.

Unmittelbar nach dem Tode Walujews wurde mit Sicherheit gemeldet, daß der Staatsmann, der während der Regierung Kaiser Alexanders II. so großen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten ausgeübt, wichtige Memoiren hinterlassen habe, dem Veröffentlichung indessen für eine spätere Zeit vorbehalten sei. Außerdem war schon früher bekannt geworden, daß Walujew Aufzeichnungen über die Erlebnisse des Tages jahrelang für sich geführt hatte, von denen es hieß, daß sie gleichfalls für längere Zeit der Oeffentlichkeit vorenthalten werden würden. Nun aber bereitete uns die in Petersburg erscheinende historische Monatsschrift „Russkaja Starina" (1891 April bis November), herausgegeben von M. Ssemewski, eine Ueberraschung, indem sie Tagebuchblätter des Grafen Walujew veröffentlichte. „Zu Beginn der achtziger Jahre" — so bemerkt die Redaction der genannten Zeitschrift —

„übergab uns der verstorbene Graf P. A. Walujew Abschriften Auszüge aus seinen während der Jahre 1847—60 geführten gebüchern. Wie die Leser weiter ersehen werden, war Graf Walujew s 1847 mit seinem Tagebuche unzufrieden. In den letzten Jahren h der Graf einen bedeutenden Theil seines früheren Tagebuchs der Ve htung preisgegeben. Wir haben Gelegenheit gehabt, die Originalhandschri desselben zu sehen, welche in Bänden nicht sehr großen Quartformats bes. Ausgerissen und verbrannt hatte Graf Walujew nicht nur die den Ein g bildenden Blätter (1845—46), sondern auch viele Bogen aus dem ges nten übrigen ersten Theile des Tagebuchs, d. i. bis 1861."

Das Tagebuch Walujews beginnt mit folgender ifzeichnung: „Steinsee (Kurland, 15 Werst von Kalkuhnen), 20. Juni 1 7. Mehr als sechs Monate sind seit der Zeit vergangen, wo die vorherg nden Zeilen niedergeschrieben wurden. Es hat sich nichts der Aufzeichn g Werthes ereignet. Ueber mich selbst kann ich nur bemerken, daß diese se Monate für mich ziemlich monoton waren. Aber ich machte die Erfahr g, daß solche einförmig verlaufende Tage bedeutend wohlthätiger wir , als viele andere von mir durchlebte, Dank Demjenigen, dessen Gnade r eine Reihe heiterer und ruhiger Tage nach langwieriger und schwerer Kr heit sandte und der mir beschieden hat, ein halbes Jahr ohne neues Unglü und neuen Kummer zu verleben.

Riga, 1. November 1847. In der von m unternommenen livländischen, zeitgenössischen Chronik eine neue Lücke, un zwar eine Lücke von einem Jahre! Meine früheren Aufzeichnungen aufs eue lesend, halte ich es für meine Pflicht, allem Nachfolgenden einige entsc digende Erklärungen vorauszuschicken. Ich bekenne, daß nicht nur in em von mir Niedergeschriebenen, sondern auch in meinen Gedanken nicht e entsprechende Folgerichtigkeit wahrzunehmen ist. Vieles ist oberflächlich vieles einseitig beurtheilt worden, bei vielen Dingen finde ich gewisse berflüssige Vorbehalte, gleichsam als ob dieselben durch stille Vorwürfe des Verstandes über die Unreife oder nicht ausreichende Motivirung meiner Ansichten erzwungen worden. Die Verschiedenartigkeit der Umstände und der Ereignisse spiegelt sich allzu sehr in den von mir ausgesprochenen Ansich n wieder. Obgleich ich mich einigermaßen rechtfertigen kann, erstens damit, daß ich die Dinge mehr betrachtet habe en homme, occupé d'affaires personelles wie en homme, occupé d'affaires publiques, dann aber mit, daß die Dinge zusammenhanglos oder flüchtig vorübergingen, immerhin aber hätte von Zeit zu Zeit etwas kühlerer Verstand bei der Beurtheilung augenblicklicher Eindrücke vorwalten müssen. So war z. B. gegen Ende des Jahres 1845 keine solche Wichtigkeit den Persönlichkeiten Opotschinins und des Grafen

Tolstoi beizulegen; zu Anfang 1846 war nicht Hrn. G—n nachzusprechen, daß die Deutschen zu Grunde gingen, und gegen Schluß desselben Jahres war die Angelegenheit betr. die Kirchenconvente nicht für eine wichtige zu halten."

Wir bemerken hiezu, daß der Flügeladjutant Obrist Opotschinin im Jahre 1845 zur Veranstaltung von Untersuchungen gegen die „Verbreiter lügnerischer Gerüchte" nach Livland abcommandirt wurde, während Graf Dmitri Nikolajewitsch Tolstoi (ein Vetter des nachmaligen Ministers des Inneren) als Beamter zu besonderen Aufträgen beim Generalgouverneur Golowin angestellt war. Tolstoi, der im März 1884 im Alter von 78 Jahren starb, hat bekanntlich ein s. Z. vom „Russki Archiv" veröffentlichtes Tagebuch über seinen Aufenthalt in Riga hinterlassen, in welchem auch wiederholt Opotschinins Erwähnung geschieht, dessen Ansichten als „unrichtig" und, wie es scheint, „gewissenlos" bezeichnet werden. Opotschinin sei von der Ansicht ausgegangen, keinerlei Rechte zu verletzen, aber erforderlichenfalls dann und wann zu außergesetzlichen Maßnahmen zu greifen. So sei er u. A. dafür gewesen, die über ganz Livland zerstreuten Uebergetretenen auf den Kronsgütern anzusiedeln. Im Januar 1846 wurde Opotschinin seiner livländischen Mission entbunden.

5. November. Die italienischen Componisten schöpfen ihre Töne aus einem Meere von Gefühlen, aber um eine deutsche Oper zu verstehen, dazu reicht Gehör und Herz nicht aus, geistige Arbeit ist dazu erforderlich. Mir scheint es immer, daß die deutschen Lyriker künstlich und absichtlich überlegen, um eine Stimmung so zum Ausdrucke zu bringen, daß man sie nicht so bald erkennt. Sie schreiben ihre Opern für Wenige. Das ist nicht zu rechtfertigen. Symphonien, Quartette ꝛc. schreibt, wie ihr wollt und für wen ihr wollt, das Theater aber ist für die Massen und nicht für Wenige geschaffen. Daher muß auch die lyrische Musik für die Massen und nicht ausschließlich für Kenner des Generalbasses geschrieben werden.

7. November. Etwas bereits Erfundenes zu erfinden, ist eine recht überflüssige Arbeit, indessen scheinen die Slavophilen hierzu einigermaßen geeignet zu sein.

9. November. Unlängst fanden in Palermo lärmvolle Unordnungen während einer Theatervorstellung statt. Das Publicum äußerte seine Unzufriedenheit über den Director, weil dieser für die ersten Fächer ungeeignete Kräfte engagirt hatte. Die Direction führte bei der Obrigkeit Beschwerde und überreichte zugleich ein von der Polizei beglaubigtes Verzeichniß der Unruhestifter. Luogotenente duca di Majo sah das Verzeichniß durch, fügte seinen eigenen Namen denen der Unruhestifter hinzu und veranlaßte die Direction, für bessere Auswahl der Schauspielertruppe Sorge zu tragen. Eine sehr interessante Unterscheidung zwischen nicht politischen und politischen Unruhen.

10. November. Geburtstag des alten Fölkersahm[1]. Schnell eilt die Zeit dahin und schnell verändern sich oder, besser gesagt, werden die Dinge verändert. Für ihn haben seit dem 10. November vorigen Jahres alle Bedingungen des äußeren Lebens sich geändert. Für mich können drei zehnte November als Ueberschriften über verschiedene Momente des Lebens dienen. Im Jahre 1845 war ich noch ein Neuling in diesem Lande, reiste in religiösen Angelegenheiten umher und namentlich zum 10. November konnte ich mich nur knapp aus der Dörptschen Gegend herausreißen. Eine ziemlich merkwürdige und andauernde Episode in meinem Leben war noch im ersten Stadium der Entwickelung. Im Jahre 1846 war diese Episode abgeschlossen und im November, eifrigen Antheil an der Förderung officieller Nichtigkeiten nehmend, überwand ich mit Mühe den Beginn der Krankheit, welche mich später auf längere Zeit überwältigen sollte. Im Jahre 1847 ist eine gewisse Ruhe in meinen dienstlichen und gesellschaftlichen Beziehungen eingetreten. . .

Gestern sah ich Madame Schröder-Devrient im „Romeo"[2]. Von ihrem Gesange ist gar nicht zu reden, auch ihr Spiel ist ausgezeichnet.

11. November. Ich speiste beim Civilgouverneur (v. Essen). Außer mir waren (Hamilkar) Fölkersahm, Landrichter Ungern, A. Krüdener, der Polizeimeister, der Procureur und Vegesack zugegen. Essen pousse jusqu'à bonhomie ses soins à faire les honneurs de chez lui. Nach dem Diner war bei ihm irgend eine Comitésitzung angesetzt. Als ich mit einer Cigarre im Munde mich entfernte, war es mir ergötzlich, den Gliedern des Comités, welche sich in Uniformfracks und ohne Cigarren eingefunden hatten, zu begegnen. Ihre Gesichter, namentlich diejenigen Cubes und des Domänenhofspräsidenten Lilienfeld, schienen auszudrücken: „Warum hat er mich nicht zu sich eingeladen?"

29. November. Großes Diner beim Civilgouverneur. Alle Autoritäten, sogar die geistlichen, vertreten durch den Bischof und den Generalsuperintendenten, waren anwesend. Landrath Samson erzählte bei Tisch, daß Napoleon die Worte armistice und amnistie stets verwechselt habe.

---

[1] Geheimrath Georg von Fölkersahm, früher Kanzleidirector des Generalgouverneurs, war lange Jahre Gouverneur von Livland und wurde 1847 durch den damaligen estländischen Ritterschaftshauptmann Magnus v. Essen ersetzt. Walujew war ein Großsohn Fölkersahms, zu dessen Besuch er schon zu Anfang der dreißiger Jahre wiederholt in Begleitung seiner Mutter nach Riga gekommen war.

[2] Wilhelmine Schröder-Devrient führte, wie Moritz Rudolphs „Rigaer Theater- und Tonkünstler-Lexikon" (p. 219) mittheilt, in der Zeit vom 1. November bis zum 17. December 1847 an elf Abenden auf dem Rigaer Theater mehrere ihrer hauptsächlichsten Glanzrollen vor, darunter auch die in der Bellinischen Oper „Montecchi Capuletti".

Ich bemerkte, daß das ja ziemlich verständlich sei: toute amnistie n'est qu'un armistice.

Ich beendete gestern Morgen das Memoire über die Beschlüsse des livländischen Landtags und übersandte es heute Vormittag dem Generalgouverneur.

Frau v. Manderstjerna[1] ist heute Nacht fast plötzlich gestorben. Ich bin aufrichtig betrübt. Heute besuchte ich den General, nachdem ich erfahren hatte, daß Andere bei ihm gewesen waren. Er weint so heftig, daß er auch Andere zum Weinen zwingt. Der Kummer der Töchter zeigt sich ruhiger. Die Fähigkeit zu trauern wie diejenige zu lieben ist, je nach den individuellen Eigenthümlichkeiten bei allen nicht in gleicher Weise entwickelt, aber fast in Jedem von uns entspricht das Maß der Intensität eines dieser Gefühle dem Maße der Intensität des anderen: wer inständiger zu lieben versteht, der leidet mehr durch Leid. Wie aufrichtig auch die Theilnahme sein möge, die eine Privatperson an einer Familientrauer nimmt, so bleibt doch die Condolenzvisite eine Entwürdigung der Reinheit der Trauer. Indessen stattete ich doch eine solche Visite ab, und es wird mir wohl beschieden sein, noch oft die Condolenz in solcher Form zum Ausdruck zu bringen. Sich dieser Formalität zu enthalten, hieße beleidigen. Nichtsdestoweniger berührt mich das Zusammentreffen mit anderen Besuchen im Trauerhause sehr peinlich. Jeder giebt seinem Gesichte einen gewissen unnatürlichen, gemachten oder — um die Wahrheit zu sagen — einen scheinheiligen Ausdruck. Die sich auf der Treppe Begegnenden erinnern an die römischen Auguren. Sie heucheln sogar noch mehr als die Auguren, weil sie in der Unterhaltung das verbergen, was sie thatsächlich denken.

30. November. Aber es möchte Jemand sagen: Du hast den Glauben, und ich habe die Werke, zeige mir deinen Glauben mit deinen Werken, so will ich auch meinen Glauben dir zeigen mit meinen Werken (Jac. 2, 18). Es ist schade, daß man zugleich mit Citaten aus den vier Evangelien uns so selten an das in anderen Schriften des Neuen Testaments Gesagte erinnert.

2. December. Die Denkschrift des Landraths Samson, die er, anonym, zur Bekämpfung der vom Landtage gefaßten Beschlüsse eingereicht hat, gelesen. Es ist manches Interessante darin, aber nicht viel. Das Memoire ist nicht nur sehr boshaft, sondern sogar avec emportement geschrieben. Bemerkenswerth ist, daß Samson einige Beschlüsse des Landtags angreift, die er selbst beantragt hat.

3. December. Gestern Generalgouverneurs-Diner bei Wöhrmann. Nicht überflüssiger Weise erwähne ich hier so oft der Diners. Das ist ein rein rigascher Zug. Das gesellschaftliche Leben beginnt hier mit dem Imbiß und

[1] Gemahlin des Commandanten von Riga, General Carl Friedrich v. Manderstjerna († 1862).

endet mit dem Kartentisch. There is conviviality, no sociability. Das weibliche Element überschreitet selten die Schwelle des Hauses. . . .

4. December. Vor fünf Tagen begann ich die Uebersetzung des vom livländischen Landtage ausgearbeiteten Entwurfs zur Bauerverordnung[1], aber die Sache geht langsam vorwärts. Chanykow arbeitet an einem allerunterthänigsten Bericht über die Bauerverordnungen des livländischen und des estländischen Landtags. Ich habe mit ihm hierüber gesprochen. Er versteht die Sache nicht. Er ist gewohnt, alles rasch abzumachen, aber solche Fragen lassen sich nicht so rasch erledigen. In seinem Kopfe herrscht entschieden ein Wirrwarr.

1848.

Petersburg, 16. März. Die Ereignisse drängen sich so rasch, daß alle Vermuthungen, Erwartungen und Berechnungen auf die Zukunft völlig zurückbleiben. Vorgestern um 7 Uhr Morgens brachte Graf Wilhorsky die erste Nachricht von der berliner Katastrophe. In den höheren Kreisen sind alle in großer Erregung. Unsere Pseudo-Staatsmänner wissen nicht, was sie machen sollen. Andere ersinnen wahnsinnige Maßregeln. So empfiehlt z. B. D. P. Buturlin die Schließung sämmtlicher Universitäten und Gymnasien. In der Stadt werden bereits ungezählte Albernheiten über die Grenzmarken des Reiches verbreitet. Gestern behauptete man, daß in Tiflis und Warschau ein Aufstand ausgebrochen sei und daß man in irgend einem Club in Riga aus Möbeln Barrikaden errichtet habe. Fürst Suworow[2] ist auf Befehl des Kaisers plötzlich abgereist. Auch ich habe mich mit der Rückkehr nach Riga zu beeilen.

Was die Vorgänge in Europa betrifft, so können die obersten Würdenträger, wie es scheint, noch nicht zur Besinnung kommen vor Verwunderung über die Ohnmacht der Autoritäten in den westlichen Ländern und angesichts der täglich sich darbietenden Beweise für die Fehlerhaftigkeit ihrer Vermuthungen. Von den Würdenträgern und Politikern sind die Einen in lautlosem Schrecken, die Anderen sinnen in ihrer Erbitterung nur darüber, wie man Alles unterdrücken könne, was ihrer zu gedenken wagt, ohne ihnen zu schmeicheln. . . . Que deviendront les honnêtes gens! sagte die Fürstin Warschawski. Il faut écraser ces scélérats! rief Graf Nesselrode aus, sein ewig finster aussehendes Gesicht noch mehr zusammenziehend.

---

[1] Das eigenhändige Original dieser Uebersetzung hat Walujew kurze Zeit vor seinem Tode der Bibliothek der Codificationsabtheilung des Reichsraths dargebracht.

[2] Fürst Suworow, mit der zeitweiligen Verwaltung des Gouvernements Kostroma betraut, erhielt am 1. Januar 1848 die Weisung, nach Petersburg zurückzukehren, und zugleich die Ernennung zum stellv. Generalgouverneur von Liv-, Est- und Kurland. In Riga traf er zum ersten Mal am 18. März 1848 ein.

Riga, 24. März. Gestern Abend gegen 6 Uhr versammelten sich gegen 10,000 Personen vor dem Schloß. Die hiesige Liedertafel begrüßte den Fürsten Suworow mit einem Fackelzuge, dem Vortrage von Liedern und einer Rede, welche Namens des Vereins einer der Vorsteher desselben, Advocat Bienemann, der gleichzeitig mit dem Fürsten Suworow in Göttingen studirt hat, hielt.

Petersburg, 14. December. Auf der Reise hierher äußerte Fürst Suworow, er würde sich in Stücke hauen lassen, um seine Ansicht über die baltischen Provinzen zu vertheidigen, daß aber sein Kopf nicht mit gutem Rath in der Stunde dienen würde, wo gute Rathschläge nothwendig sein würden. Jetzt frohlockt er. Alle (in den höchsten Kreisen Petersburgs) haben sich in demselben Geiste über die baltischen Angelegenheiten geäußert wie er. Mit größtem Eifer erklärte die Großfürstin Helene Pawlowna: «Il n'y a rien d'aussi peu monarchique que le despotisme; l'Empereur est démocrate sans s'en douter.» Solche Phrasen und der glänzende Empfang haben auf den Fürsten Suworow stark gewirkt. Er befindet sich bereits nicht mehr auf der Erde und schwebt bereits höher als im siebenten Himmel. Diese Verflüchtigung ist sehr bedauernswerth. Der Sieg ist in den Händen des Fürsten, aber er ist im Stande, ihn sich entreißen zu lassen, wenn er sich nicht vor zu verfrühten Siegesrufen und übermäßiger Selbstzufriedenheit in Acht nimmt, die stets mit unvernünftigen Erwartungen und Forderungen vermischt sind. Der Minister des Inneren l'a comblé de prévenances, aber der Fürst hat zur Antwort ihm gegenüber von jenen «misérables» gesprochen, welche die Meinungsverschiedenheiten zwischen Beiden hervorgerufen habe.

16. December. Der siebente Himmel neigt sich zur Erde. Großfürst Michael Pawlowitsch beschränkte sich darauf, als Suworow sich ihm vorstellte, ihm einen Vorwurf über das Tragen des spanischen Annunciata-Ordens zu machen, von dem der Fürst unter den gegenwärtigen Verhältnissen sagt, daß er ihn en l'honneur de la maison d'Este trage, obgleich er ihn von Karl Albert, son cousin de Carignan, erhalten hat.

Uebrigens gehen die Dinge bisher gut, d. h. sie gehen gar nicht. Ich verlasse das Haus nicht und übersetze den Beschluß des Landtags in Sachen Buddenbrocks[1]. Was der leichtfüßige Tornauw[2] treibt, weiß ich nicht.

[1] G. v. Buddenbrock hatte eine heftige Anklage gegen den livländischen Landtag von 1847 und dessen Vorschläge unmittelbar an den Kaiser gebracht und darin ausgeführt, die Ritterschaft habe nur unlautere egoistische Zwecke verfolgen, das Wohl des Bauernstandes nicht berücksichtigen, ja es geradezu zerstören wollen. Auf Allerhöchsten Befehl trat der Landtag im Herbst 1848 zusammen, um sich hierauf zu erklären. Er wies die Anklage mit Entrüstung zurück, Suworow trat energisch auf seine Seite und überzeugte die Staatsregierung von der Grundlosigkeit der Beschwerde.

[2] Baron Tornauw war Director der Kanzlei des Generalgouverneurs vom August 1848 bis zum December 1851.

Fürst Tschernyschew und Graf Bludow sind, wie man hört, mit dem einleitenden Theil des allerunterthänigsten Berichts des Generalgouverneurs unzufrieden. Anfangs glaubte ich, daß ihm die Dogmatik nicht gefallen habe et il y aurait eu du vrai, car l'introduction est positivement doctrinaire. Allein meiner Ansicht nach haben dies die Umstände gefordert. Indessen stellte es sich heraus, daß diese Herren damit unzufrieden sind, daß der Bericht n'est pas assez antithèse avec le compte rendu Golovine &c. Der Fürst bekundet es augenscheinlich ebenfalls, daß er vor dem Kaiser in dem Rapport seines Vorgängers einen Theil als wahr anerkannt hat und daß er über Letzteren nicht à outrance hergefallen ist. En verité je ne savais pas qu'il s'agissait de faire un paroli à rebours sur Golovine. J'ai pensé, qu'il fallait seulement déplier la carte.

22. December. Ich mache alltäglich die Erfahrung, daß Fürst Suworow wie immer, so auch diesmal sich wieder allzu sehr über das Gebiet der Klugheit und Ueberlegung hinausgewagt hat. Er wurde sehr gut empfangen als Generaladjutant, aber als Generalgouverneur ist nicht wahrzunehmen, daß er sich großer Bedeutung erfreut. Die Adresse der Ritterschaft ist sogar unbeantwortet geblieben. . . . Der Fürst sagte in diesen Tagen: Je regrette plus que jamais que je ne fasse mon ancien service d'aide de camp général auprès des princes étrangers. Kann man so boshaft sich selbst beurtheilen oder verurtheilen!

1849.

2. Februar. Fürst Suworow hat wieder einmal einen kleinen Mißerfolg erlitten. Es wurde von mir ein Plan für Durchführung nothwendig erscheinender hydrotechnischer Arbeiten in Riga ausgearbeitet, auf privatem Wege von mir (durch Cube) dem Börsencomité übergeben und gleichzeitig dem Generalgouverneur vorgelegt. Das Börsencomité kleidete mein Project in die Form eines officiellen Gesuchs und übergab letzteres dem Generalgouverneur. Dieser seinerseits, welcher das Project billigte, hatte sich schon vorher auf halbamtlichem Wege zu den Ministern der Finanzen und der Wegecommunicationen in Beziehung gesetzt. Jetzt stellt es sich heraus, qu'ils n'ont pas mordu à l'hameçon. Es ist kein Geld da, und offenbar wird die Sache bis zum nächsten Jahre verschoben.

Petersburg, 15. März. Noch vor seiner Ankunft in Petersburg hatte Fürst Suworow seinen Kanzleidirector beauftragt, eine besondere Denkschrift über verschiedene Gegenactionen und über die übelwollende Richtung des Ministeriums des Inneren (Perowski) abzufassen. Die Denkschrift wurde ausgearbeitet, aber in nicht ganz gelungener Weise. Hier lasen sie zunächst

Graf Bludow und Graf A. G. Stroganow und dann selbst der Großfürst Thronfolger. Gestern schickte Se. kaiserliche Hoheit nach dem Fürsten Suworow, und auf Befehl des Kaisers sagte ihm der Thronfolger, es sei Sr. Majestät gefällig, daß diese Denkschrift ihm unmittelbar übergeben werde und daß Fürst Suworow als Generalgouverneur hierzu verpflichtet sei.

In diesem entscheidenden Augenblick und der Regel folgend: e meglio tardi che mai, hegten wir einige Zweifel darüber, ob die Denkschrift in ihrer vorliegenden Gestalt befriedigend sei. Der Fürst sandte Tornauw mit allen pièces justificatives und mit der Denkschrift selbst zu mir, welche ich bisher nicht gelesen hatte. Gestern Abend sahen wir diese Arbeit rasch durch und suchten sie nach Möglichkeit zu verbessern. Einige Sätze wurden gestrichen ꝛc. Morgen wird Alles, wo gehörig, vorgestellt werden. Ich bin im Allgemeinen unzufrieden mit dieser Arbeit und durchaus nicht von irgend welchen günstigen Folgen derselben überzeugt. Aber es war keine Zeit mehr, die Sache zu überlegen, sie aber gründlich umzuarbeiten, erst recht nicht.

30. März. Die Denkschrift ist überreicht worden. Das Ergebniß ist folgendes: Fürst Tschernyschew ist beauftragt worden, den Fürsten Suworow, gegen welchen der Kaiser selbst in der Abschiedsaudienz sehr liebenswürdig war, davon zu überzeugen, daß friedliches Zusammenleben Zänkereien vorzuziehen sei. Suworow, davon überzeugt, daß der Kaiser die Dinge anders ansieht, als der mißliche Staatsrath Tornauw, vergißt in einem Moment alles früher von Seiner Durchlaucht über die unversöhnliche Feindschaft mit dem Ministerium des Inneren, über die Unmöglichkeit, den Dienst gemeinsam fortzusetzen ꝛc., Gedachte und Gesagte. Er fährt zum Minister, und nach einigen Minuten sind sie wieder wie früher die besten Freunde, auf „Du" u. s. w. Political men of old England, take a lesson at this!

Inzwischen ist Tornauw abgereist, die Kanzlei in chaotischem Zustande zurücklassend.

8. April. Perowski (Minister des Inneren) ist in den Grafenstand erhoben worden. Das beweist, daß er sehr fern davon ist, in Ungnade zu fallen. Dazu also haben alle schriftlichen und mündlichen Sturmböcke und Wurfgeschosse geführt, welche Suworow und seine hauptsächlichsten Mitkämpfer gegen ihn losgelassen haben. Der Fürst bemüht sich nun, mit allen Kräften sowohl Anderen als sich selbst zu beweisen, daß er nicht eine Nase, sondern einen Erfolg davongetragen hat. Er sagte mir vor einigen Tagen, daß er Tornauw für durchaus geeignet halte und mit ihm sehr zufrieden sei, weil er, Fürst Suworow, lui était supérieur! Ein recht naives Bekenntniß eigener Mittelmäßigkeit. Wenn jeder mit einem Dutzendverstand ausgestattete Chef sich einen noch mittelmäßigeren Gehilfen aussucht, als er selbst ist, so würde sich die Frage der Wahl eines Gehilfen sehr vereinfachen.

Riga, 23. April. Ich halte mich bei Seite und mische mich so wenig als möglich in alles das, was im Schlosse des Generalgouverneurs getrieben wird. Ich falle zuletzt wieder in jene Rolle constitutioneller Opposition zurück, welche ich 1847 spielte. In der That ist es unmöglich, sich mit der Verwaltung des Fürsten Suworow zu identificiren, ebenso wenig wie dies mit der Verwaltung des Generalgouverneurs Golowin geschehen konnte. Man kann erstere nicht ernst nehmen, die andere konnte man nicht für achtungswerth genug halten, um sich nicht von ihr möglichst zu entfernen.

6. December. Fürst Suworow fährt fort, unglaubliche vierseitige Schreiben an den Bischof zu richten — der Bischof antwortet, und dann überläßt sich der Fürst zuweilen einer halb kindischen, halb veziersmäßigen Wuth, deren Erscheinungen mindestens eben so bedauerlich wie ärgerlich sind. Nach Empfang eines solchen Antwortschreibens Sr. Eminenz la moutarde est montée au nez du cousin des Este et des Carignan. Mit mir zusammen die Kirche verlassend, bleibt er in einem Zimmer stehen, welches an das Local des Domänenhofs grenzt, und beehrt den Bischof, so daß alle dort versammelten Beamten es hören können, eine Stunde lang mit verschiedenen Epitheta, an dessen obscure Herkunft und seinen eigenen Fürstenmantel erinnernd. Dann beauftragt er mich, Sr. Eminenz in einer anderen Sache zu schreiben, und als diese Antwort innerhalb zwei Tagen die gewünschte Wirkung erzielt, d. h. der Bischof auf dieselbe nicht zu antworten für passend erachtete, da versöhnte sich der Fürstenmantel mit dem Panhagion. Beide weinten zusammen, und der Fürst schreibt mir, «qu'il était enchanté d'avoir fait la paix avec l'évêque, parcequ'il aimait cet excellent homme».

1855[1].

Mitau, 29. April. Seit dem Jan. 1850 habe ich die Aufzeichnung der flüchtigen Bemerkungen über die hiesigen Angelegenheiten eingestellt. Nach fünf Jahren des Schweigens wiederum zur Feder greifend, beginne ich mit der Frage: hat sich bei uns im Laufe dieser fünf Jahre so viel ereignet, worüber es wünschenswerth wäre, in der Folge einen genauen zeitgenössischen Bericht zu haben? Freilich hat sich manches ereignet, aber mehr außerhalb des baltischen Landes als in demselben. Hier haben sich die fieberhaften Inconsequenzen des Fürsten Suworow fortgesetzt, der Krieg mit dem Ministerium des Inneren, die Aufbauschung kleiner Localfragen und die Nichtbeachtung der wichtigsten. Gegenwärtig steht das Ministerium auf dem zweiten Plan, der Bischof oder Erzbischof auf einem noch viel ferneren, die

[1] In der Zwischenzeit, 1853, war Walujew nach seiner Ernennung zum Gouverneur von Kurland aus Riga nach Mitau übergesiedelt.

Raskolniken sind fast vom Horizont verschwunden, die Bauersachen findet man selbst unter dem Horizont nicht. Auf dem ersten Plan stehen Militärfragen, leicht beschienen oder beschattet von der Citadellsonne oder den Citadellwolken. Dem Fürsten will es nicht glücken. General Sivers[1] mit dem Gewicht eines fast siebzigjährigen Alters und sein Stabschef mit der Lebhaftigkeit der Jugend sind dem Fürsten auf den Kopf gesetzt. Er befindet sich in fortwährendem Kampf mit dem nicht wegzuleugnenden Factum seiner Unterordnung. Ihn unterstützen und hetzen, ihm souffliren und klatschen alles wieder die Herren Iwanow und Klotschkow. Je nach den Instrumenten die Arbeit, je nach dem Künstler die Instrumente.

9. Mai. Heute sah ich den Generaladjutanten Grafen Pahlen. Er fährt nach Dresden, um dort die Karlsbader Cur zu brauchen. Bis Karlsbad selbst reist er nicht, weil er österreichischen Boden nicht betreten will.

Gestern war der Geburtstag des Generals Todleben, der aus Mitau gebürtig ist. Dies wurde hier bekannt, und es wurde ihm zu Ehren im Club ein Subscriptionsdiner veranstaltet. Nach dem Mahle wurde von allen Anwesenden, auch von mir, ein Glückwunschschreiben an ihn unterzeichnet und dasselbe nach Sewastopol abgefertigt.

26. Mai. Ich habe keine Lust zu schreiben. Ich leide an Sewastopol. Fieberhaft denke ich Abends an die am folgenden Tage eintreffende Post. Fieberhaft erwarte ich Morgens die Ueberbringung der Zeitungen. Ich gehe dem, der sie in mein Cabinet bringt, entgegen. Ich suche sie im Vorübergehen zu erhalten, in meinem Ankleidezimmer, um sie ohne Gegenwart von Zeugen zu durchfliegen, damit diejenigen, welche gewöhnlich um diese Zeit in meinem Cabinet verweilen, das nicht bemerken und mich nicht daran hindern, so zu sagen allein eine Nachricht aus dem Lande zu empfangen, wohin sich meine Gedanken beständig richten, wo sie zur Hälfte weilen. Ich reiße die „Neue Preußische Zeitung" auf, wo ich die neuesten telegraphischen Nachrichten finden kann. Mit Heißhunger durchfliege ich die verhängnißvolle Seite. Nichts! Wenn aber etwas, so jedenfalls nichts Erfreuliches! So vergeht ein Tag nach dem anderen. Wirkliches Leben lebe ich eine halbe Minute am Tage. Die übrige Zeit hindurch erwarte ich diese halbe Minute oder denke über sie nach. Für alles Andere, außer für das Gebet, ist mein Herz gefühllos geworden.

---

[1] Im Februar 1854, als mit einer Anzahl anderer Provinzen auch Livland in Kriegszustand erklärt wurde, ernannte Kaiser Nikolaus den Fürsten Suworow zum Commandeur sämmtlicher in Livland stationirten Truppen, während der General der Cavallerie v. Sivers das baltische Corps commandirte. Sivers fungirte bis Anfang 1856, ihm folgte Fürst Suworow, der bis zum 17. December 1856, dem Tage der Auflösung des baltischen Corps, commandirte.

Vor drei Tagen war ich in Riga, wohin ich zu einer Sitzung eines besonderen Comités berufen worden war, welches über die Frage der Lieferung von Fuhren für den Fall außerordentlicher Truppenbewegungen zu berathen hatte. Es präsidirte Fürst Suworow. An den Berathungen nahmen ferner Theil: Graf Heyden, der livländische Gouverneur, Landrath v. Lilienfeld, der Domänenhofschef v. Lilienfeld, Massonius und noch Jemand.

9. Juni. Gestern um 3 Uhr Morgens wurde ich geweckt, um ein Couvert von einem Feldjäger entgegenzunehmen. Das Couvert enthielt eine Uebersicht über die Rekruten nach der gegenwärtigen Aushebung. Mit diesem Papier reist der Feldjäger in einigen Gouvernements und weckt überall die Gouverneure oder deren Kanzleidirectoren auf. Warum werden solche rein formale Mittheilungen nicht einfach durch die Post übermittelt? Wozu verschwendet man Geld, ermüdet einen Menschen, überjagt die Pferde auf dem Wege nicht allein ohne Noth und Nutzen, sondern sogar ohne jeglichen verständigen Grund.

15. Juni. Am vorigen Sonntag traf hier die Nachricht von der Abwehr des Sturmes ein, den die Verbündeten am Jahrestage der Schlacht von Waterloo (6./18.) unternommen hatten. Die erste tröstliche Nachricht nach langem Warten und nach so vielen traurigen Meldungen.

Gestern waren Graf Heyden und Fürst Suworow hier. Ersterer überbrachte mir ein Memoire über die Maßregeln betr. Stellung von Fuhren ꝛc. für den Fall, daß der Feind in Westkurland landen sollte. General Sivers ist krank und schwach und alt. Graf Heyden commandirt. J. ist seine rechte Hand. Ein junger Commandeur, seine Hand ist noch jünger.

Fürst Suworow ist noch immer der frühere Fürst Suworow. Gestern war er übrigens bei Stimmung. Er theilte mir einen Brief des Generaladjutanten Lieven[1] mit, aus dem zu ersehen ist, wie der Fürst sich unter der Hand lebhaft darum bemüht, daß er wieder ein unabhängiges Commando in Livland erhält, und daß für den Fall des Rücktritts des Generals Sivers Lieven versprochen habe, mit dem Fürsten Dolgorukow über diese Sache zu sprechen.

Lieven spricht von Anapa: je crois, que gén. Chomutow s'est trop pressé de l'évacuer, aber er fügt keinerlei Erklärung hinzu. Vom Krimkriege spricht er: Gortchakow va être renforcé par Luders' et alors j'espère, qu'il pourra se soutenir. Alles dies ist so schlaff, unbestimmt, kleinmüthig. Weiter spricht Lieven melodramatisch: «Cela ne suffit pas; il faut chasser l'ennemi, qui ose fouler le sol sacré de

[1] Der spätere baltische Generalgouverneur Baron Wilhelm Lieven.

notre patrie. Pour cela il faut de nouveaux efforts, et on s'y prépare.» Ah! l'on s'y prépare. A la bonne heure. Il y a tantôt 9 mois que cela dure.

25. Auguſt. Die Aaiffre vom 4. d. M. und die Depeſche des Fürſten Gortſchakow: „Unſere Befeſtigungswerke leiden" zeigen, comment on s'y préparait.

Der Miniſter des Inneren, Bibikow, iſt entlaſſen, am 20. d. M., d. i. am Tage nach dem Ablauf der ſechsmonatlichen Trauer um den verſtorbenen Kaiſer. Zu ſeinem Nachfolger ſoll Lanſkoi beſtimmt ſein. Ueber dieſe Wahl ſage ich gar nichts. Ich habe Lanſkoi nur in den Jahren gekannt, wo ich Perſonen noch nicht zu beurtheilen verſtand. Doch erinnere ich mich, daß er jetzt nahe an 70 Jahre alt ſein muß.

30. Auguſt. Heute kam die telegraphiſche Nachricht, daß wir Sewaſtopol nach mörderiſchem Bombardement und nach Abwehr einiger Angriffe verlaſſen haben. Nur aus der Kornilow-Baſtion konnte man den Feind nicht heraushauen. Und ſo iſt das geſchehen, was um des Ruhmes Rußlands willen nicht hätte geſchehen ſollen. Das Blut Kornilows, Iſtomins, Nachimows und tauſend und abertauſend Anderer hat Sewaſtopol nicht gerettet. Wird alles dieſes Blut vergeblich vergoſſen ſein?

2. September. Heute las ich im „Invaliden" den Tagesbefehl an die ruſſiſchen Truppen anläßlich des Falles von Sewaſtopol. Dieſer Befehl hat mich faſt eben ſo betrübt wie der Anlaß zum Erlaß des Befehles ſelbſt. Wenn man nichts Beſſeres zuſammenzuſtellen verſtand, wenn man das Vorliegende für genügend und gelungen hält, ſo bleibt uns nicht mehr viele Hoffnung. Kalt, ſchlaff, leer, grau wie ein Wintertag in Petersburg, ohne Sonne, aber dafür bei Kronsbeleuchtung.

4. September. Die Reiſe des Kaiſers nach Warſchau und von dort hierher iſt aufgegeben. Der Kaiſer reiſt nach Nikolajew. Darüber iſt heute geheime Nachricht eingelaufen.

6. September. Heute überſandte mir Suworow einen Brief Lievens vom 29. Auguſt. Seine Briefe ſind immer kläglich. Der heutige iſt von gleicher Farbe. Er ſpricht auf drei Seiten von Thee, Kaffee, Equipagen ꝛc., die für den Fall der Ankunft in Riga für die kaiſerliche Suite nothwendig ſind, und fährt dann fort: «J'en viens à Sebastopol; comment aurai-je la force de vous en parler.» Dann folgt eine Reihe von Befürchtungen für den Fall möglicher Actionen des Feindes, eines Angriffes auf Odeſſa, Perekop etc. Dann zum Schluß: «Si le bon Dieu nous protège un mois, nous sommes sauvés. Nicht verzweifeln. Gott iſt mit uns!" Das ſind die Leute, die uns leiten und regieren.

21. September. Auf jedem Schritt und Tritt neuer Anlaß zu

Betrübniß und fast zur Verzweiflung. Alle Briefe aus Petersburg unaussprechlich jämmerlich. Ueberall zeigt sich die wechselseitige Anstrengung de se donner de coeur à grand renfort de bras. Tout ce monde se bat les flancs, pour avoir du courage. En attendant tout va le long de la vieille ornière. Meyendorff äußert in einem Briefe vom 15. September ganz kaltblütig, on va abandonner la Severnaja, und tröstet sich damit, daß, nach den Worten des aus der Krim zurückgekehrten Grote, «l'homme le plus interessant qui a tout vu et su depuis un an», wir nur noch ungefähr 70,000 Mann bei Sewastopol stehen haben. Das ist also der Rest jener Hunderttausende, die wir im Laufe eines Jahres nach der Krim gesandt haben, um dort einzeln zu sterben. Das ist folglich das Resultat der hyperweisen Lieven & Co., welche schreiben: Il faut chasser l'ennemi, qui ose fouler le sol sacré &c.!

19. October. Ein ganzer Monat ist verflossen. Ich habe nichts niedergeschrieben, weil nichts aufzuzeichnen war. Immer das alte Lied. Jetzt spricht man davon, daß Kleinmichel[1] entfernt ist. Das ist wenigstens ein innerer Sieg. Möge er der Anfang des Endes sein.

21. October. Gestern kehrte Rudnicki aus Wolhynien zurück. Aus seinen Mittheilungen ist zu ersehen, daß die dortigen Warschauer Polen durch die HH. Bibikow & Co. nicht umgewandelt worden sind. Alle ihre Sympathien gehören den Franzosen, über deren Erfolge sie sich freuen. Als Rudnicki beim Mittagsmahl bei Branicki unserer Kanonenböte erwähnte, wurde er durch die Frage unterbrochen: „Wie, unsere? Sie wollten wohl sagen, die russischen?

Unsere Zeitungen sind alle schwach. Der „Invalide" und die „Petersb. Wjedomosti" leben fast nur von Prikasen, Rescripten und dem Abdruck von Artikeln des „Morskoi Sbornik". Gestern erschien in der akademischen Zeitung außerdem ein neues Gedicht von der Gräfin Rostoptschin: „Drei Königinnen". Unglaublich und unsagbar schwach und fade, die Phantasien einer Köchin, aber nicht einer Gräfin.

22. October. Unser officielles Formenwesen gleicht jener bekannten Art von surprises-attrapes, welche aus einer Menge von Schächtelchen besteht, von denen eins in das andere hineingesteckt ist. Oeffnet man das eine Schächtelchen, zeigt sich ein anderes, öffnet man dieses — ein drittes, dann ein viertes, fünftes und endlich ein immer kleineres und kleineres. Endlich ist das letzte da und in ihm — nichts.

Die Regierung hat, wie es scheint, nicht gemerkt, daß sie es verstanden hat, uns sogar alle Hoffnungen abzugewöhnen. Alle Russen be-

[1] Graf Kleinmichel, einer der vertrautesten Diener Kaiser Nikolaus', war Oberdirigirender der öffentlichen Arbeiten.

kennen, daß es bei uns alles besser sein könnte. Aber Niemand glaubt, daß dieses Bessere wirklich in Erfüllung gehen könnte. Gewartet und gewartet, und ebenso alle Hoffnung mit einem Mal wieder aufgegeben haben sie alle, sowohl die Chefs, wie ihre verschiedenartig uniformirte Kriegerschaft und das gesammte rechtgläubige Volk. Wenn jetzt irgend jemand sagt, daß die gegenwärtige Lection für uns nicht ohne Nutzen bleiben werde, so erwidert die Mehrheit, daß der Nutzen, wie früher, kaum einen Groschen werth sein werde. Generaladjutant Graf Pahlen hat vor Kurzem daran erinnert, daß man auch im Jahre 1812 Großes erwartet, aber nichts erreicht habe. So denken und äußern sich russische Deutsche und selbst Vollbutrussen. Was mögen die Polen denken? Ich hörte von Rudnicki, daß einige von ihnen, «les plus intelligents et les plus raisonnables», wünschen, unser südliches Küstengebiet möge von den Engländern und Franzosen erobert werden, nicht etwa, weil dies den gewöhnlichen Ansichten der Polen über diese Dinge schmeicheln würde, sondern deshalb, weil „in anderen Händen dieses Land ein anderes werden würde". Schmeichelhaft. Es gab eine Zeit, wo unsere slavischen Brüder im Südwesten von uns Nutzen und Hilfe erwarteten. Jetzt haben sie sich schon von dem Gedanken einer nur möglichen Anreihung ihrer Zukunft an die unsrige entwöhnt.

14. November. Vorgestern wurde in Riga die silberne Hochzeit des Fürsten und der Fürstin Suworow gefeiert. In diesem Anlaß wurde dem Fürsten viel Dankbarkeit, Ergebenheit und Aufmerksamkeit erwiesen. Die Stadt Riga ließ die Armen speisen, die Börsenkaufmannschaft die Truppen. Die englischen Gäste brachten 1000 Rubel zum Besten der Armen dar; der Theaterdirector stellte dem Fürsten zu demselben Zwecke die Einnahme der am Vorabende stattgehabten Vorstellung zur Verfügung. Die fremdstädtischen russischen Kaufleute überreichten dem Fürsten eine vergoldete Schüssel mit seinem Wappen, die örtliche russische Kaufmannschaft eine silberne Vase, die ihm am nächsten stehenden Militär- und Civilchargen (auch die vor einiger Zeit in solchem Dienst gewesen, Brevern, Mengden und ich) ein silbernes Schreibzeug ꝛc. Die Fürstin erhielt einen von den rigaschen Damen gestickten Teppich. Viele Gratulationen, u. A. dankten der evangelisch-lutherische Superintendent und der Bürgermeister „für das Beschirmen"[1]. Das charakterisirt nicht allein die Verwaltung des Fürsten in gutem Sinne, sondern auch die nicht guten Beziehungen zur höheren Regierung. Abends war die ganze Stadt illuminirt. — Ein merkwürdiges Geschenk wurde von Heinr. Stahl dargebracht: ein silbernes Hirschgeweih. — Ich sah mir bei

[1] Erwähnt sei noch, daß wortführender Bürgermeister Schwartz und Superintendent Dr. Poelchau dem fürstlichen Jubelpaar eine zur Erinnerung an diese Feier geprägte Medaille überreichten.

dieser Gelegenheit wieder einmal die rigasche Welt an. Alles ist beim Alten. Was neu ist, ist nicht beneidenswerth.

17. November. Man sprach viel und spricht angeblich noch jetzt von der Ernennung des Fürsten Suworow zum Minister des Inneren. Rudnicki theilte mir ein Gespräch mit, das er mit dem Fürsten gehabt; aus demselben ist ersichtlich, daß der Fürst selbst diese Ernennung erwartet. O Rußland! Dieses Gespräch ist an und für sich so bemerkenswerth für die Charakteristik des Fürsten, daß ich den Brief, in welchem hiervon die Rede ist, aufbewahrt habe.

25. November. Die Langeweile ist überwältigend. Post folgt auf Post, ein Tag folgt dem anderen, aber Tage und Posten sind = 0. Was die Tage anlangt, so liegt selbstverständlich an mir die Schuld, weil ich sie wenigstens zu nützlicher Arbeit verwenden könnte. Aber die angestrengte und vergebliche Erwartung entkräftet. Es geht nichts vor. Neue Hoffnungen werden nicht rege gemacht, die früheren verwirklichen sich nicht, unter der Hand erfährt man nichts, hier ist alles nichtig und farblos.

1. Dec. In diesen Tagen übersandte mir der Fürst durch Gerngroß[1] einen Entwurf zu seinem allerunterthänigsten Bericht. Es ist dies weniger ein Bericht, als eine Philippika gegen das Ministerium des Inneren und den Finanzminister bei lobender Erwähnung des baltischen Landes. Auf meine Einwendungen folgte eine Erwiderung von Gerngroß und ein Brief des Fürsten. Gegen Ende des Berichts spricht sich Fürst Suworow persönlich über mich aus; er sagt, durch meine Namhaftmachung halte er es für seine Pflicht, mich zu einer entsprechenden höheren Auszeichnung vorzuschlagen. Ich bat ihn, von diesem Compliment Abstand zu nehmen. Man könnte aus demselben leicht folgern, als ob meine Ansichten mit denen Seiner Durchlaucht übereinstimmten. Das wäre nicht wünschenswerth.

6. December. In jeder Woche haben die Gouverneure, darunter auch ich, Rapporte an den Kaiser zu senden über die Personen, welche aus dem Auslande eingetroffen sind und über die ausgegebenen ausländischen Pässe. Warum beschränkt man sich nicht auf die Daten, welche der III. Abtheilung der Eigenen Kanzlei zugehen. Geziemt es sich (in dieser Form), diese Controle zu führen. Wie viel andere Papiere, wie viel überflüssige müssen die Gouverneure unterschreiben!

9. December. Gestern übersandte mir Fürst Wjäsemski ein Exemplar eines Tagesbefehls und Rundschreibens, welche auf Anordnung des Großfürsten-Generaladmirals allen einzelnen Chefs und Verwaltungen, von denen Rapporte über das laufende Jahr erwartet werden, übersandt worden sind.

[1] v. Gerngroß war von 1851—1859 Kanzleidirector des Generalgouverneurs Fürsten Suworow.

In dem Tagesbefehl sind auch verschiedene Sätze aus meinen „Gedanken"[1] über die bei uns eingerissene allgemeine officielle Lüge und über deren Manifestation in den Jahresberichten ꝛc. citirt. Wenn es gestattet ist, abgesondert vom Ganzen, an sich selbst zu denken, so kann ich sagen, daß mir keine höhere Belohnung hätte zu Theil werden können.

Fürst Suworow verbrachte zwei Tage in Mitau. Gestern vor der Abreise sprach er mit mir allein über seine persönlichen Angelegenheiten und declarirte seinen Wunsch, Minister des Inneren zu werden — nicht auf lange Zeit, weil er sich hiezu nicht für befähigt halte, sondern auf so lange, um das Ministerium zu säubern. Mich scheint er zu seinem Gehilfen berufen zu wollen, denn er fragte mich, in welchem Ministerium ich überhaupt dienen möchte; dann spielte er auf die Bittschriften-Commission an, dann auf die erste Abtheilung der Eigenen Kanzlei Sr. Majestät und endlich machte er eine Anspielung auf das Amt eines Gehilfen des Ministers des Inneren. Ich antwortete natürlich so, als ob ich den wahren Sinn seiner Worte nicht verstanden hätte.

---

[1] In der zweiten Hälfte des Jahres 1855 hatte Walujew eine sehr bemerkenswerthe Denkschrift „Gedanken eines Russen" niedergeschrieben, welche eine Betrachtung über die damaligen schwierigen Verhältnisse in Rußland enthielt. Dieses Manuscript wurde in der höheren petersburger Gesellschaft viel verbreitet und hat nicht wenig dazu beigetragen, die Aufmerksamkeit der maßgebenden Kreise auf den Verfasser, der wenige Jahre später zu einer höheren Stellung nach Petersburg berufen wurde, zu lenken. Zum ersten Abdruck ist die Denkschrift im Maiheft der „Russkaja Starina", 1891, gelangt. Einige dieser Gedanken mögen hier ihren Platz finden.

VIII. Ist sie redlich und liegt christliche Wahrheit in der Richtung, die neuerdings den Glaubenssachen gegeben worden ist, in der Maßregel der Wiedervereinigung der Sectirer (раскольники) und in der Stellung zu den übrigen christlichen Confessionen? Haben denn die evangelischen Grundsätze der Duldsamkeit die göttliche Kraft, welche aus ihnen hervorquillt, verloren? Ist denn Toleranz gleichbedeutend mit Unglauben? Und ist es uns etwa gestattet, das religiöse Bekenntniß als politische Waffe anzusehen und uns desselben eigenmächtig zur Erreichung politischer Zwecke zu bedienen, oder auch nur danach zu streben? Die Chroniken der christlichen Welt bezeugen, daß in solchen Fällen die Weisheit der Weisen zu Schanden wird und der Verstand der Verständigen dahinfährt ꝛc.

IX. Ueberall herrscht bei uns das Bestreben vor, mit Gewalt Gutes zu stiften. Ueberall finden wir eine Nichtachtung und ein Mißwollen gegenüber Ideen, die ohne besonderen Befehl auftauchen. Ueberall eine Bevormundung Minderjähriger. Ueberall ein Zuwiderlaufen der Bestrebungen der Regierung und des Volkes, der Beamten und der Privaten statt des Hervorhebens ihrer natürlichen und unzerreißbaren Bande. In den Gesetzen herrscht eine Nichtachtung jedes Einzelnen im Besonderen und der menschlichen Persönlichkeit im Allgemeinen ꝛc.

Der Prinz von Homburg und seine Beziehungen zu Kurland.

„Der Prinz von Homburg". Nach archival. u. a. Quellen von Dr. J. Jungfer. Berlin. Brachvogel 1890. VIII. 147 S.[1]

Seit jenen Tagen, da unter dem frischen Eindrucke des siebenjährigen Krieges Lessings „Minna von Barnhelm" erschien, hat der Staat der Hohenzollern in der deutschen Dichtung keine solche Verherrlichung gefunden, wie in dem Schauspiele „Der Prinz von Homburg", welches der unglückliche Heinrich von Kleist kurz vor dem tragischen Abschlusse seines Lebens beendete. Der echt patriotische Gehalt der Dichtung, der Gegensatz zwischen dem Ernst und der Würde militärischer Zucht einerseits und dem echt menschlichen Empfinden andererseits, das Alles verleiht dem Schauspiele seinen Zauber voll liebenswürdiger Frische[2], so daß dasselbe trotz den Strömungen unserer Zeit auch der Bühne nicht fremd geworden ist. Daher kommt es, daß die Gestalt des Prinzen von Homburg in dem Bewußtsein der gebildeten Kreise des deutschen Volkes zumeist so fortlebt, wie ihn Kleist gezeichnet hat: ein feuriger Jüngling, tapfer auf dem Felde der Ehre, ein ungestümer Kriegsmann, aber dabei von zartem Empfinden, voll Liebe und Hingebung. Gerade dieses letztere Moment tritt aber in Kleists

[1] Eine meist zustimmende Anzeige des Jungferschen Buches in der deutschen Literaturzeitung 1891. Nr. 1 (3. Januar), von R. Brode.

[2] Siehe die schönen Ausführungen Wilh. Scherers in seiner „Geschichte der deutschen Literatur", 3. Aufl. S. 692.

Dichtung in eigenthümlicher Weise hervor, an einigen Stellen vielleicht schon in einem Grade, der gewiß noch echt menschlich ist, aber doch vielleicht dem Maßstabe nicht mehr ganz entspricht, den unser heutiges Bewußtsein an heldenhaftes Denken und Handeln legt. Wer erinnert sich nicht, wie der zum Tode Verurtheilte sich mit aller Kraft an das Leben anklammert, wie er es selbst zur Kurfürstin von Brandenburg unumwunden ausspricht:

Seit ich mein Grab sah, will ich Nichts, als *leben*,
Und frage nicht mehr, ob es rühmlich sei!

Gewiß söhnt uns das spätere Verhalten des Prinzen mit diesen Scenen aus, aber sie sind doch für den Charakter, welchen der Dichter zeichnen will, von maßgebender Bedeutung.

Etwa die oben erwähnten Züge hat das Bild, welches wir uns in der Regel machen, wenn wir an den „Prinzen von Homburg" denken, obwohl es schon lange kein Geheimniß mehr ist, daß dieses Bild den geschichtlichen Thatsachen nicht entspricht.

Wenn nun die neueste Biographie des Prinzen von Homburg uns den lebendigen Beweis liefert, wie weitgehend diese Verschiedenheit von Wahrheit und Dichtung ist, so sind nicht zum Wenigsten die Beziehungen des Prinzen zu Kurland dazu geeignet, uns die derb realistische Gestalt des *historischen* Prinzen Friedrich von Hessen-Homburg greifbar vor Augen zu rücken. In diesem letzteren tritt uns statt eines gefühlvollen Jünglings eine kräftige Soldatennatur entgegen, dabei ein sparsamer Wirth und guter Hausvater, welcher seinen erlaubten Vortheil nicht vergißt. Drehen sich doch z. B. die Beziehungen des Prinzen zum Herzog Jacob, seinem Schwiegervater, zum großen Theile um Fragen des materiellen Besitzes. Sonst, möchte man sagen, liegt in dem äußeren Lebenslaufe unseres Prinzen etwas Typisches. Wie so viele Söhne fürstlicher Familien in die Dienste größerer Staaten traten, um dort volle Lebensbethätigung, Ruhm und Ansehen zu erlangen, wie etwa Eugen von Savoyen, Carl von Lothringen, Ludwig von Baden in kaiserliche Dienste traten und sich dort ihren geschichtlichen Namen erwarben, so hat auch unser Prinz zuerst schwedische Dienste genommen, bis ihn die Verhältnisse zu *dem* Staate in nahe Beziehungen brachten, welcher sich eben damals anschickte, in die Erfüllung seiner großen, weltgeschichtlichen Aufgaben einzutreten.

Suchen wir nun in kurzen Strichen an der Hand der *neuesten Biographie* des Prinzen uns dessen äußeren Lebensgang zu vergegenwärtigen, wobei wir *auf Grund hiesiger* Quellen bei den Beziehungen, in welche er zu Kurland getreten ist, eingehender verweilen wollen. Die Hoffnung, daß die hier zu Gebote stehenden Quellen eine reiche Ausbeute für die Biographie des Prinzen ergeben würden, ging nur bis zu

einem gewissen Grade in Erfüllung, das Wenige ist in die Darstellung herangezogen worden[1].

* * *

Prinz Friedrich von Hessen-Homburg ist während der Wirren des 30jährigen Krieges, welcher auch sein Heimathländchen vielfach in Mitleidenschaft zog, am 30. Mai 1633 als jüngster Sohn des Landgrafen Friedrich I., des Stifters der Linie Homburg, geboren worden. Seine Mutter, Margaretha Elisabeth, aus dem gräflichen Hause Leiningen-Westerburg, leitete nach dem frühen Tode ihres Gatten (1638) die Erziehung der Kinder und fand an dem Landgrafen Georg II. von Darmstadt, einem Neffen ihres Gemahls, einen verwandtschaftlichen Freund und Berather. Am Hofe dieses Fürsten wurde nun Prinz Friedrich gleichzeitig mit dessen Söhnen, mehrere Jahre hindurch erzogen in all den „Studiis und Exercitien", welche man für junge Fürstensöhne für angebracht hielt. Später kehrte er dann wieder zu seiner Mutter zurück, und hier wäre beinahe in seiner Entwickelung eine entscheidende Wendung eingetreten. Als nämlich im Jahre 1648 französische Truppen unter Turenne nach Homburg kamen, war der 15jährige Knabe gleich bereit, den Vorschlag des französischen Feldherrn anzunehmen, der ihm versprach, ihn auf seine Kosten ausbilden zu lassen und ihm dann ein Regiment anzuvertrauen. Die besonnene Landgräfin verweigerte indessen ihre Einwilligung zu diesem Plane. Nachdem Prinz Friedrich dann noch die Akademie in Genf besucht hatte, ging er auf Reisen, die ihn nach Frankreich und Italien führten, und kehrte erst 1653 nach Deutschland heim. Bei den geringen Mitteln seiner Familie und entsprechend der allgemeinen Richtung der Zeit beschloß der Prinz, sich dem Kriegshandwerk zu widmen, und trat in fremde Dienste. Die Zeitumstände waren diesem Vorhaben günstig. Karl Gustav von Schweden begann im Jahre 1655 jenen Krieg gegen Polen, der für die Geschichte Brandenburgs von so entscheidender Bedeutung wurde, denn bekanntlich erlangte und behauptete der große Kurfürst während desselben die Souveränität in Preußen. Wem aber die Geschichte unserer Heimath nicht fremd ist, der weiß ferner, daß auch Herzog Jacob von Kurland, der Schwager Friedrich Wilhelms von Brandenburg, eben durch diesen Krieg auf das Schwerste geschädigt wurde, daß die Schweden i. J. 1658 sogar das Schloß zu Mitau überfielen und bald darauf den Herzog in die Gefangenschaft fortschleppten, aus welcher ihn erst der Friede zu Oliva befreite. — Prinz Friedrich von Homburg war trotz anfänglicher Bedenken seiner Mutter in die Dienste Karl Gustavs getreten und nahm

[1] Vielfach bot das Archiv der kurl. Ritterschaft einschlägiges Material.

als Oberst eines Dragonerregiments an dem polnischen Feldzuge Theil. Wir finden ihn bei mehreren Gelegenheiten kriegerisch thätig; bei der Belagerung Danzigs durch die Schweden wird er in Folge eines Sturzes vom Pferde schwer beschädigt, man zweifelt an seinem Aufkommen, aber seine kräftige Natur überwindet den Unfall. Bald darauf verläßt er diesen Kriegsschauplatz, als die Dänen, welche sich den Feinden Schwedens angeschlossen hatten, im Jahre 1657 in das schwedische Gebiet an der Weser einfielen und Karl Gustav diesem neuen Feinde entgegen längs der Ostseeküste an die Elbe zog, Schleswig und Jütland eroberte und durch seinen trefflichen Feldherrn Wrangel die tapfer vertheidigte Festung Friedericia einnahm. Unter dem Commando dieses Mannes finden wir auch den Prinzen von Homburg wieder. — Um seine Erfolge ganz auszunutzen, beschloß Karl Gustav die dänischen Inseln selbst zu erobern. In kühnem Zuge, bei dem sich das Eis des kleinen Belts unter dem Tritte der Soldaten bog, führte er seine Truppen nach Fünen und von dort über den großen Belt nach Seeland, wo er alsbald zur Belagerung Kopenhagens schritt. Bei derselben zeichnete sich der Prinz von Homburg vortheilhaft aus und gerieth mehrfach in Lebensgefahr. Einem dänischen Obristlieutenant, der die Muskete auf ihn anlegt, ruft er die drastischen Worte zu: „Schieß, du Hund!" Der Mann giebt Feuer, und man hält den Prinzen, der sich auf den Sattelknopf niederbückt, schon für todt, doch ein glücklicher Zufall hat ihn gerettet. Die Schärpe hat das tödtliche Geschoß aufgehalten. Weniger glücklich erging es ihm, als die Schweden von der Seeseite, wo die Festungswerke besonders schwach waren, Kopenhagen anzugreifen unternahmen. Dem Landgrafen, der sich besonders exponirte, wurde das rechte Bein von einer 6pfündigen Kanonenkugel abgeschossen, so daß das Pferd „durch und durch geschossen" wurde, und auf seinem fürstlichen Reiter verendete. „Ihr Schenkel," erzählt des Prinzen Kammerdiener Pocksen in seinen Aufzeichnungen, „war abgeschossen, er hing aber noch an der großen Sehne; ließen sich ein Messer geben, schnitten den Schenkel selber ab, und hatten sich so sehr verblutet, daß auch ein Arjudant gerennet kam, und brachte ein Glas mit Schlagwasser, sie damit anzustreichen. Nahmen Sie dem Arjudant das Glas aus der Hand und setzten es an den Mund und trunken es aus; darauf wurden sie wieder ganz frisch. Wurden Se. D. in einen Schlitten gelegt, daß sie unter den Stücken hinwegkämen, brachten sie ihn nach ihrem Quartier." Als Belohnung für seine Tapferkeit ernannte der König den schwer darniederliegenden Prinzen zum Generalmajor der Cavallerie und versprach ihm eine jährliche Pension von 2000 Reichsthalern bis an sein Lebensende. Wir werden bald sehen, wie wenig diese Versprechungen gehalten wurden.

Da der Prinz durch seine Verwundung an kriegerischer Thätigkeit

zunächst verhindert war, so wollte er nach Holland reisen, um dort Genesung zu finden. Aber das Schiff, mit dem der Prinz reiste, litt Havarie und dabei verlor derselbe die Schatulle mit seinem Gelde und allen Nachweisen über seine schwedischen Dienste. In Folge dieses Unfalles gab er seine holländische Reise auf und begab sich nach Hause, um sich dauernd zu erholen. Dabei stellte sich auf der Reise in der Wunde der kalte Brand ein, doch überwand der Prinz auch dieses Mal das gefährliche Leiden. Seit dieser Zeit trug er aber ein silbernes Bein und behielt in Folge dessen bei seinen Zeitgenossen dauernd den Beinamen des „Prinzen mit dem silbernen Bein". — Kaum genesen, erhielt der Prinz die Nachricht vom Tode Karl Gustavs von Schweden und daß die vormundschaftliche Regierung des Königreiches ihn aus der schwedischen Armee entlassen und ihm die zugesicherte Pension entzogen habe. Bei den sich hieran knüpfenden Verhandlungen hatte Friedrich von Homburg den oben erwähnten Verlust aller seiner Documente bitter zu beklagen.

Prinz Friedrich, der seine Gesundheit der Krone Schweden zum Opfer gebracht hatte und gänzlich mittellos dastand, wäre durch diesen schnöden Undank, mit dem ihm gelohnt wurde, schwer geschädigt worden, wenn er nicht noch kurz vorher eine Ehe eingegangen wäre, die ihn zum Gemahl einer der reichsten Damen Schwedens machte. Er heirathete nämlich die 58 Jahre alte Gräfin Margaretha Brahe, die schon zwei Mal und zwar mit Bengt Oxenstjerna, dann mit Johann Oxenstjerna, dem Sohn des großen Staatsmannes, verehelicht gewesen war. Wir können nicht annehmen, daß unser Prinz zu der 30 Jahre älteren Frau, mag sie noch so liebenswürdig gewesen sein, sich hingezogen gefühlt hätte, wenn nicht ihre großen Reichthümer ihm die Aussicht gewährten, sich eine unabhängige Zukunft zu gestalten. Es ist der derbe realistische Zug der Zeit, der uns auch in dieser Handlungsweise so überraschend entgegentritt. Zunächst freilich brachte diese Heirath unseren Prinzen in peinliche persönliche Verwickelungen. Der Graf Ludwig Heinrich von Nassau-Dillenburg, ein 66jähriger Wittwer mit zahlreichen Kindern, hatte sich ebenfalls um die reiche Gräfin Brahe beworben, ja sogar schon, durch das Entgegenkommen derselben verleitet, eine Gesandtschaft nach Stockholm geschickt, um sich officiell ihr Jawort zu erbitten. Durch seinen Mißerfolg auf das Schwerste gereizt, ließ er im Jahre 1661 eine Schmähschrift gegen die Gräfin Brahe erscheinen, von welcher unser Prinz meinte, „sie sei nur von einem Sauhirten zu vermuthen" gewesen, sie sei eine „verfluchte Lügenschrift" u. s. w. Auch eine Gegenschrift unter dem Titel: „*der beantwortete zwar ungenannte aber überaus schandlose und unverschämte nassau-dillenburgische Pasquillant*" ließ er erscheinen, um zu beweisen, daß

die Gräfin Brahe keineswegs durch ein Eheversprechen dem Grafen von Nassau gegenüber gebunden gewesen wäre. Mit dem Vermögen seiner Gemahlin kaufte der Prinz sich jetzt mehrere Güter, so das Amt Weferlingen im Halberstädtischen und Neustadt an der Dosse in Brandenburg. Die Ehe mit der Gräfin Brahe wurde im Jahre 1669 durch den Tod derselben gelöst, und der Prinz blieb auch in der Folge ein wohlsituirter Mann, da seine Gattin ihn zu ihrem Universalerben eingesetzt hatte, unter Anderem auch aus dem Grunde, weil er sie „so herzlich liebe und ehre und mit allen Treuen meine" und sich ihrer stets „getreulich angenommen habe". Während aller dieser Jahre finden wir den Prinzen auf seinen Gütern eifrig beschäftigt, und der tapfere Kriegsmann tritt uns nun als ein sorgsamer Administrator entgegen, der stets das Praktische findet und mit scharfem Blicke erkennt, was Noth thut.

Seine besondere Fürsorge wandte er dem Amte Neustadt zu, wo er eine Eisenhütte, eine Glashütte und manche andere nützliche Unternehmungen ins Leben rief, den Grund zu der jetzigen Stadtkirche legte und im Jahre 1664 dem aufblühenden Orte vom Großen Kurfürsten die Stadtgerechtigkeit erwirkte. Manches von dem, was unser Prinz in Neustadt geschaffen, prosperirt, wie Theodor Fontane erzählt[1], noch bis zu dieser Stunde.

* * *

Die Erwerbungen, welche der Prinz im Brandenburgischen gemacht hatte, waren die erste Veranlassung, daß er in die Dienste des Mannes trat, der mit Recht als der Begründer der Größe Preußens verehrt wird. Bevor er jedoch in die Armee des Großen Kurfürsten eintrat, ging er seine zweite Ehe ein; und gerade die Art und Weise, wie Friedrich Wilhelm bei dieser Gelegenheit das Interesse des Prinzen von Homburg wahrnahm, ist für den großen Mann und sein Verhalten zu seiner Schwester Louise Charlotte und deren Gemahl, dem Herzoge Jacob von Kurland, so charakteristisch, daß genauere Mittheilungen über diese Eheschließung wohl gerechtfertigt erscheinen, um so mehr, als sie auch geeignet sind, uns das Bild des geschichtlichen Prinzen von Homburg lebendiger zu vergegenwärtigen.

Bereits kurz nach dem Tode seiner ersten Gattin (am 15. August 1669) muß im Prinzen von Homburg der Wunsch rege geworden sein, sich wieder zu verheirathen. Wenn seine Wahl auf die Prinzessin Louise Elisabeth von Kurland fiel, so ist hierbei wohl anzunehmen, daß die Landgräfin Hedwig Sophie von Hessen-Kassel, eine Schwester der Herzogin Louise Charlotte, welche auf den Prinzen von Homburg großen Einfluß besaß, ihre

[1] Wanderungen durch die Mark Brandenburg III. Die Grafschaft Ruppin. 4. Aufl. S. 360—367.

Hand mit im Spiele gehabt habe. Andererseits mag dem Großen Kurfürsten selbst daran gelegen haben, eine Verbindung zu fördern, welche auch ihn mit dem wohlgeschätzten Kriegsmanne in nähere Beziehungen zu bringen versprach.

Schon im October 1669 sind die Verhandlungen im Gange; der Landgraf schreibt an seine zukünftige Schwiegermutter, ihm habe ein Herr von Ziegenhain viel über die kurländische Fürstenfamilie erzählt, „wir haben fast den ganzen Abend zusammen geplaudert von Kurland, und hat er mir, wann die Wahrheit sagen darf, so viel Gutes von den hohen Meriten der allerliebsten Prinzesse gesaget, daß nun noch impatienter bin, bis die genade hab von E. Ld. einige Schreiben und Befehl zu erhalten."[1] Vergegenwärtigen wir uns nun in kurzen Zügen, wie der Lebensgang der jungen kurländischen Fürstentochter sich bisher gestaltet hatte.

Prinzessin Louise Elisabeth von Kurland ist am 12. August 1646 gegen 6 Uhr Abends auf dem Schlosse zu Mitau geboren worden[2]. Ihr Vater, Herzog Jacob von Kurland[3], war eine groß angelegte Persönlichkeit, für deren volle Entfaltung die kleinen kurländischen Verhältnisse nicht die rechte Möglichkeit boten. Seine Gemahlin, Louise Charlotte, erscheint demjenigen, der sich das Sein und Walten dieser edlen Fürstin etwa nach ihren Briefen veranschaulicht, in einem selten liebenswürdigen Lichte. Eine liebevolle Gattin, theilt sie die oft schweren Sorgen ihres Gemahls und bleibt ihren Kindern allezeit eine liebevolle Mutter. „So ein gnedige Frau Mutter ist in der wehld nicht zu finden, als E. Ld. sind," lesen wir in einem Briefe der Prinzessin Louise Elisabeth. Nach dem zu urtheilen, was wir über die Erziehung der Söhne Herzog Jacobs wissen, wird auch die der Prinzessin eine sorgfältige gewesen sein, zumal wir annehmen dürfen, daß die Herzogin bei der Erziehung ihrer ältesten Tochter dieselben Grundsätze befolgt hat, wie sie später bei der ihrer jüngsten, Marie Amalie, der späteren Landgräfin von Kassel, zur Anwendung gelangten. „Meine Marigen habe ich erzogen als ein hauskindt, das Von Aller Fines und arglist Nichtes Weis," so schreibt die Herzogin an den Landgrafen Karl von Hessen-Kassel im Jahre 1669[4]. Ein devoter Versschmied bezeichnet die Prinzessin Louise Elisabeth bei ihrem Scheiden aus Kurland als:

[1] Friedrich v. Homburg an Louise Charlotte, d. d. Homburg, d. 6. Oct. 1669.

[2] Herzog Jacob an Amalie Elisabeth, Landgräfin zu Hessen-Kassel, d. d. Mytow d. 30. August 1647. Copie des im kgl. Staatsarchiv zu Marburg befindlichen Originals in meinem Besitze.

[3] Prinzessin Louise Elisabeth an Herzogin Louise Charlotte von Kurland, d. d. Berlin, d. 9. October 1670.

[4] Louise Charlotte von Kurland an Karl von Hessen-Kassel, d. d. Mitau, d. 5. October 1669. Copie des im Staatsarchiv zu Marburg befindlichen Originals in meinem Besitz.

„Ein Zierde dieser Zeit, ein Spiegel aller Tugend,
Womit Sie angeschmückt von Anfang Ihrer Jugend[1].

Wird man mit Recht ein solches Zeugniß nur zum kleinen Theil gelten lassen wollen, so ist uns der Briefwechsel Louise Elisabeths während ihrer Kinderzeit eine um so reinere, wenn auch nur spärlich fließende Quelle für die Erkenntniß ihres Gemüthslebens. Der liebenswürdige Zug, der uns in der Familie des Herzog Jacob so stark entgegentritt, das Familiengefühl, das liebevolle Zusammenhalten der Geschwister, wir finden das Alles auch bei der Prinzessin Louise Elisabeth wieder. In eifrigem Briefwechsel steht sie mit ihren Brüdern, wenn diese in der Ferne weilen, und den ältesten, Friedrich Casimir, den späteren Herzog von Kurland, scheint sie besonders geliebt zu haben. Als der Prinz seine große Bildungsreise nach Deutschland angetreten hat, da giebt es stets Etwas aus Kurland zu berichten und zu senden. „Ew. Ld.," schreibt die 14jährige Schwester, „werde ich schon mein Chonterfee schicken, aber E. L. Müssen mich ihrß auch wieder schücken. ich wollte wünschen, das ich das Glück mocht haben, E. L. hier zu sen, eir lieben versehen sich das nicht ein stunde Vorbeiget, das ich an E. L. lieben gedenk. ich wolt wünschen, das ich mocht so glücklich sein, das E. lieben so oft an mich gedachten, wie ich an E. L." Als der Bruder schwer erkrankt, da betheuert sie ihm nach seiner Genesung: „ich wins mich den thag nimmer zu erleben, das E. L. sollen sterben, so werde ich gewis auch nicht gerne mich länger wünschen zu leben, dan ich bilde mich ein, das ich noch die liebste Schwester bei E. L. were seyn, wie zu fohren, wann ich das nicht versichert wehr, so wirdt ich mich recht sehr grehmen." Als der briefsaule Bruder ihr nicht antwortet, da meint sie, früher habe sie sich rühmen können, daß „ich einen lieben Bruder hab gehabt, nuh ist es leider ganz aus[2]." Mehr wissen wir über die Erziehung der Prinzessin im Einzelnen nichts zu sagen, als daß sie in den Lehren der reformirten Kirche erzogen wurde. Zwar hing das fürstliche Haus der Kettler seit den Tagen, da der livländische Ordensstaat zusammenbrach, streng der Lehre Luthers an, aber es gelang der Herzogin Louise Charlotte, welche gleich ihrem berühmten Bruder und ihrer Schwester, der Landgräfin Hedwig Sophie von Kassel, eine hocheifrige Reformirte war, bei der Erziehung ihrer Kinder mehrfach den Standpunkt ihrer Kirche zur Geltung zu bringen. Nicht allein ein so nachgiebiger Mann, wie der Superintendent Daniel Hafftstein, sondern sogar

[1] „Glückwunschung zu der bevorstehenden Reise ꝛc." von Joh. Herre. Mitau. Gedruckt bei Michael Karnall. In einem Sammelbande des kurländischen Provinzial-Museums.

[2] Briefe Louise Elisabeths an Friedrich Casimir vom 6. Juli 1661, 15. März 1666 und mehrere ohne Datum.

der streng lutherische Superintendent Paul Einhorn[1] unterließen bei der Taufe der fürstlichen Kinder den damals von der lutherischen Kirche besonders betonten Exorcismus und machten der Landesfürstin noch andere Concessionen. Ihre Töchter erzog die Herzogin Louise Charlotte reformirt, entsprechend den Bestimmungen der Ehepacten, welche am 13. Juli 1645 festgestellt worden waren. Diese besagten nämlich, daß „Kinder beiderlei Geschlechts bis ins 7. Jahr von Ihrer Lbd., als der Frau Mutter, in der Furcht des Herrn erzogen werden," Töchter „auch nach der Zeit nicht minder der freyen Mütterlichen education vorbehalten bleiben" sollten, während die Söhne nach diesem Lebensjahre den „Verfassungen und Reversalen" gemäß in der evangelischen, d. h. lutherischen Religion zu unterweisen seien. Neuerdings ist nun gezeigt worden, daß auch der Prinz Alexander von Kurland in Folge des Einflusses seiner Mutter zur reformirten Kirche übertrat und der Herzog Ferdinand bei dem Adel seines Landes ebenfalls in den Verdacht gerieth, seine Confession gewechselt zu haben[2].

Das äußere Leben der Prinzessin Louise Elisabeth war durch die Verhältnisse der Politik nicht unberührt geblieben. 12 Jahre alt, war sie gleich den übrigen Geschwistern in die schwedische Gefangenschaft weggeführt worden, und auch in der Folgezeit brachte es die bedrohte Lage des kleinen Herzogthums mit sich, daß die fürstlichen Kinder zeitweilig in Deutschland, besonders in der Residenzstadt des großen Oheims, ihren Aufenthalt nehmen mußten[3].

Nach dem oben Gesagten versteht man es, daß, als die Frage einer Ehe der Prinzessin mit dem Prinzen von Homburg in Erwägung gezogen wurde, die Frage der Religion selbstverständlich nicht übergangen werden konnte. In den Verhandlungen, welche der Heirath vorausgingen, spielt sie dann auch eine hervorragende Rolle. Prinz Friedrich war schon im Frühjahr (wohl Anfang März) 1690 nach Berlin gekommen, um mit dem Großen Kurfürsten, welcher die Ehe vermittelte, die Ehepacten persönlich im Einzelnen zu besprechen.

Allerdings stand der Prinz innerlich der reformirten Kirche damals bereits näher, als der lutherischen, in deren Lehren er erzogen war, aber äußere Gründe hielten ihn zunächst von einem offenkundigen Glaubens-

---

[1] Ein altes Verzeichniß der fürstl. Kinder nebst Angaben ihrer Geburts- und Tauftage ꝛc. im kurl. Ritt.-Archiv.

[2] Hierüber siehe die Mittheilungen in der Denkschrift zur Gedächtnißfeier des 150jährigen Bestehens des reformirten Gotteshauses in Mitau. S. 5—13 (Victor Felskos Verlag).

[3] Herzog Jacob an Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, d. d. 3. Nov. 1665. Berlin. Staatsarchiv. Orig.-Rep. 9 Nr. 7, S. 5. Copie in meinem Besitze.

wechsel zurück. „Was die Religion betrifft," schreibt der Große Kurfürst an seine Schwester, „da kann ich E. Ld. woll versichern, das er gutte inclination zu Unserer Religion hatt, Wegen seiner Brüder halber muß er es Sich noch nicht merken laßen, er bittet, das in der Heirath Verschreibung solches ausgelaßen Werden möge, erbeudt Sich aber dafür einen revers Unter Seiner handt Undt Siegell zu geben, Welchen man anstellen mogte, so Wie man will, Welches dann auf eines außkumbt."

Wegen der Errichtung der Ehepacten solle der Herzog eine zuverlässige Persönlichkeit aus Kurland absenden, doch würde der Abschluß derselben am besten in Kassel erfolgen, „weill Unsere Schwester des Landtgraffen gans mächtig ist"[2]. Die Landgräfin Hedwig Sophie von Kassel thät denn auch Alles, um den Prinzen geneigt zu machen, in die Ehepacten Bestimmungen aufzunehmen, welche der Confession der kurländischen Prinzessin Genüge leisten sollten. Die Wünsche des herzoglichen Paares in Kurland gingen dahin, daß die Prinzessin in der Ausübung ihres Glaubens unbeschränkt sein, etwa der Ehe entstammende Töchter aber reformirt erzogen werden sollten. Während dieser Verhandlungen ist Hedwig Sophie voll der besten Aussichten, nur bedauert sie, daß der Prinz seinen Glauben nicht wechseln wolle. „Den Revers," schreibt sie an ihren Bruder, den Großen Kurfürsten[3], „werde ich sehen unterschreiben zu lassen, dann J. L. sich ganz nicht weigern; ich glaube aber, es werde doch gut sein, daß in den Ehepakten der Freiheit der Religion auch gedacht werde, sonst möcht' es Gedanken bei den Brüdern verursachen; doch daß es ein wenig gelind aufgesetzt werde, damit sie nicht Bedenken haben dürfen, es zu unterschreiben. Ich habe gehofft, E. L. und Dero Gemahlin würden den Landgraf bekehrt haben, da J. L. bei E. L. waren; nur Gott weiß die Stunde, wann er die Seinigen berufen will, der wird auch die Stunde ersehen, wann er diese Seele in seinen Weinberg berufen wird." Im Juni weiß der Große Kurfürst nach Kurland schon zu melden, daß es mit dem Reverse keine Schwierigkeiten haben werde. In der That wurden diese Schwierigkeiten auch bald gelöst. Als der Prinz im Hochsommer auf seinem Gute Weferlingen schwer erkrankte, faßte er den Entschluß, sich auch äußerlich mit der reformirten Kirche zu vereinigen. „E. L. Sohn," schreibt der Große Kurfürst an seine Schwester, „der Landgraff, ist Unserer Religion geworden, Wie er dan schon Vom Hofprediger Von Kassel das nachtmall auf Unsere ahrdt empfangen hat[3]."

---

[1] Friedrich Wilhelm an Louise Charlotte. d d. 4. März 1670.

[2] Bei Jungfer, l. c. Beilage Nr. 5 (d. d. Kassel d. 14. April 1670).

[3] Friedrich Wilhelm an Louise Charlotte. d. d. Potsdam, d. 6. Sept. 1670. d. d. Cölln a. d. Spree, d. 13. Juni 1670.

War somit eine wichtige Frage gelöst, so blieb noch eine andere, peinlichere zu erledigen. Die Verhandlungen über die Ehepacten und ins Besondere über die materiellen Verpflichtungen, welche die fürstlichen Gatten gegen einander übernehmen sollten, zogen sich in die Länge. Besonders scheint man in Mitau Schwierigkeiten gemacht zu haben. Inzwischen war die fürstliche Braut auf dringende Aufforderung des Großen Kurfürsten und ihres zukünftigen Gatten, welcher ja die Prinzessin noch gar nicht kannte, am 19. Mai in Begleitung eines Herrn von Bistramb von Mitau aufgebrochen, am 21. Juni (1. Juli) um 9 Uhr Abends in Berlin angelangt, wo sie an Stelle des abwesenden Kurfürsten von den beiden älteren Söhnen desselben empfangen wurde. Der Bräutigam der Prinzessin war damals nicht in Berlin, erst am 13. Juli (a. St.) traf er in der brandenburgischen Residenz ein und hatte noch an demselben Abend eine zweistündige Unterredung mit seiner Braut. „Sie gefehldt ihm gar woll, er ist ein überauß lieber Herr," so schreibt Bistramb an die Herzogin Louise Charlotte, und dieser Mittheilung läßt er einige Wochen später folgende Versicherung folgen: „Auch kann ich E. Hochfürstl. Durchl. Unbericht nicht lassen, wie hertzlich die beyde hochfürstl. Personen sich lieben. Gott verbünde ihrer Hertzen; ihr Durchl. die Prinzeßin hatt auffs neuw ein pahr kostbahre ohrgehenge von Sr. Durchl. dem landtgrawen bekommen." Diesem Geschenke folgen noch manche andere, ein Armband mit Diamanten, ja sogar „ein Carosz mit 6 pferden". Die Hochzeit wurde auf Mitte August festgesetzt, da man aller Schwierigkeiten bald Herr zu werden hoffte. Als sich diese Hoffnung zerschlug, wurde die Hochzeit verschoben, bis des Landgrafen Rath Geismar, der mit der Schnellpost nach Kurland reiste, heimgekehrt sein würde und alle „Difficultäten" beseitigt wären[1]. Man kann sich vorstellen, in eine wie peinliche Lage die Prinzessin kommen mußte, als die Verhandlungen dermaßen in Stockung geriethen, daß sich schließlich ihr Ende gar nicht absehen ließ. In erregten Worten geht Louise Elisabeth ihre Mutter an[2], sie möge auf Herzog Jacob einwirken, daß er die billigen Anforderungen des Prinzen von Homburg erfülle. „Auf sohn weis, wan der fürst nichtens sol mittkrigen, wuhns ich mich lieber bey E. L., es wehr besser Als das ich soldte Ungelücklich bey im sein und immer vorwurf haben; hette ich gewust, das es mich so solt gen, nicht 10 pferd hetten mich sollen aus Churlandt Ziegen; ich hab' mich eingebild, es wehr Alles richtig, das ein jede Kind wüste, was es haben sol, Aber nu gett es so. wan ich nicht selber schande darVon hett, ich kem mitt E. L. Hofmeisterin wieder zurück, dan Von liebe Allein kann

[1] Bistramb an Herzogin Louise Charlotte. d. d. Berlin d. 12. Sept. 1670 und mehrere Briefe ohne Datum.

[2] Louise Elisabeth an Herzogin Louise Charlotte d. d. Cölln, d. 9. Oct. 1670.

man nicht eßen. Pasiance. Herr Vater hett das E. L. sollen sagen und mich nicht Ungelücklich machen. Vielleicht will Herr Vater es gern, Gott wird es aber Andehr machen Und Vor mich sorgen, dem stell ich Alles heim, ich glaub, das nicht ein Ungelückliger Mensch Unter dehr sonnen kann sein, Als ich und Gott hadt mich doch Alle Zeit geholfen. E. L. Vergeben mich, das ich mein meinung so frey schreib, Aber was das Hertz Voll ist, gett der muntt ibehr, dan wan ein wurm gethretten wird, so kriempt er sich, Vielmehr ein mens, das sein Verstand hadt." — Sie bittet dringend, im Punkte des Geldes keine Schwierigkeiten zu machen, sie meint, der Prinz von Homburg sei nur ein deutscher Fürst, und die haben nicht Viel zum Beißen. Sie bittet ihre Mutter um Uebersendung ihrer Perlen und um Geld, da sie dessen sehr bedürfe. „Weis nicht, wie ich es mitt das gehldt werde machen, dann ich nichtes kann geleied krigen, in ein firzehn tag sohl die HoZeitt sein; wie ich noch aus Berlin komme, das weiß Gott." Der Prinz schreibe ihr gelegentlich, sie werde der Mutter die Briefe schicken, „aber Unterweillen bringt er solche possen, das E. L. würden lachen". — Mochte so der Prinz seiner Braut in seinen Briefen liebenswürdig entgegentreten, mochte er es, wie oben erzählt, an Aufmerksamkeiten ihr gegenüber nicht fehlen lassen, so war er doch keineswegs gesonnen, die Ehe zu schließen, ehe er genau wußte, was er in materieller Hinsicht zn erwarten hatte. Vielleicht gehen wir nicht irre in der Annahme, daß in den zwei von einander nicht unerheblich abweichenden Entwürfen zu Ehepacten, die sich erhalten haben, jener Widerstreit der Interessen des Herzogs von Kurland und seines Schwiegersohnes seinen deutlichen Ausdruck findet. In dem einen derselben, welchen, wie wir sehen werden, der neueste Biograph des Prinzen von Homburg mit Unrecht als die abgeschlossenen Ehepacten ansieht und veröffentlicht, sind die Leistungen des Landgrafen an seine zukünftige Gemahlin geringer bemessen, die Verpflichtungen des Herzogs seiner Tochter und deren Gemahl gegenüber dagegen viel größere, als in dem anderen Projecte, welches sich abschriftlich in der dorpater Universitätsbibliothek erhalten hat. Haben wir in dem letzteren die Formulirung der Vorschläge des Herzogs zu sehen, so dürfte das erstere uns dagegen zeigen, wie sich dieselben im Laufe der durch Geismar in Mitau geführten Verhandlungen allmählich veränderten und den Wünschen des Landgrafen sich näherten; freilich nicht in dem Maße, daß die Differenzen der beiden contrahirenden Theile sich gänzlich lösten, denn, wie die späteren Mittheilungen zeigen werden, wurden Verhandlungen über erst abzuschließende Ehepacten noch nach der Hochzeit der Prinzessin Louise Elisabeth zwischen Berlin und Mitau gepflogen. Daß wir es in diesen beiden Entwürfen eben nur mit solchen zu thun haben, dürfte sich auch daraus ergeben, daß die beiden Actenstücke nicht datirt sind, was bei einer

rechtskräftig vollzogenen Urkunde kaum der Fall gewesen sein wird. Suchen wir uns nun den wesentlichsten Inhalt dieser Actenstücke zu vergegenwärtigen, die, wenn auch nur Entwürfe, zum großen Theile gewiß den schließlich vereinbarten Ehepacten entsprochen haben dürften. Das beiderseitige Heirathsgut wurde auf je 20,000 Rthl. festgesetzt. Dazu sollte der Prinz von Homburg seine Gattin „nebst Ueberreichung eines rühmlichen Kleinodes oder anderer fürstl. Praesents mit 4000 Gulden — — — bemorgengaben, sowie zum täglichen Handpfennig und Spielgelde, auch Ihrer selbsteigen Kleidung jährlich auf 3 Termin 2000 Gulden zeit seines Lebens auszahlen". Abweichend davon erscheint in dem einen Projecte statt der letztgenannten Summe die von nur 1000 Gulden. Ferner sollte der Prinz „eine Hofmeisterin, drei adelige Jungfern, Kammer- und andere Mägde nach Nothdurft, einen Junker, 2 Pagen und zwei Lakaien mit Besoldung, Kleidung und andern Zubehör zu versorgen und zu unterhalten" haben. Minder greifbar waren die Aussichten, welche nach diesen beiden Entwürfen Herzog Jacob seinem Schwiegersohne machte. Er übernahm „seine Tochter mit fürstl. Geschmück, Kleidern, Kleinodien, Silbergeschirr und allen anderen — —" zu versehen. „Ferner wollen wir, Jacobus ꝛc., Unsere Tochter über obberührte Ehegelder noch mit einer Summa von 60000 Rthl. dergestalt versehen haben, daß, sobald wir entweder aus Polen, Schweden oder anderen Oertern unsere Schulden werden mächtig werden können, dieselbe an gewiße Oerter, es sei Städt oder Ambter auf interesse geleget werden sollen, damit Se. L. der Landgraf Friedrich die Zinse jährlich daraus habe und so lange Er lebet, zu Seinem und Seiner Gemahlin Nutzen und Frommen anwenden möge, das Kapital aber an selbigen Ort unverrückt verbleibe. Sollten Wir aber die Gelder nach Erlegung der Ehegelder nicht mächtig werden können, alsdann Wollen Wir gedachte summa mit 5 pro cento verzinsen und jährlich zustellen." In dem den Ansprüchen des Landgrafen mehr gerecht werdenden Projecte erscheinen zwar statt der 60,000 Rthl. 70,000, aber es scheint sich bei den Differenzen zwischen Herzog Jacob und seinem Schwiegersohne weniger um die Größe der Summe, als vielmehr um die große Unsicherheit derselben gehandelt zu haben. Die Anwartschaft auf Gelder, welche dem Herzoge aus Polen und Schweden (wohl als Kriegsentschädigung von den Kriegsjahren 1655—1660 her) zustanden, oder welche er „an anderen Oertern", etwa in Holland, Dänemark, Spanien, Portugal, Frankreich, für fortgenommene Schiffe zu fordern hatte, war in der That eine so problematische, daß man sich nicht wundern kann, wenn der Prinz von Homburg mit so unsicheren Factoren nicht rechnen wollte. Noch im Sommer des folgenden Jahres (1671) richtete der Große Kurfürst, der sich dem Prinzen gegenüber dazu für verpflichtet erachtete, ein geharnischtes Schreiben an seine Schwester in

Mitau[1]. „Ob ich zwahr bedencken getragen, mehr zu schreiben, weill ich aber sehe, das ohn E. Ldn. Undt Dero H. Seiten so Ungereimbte Dinge in die ehepacten gebracht, so hab ich mich nicht enthalten können, noch für diesses mahl dieselben zu erinnern Und zu gemüthe zu führen, ob man mitt eelichen Leuten solchergestaldt handelten Und gleichsam in April schicken, Wie man den Landtgraffen thut, in die everschreibung (Eheverschreibung), da man Ihn mitt die gelder baldt nach Schweden, baldt nach Engellandt auff Ungewiße forderungen weisset, dieses mag der Gebrauch in Churlandt zwischen den Bauern sein, aber in Deutschland Unter den fürstlichen persohnen ist es nicht herkommen, noch erheret. Werden darumb bitten Undt ermahnen Ew. Ld. itzo Undt für alle mahl, dieselben Wollen sich nehbenst dero H. begreiffen und hierin thun, was recht Undt billigkeitt mitt sich führet Undt solche ungewiße anweisungen in gewiße anweisungen verendern, damit ich sehen möge, das meine Wolgemeinten erinnerungen so zu Ihrer beiderseits häussere Wolfahrt Undt ehre gerichtet, nicht vergeblich geweßen sey, Ich zweiffele nicht, da noch in Ew. Ld. beiderseits einige ehre und generositet sey, dieselben werden hierin Sich eines andern bedencken Undt hierin dergestaldt verfahren, Wie es Unter Fürsten Herkommens Undt Ihnen beiderseits zu keiner blame und Verkleinerung gereichen möge." Es ist das eine offene Sprache, und sie scheint auch nicht ohne Erfolg geblieben zu sein. Leider besitzen wir nicht das schließlich ratificirte Abkommen. Auf die aus demselben sich ergebenden Zahlungsverbindlichkeiten werden wir noch mehrfach zurückzukommen Gelegenheit haben. A. Seraphim.

(Schluß folgt.)

[1] Friedrich Wilhelm an Louise Charlotte von Kurland, d. d. Potsdam, den 16. Juni 1671.

Erinnerungen des Bibliothekars Emil Anders

(1810—1840)

nebst einer Biographie und Charakteristik des Verfassers, herausgegeben von L. v. Schroeder.

Es ist bald ein Lustrum her, seit der ehemalige Bibliothekar der dorpater Universität Emil Anders, fern von der Stätte seiner langjährigen Wirksamkeit als hochbetagter Greis seine Augen für immer geschlossen. Mit ihm wurde einer der besten und edelsten Männer, die in baltischen Landen gelebt und gewirkt, einer der treuesten Söhne Dorpats zu Grabe getragen, der mit dem Leben und Treiben der Musenstadt am Embachstrand seit dem Beginn des Jahrhunderts bis in unsere Tage hinein so vertraut war, wie kaum ein Anderer, und der diese Stadt und das ganze baltische Land heiß und innig liebte mit der ganzen Kraft seines liebereichen Herzens; ein Mann, der durch pflichtgetreue Erfüllung seiner beruflichen Arbeit, durch Reinheit des Charakters und Adel der Gesinnung Anderen ein leuchtendes Vorbild gewesen; der während seines langen Lebens unter uns so viel Liebe und Freundschaft genossen, wie nur Wenige, und der diese Liebe und Freundschaft auch wie nur Wenige verdiente.

Als er starb, haben die Zeitungen unseres Landes seiner in ehrenvollen Worten des Nachrufs gedacht, und manches Blatt der Erinnerung ward auf dem Grabe des hochverdienten Mannes niedergelegt. Aber seine seltene Persönlichkeit ebensowohl, wie seine großen Verdienste um eines der wichtigsten Institute unserer Landesuniversität mußten es als eine fast selbstverständliche Forderung der Pietät erscheinen lassen, daß solche Erinnerungsblätter gesammelt an einer Stätte niedergelegt würden, wo sie als bleibendes Denkmal dessen, was dieser Mann einst gewesen, vor der Gefahr gesichert sind, als

lose Blätter von dem Winde verstreut zu werden und der Vergessenheit anheimzufallen. Das sprechend ähnliche, schöne Bild des Verstorbenen, vom Maler Bogatzky in Petersburg gemalt, das uns den Greis im reichen Schmuck des schneeweißen Haares und Bartes zeigt, ist an der Stätte seiner langjährigen Arbeit, in der dorpater Universitätsbibliothek, zu dauerndem Gedächtniß aufgestellt. Kein anderer Ort aber dürfte wohl so dazu angethan sein, das Bild seines Lebens aufzunehmen, kein Organ so sehr dazu berufen, das Andenken eines der besten Söhne baltischer Lande zu erneuern, als die „Baltische Monatsschrift".

Zu solcher Erneuerung des Andenkens an Emil Anders liegt aber jetzt noch ein besonderer und zwar ein sehr erfreulicher Anlaß vor.

Anders hat in den letzten Jahren seines langen Lebens auf wiederholte Bitte und Anregung von Seiten seiner Freunde und Verwandten die Erinnerungen seines Lebens aufzuzeichnen begonnen, und das umfangreiche Manuscript dieser Erinnerungen ist zusammt den übrigen hinterlassenen Papieren des hochverehrten väterlichen Freundes dem Schreiber dieser Zeilen von den Söhnen des Verstorbenen behufs literarischer Verwerthung anvertraut worden. Außer den erwähnten Aufzeichnungen der letzten Jahre finden sich unter diesen Papieren: 1) eine größere Anzahl zum Theil sehr schöner Gedichte und wohlgelungener metrischer Uebersetzungen aus fremden Sprachen, insbesondere aus dem Russischen und Französischen; 2) die Schilderung einer im Jahre 1822 ausgeführten Reise nach St. Petersburg; 3) sechs wohlausgearbeitete, inhaltreiche Vorträge, von denen die ersten drei Schiller, Jean Paul und Shakespeare behandeln, während die letzten drei der geschichtlichen Johanna von Orleans gewidmet sind.

Die Erinnerungen seines Lebens aufzuzeichnen hat Anders leider etwas zu spät unternommen. Der 80jährige Greis war nicht mehr im Stande, den reichen Schatz, der in seinem Gedächtniß ruhte, in ganzer Fülle schriftlich zu fixiren. Er begann naturgemäß mit der Schilderung seiner Kindheit und Jugendjahre, kam aber nur bis in die erste Zeit seiner amtlichen Wirksamkeit an der dorpater Universitätsbibliothek; überhandnehmende Schwäche des Alters und der schließlich eintretende Tod verhinderten ihn daran, weiter fortzufahren. Es ist nur ein Bruchstück dieses langen und reichen Lebens, das uns die „Erinnerungen" vorführen. Ferner war dem Verstorbenen nicht mehr möglich, das vorliegende Manuscript in eine druckfertige Form zu bringen; er hat die Feder mitten in der Arbeit niedergelegt. So ist dem Schreiber dieser Zeilen die Thätigkeit eines Redacteurs der Andersschen Erinnerungen zugefallen. Manches war da zu feilen und zu glätten, Manches mußte ausgeschieden, Manches anders geordnet werden, als es von Anders' Hand geschrieben vorlag; aber die Arbeit war keine

unfruchtbare, sie war lohnend und genußreich, und der Schreiber dieser Zeilen bekennt gern, daß es ihm, ganz abgesehen von der Pietätsempfindung, die ihn dazu trieb, eine wirkliche Freude gewesen ist, diese Arbeit auszuführen; denn es sind ansprechende, höchst interessante Schilderungen aus dem alten Dorpat, in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts (etwa 1810 bis 1840); manche längst dahin gegangene Persönlichkeit erscheint in lebendigen, charakteristischen Zügen vor unseren Augen; manche Sitte, manche Einrichtung der alten Zeit taucht vor uns auf. Diese Bilder aus dem alten Dorpat sind mit warmer Liebe entworfen, mit feinem Sinn, mit der richtigen Empfindung für das, was damals gut war, aber durchaus ohne Ueberschätzung der „guten alten Zeit". Die Schilderung enthält gar manche culturhistorisch und namentlich localhistorisch interessante Mittheilung, und — last not least — ein goldener Humor durchzieht und würzt das Ganze.

Hier steht der „alte Anders" in derjenigen Eigenschaft vor uns, die stets besonders an ihm hervortrat und nicht wenig zu der großen Beliebtheit beigetragen, deren er sich während seines ganzen Lebens erfreut hat: als liebenswürdiger Erzähler, vor Allem Erzähler aus der „alten Zeit".

Ein hervorragender Zug in Anders' Charakter war seine treue Liebe und Anhänglichkeit an die baltische Heimath und speciell an seine Vaterstadt Dorpat, mit welcher er ganz verwachsen war. Hier an dem Orte seiner Kindheits- und Jugenderinnerungen, seiner Mannesjahre und Amtswirksamkeit interessirte ihn Alles und Jedes. Es ist dem Schreiber dieser Zeilen eine unvergeßliche und rührende Erinnerung, wie der alte, fast achtzigjährige Mann bei seinem letzten Besuche in Dorpat, im August des Jahres 1884, alle Straßen und Plätze der Stadt aufsuchte, um überall das Alte wieder zu begrüßen, das Neugewordene in Augenschein zu nehmen. „Hier interessirt mich jede Veränderung, jedes neue Haus — äußerte er — und von jedem Hause, von jedem Platze könnte ich Euch Geschichten erzählen."

Mit der Vergangenheit Dorpats und speciell der Universität, mit der Geschichte unserer localen Gesellschaft aufs Nächste vertraut, unerschöpflich reich an Personalkenntniß, mit einem treuen Gedächtniß auch für das kleinste Detail ausgestattet, war er für die Jüngeren geradezu eine lebendige Chronik der Stadt und der Universität. Dabei hatte er in hervorragendem Grade die Gabe, in charakteristischen Zügen das Bild vergangener Zustände und einst hier lebender Persönlichkeiten vorzuführen, und verstand es, solche Schilderungen durch Hervorhebung manches heiteren, launigen Zuges in liebenswürdiger Weise zu würzen. Aber so gern er auch von der Vergangenheit sprach und erzählte — er hing nicht an ihr mit irgend welchen sentimentalen Empfindungen. Er freute sich des Fortschritts und nahm bei dem Rückblick in die Vergangenheit gern die Gelegenheit wahr, die glücklichen

Besserungen der späteren Zeit hervorzuheben. Nie, auch im höchsten Alter nicht, klagte er über die entschwundene gute alte Zeit. Als echter Idealist blieb er frisch und begeisterungsfähig für alles Gute, was die neue Zeit mit sich brachte und freute sich dessen mit vollem Verständniß.

Alle diese Eigenschaften von Anders treten in den „Erinnerungen" mehr oder weniger deutlich hervor und können nicht verfehlen, dieselben zu einer überaus anziehenden Lectüre zu machen, vor Allem für einen Jeden, der, in baltischen Landen erwachsen, ein specielles Interesse für Dorpat und für die Universität hat. Allerdings wird Derjenige, der die humoristischen Geschichten aus alter Zeit noch aus Anders' eigenem Munde zu hören das Glück hatte, den charakteristischen Vortrag des Erzählers, sein Mienenspiel und seine Gesten vermissen. Anders verstand es in hohem Grade, die Stimme, den Dialekt, die Eigenart des Sprechens der vorgeführten Persönlichkeiten nachzuahmen, und dies Talent trug nicht wenig dazu bei, seine Geschichten lebendig und anziehend zu machen. Das ist mit dem liebenswürdigen Erzähler unwiderbringlich in's Grab gesunken. Aber auch ohne das werden die „Erinnerungen" unfraglich allgemein interessiren und fesseln.

Eine ganz andere Seite von Anders' Persönlichkeit tritt uns in seinen hinterlassenen Gedichten entgegen, von denen wir eine kleine Auswahl mit den nothwendigen Erläuterungen den Erinnerungen als gewiß nicht unwillkommene Ergänzung folgen lassen wollen. Hier zeigt sich Anders als eine tief empfindende poetische Natur, mit der Gabe, seiner Empfindung den entsprechenden Ausdruck in Worten zu verleihen, und durchaus die poetische Form beherrschend. Insbesondere eine größere Anzahl Sonette dürfen als wirklich schöne Gedichte bezeichnet werden, die der Veröffentlichung durchaus werth sind. Mit diesen poetischen Schöpfungen war Anders ungemein zurückhaltend. Die wenigsten seiner Freunde haben dieselben gekannt, und selbst seinen Kindern hat er bei Lebzeiten nicht Alles mitgetheilt. Es hing dies mit einem stark ausgeprägten Zuge seines Charakters zusammen, seiner außerordentlich großen Bescheidenheit, die ich nicht anstehe eine übergroße zu nennen, wenn sie auch gewiß nicht wenig dazu beigetragen hat, ihn in dem Kreise der Freunde, mit denen er lebte, so ungewöhnlich beliebt zu machen. Er dachte nicht groß von seinen Gaben, seiner Befähigung für wissenschaftliche oder dichterische Production. Sein Ideal, das er schon als Jüngling, ja als Knabe, mit leidenschaftlichem Enthusiasmus erfaßte, dem er mit der ganzen Energie seines Wesens während seines langen Lebens zustrebte, es war dasselbe, das wir auch als Ideal der großen Blüthezeit unserer Literatur bezeichnen müssen, in welche Anders' Kindheit und Jugendzeit noch hinein fällt: das Ideal einer möglichst umfassenden Ausbildung der gesammten Persönlichkeit nach Maßgabe ihrer Kräfte, einer wahrhaft humanen Bildung,

die Wissenschaft und Kunst, so weit dies irgend erreichbar, allseitig zu erfassen strebt[1].

Wie klar dieses Bildungsideal ihm schon in jungen Jahren vor den Augen stand, mit welcher Begeisterung er sich demselben weihte, dafür legt ein schönes Zeugniß ab die Beschreibung der Reise nach St. Petersburg im J. 1822. Als Anders diese Reise machte, war er ein junger Mann von 16 Jahren. Die bald darauf entworfene Schilderung derselben offenbart eine geistige Reife, die auf dieser Altersstufe durchaus überraschend und ungewöhnlich genannt werden muß; sie lehrt uns ferner die feine Beobachtungsgabe des jungen Mannes kennen, zeigt ihn in hohem Grade vertraut mit der Kunst des schriftlichen Ausdrucks, die in jener Zeit noch sehr gepflegt wurde, und wirkt überaus erwärmend durch den an vielen Stellen deutlich hervortretenden Enthusiasmus für das oben bezeichnete Ideal. Aus der Schilderung dieser Reise muß Jedermann den Eindruck gewinnen, daß er hier eine geistig bedeutende Persönlichkeit vor sich hat, zumal wenn man in Betracht zieht, daß es ein Jüngling ist, der so beobachtet und sowohl inhaltlich als auch formell so vorzüglich schildert. Auch diese Arbeit gedenken wir ganz oder theilweise späterhin den Lesern dieser Zeitschrift vorzulegen.

Wieder von einer anderen Seite lernen wir Anders durch die Vorträge über Schiller, Jean Paul und Shakespeare kennen, die bei Gelegenheit der Säcularfeier dieser Dichter in den Jahren 1859, 1863 und 1864 gehalten wurden. In diesen Vorträgen, die er im reifsten Mannesalter ausgearbeitet, tritt uns Anders als feiner Kenner der Literatur, als verständnißvoller Verehrer der großen Dichter entgegen; und der Umstand, daß er es war, dem man drei Mal an so bedeutsamen Tagen die Festrede übertrug, legt deutlich Zeugniß dafür ab, daß er in dem literarischen Leben der Stadt Dorpat eine leitende Stellung einnahm. Alle drei Vorträge sind im Locale der Ressource vor einer größeren Versammlung Gleichgesinnter gehalten, und mancher ältere Dorpatenser erinnert sich noch heute gern jener interessanten Stunden. Die drei Vorträge „über die geschichtliche Johanna von Orleans", von gründlichen Studien zeugend, wurden im Jahre 1868 im dorpater Handwerkerverein gehalten.

Anders' Leben war keineswegs durch bedeutende Ereignisse und Erlebnisse ausgezeichnet; es spann sich dasselbe in seltener Ruhe und Stetigkeit ab in dem gleichen Kreise der amtlichen Arbeit, des geselligen und des Familienlebens; aber innerhalb dieses Kreises war es ein ungewöhnlich reiches, ein schönes und fruchtbares Leben.

Emil Alexander Lorenz Anders wurde den 18. Mai

[1] Im deutlichen Gegensatz zu der heute durchaus vorherrschenden specialistischen Fachbildung.

d. J. 1806 in Dorpat geboren, als Sohn des damaligen Kreisschulinspectors, nachmaligen Bibliothekssecretärs Carl Samuel Anders. Er besuchte zuerst die Kreisschule, dann das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog i. J. 1823 die Universität daselbst, um sich, dem Wunsche seines Vaters entsprechend, dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen. Während der bis zum Jahre 1826 dauernden Studienzeit beschäftigte er sich aber hauptsächlich mit altklassischer Philologie, Literatur und Kunstgeschichte, „das Land der Griechen mit der Seele suchend". Nichtsdestoweniger absolvirte er das juristische Studium als Candidat. Schon am 1. Mai d. J. 1826, nach kaum vollendetem Triennium wurde Anders als stellvertretender Bibliothekar-Gehilfe bei der dorpater Universitätsbibliothek angestellt. Im Juni des Jahres 1835 erhielt er die Stellung des Bibliothekssecretärs und im December 1860 diejenige des Bibliothekars, welches Amt er bereits seit dem 21. Nov. 1842 neben den amtlichen Obliegenheiten des Bibliothekssecretärs verwaltet hatte. Er leitete die dorpater Universitätsbibliothek bis zum 13. Oct. 1871, an welchem Tage seine Emeritirung erfolgte. Anders lebte hierauf noch einige Jahre in Dorpat, um dann zuerst zu seiner ältesten Tochter, der Gräfin Magda von Stenbock, auf das Gut Kolk in Estland, später nach St. Petersburg überzusiedeln, wo er im Kreise seiner Kinder einen schönen Lebensabend verbrachte und am 13. April d. J. 1887 im fast vollendeten 81. Lebensjahre starb.

Die berufliche Arbeit seines langen Lebens hat Emil Anders, wie aus dem Vorstehenden zu ersehen, ausschließlich ein und demselben Institute gewidmet — einer Anstalt, die dazu bestimmt ist, dem heiligen Feuer der erkenntnißsuchenden Forschung beständig neue Nahrung zuzuführen, und die nicht wenig dazu beiträgt, Dorpat zum Mittelpunkt aller wissenschaftlichen Arbeit in baltischen Landen zu machen — der Bibliothek unserer Universität. Des Amtes, das ihm hier geworden, hat er mit seltener Treue gewartet.

Will man Anders' Verdienst um die Universitätsbibliothek recht ermessen und würdigen, so muß man sich von Männern aus jener alten Zeit erzählen lassen, wie es vor ihm mit diesem Institute bestellt gewesen, mit welchen Schwierigkeiten er zu kämpfen gehabt. Als er — zunächst als Gehilfe seines Vaters, des damaligen Bibliothekssecretärs C. S. Anders — in jungen Jahren die Arbeit an der Bibliothek begann, war es mit dieser noch gar dürftig bestellt. Es existirte noch kein Katalog, die Bedienung war eine höchst mangelhafte, ja kaum vorhanden. Jedes Buch, das verlangt wurde, mußte Anders selbst aufsuchen, herbeiholen, aufschreiben und jedes zurückgebrachte wieder ausstreichen und auf's Repositorium zurücktragen — eine Arbeit, deren Beschwerlichkeit nur Wenige ganz zu ermessen vermögen. Dann begann die Arbeit der Katalogisirung. Von den noch vorhandenen alten

systematischen Katalogen ist der juristische — ein mächtiger Folioband — von Anders nach eigenem Plane angelegt und durchweg von seiner Hand geschrieben; die anderen Bände wurden unter Morgensterns Leitung von verschiedenen Personen geschrieben, doch auch in ihnen begegnet man überall Anders' Handschrift. Von dem später unternommenen Zettelkataloge ist der der sog. Morgensternschen Bibliothek wiederum durchgängig von Anders selbst geschrieben. Rastlos, unablässig arbeitete er zum Nutzen der Bibliothek; in ihrem Dienste war er unermüdlich. Er that nicht nur, was die Pflicht gebot; er that weit mehr, denn ihm war die Bibliothek an's Herz gewachsen. Gegenüber den Besuchern derselben war er stets freundlich und dienstbereit, aber auch sehr bestimmt und energisch, wenn es galt, das Interesse des ihm anvertrauten Instituts zu wahren. Fünfundvierzig Jahre lang (1826 bis 1871) hat er demselben gedient; standen ihm auch später bei dieser Arbeit sehr tüchtige Kräfte zur Seite, so ist es doch nicht zu viel, wenn man sagt: durch ihn und unter ihm ist die Bibliothek emporgewachsen und zu dem geworden, was sie gegenwärtig darstellt.

Aber die Last der Berufsarbeit war nicht im Stande, ihn daran zu hindern, seiner eigenen geistigen Weiterbildung zu leben. Mit staunenswerther Arbeitskraft und Frische, mit seltenem Eifer wußte er sich eine so umfassende Bildung anzueignen, wie sie nur selten gefunden wird. Von Hause aus Jurist, hatte er sich bald der klassischen Alterthumswissenschaft zugewandt und bevorzugte weiterhin in langjähriger Arbeit die sprachlichen, literarischen, ästhetischen, historischen und geographischen Studien. Für das klassische Alterthum war und blieb er begeistert. Er hatte von der griechischen und römischen Literatur viel gelesen, unterrichtete mit Vorliebe auf diesem Gebiete und vertrat bis in sein höchstes Alter jedem etwaigen Angriff gegenüber energisch und aus vollster Ueberzeugung die klassischen Studien als die Grundlage unserer Bildung. Dabei beherrschte er von den neueren Sprachen das Russische, Englische, Französische und Italienische, und zwar in gründlichster Weise. Zum Studium der russischen Sprache und Literatur wurde er als Student durch einige russische Freunde und Altersgenossen, vor Allem den Dichter Jasykow und dessen Freund Tatarinow, angeregt, und bald schwärmte er für Puschkin und die romantische Schule der Russen; dies führte ihn dann auch zu weiteren umfassenderen Studien auf dem Gebiete der russischen Literatur. Später lernte er das Englische kennen, und die Vertiefung in die englische Literatur nahm ihn viele Jahre so sehr in Anspruch, daß alles Andere dem gegenüber in den Hintergrund trat. Für die deutsche klassische Literatur schwärmte er seit der Zeit, wo er als Knabe in einem Holzstall im Hofe des elterlichen Hauses über Schillers Jungfrau von Orleans Ströme von Thränen vergossen hatte. Zum Studium des

Französischen war er früh durch den Vater angeregt worden, welcher mit der französischen Sprache und Literatur sehr vertraut war und sich besonders mit der französischen Aufklärungsliteratur beschäftigte. Das Italienische hatte er zuerst als Vorbereitung zu einer Reise nach Italien erlernt und gleich mit der ihm eigenen Gründlichkeit betrieben.

Vermöge dieser umfassenden Bildung und des lebendigen Interesses, mit welchem er alle neuen Erscheinungen von Bedeutung erfaßte, gehörte er in literarischer Hinsicht zu den anregendsten Persönlichkeiten der Stadt Dorpat. Er las gern und oft vor, und es war ein Vergnügen, ihm zuzuhören; denn er las höchst ausdrucksvoll, mit einer Kraft und Wärme der Begeisterung, die unwillkürlich fortriß. Stets durch eine bedeutende Dichtung, die er vorlas, selbst tief innerlich erfaßt und bewegt, theilte er seine Empfindung unwillkürlich auch dem Zuhörenden mit, und darin lag das eigentliche Geheimniß, das den Zauber seines Vorlesens ausmachte. Auch noch als Greis im schneeigen Haar hatte er sich diese Kraft der Begeisterung, die Andere mit fortriß, erhalten.

Ein Jahre lang dauernder Leseabend und ein englisches Kränzchen welchem namentlich auch eine Reihe von Professoren angehörten, waren Mittelpunkte dieser Interessen, und bei festlichen Gelegenheiten literärischen Charakters mußte Anders, wie wir schon gesehen haben, wiederholt den Redner machen, so wenig er es im Ganzen liebte, mit seiner Person an die Oeffentlichkeit zu treten.

Die große Beliebtheit, deren sich Anders andauernd erfreute, war aber nicht blos in seiner umfassenden literarischen und humanen Bildung, in seinem Vorlesertalent, seiner Unterhaltungsgabe begründet, sondern sie beruhte in nicht geringerem Grade auf der seltenen Reinheit seines Charakters, dem Adel seiner Gesinnung, der Treue und Zuverlässigkeit seines Wesens, der Wärme und Unwandelbarkeit seiner freundschaftlichen Empfindung. Sonst überaus wohlwollend und tolerant, haßte er doch Eins: kleinliche Gesinnung und engherzige Philisterhaftigkeit. „Das denkt wie ein Seifensieder," pflegte er in solchem Anlaß wohl zu sagen. Seiner liebenswürdigen Bescheidenheit ist bereits früher gedacht worden. Dabei aber war er ein durchaus furchtloser Mann, muthig und fest auch Höhergestellten gegenüber und doch ohne jede Schroffheit und Härte — eine selten glückliche Mischung des Wesens, die ihm durch manche Schwierigkeiten des Lebens hindurch half und ihn zu einem Vertrauensmanne selbst derjenigen Vorgesetzten machte, mit denen Andere nur schwer sich abzufinden wußten.

Zu Anders' näherem Freundeskreise gehörten der bekannte hochverdiente Dr. med. Faehlmann, der allgemein beliebte und verehrte Professor der Medicin Johann Erdmann, der nicht minder ausgezeichnete Professor und

praktische Arzt Piers Walter, der Dr. med. Vogelsang, Anders' Vetter, der Dr. Fr. Brock, der Professor der Geschichte Carl Rathlef, der Gouvernements-Schuldirector Julius von Schroeder, der Professor der Nationalökonomie Eberhard Friedländer, der nachmalige berliner Professor Carl Reichart, der geistvolle Kunstgelehrte Carl von Liphart, der spätere Professor der Landwirthschaft Carl von Hehn, der feingebildete Franzose Pezet de Corval, ein Emigrant von vornehmer Geburt, der liebenswürdige Alexander von Rennenkampff, der durch literarische Interessen ausgezeichnete ehemalige Director des Veterinärinstituts Jessen; der Kreisfiscal Ed. v. Rieckhoff, der Dr. med. Schönfeldt und der Besitzer von Choudleigh, von Wilcken, — drei echte alte Burschenschafter aus Anders' Zeit; ferner der Professor Ed. Osenbrüggen, der Dichter Carl von Stern, der Naturforscher und Dichter Alexander von Schrenck, der Dr. med. G. Bröcker u. A. m.

Schlicht und anspruchslos war Anders' Lebensführung, aber die oben geschilderten Charaktereigenschaften und der gediegene geistige Inhalt, die anregende Fähigkeit seiner Person zogen viele Freunde in das bescheidene Haus am Fuße des Techelferschen Berges.

Anders lebte in glücklichster Ehe mit seiner Frau Pauline, geb. Gräfin Stenbock, Tochter des Grafen Johann Diedrich Stenbock. Die Liebe zu ihr erfüllte sein Leben, sie hat ihn zu den schönsten seiner Gedichte begeistert. Als sie ihm wenige Jahre vor seinem Tode entrissen wurde, war er ganz gebrochen und konnte sich von dem schweren Verluste nie mehr erholen. An seinen Kindern erlebte er viel Freude. Die beiden Söhne leben gegenwärtig in angesehener Stellung in St. Petersburg, beide Töchter sind glücklich verheirathet. Das Verhältniß zwischen dem Vater und den Kindern war ein ungewöhnlich inniges, es hat wie milder wärmender Sonnenschein die letzten Lebensjahre des Greises verschönt. Er brachte dieselben im Kreise seiner Kinder zu, und in dieser Zeit schrieb er die „Erinnerungen".

Der Arzneischatz der Aerzte Rigas vor 300 Jahren.

Im Beginn dieses Jahrhunderts war die Kenntniß der Bezeichnung und der Anwendung der Arzneimittel, selbst bei dem gebildeten Publicum im Ganzen sehr gering. Man kannte die Hoffmannstropfen und den Fliederthee, man brauchte Mebesschen Brustthee gegen die gewöhnlichen Hustenanfälle, das Wiener Tränkchen war sehr beliebt, in sehr schlechtem Ruf stand aber Calomel, das nach dem Beispiel der englischen Aerzte in so vielen Krankheiten, in großen Gaben verordnet, wackelnde und ausfallende Zähne, Speichelfluß und verdorbenes Zahnfleisch als Nachwirkung hinterließ, Moschus aber galt gleichsam als letzte Oelung und wie ein stillschweigendes Bekenntniß von Seiten der Aerzte, daß nun mit diesem Kranken nichts mehr zu machen sei. Von Mineralwassern war fast gar nicht die Rede, höchstens wurde hier und da eine Kruke Selters geleert; dafür waren aber als Frühjahrscuren sehr beliebt Molken und die so abscheulich schmeckenden frisch ausgepreßten Pflanzensäfte aus Löwenzahn, Schafgarbe, Cichorien ꝛc. Das hat sich im Laufe der Jahrzehnte sehr verändert. Zuerst wurde das Chinin bekannt, schreckte aber noch sehr vor seinem allgemeinen Gebrauch zurück durch seinen hohen Preis, doch dieser ermäßigte sich später, und nun wird es mehr gehandhabt von den Händen der Laien als von den Aerzten. Dann wurde das Morphium in den Gebrauch eingeführt, wurde aber erst durch die Pravazsche Spritze zu subcutanen Injectionen in der größten Ausdehnung in das große Publicum eingeführt. Eben so allgemein bekannt wurden allmählich Jod und Jodkalium, Bromkalium, Bittermandelwasser, Chloroform und Chloralhydrat. Durch die Vergiftungsfälle mit Coniin, Nicotin, Strychnin, Colchicin, Digitalin wurden diese Alkoloide den Laien bekannt. Populäre Schriften, Zeitungsartikel, die häufigen Anzeigen in den

Tagesblättern machten nicht nur die Namen der wirksamsten Arzneimittel der Laienwelt geläufig, sondern gaben ihr auch sehr vollständige Kenntniß von der Wirkungssphäre der einzelnen Mittel, so daß die allgemeine Benutzung dieser so kräftig wirkenden Substanzen noch viel weiter verbreitet wäre, als sie es jetzt ist, wenn nicht die strengen Medicinalgesetze über die Verabfolgung dieser Mittel der häufigen Anwendung derselben in Laienhand ein Hinderniß in den Weg legten. Und in der That, es ist nicht zu leugnen, daß namentlich Chinin und Morphium durch die oft unleugbar rasche Beruhigung und Besänftigung der Schmerzen und des Fiebers, wenigstens für einige, wenn auch kurze Zeit, die größte Zuneigung der Krankenwelt sich erworben haben und sich immerfort täglich erwerben, obgleich es jetzt Jedem bekannt ist, daß der anhaltende Gebrauch beider Mittel für die Dauer die schlimmsten Folgen mit sich führt. — Es liegt wohl ganz nahe, daß Kranke, die mit dankbarem Herzen der eben erfahrenen Hilfe durch Chinin oder Morphium sich erfreuen, sich nicht selten mit der Frage beschäftigen mögen, was wohl unsere Vorfahren zum Beispiel vor 300 Jahren in ähnlichen Leiden angewendet haben, wie sie ihre heftigen Schmerzen gestillt, wie sie das tobende Fieber gebändigt, wie sie überhaupt gegen die meisten Krankheiten vorgegangen sind, da mit wenig Ausnahmen fast alle Mittel der Neuzeit damals vollständig unbekannt waren. Durch ein günstiges Geschick sind wir in den Stand gesetzt, über diese Gegenstände recht ausführliche Kunde geben zu können. Es wurde nämlich im J. 1866 bei der Durchsicht der medicinischen Abtheilung der rigaschen Stadtbibliothek unter Nr. 1008 ein dem Dispensatorium des Valerius Cordus angebundenes, reichhaltiges Manuscript des Michael Braverus cand. med. & phil. ꝛc. aus dem Jahre 1649 von mir gefunden. In diesem Manuscript werden mitgetheilt alle Mittel, die Anno 1649 in der Winter-Revision der rigaschen Apotheken und auch im Jahre 1614, 1622, 1627 in ihnen gefunden oder auch allmählich hinzugekommen, oder auch ausgeschlossen worden waren. Eine Taxe für diese Mittel ist leider nicht beigefügt. Darauf folgt aber noch ein Catalogus aller sonstigen Arzneimittel, die in keinem Dispensatorium zu finden sind, deren Gebrauch aber in Riga ganz allgemein und deren Wirksamkeit vollständig bewährt und die stets in der Apotheke von David Mertini vorräthig gehalten werden.

Diese Mittel zerfallen in 8 Abschnitte: 1) Species und Pulver, 2) Latwergen, 3) Tränke und Sirupe, 4) Morsellen, Trochisken, 5) Extracte, 6) destillirte Wasser, 7) Salben, 8) Pflaster. In jeder Abtheilung wird nun die genaue Zubereitung der einzelnen Recepte mitgetheilt, nach dem noch jetzt geltenden nürnberger Medicinalgewicht und nach Mensuren (Stof). Einem jedem Recept wird beigefügt, gegen welche Leiden das Mittel zu

gebrauchen sei, oft auch, in welcher Gabe es zu geben. Zum Theil sind diese Mittel componirt von damals in Riga lebenden Aerzten, Bavarus, Hövelius, Schröter, Middendorp, zum Theil sind die Autoren nicht angeführt, und wir müssen in diesem Falle wohl annehmen, daß die Mittel, irgend wann und von Verschiedenen zusammengestellt und verbessert, durch ihre anhaltend prompte Wirkung bei dem kranken Publicum sehr beliebt geworden sind. Wir werden nicht fehl gehen, wenn wir aussprechen, daß die Existenz dieser bewährten Arzneien gegen gewisse Krankheiten auf ein sehr häufiges Vorkommen dieser Krankheiten schließen läßt, sowie auch, daß das sehr häufige Dasein bestimmter Leiden Aerzte und Apotheker veranlaßte, auf Mittel zu sinnen, die, in großer Menge vorräthig, dem kranken Publicum jeder Zeit zu Gebote standen, entweder nach ärztlicher Verordnung, oder auch nach der einfachen Anfrage von Seiten der Kranken, z. B. nach dem Pestmittel des Dr. Bavarus oder nach dem Fiebermittel des Dr. Hovelius. — In der Abtheilung Species und Pulver werden 47 Recepte mitgetheilt, in der über die Salben 27, in jener über Pflaster 22, die Extracte enthalten 25 Recepte, die anderen Abtheilungen eine geringere Anzahl derselben. Die meisten Recepte sind ganz ungewöhnlich complicirt und verlangen zu ihrer Herstellung 8 bis 10 Tage, nur einige bestehen aus 4 oder 5 Mitteln. Wir wollen späterhin die Abschrift eines der complicirtesten Mittel geben, mehr zu geben, würde der Raum nicht erlauben.

Wir müssen hier eine kurze Schilderung der Apothekenverhältnisse der damaligen Zeit einschieben.

Die erste Stadtapotheke wurde in Riga angelegt zwischen den Jahren 1410 und 1420, ein Stadtwundarzt besoldet, der Marktplatz und einige Hauptstraßen gepflastert, eine erste Thurmuhr angelegt. Aus den Erbebüchern der Stadt Riga Anno 1384 bis 1579 (Riga 1888, Kymmel) ersehen wir, daß im Jahre 1524 der Apotheker Andres einen Garten bei der Jakobspforte besaß und im Jahre 1534 ist von demselben Garten desselben Apothekers die Rede. In den Jahren 1571 und 1575 wird eines Apotheker-Gartens bei der Neupforte gedacht. Aber schon 1537 ist die Rede von einem Hause am Markte zwischen der Apotheke und Lambert Sterken's Haus. Diese Apotheke war vielleicht die große Apotheke und hat sich entweder immer oder eine lange Reihe von Jahren hindurch am Markt befunden, denn im J. 1573 wird von einem Hause gesprochen, das an der Zollbude und an der Apotheke sich befand, und die Zollbude war auch am Markte gelegen. — Wie die rigaschen Apotheken im 16. Jahrhundert beschaffen waren, können wir nicht wissen, in Deutschland müssen sie aber um dieselbe Zeit sehr mangelhaft bestellt gewesen sein, so daß sogar in einige protestantische Gesangbücher Klagen über dieselben aufgenommen sind. Bartholomäus

Ringewalt ließ nach der Melodie „Es ist das Heil uns kommen her" die Gemeinde Gott anflehen:

Laß uns nit unterwegen,
Verschaff getreue Prediger,
Die unser fleißig pflegen.
Für Hunds Apteckern uns bewar,
Die gute Zähn ausbrechen,
Und von ihr alt verfälschte War
Fein wissen sich zu sprechen,
Und führen doch vergiftet Kraut.
Sein Schälk und Buben in der Haut,
Die Land und Leut betriegen.
Du Herr aus Gnaden selber flick
Dein allerliebst Gemeine.

Am Ende des 16. Jahrhunderts gab es in Riga weder eine Apothekerverordnung, noch eine Apothekertaxe. In einem Vertrage zwischen der Bürgerschaft und dem Rath der Stadt Riga vom 23. Januar 1585 heißt es, „die Apotheker sollen bei ihren alten Freiheiten bleiben und keine neuen Auflagen erhalten. Dafür sollen sie dankbar sein und die Gemeinde nicht übersetzen". Daraus ist zu schließen, daß um jene Zeit in Riga mehr als eine Apotheke vorhanden war, ferner, daß weder Apothekenverordnung, noch -Taxe bestand. Diese beiden Dinge bestanden aber um jene Zeit auch in Deutschland nirgends, sondern wurden erst in den letzten Jahren des 16. Jahrhunderts und in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts zuerst in Augsburg und Nürnberg eingerichtet. In Riga aber bestanden, so lange man zurückdenken konnte, 2 Apotheken, wie aus Streitschriften zu ersehen ist, die zwischen Gewürzkrämern und Apothekern in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Riga gewechselt wurden. Von diesen beiden Apotheken in Riga hieß die eine die große Apotheke und war im Besitz der Familie Mertini, die andere hieß die kleine, deshalb weil sie aus drei kleinen neben einander liegenden Häusern bestand, und war Anno 1614 im Besitz des Lambert Goldenstäd, nach dessen Ableben Daniel Müller die Wittwe heirathete und mit ihr den Besitz der Apotheke erhielt. Aus dem Jahre 1652 haben wir aber die Nachricht, daß damals drei Apotheken in Riga existirten. — In Riga wurde die erste Apotheker-Verordnung und -Taxe vom Rathe erlassen Anno 1600 oder 1610, und zwar nicht im Druck, sondern in Handschrift, und ein solches Exemplar habe ich in Händen gehabt, leider nur die Apotheker-Verordnung, nicht aber die Handschrift der Taxe. Die Apotheker-Verordnung und -Taxe sollten vorhanden sein in jeder der beiden Apotheken und auf dem Rathhause. Die Taxe wurde aber geändert, wie es

der wechselnde Preis mancher Arzneikörper verlangte. Erst Anno 1685 erschien in Riga die erste gedruckte Apotheker-Verordnung und -Taxe. Was daher Michael Brauer Anno 1649 in seinen Manuscripten giebt, ist das in der Revision vorgefundene Material, die Arzneiformeln, die er im Catalogus angehängt hat, sind ein Unicum und gelten nur für Riga.

Jetzt wollen wir zu den einzelnen Krankheiten übergehen und zusehen, was die Aerzte aus ihrem Arzneischatz den Kranken gegen ihre Leiden bieten konnten, wir schöpfen dabei, wie gesagt, unsere Kunde aus einer rigaschen Sammlung berühmter Arzneiformeln gegen die häufigsten Krankheiten, gesammelt vor 300 Jahren.

Dasjenige, was den Kranken am meisten belästigt, der Schmerz, den wünscht er auch am ehesten zu beseitigen oder wenigstens zu mäßigen, und dafür hatte der Katalog eine Formel in Bereitschaft, sie bestand in einer Mischung von Opium, Safran, Ambra, dem Edelstein Hyacinth, Corallen und einigen Nebendingen, und war gut in Delirien, in der Manie, bei Herzensangst, restaurirte die Kräfte, ist wirksam in hitzigen Hirnaffectionen und ein Schlafmittel. Zugleich sollten die Schläfen eingerieben werden mit Bilsen- und anderen Oelen, denen Opium zugefügt war. Hiermit war Genüge gethan dem Ausspruch des Aristoteles in seiner Nikomachäischen Ethik: „Der Vernünftige strebt nach Schmerzlosigkeit, nicht nach Genuß." Auffallend ist überhaupt der häufige Gebrauch von Moschus, Castoreum, Ambra und besonders von Safran, während Opium sehr selten gebraucht wird, und Mercur in allen inneren Recepten nicht ein Mal vorkommt, obgleich Calomel (Mercurius dulcis), Sublimat und rother Präcipitat bekannt waren und auch in dem Verzeichniß der Anno 1649 vorhandenen Mittel angeführt sind. Im Allgemeinen liebt man es, wo es nur angeht, Zimmt, Nelken, Cardamom, Muskatnuß und -Blüthe anzubringen. — Das kalte Fieber, wie bekannt, tritt oft epidemisch auf, bisweilen verlaufen die Anfälle leicht und weichen schnell den Mitteln, zu anderen Zeiten ist die Krankheit sehr hartnäckig. Im alten Riga vor 300 Jahren muß das Wechselfieber oft und stark gehaust haben, denn alle Bedingungen zu einem solchen Auftreten waren vorhanden. Die Straßen der Stadt, zum großen Theil ungepflastert, entbehrten wohl vollständig einer jeden Vereinigung, es fehlte ein Abfluß des unreinen Wassers, dagegen wurden Abfälle und Unreinlichkeiten aller Art auf die Straße hinausgeworfen. Es wurde Alles in die Düna geschüttet und gegossen. Giebt doch die erste rigasche Apotheken-Ordnung vom Jahre 1600 oder 1610 sub § 48 den ausdrücklichen Befehl, Alles, was in den Apotheken untüchtig und verlegen ist, in ein sonderbares Gefäß zu werfen und „so oft man abtritt, in den Dünastrom zu stürzen". Eine etwas räthselhafte Andeutung, die aber ahnen läßt, was

Alles in das Dünawasser hineinging, das nachher wieder getrunken wurde. Die Stadtgräben morastig und gefüllt mit stehendem, stinkendem Wasser, die Umgebung sumpfig, niedrig, wasserreich, enthielt alle Bedingungen für das Auftreten schlimmer Fieber. Auch finden wir im Catalogus ein Pulver gegen das Fieber, das beiläufig bemerkt, von einer selten einfachen Composition ist, es besteht aus Calmus, Enzianwurzel, Ingwer und langem Pfeffer, zu gleichen Theilen. Außerdem hatte Hovelius ein Pflaster componirt gegen das kalte Fieber, das vermuthlich auf Leber- und Milzgegend gelegt wurde, und das bestand aus Schießpulver, Kochsalz, Spinngewebe, Muskatnuß, Olibanum, Wermuthkraut, Büschelkraut, Nesseln und Raute, mit dickem Terpentin zu einem Pflaster geformt. Chinarinde war Anno 1649 in Riga unbekannt, selbst Anno 1685 kostete eine Drachme (Quint) Chinarinde, ob pulverisirt oder zerhackt, wird nicht gesagt, 6 Mark, die Mark rigaisch zu 9 Kopeken wäre das ein Preis von 54 Kop. für die Drachme, während jetzt (1885) eine Drachme (Quint) der besten Chinarinde pulverisirt 13 Kop. und zerhackt 10 Kop., und von einer geringeren Gattung die Drachme pulverisirt 8 Kop. und zerhackt 6 Kop. zu stehen kommt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Wechselfieber in Riga arg gehaust haben. Da unter solchen Umständen Leberleiden und Gelbsucht nicht selten eintraten, so gab es auch dafür im Katalog ein Mittel, das neben Curcuma, Regenwürmern, Kappern besonders Rhabarber enthielt. — Um 1670 lebten in Kurland nur 2 Aerzte, in Mitau der herzogliche Leibarzt Harder und in Goldingen der Doctor Schleppewellius; dieser behandelte die kalten Fieber mit Brechmitteln und Salmiak, wie der Doctor Rosinus Lentilius aus Baden-Durlach erzählt, der um jene Zeit drei Jahre lang in Kurland lebte, theils als Arzt, theils als Lehrer.

Anno 1698 erschien in Frankfurt am Main ein Buch von Kristian Franz Paullini unter dem Titel Flagellum salutis, das ist: Kurieuse Erzählung, wie mit Schlägen allerhand schwere Krankheiten oft, bald und wohl curirt werden. Hier steht nun S. 135: Von Tertianfiebern. Die kurländischen Bauern haben dreierlei Fiebercuren. Erstlich durch ein unverhoftes Schrecken, zweitens durch Baden oder Badestuben, welche sich von ihnen gehalten werden und gemeiniglich an Bächen und Strömen gebaut sind. Wenn sie nun das Fieber haben, gehen sie in die Badstuben und schwitzen, was sie können, laufen alsdann in vollem Dampf heraus, und zwar Sommerszeit in den nächsten Bach oder Fluß, worein sie sich bis an den Hals niedersetzen. Im Winter aber wälzen sie sich ganz nackt im Schnee herum, springen wieder in die heißen Badstuben nnd von dannen wieder heraus, wiederum hinein und abermals heraus. Und weil denn alle guten Dinge diesfalls bei ihnen drei sein müssen, werden sie auch gemeiniglich

aller Fieberplage quitt. Drittens durch Schläge, zumalen einige Herren ihre Knechte, so das Fieber haben, bis aufs Blut abprügeln, daß sie die schwere Ohnmacht darüber kriegen. So aber vergeht ihnen die Krankheit, daß sie weder zu Doctoren oder Barbiereren, noch anders wohin laufen dürfen. Conf. addenda ad obser. 93. Dec. II Eph. Cur. ann. III. Siehe Dec. II. ann. VI. S. 570. Lentilius erzählt die ganze Geschichte als eigene Erfahrung. und setzt noch hinzu: Ut non solum in re venerea verum et febrili constitutione sit flagrorum insignis usus. — Die Gentianawurzel (Enzian) galt nicht nur vor 300 Jahren in Riga als Specificum gegen Wechselfieber, sondern auch der französische Arzt Chifletius gab Anno 1653 ein Buch heraus unter dem Titel: Pulvis febrifugus orbis Americani, in welchem er seine Ueberzeugung ausspricht: „Wir können China entbehren, haben andere Mittel, die eben so gut gegen Wechselfieber sind, namentlich Gentiana-Extract, eine Drachme in Suppe, drei Stunden vor dem Anfalle zu nehmen, zuweilen entsteht darnach Brechen oder Durchfall, jedoch mit Erleichterung. Chifletius hat sich selbst im Jahre 1615 von einer Tertiana befreit, indem er eine Drachme succus Gentiana in Wein eine Stunde vor dem Anfalle einnahm. — Gegen die Pest, die nicht unbekannt war, hatte Bavarus ein Pulver angegeben, das zugleich gegen alle Gifte und gegen die Folgen der schlechten Luft als Schweißmittel heilbringend sein sollte und das complicirt, neben vielen bitteren Dingen und armenischem Bolus, die Knochen des Hirschherzens, echte Perlen und 5 Edelsteine, und dann noch 3 Blättchen von echtem Gold und eben so viele von echtem Silber enthielt. — Es gab noch 2 andere Pulver zu demselben Zwecke, fast eben so zusammengesetzt, nur daß viel mehr echtes Gold in Blättchen zugefügt wurde, neben echten Perlen, Edelsteinen, Hirschherzen und Einhorn. Das war noch nicht genug, die Pest muß den Rigensern viel Angst verursacht haben. Noch ein Mittel gab es gegen dieselbe, noch mehr zusammengesetzt, mit demselben kostbaren Inhalt (Perlen, Hyazinth, Topas, Smaragd, Saphir, Gold) und mit Hinzufügung von Campher, Moschus und Ambra. Dafür war es aber auch ein Cordiale ersten Ranges und regte vorzüglich alle Lebensgeister an. Außerdem gab es noch eine Aqua Theriacalis Bezoardica, die von der vielfältigsten Composition und Präparation nicht nur eine vorzügliche Wirkung verhieß, sondern das ausgezeichnetste Präservativ sein sollte gegen Pest und alle Gifte. Man kann sich wundern, daß nach allen solchen Veranstaltungen und Verheißungen noch überhaupt Jemand an der Pest erkranken, geschweige denn sterben konnte. Der Preis dieser Mittel ist leider nicht genannt, sie müssen aber etwas ganz Bedeutendes gekostet haben.

Gegen Husten, Heiserkeit, Krankheiten der Luftröhre und Pleuritis

gab es mehrere Mittel in verschiedener Form, die alle aus sehr unschuldigen Kräutern, Süßholz, süßen Mandeln, G. arabic. und Tragacanth mit Zucker in verschiedenen Gestalten gebracht wurden. Zu einigen dieser Mittel kamen Fuchslungen, Iriswurzel, Süßholz. Aeußerlich gab es zu gleicher Zeit mehrere Salben, zusammengesetzt aus verschiedenen Oelen und den Fetten vom Dachs, der Gans, dem Hasen ꝛc. — Gegen Blutspeien wurde ein Sirup gebraucht, der vorzüglich enthielt Rosen, Sandelholz, Sumach; dasselbe Mittel diente aber auch gegen allen Durchfall. Für Ruhr aber war ein sehr complicirter Sirup in Anwendung, dessen wirksamste Bestandtheile Tormentilla, Potentilla, Pimpinella, Millefolium, Rhabarber, Camillen ꝛc. nebst Muskatnuß, Nelken gewesen sein werden. Wenigstens war kein Opium in dem Mittel, wie überhaupt der Gebrauch desselben ein außerordentlich sparsamer ist. — Kleine Kinder, wenn sie an Leibschmerz und Luftauftreibung litten, konnten zwei Arten Pulver erhalten, ein gelbes und ein schwarzes Kinderpulver, deren vorzügliche Bestandtheile waren Paconien-Wurzel, Süßholz und Safran, Anis, Fenchel, Veilchenwurzel. — Gebärende hatten ein Pulver zu nehmen aus Borax, Zimmt und Safran, und in der äußersten Noth ein anderes aus Myrrhen, Castoreum, Storax, Sabina, Zimmt, mit Rheinwein warm zu trinken, dasselbe Mittel konnte auch in den Leiden des Wochenbettes gereicht werden. Mutterkorn war natürlich einem jeden Landmann bekannt, man kannte aber nicht seine specifische Wirkung auf die weiblichen Genitalien. An Gonorrhöe Leidende muß es viele gegeben haben, sonst hätte man nicht in den Apotheken ein für sie passendes Pulver bereit gehalten. Kranke dieser Art gingen vielleicht lieber sogleich in die Apotheke, als zum Arzt, da es wohl bekannt sein mußte, daß man die passende Arznei sogleich in der Apotheke erhalten könne. Uebel derselben Gattung, aber schlimmerer Art finden im Katalog kein Mittel, vermuthlich wiesen die Apotheker Patienten solcher Art sogleich an den Arzt. Das Pulver contra Gonorrhöam, wider den Schlier besteht aus Nux Moschata 1 Quint, Krebssteinen 1 Quint, Nux vomica, Aristolochia-Wurzel, Sabinablättern, von jedem 1 Loth, weißes Bernsteinpulver 2 Quent. gemischt.

Der oben genannte Doctor Rosinus Lentilius erzählt, daß zu seiner Zeit die Lues in Kurland ganz unbekannt war, nur einige Personen, die im Auslande gewesen waren, brachten die Krankheit in die Heimath. Wie sehr das besagte Leiden aber in anderen Ländern verbreitet war, erhellt aus der Nachricht, welche Albert Dürer im Jahre 1506 aus Venedig an die Seinigen schickte. „Jedermann," schreibt er, „leidet an den Franzosen, der ansteckenden Luftseuche, ich weiß nicht, was ich jetzt mehr fürchtete, viele Leute fressen sie ganz auf, daß sie daran sterben." (Johannes Jenssen,

Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgange des Mittelalters. 6. Band. 1888. S. 59.)

Laxantia gab es sehr viele und in allen Formen, der Hauptinhalt derselben bestand in Senna, Aloe, Rhabarber, Turpeth, Diagridium, Jalappen-Wurzel, Epula, Scammonium. Brechmittel sind aber gar nicht genannt. Ipecacuanha und Tartarus emeticus waren unbekannt, also mußten weißer Vitriol oder blauer Vitriol gegeben werden, die beide vorhanden waren. Die Cur gegen Gicht begann gewöhnlich mit einem Laxans, dann hatte man eine Aqua Arthritica, die in sehr umständlicher Bereitung besonders Pyrethrum, Aristolochia, Juniperus und Terpentin enthielt. Doctor Schröter hatte ein Emplastrum Arthriticum gefunden, das vorzüglich aus Tacamahaca, Bärenfett und Fuchsöl bestand. Wurmmittel müssen oft gefragt sein, aber vom Bandwurm ist nicht die Rede, man erhielt ein Pulvis ad lumbricos, bestehend aus Zitwersaat, Reinfarren, Wermuth, Enula, Diptam, Münze, Senna, Myrrha, Aloe für Kinder und Erwachsene, und es wird auch wirklich gut gewesen sein.

Epileptische muß es nicht selten gegeben haben, denn die Apotheke enthielt mehrere Mittel für diese Unglücklichen, da gab es eine Aqua Epileptica aus 28 verschiedenen Pflanzen, mit Wein bereitet, die Wirksamkeit müssen wir zuschreiben der Paeonie, der Convallaria majalis (Lilienconvallien) und der Eichenmispel. Paeonienwurzel wird noch jetzt gegen Fallsucht gegeben und nicht selten mit Nutzen, Convallaria aber ist und war ein altes russisches Volksmittel gegen die Krankheit; die Medicin hatte das Mittel lange vergessen, jetzt ist es als eines der besten Specifica für das Herz bekannt. Es gab eine Aqua hirundinum gegen die Epilepsie, bereitet mit Wein und Essig und denselben wirksamen Substanzen, Paeonie, Convallaria; es kamen aber noch dazu Castoreum und 40 Schwalben. Auch ein Pflaster diente demselben Zweck, es bestand vorzüglich aus Schwalbennestern, dasselbe Pflaster that auch viel, Verhärtungen und Scirrhi zu erweichen. — Wo man sich Gonorrhöam holt, da erhält man auch leicht Pediculos und auch Morpions, und das muß in Riga vor 300 Jahren häufig der Fall gewesen sein, und man hat ein Mittel gegen diese Beschwerden in der Apotheke verlangt, und die Apotheke hatte auch den Casum ins Auge gefaßt und hielt eine Salbe vorräthig, die in der That Alles enthielt, was auch noch jetzt gegen dasselbe Leiden gegeben wird, wenn nicht etwa der weiße Praecipitat Allem vorzuziehen ist. Die vorräthige Salbe bestand aus Mercur vivus, Staphys agria, weißer Nießwurzel, ungelöschtem Kalk, Salpeter, mit Lorbeeröl und Fett zu einer Salbe angefertigt. — Brustleidende, Phthisiker, an Abmagerung, Schwäche und heftigem Fieber Leidende kamen natürlich damals eben so häufig vor wie

jetzt, da gab es vorräthig in den Apotheken ein Pulvis Haly contra Tabem, bestehend aus Mohn, Gurken, Melonen, Kürbissaat, G. arabic. und Tragac., süßen Mandeln, Veilchen und Süßholzwurzel mit einigen Kräutern und Fuchslungen, dann mit Zucker zu einem Pulver gemacht. Außerdem hatte Doctor Hovelius angegeben ein Wasser aus Kalbslungen, das aus 26 Theilen Brustkräutern und Samen, Rosinen, Feigen, armenischem Bolus und Gerstenabkochung und Kalbslungen destillirt wurde und speciell für Lungenkranke bestimmt war. Für Strangurie und Harnbeschwerden gab es ein ganz gutes Pulver, das Petersilien, Wacholder, einige Gewürze und Muscatnuß enthielt; Blasen- und Nierensteine und Harngries müssen häufig vorgekommen sein, denn es bestand dagegen ein Pulver, das vorzüglich Krebssteine, Eierschalen, Bernstein, Myrrhen ꝛc. enthielt. Auch hatte Hovelius noch ein Wasser gegen den Stein angegeben, das aus vielen Kräutern. Samen, Wurzeln destillirt wurde. Es ist auffallend, daß Salpeter, Salmiak, Pottasche, ferner die Schwefel-, Salz- und Salpetersäure, die damals Spiritus sulfuris, salis et nitri hießen, innerlich nicht benutzt werden.

Für äußere Schäden war an Salben und Pflastern kein Mangel, man liebte es, Fette vieler Thiere, recht viele Oele, Nihilum album, Tutia, Bleiglätte und Harze anzubringen, aber auch Grünspan kam vor, z. B. im Unguentum Apostolorum, das vorzüglich gegen alle schlechten, unreinen Geschwüre, Fisteln von vielem Nutzen war. Eine Salbe aus Rubia tinctorum, Alcannawurzel mit Bibergeil, ungesalzener Butter gekocht, war vorzüglich gegen Fall, Stoß und Blutaustritt, und hieß Butyrum rubrum potabile. Gegen entzündete Augen finden wir eine sehr gute Salbe, die besonders Tutia, Nihilum album und Bleiglätte enthielt, ein paar Digestivsalben aus dickem Terpentin, Mastix und anderen Harzen mit Eigelb werden sehr wirksam gewesen sein. Eine erhitzte Haut fand eine gute Salbe aus Bolus, fettem Rosenöl und einigen frischen Kräutersäften. Gegen Verbrennungen hatte man eine Salbe aus Wachs, Terpentin, Bleiweiß, Bleiglätte, Minium, einigen Fetten, Oelen und Bolus alba. — Für die kranken Hufen der Pferde hatte man eine sehr gute Salbe aus dickem Terpentin, Harz, Talg, Oel und Wachs. Für das Vieh überhaupt, wenn es mit schlimmen Symptomen befiel, war eine Theriaca communis bereitet, aus verschiedenen bitteren und aromatischen Substanzen und Honig, ein Mittel, das bisweilen auch für Menschen paßte. Aehnlich dem Unguentum Apostolorum war das Unguentum Aegyptiacum, das sehr einfach aus Grünspan, Essig und Honig bestand, alle schlechten Geschwüre reinigt, das wilde Fleisch abbeizt, aber heftig schmerzt.

Man hatte schon vor 300 Jahren eine wohlriechende Seife, die freilich

den jetzigen Ansprüchen wenig genügen würde; sie bestand aus venetianischer Seife, zu welcher Sandelholz, süße Mandeln, Bleiweiß, Campher, etwas Citronen-, Nelken- und Majoranöl zugemischt wurden; ob sich jetzt für eine solche Seife Käufer finden würden? Auch Rauchlichte oder Rauchkerzchen wurden verkauft, bereitet aus wohlriechenden Harzen, Wacholderbeeren, Blumen von Rosen, Lavendel, Majoran, Nelken mit Lindenkohle und dickem Terpentin und Tragacanth zu Rauchkerzen geformt. Und noch ein Mittel für den Wohlgeruch, zum Räuchern, oder auch in Säckchen (noduli) zu bewahren; es bestand aus Labdanum Benzoe, Storax, Muskatblüthe, Nelken, Zimmt, flüssigem Storax, Moschus und hieß Massa Pomambrac.

Das Zahnpulver wurde angefertigt aus Kochsalz, Marmor, Bimstein, weißen Korallen, Mastix, Citronenschalen, Veilchenwurzel, gebranntem Hirschhorn und Moschus und muß in der That ganz gut gewesen sein, wenn es nur hübsch fein pulverisirt war. Man erhielt auch in den Apotheken ein Tintenpulver, Pulvis Encausti, aus Galläpfeln 4 Pfd., grünem Vitriol 2 Pfd., G. arabic. ½ Pfd. und 8 Loth, grob gepulvert, das man dann selbst mit Wasser vermischen konnte. Es ist die alte bekannte Vorschrift, wenn aber Michael Braverus seine eigene Handschrift mit der aus diesem Pulver bereiteten Tinte geschrieben hat, so ist sie wirklich sehr gut, oder aufrichtiger, besser als die jetzigen mit aller Feinheit der Chemie bereiteten Tinten. — So haben wir denn den Bewohner der Stadt Riga vor 300 Jahren parfümirt und mit schönen weißen Zähnen. Sollte das Angesicht nicht ganz rein und Finnen auf demselben zu sehen sein, so leistet die Apotheke sogleich Hilfe, indem sie ein Wasser anbietet, bereitet aus Schwefelblumen, Bleiweiß, Wasser aus Rosen und aus Froschlaich. Für das holde Antlitz der Jungfrauen aber ist noch ein Cosmeticum reservirt aus weißem Cremor tartari, Campher, Traganth, Rosenwasser, Bohnenblüthen und Salomonssiegelkraut. Und sollten die Augen erhitzt sein, so ist zu empfehlen ein Wasser aus Wasser von Rosen, Kornblumen, Fenchel mit Tutia und einem Minimum Campher und dem weißen Sief (Sief, arabisch, bedeutet ein Pulver, das in die Augen geblasen wird, hier vermuthlich Zincum sulfuricum). Oder beliebt man lieber eine Salbe, so bietet sich auch diese dar aus Ingwer, Nelken, Kochsalz, Rosenhonig. Und damit die wohlgesetzte Rede aus angenehmem Munde komme, so nimmt man, wenn hier etwas fehlen sollte, Trochisci Moschardini, bestehend aus Veilchenwurzel, Stärkemehl, Moschus, Zucker, mit Traganth zu Plätzchen geformt, in der Apotheke brutal benannt Trochisci pro foetore oris et colli. Etwas Aehnliches, wie die jetzt beliebten Smoking Pastils for Ladies. Und ehe der elegante Herr oder das Fräulein die Wohnung verläßt, läßt sie sich auf Haar und Kleider damascenisches Wasser sprengen, bereitet aus Veilchenwurzel,

Citronenschalen, Rosen- und Lavendelblüthen, Storax und Nelken, im Marienbade mit Rosenwasser zugerichtet. Dasselbe Wasser pflegen auch die Barbiere ihren Kunden auf Haupt und Kleider zu spritzen. — Und da es noch Etwas giebt, to dream of, not to tell, wozu aber die Medicin Morsulos Consortantes bereitet hat, so sind diese auch vorräthig zu haben und sind vermuthlich viel begehrt worden, sonst hielte man sie nicht vorräthig, und bestehen aus Scincus marinus, rad. satyrion, Borax, aus dem Priapus Cervi, Zwiebel-, Pastinak-, Nesselsaat, Canthariden, aus langem, schwarzen und weißen Pfeffer, mit Zucker zu Morsellen gemacht, unter der Firma Datur Impotentibus ad rem veneream, ad vires suggerendas in animalibus.

Es muß auffallen, daß in keiner einzigen Salbe Schwefel enthalten ist, so daß es eine Schwefelsalbe, eine Krätzsalbe nicht gab; sollen wir daraus schließen, daß die Krätze damals in Riga ganz unbekannt oder selten anzutreffen war? Aber auch kein einziges Mittel zum inneren Gebrauch enthält Schwefel. — Der Tabak muß vor 300 Jahren doch häufiger in Riga als Schnupfpulver im Gebrauch gewesen sein, als man erwarten sollte, denn es findet sich in der rigaschen Sammlung bewährter Recepte ein Pulver unter dem Namen „Schnaub-Taback", das zusammengesetzt wurde aus Majoran, Betonica, Rosmarin, Lilienconvallienkraut, etwas Cubeben, Cardamom, Zimmt, Anis, weißer Nießwurz und Tabak in bedeutend überwiegender Menge; vermuthlich ist hier das frische getrocknete Tabakskraut gemeint. Eine andere Formel unter der Bezeichnung „Gemein Schnaub-Taback" lautet: Tobacae 6 Pfd., Anisi 1 Pfd., Ellebori albi 4 Loth, gemischt im Pulver.

Noch finden wir in der Receptsammlung eine Mischung grob gehackter Pflanzentheile, unter der sonderbaren Aufschrift Pro sulphuratis, zusammengesetzt aus Blumen von Rosen, Kornblumen, Calendula, Zimmt, Nelken, Muskatblüthe, florentinischer Veilchenwurzel, Muskatnuß, Galgant, Anis, Fenchel, Coriander, Olibanum, Lorbeeren. Erst die hinzugefügte Gebrauchsanweisung besagt, wozu diese Species bestimmt waren. Die Anweisung lautet ad rectificandum vinum Oenopolis usitata, die Mischung diente also zur Rectificirung der Weine, das soll wohl heißen, ihnen Farbe und lieblichen Geruch und Geschmack zu geben, denn das Schwefeln kann nicht gemeint sein, da kein Schwefel zur Mischung hinzugethan wird. — Die rigasche Receptsammlung hielt 27 verschiedene Pflaster vorräthig, darunter eins, das auch Schwalbennester enthielt, ein Emplastrum Griseum, das aber nicht Mercur vivus in sich aufnahm, sondern durch Galmei die Farbe erhielt; dieses wie das Melilothenpflaster und die verschiedensten Harze half auch viel bei Verhärtungen der Leber, Milz und des Magens ꝛc. Andere

Pflaster waren vorhanden gegen Verletzungen verschiedener Art, schlechte, nicht heilen wollende Wunden und enthielten viele Harze mit Tutia, Galmei, Eisenoxyd (Crocus Martis) und frisch gepreßte Pflanzensäfte. Anderen ähnlichen wurden noch hinzugefügt Campher, Regenwürmer, weißer Vitriol; Leistenbrüche, Magenleiden, Knochenbrüche wurden mit sehr complicirten, fast alles Mögliche enthaltenden Pflastern behandelt. Das Bleipflaster wurde damals schon fast ebenso bereitet, wie es jetzt geschieht. Das Emplastrum divinum ist auch jetzt noch in den Apotheken und enthielt auch damals Grünspan neben vielen Harzen. Es wurde ein rothes Wachs vorräthig gehalten, durch Zinnober und Minium gefärbt, ein grünes Wachs erhielt die Farbe durch Grünspan, ein Firniß wurde bereitet aus Bernstein, Silberglätte, weißem Vitriol, G. arabic., Minium mit Leinöl gekocht. — Im Allgemeinen fällt es auf, daß alle Formeln dieses rigaschen Arzneischatzes, mit sehr wenigen Ausnahmen, eine ganz außerordentliche Fülle der allerverschiedensten Dinge enthalten. Es sind in großer Masse eine Menge Pflanzen benutzt, die jetzt für ganz wirkungslos gelten. Die Apotheker haben eine Menge Zeit und Arbeit vergeudet, um die umständliche Darstellungsweise, die bisweilen 10 Tage in Anspruch nahm, genau auszuführen. Besonders wurden sehr viel Zucker, Honig und Weine verbraucht zu vielen Sirupen, Morsellen, Confectionen, Conserven, Trochisken, die jetzt schon längst nicht mehr im Gebrauch sind. Im Ganzen macht die Receptsammlung den Eindruck, daß die Arbeit in der Apotheke viel anstrengender war als jetzt, und daß eine colossale Quantität von Vegetabilien, Gewürzen, Wein, Weingeist, Honig und Zucker zu Schleckereien vergeudet wurde. In diesem Getümmel unberechenbarer Vielgemische erscheint wie ein weißer Rabe jene Mixtura simplex, von der oben schon die Rede war, und die von Hovelius so gern verordnet wird als sudoriscrum, und in suspectis venenosis qualitatibus, cor confestantibus, wir würden sagen, bei Blutvergiftung. Diese Mixtura trägt ihren Namen mit Recht, denn sie besteht aus brenzlicher Weinsteinsäure, Schwefelsäure und camphorischem Theriakwasser. Eben so musterhaft sind die Pilulae leniter purgantes, bestehend aus Aloe rosata gran j, Resina Scammonii gran iij, Thus Mastix, Myrrha ana gran j, geformt zu 23 Pillen und kosten 2 Mark, was, wie wir berechnet haben, 18 Kop. sein würde; jetzt, nach der letzten Taxe berechnet, würden sie zu stehen kommen 48 Kopeken.

Thee, Kaffee und Cacao waren in den rigaschen Apotheken Anno 1649 noch nicht zu haben, wohl aber werden diese drei Genußmittel in dem ersten gedruckten Verzeichniß vom Jahre 1685 angegeben mit Beifügung des Preises. Ueberhaupt fehlten vor 300 Jahren im Arzneischatz Mittel, die jetzt täglich im Gebrauch sind, z. B. Aconit, Belladonna, Conium

Colchicum, Digitalis, Stramonium. Vorhanden aber waren Arnica, Hyoscyamus, Pulsatilla und Squilla, die übrigens den alten Römern schon bekannt war, spricht doch Apulejus, Arzt und Romanschriftsteller, vom Meerzwiebelessig. Der weiße Praecipitat war in die Apotheke Rigas eingeführt als Mercurius Cosmeticus. Bleizucker und Goldschwefel waren vorhanden, scheinen aber nicht in den Fällen gebraucht worden zu sein, in denen sie in jetziger Zeit allgemein angewendet werden. — Im Allgemeinen müssen wir unser Urtheil dahin abgeben, daß viele gute Mittel, die vor 300 Jahren bereits in den Apotheken Rigas sich befanden, in den bewährten Arzneiformeln Rigas nicht anzutreffen sind, obgleich sie wohl dahin gehören müßten, und daß Aerzte der jetzigen Zeit, die mit den vor 300 Jahren bekannten Mitteln jetzt zu operiren gezwungen wären, sich in vielen Fällen in arger Verlegenheit befinden würden. Was sollten sie wohl anfangen mit dem Menschenfett und dem Menschengehirn, mit dem calcinirten Menschengehirn und mit der Menschenhaut. Gegen welche Leiden könnten sie die vielen präparirten Edelsteine benutzen, oder die echten Perlen, die vor 300 Jahren in den rigaschen Apotheken als Arzneimittel vorräthig gehalten wurden. Das getrocknete Blut, die Felle, die aufbewahrten Abfälle und die präparirten einzelnen Theile mehrerer Thiere würden von der jetzigen ärztlichen Generation nicht anzuwenden sein. — Vor drei Jahrhunderten war aber in den Apotheken Rigas Etwas zu haben, was jetzt für keinen Preis in irgend einer Apotheke zu erlangen sein wird. Wir meinen die Amulete, Amuleta, gegen Beherungen und Zaubereien. Hexen und Zauberer hatten damals eine große Macht, und die ängstlichen Gemüther suchten sich vor dem schädlichen Einfluß dieser Unholde zu schützen, und sie fanden die Mittel hierzu in den Amuleten, die gewöhnlich an einem Bande auf der Brust getragen wurden. Zu welchem Preise damals diese Schutzmittel gegen alle Fährlichkeiten in den Apotheken Rigas verkauft wurden, ist leider nicht zu ermitteln. — Es bleibt auffallend, daß unter den vielen Recepten, die früher gegen die am häufigsten vorkommenden Uebel in den Apotheken Rigas vorräthig gehalten wurden, nicht eines sich befindet, welches gegen die Lepra Hilfe schaffen soll, ja der Name dieser Krankheit kommt gar nicht vor. Sie mag wohl damals in Riga und dessen Umgebung gar nicht oder so selten erschienen sein, daß sie sich der Beobachtung ganz entzog, oder sie galt für ein Leiden, welches, jeder ärztlichen Hilfe unzugänglich, in den vorräthigen Arzneiformeln auch keine Linderung finden konnte. — Daß aber Lepra und Elephantiasis nicht unheilbar sind, darüber ist Dr. Kopp in seinen Denkwürdigkeiten 1839, 5 Bände, zu berathen, welcher erzählt, daß die Neger auf den Westindischen Inseln sich von Lepra und Skropheln durch den reichlichen Gebrauch des malagafarbigen Leberthranes curiren. Kopp selbst aber heilte (5. Band,

Seite 394) einen jungen an Elephantiasis leidenden Mann durch Jod, Jodkali, Mercur und Schierling. Woraus zu ersehen, daß bei Lepra und Elephantiasis nicht ein jeder Versuch der Heilung aufzugeben ist. — Vor 300 Jahren wird das Sterblichkeitsverhältniß in Riga vermuthlich dasselbe gewesen sein, wie es im 17. Jahrhundert in London und Paris war, wo 42 Sterbefälle auf 1000 Einwohner kamen. Im 18. Jahrhundert betrug dieses Verhältniß in jenen beiden Städten 35 Todte auf 1000 Einwohner. Doch ist in Betreff der Stadt Riga ein Umstand zu berücksichtigen, der jetzt als eine bedeutende Ursache der vermehrten Morbidität und Mortalität angesehen wird. Wir meinen hier den Branntwein, der vor 300 Jahren in Riga gar nicht oder nur in sehr geringem Maße verbraucht worden zu sein scheint. Der Branntwein wurde im Jahre 1581 zuerst von den Engländern ihren in Holland kämpfenden Truppen in täglichen Rationen verabfolgt, sonst scheint er nur in den Apotheken vorräthig gewesen zu sein. Der Aeltermann der Krämercompagnie in Riga ermahnt gegen das Ende des 16. Jahrhunderts in einer an die Jungen dieser Compagnie gehaltenen Ansprache dieselben, nicht unzüchtige Häuser, Weinkeller und Bierstuben zu besuchen. Im Beginn des 17. Jahrhunderts wird eine ganz gleichlautende Ansprache an die Lehrlinge der Compagnie gehalten, vom Branntwein ist aber hierbei nicht die Rede, und doch hätte gerade vor ihm, als dem schädlichsten Getränk, am meisten gewarnt werden müssen. Um dieselbe Zeit und auch schon viel früher wird in Deutschland über das unmäßige Branntweintrinken geklagt. In einem Gedicht aus dem Jahre 1493 wird Klage erhoben über das durch Branntweintrinken angerichtete Weh. Die jungen reichen Kaufleute in den großen Städten tranken „geprannten Wein" oder „gepranten Wayn". Murner in seiner Narrenbeschwörung (196) tadelt, die an dem Sonntag den gebrannten Wein feil haben. Auch Luther klagte, daß sogar kleine Kinder starke Weine trinken, ja sogar destillirten oder gebrannten Wein, den man nüchtern trinkt. Luther erhob Klage, daß die Trunkenheit überall verbreitet sei, auch in den besten, höchsten Familien, daß die jungen Leute aus den feinsten Häusern vorzeitig Gesundheit, Leib und Leben verderben. Anno 1580 ertönten Klagen aus der Kurpfalz, das Volk sitze Tag und Nacht in den Branntweinhäusern, es herrsche im Allgemeinen eine unerhörte Zuchtlosigkeit und Verwilderung. — Und da nun schließlich die Aerzte auch vor 300 Jahren vom Ertrag ihrer Praxis leben sollten, so wäre es sehr wünschenswerth, zu wissen, welch ein Honorar sie gesetzlich für ihre Bemühungen beanspruchen konnten. Darüber fehlen leider die Angaben. Die erste rigasche Apothekerordnung aus dem Jahre 1600 und nur in Handschrift vorhanden, enthält in ihren 65 Paragraphen nicht eine einzige Andeutung über die Bezahlung der Aerzte. Der Rath in Nürnberg hatte

schon Anno 1592 festgesetzt, daß der Arzt für den ersten Besuch einen Florin zu erhalten habe, für eine folgende Visite ¼ Florin. In anderen Städten Deutschlands erfolgten ähnliche Bestimmungen. Die rigasche Apotheker-Ordnung vom Jahre 1685 und die vom Jahre 1740 bestimmen nur, daß die Aerzte zu den privilegirten Creditoren zu rechnen sind. In der Anno 1688 in Stockholm erlassenen Taxe für die Aerzte, schon Anno 1663 einmal erlassen und 1680 confirmirt, wird als Taxe für den ersten ärztlichen Besuch festgesetzt 1 Reichsthaler, die folgenden Visiten sind mit einem Carolin zu bezahlen. In dieser schwedischen Taxe befindet sich die neue Bestimmung, daß ein Besuch des Arztes von 10 Uhr Abends bis 5 Uhr Morgens mit 2 Carolin zu bezahlen sei. Dies mag hier angeführt sein, weil in der jetzt zu erwartenden russischen Taxe für die Aerzte eine ähnliche Bestimmung stattfinden soll.

Dr. J. Lembke.

Die Ungekannten.

Aus dem Franzöſiſchen der Alice de Chambrier, überſetzt von F. v. D.

Man ſpricht von ihnen nicht, doch ſind's die größten Helden,
Die ſchweigend ihren Zweck und ihre Pflicht erfüllt;
Von denen uns kein Lied und keine Bücher melden,
Die ſagenlos vergehn, in dunkle Nacht gehüllt.

Sie wiſſen nichts von Furcht, ſind unentwegt im Kriege,
Die Fahne halten ſie auch ſterbend hoch empor;
Man kennt nicht ihre Zahl, doch leuchten ihre Siege
Hell wie ein Edelſtein, der ſich im Staub verlor.

Ihr Streiter wunderbar, ihr Kämpfer ſtill beſcheiden,
Wie groß iſt euer Sinn! — Doch wißt ihr's ſelber nicht.
Der Menſchheit opfert ihr, und opfert eure Freuden,
Ja, euer Leben hin — der ernſten Herrin Pflicht.

Man ſingt des Künſtlers Ruhm, ſingt wilde Schreckensthaten,
Preiſt den Eroberer, der blut'ge Schlachten führt,
Doch höher preiſ' ich euch, demüthige Soldaten,
Die nie der Strahl des Ruhms, noch je die Kunſt berührt.

Es ſollte euer Grab auch einen Tempel tragen,
Der euch unſterblich macht und in die Zeiten ſchaut,
Wie einſt die Stadt Athen in ihren ſchönſten Tagen
„Dem unbekannten Gott" den Denkaltar gebaut.

Miscellen.

Zum neuen Jahre.

Beim Anbruch eines neuen Jahres pflegt ein Schwarm wunderlicher Gäste die civilisirte Welt zu überfluthen. Einem Wolkenbruche nicht unähnlich, regnet es auf uns herab — über Gerechte und Ungerechte — in Form von beschriebenen, bedruckten, beprägten Billets und Visitenkarten; ja, um das Maaß bis zur Neige zu füllen, hat die Neuzeit gar die zärtlichsten Wünsche, die aufrichtigsten Betheuerungen, die intimsten Aeußerungen der Zuneigung fix und fertig unter Blumen- und Amorettenschmuck als Massenartikel auf den Markt geworfen, und eine hastige, selbstvergessene Menge greift gierig danach und erfüllt geschäftig ihre gesellschaftliche Neujahrspflicht — als hätte jeder Unterschied zwischen uns Menschen aufgehört und als hätte die Individualität schon längst ihre Rechte verloren. In der That ist man nicht individuell mehr, wenn man solcher Thorheit Geschmack abgewinnt. Fühlt man sich doch fast in seiner Menschenwürde verletzt, wenn man gezwungen ist, gleichzeitig mit den Glückwünschen seiner lieben Freunde die Phrasen seiner Kleider- oder Colonialwaarenlieferanten entgegenzunehmen, welche gleichfalls, bald „hochachtungsvoll", bald „ergebenst", auf Anzeigen und Preiscouranten „Glück" wünschend vor uns erscheinen.

An diesem ernsten, aber für die meisten Menschen nichtigen Zeitpunkt ist es Sitte, daß auch die Zeitungen und Zeitschriften ihren Lesern ein artiges Wörtlein sagen — oder ihnen wenigstens „Glück" wünschen.

Die Redaction der „Balt. Monatsschrift" ist weit entfernt, dergleichen Concessionen zu machen. Sie gehört weder zu den „hochachtungsvollen" Gratulanten, noch vermag sie — dieses haben unsere einleitenden Worte bereits angedeutet — sich mit einem Standpunkte zu befreunden, welcher

etwas Erstrebenswerthes, so zu sagen, in einer Verstaatlichung der Individualität, des Menschen eigensten, unveräußerlichsten Rechtes, erblickt. Um einen simplen Allerwelts-Glückwunsch wird es unseren Lesern um so weniger zu thun sein, als sie, gleich uns, keine Hazardspieler sind, welche einen Vortheil oder einen Zustand der Befriedigung mühelos wie in der Lotterie als gebratene Taube erhoffen und ersehnen. Mehr wird ihnen, wie uns, das Erworbene und Gewordene gefallen. Eben weil wir uns in dieser Hinsicht mit unseren Lesern eins wissen, stehen wir davon ab, Ihnen „Glück" zu wünschen, nehmen aber den Ernst des Momentes gern zum Anlaß, einen anderen Wunsch auszusprechen; vervielfältigt erscheint er zwar, doch ist er drum nicht demokratisch, wie die Neujahrskarte, schon deshalb nicht, weil er nur an unsere wenigen Freunde, nicht aber an die Adresse des vielköpfigen Ungeheuers gerichtet ist, welches uns weder versteht, noch verstehen will.

Was wir wünschen, ist bald gesagt.

Eine der wichtigsten Fragen, die an jeden denkenden Menschen herantreten, sobald das Stadium jugendlicher Illusion hinter ihm liegt, ist die, welche Stellung er einzunehmen hat gegenüber dieser Welt voll räthselhafter Gegensätze, voll Zwiespalt. Wie verhalten wir uns gegenüber dem naturnothwendigen Mischzustande von Gut und Böse, Schön und Häßlich, Arm und Reich ꝛc.? Wie entrinnen wir den Gefahren des Egoismus, wie der Gefahr, uns durch das Elend, das allerwärts uns umgiebt, niederdrücken oder verbittern zu lassen? Wir halten Umschau nach einem Trostmittel, greifen nach diesem und jenem, aber weder der Genuß, noch die Askese, weder die Wissenschaft, noch die Kunst vermag uns dauernd Befriedigung zu gewähren. Bald in der Form des Leichtsinns, bald in derjenigen zehrenden Zweifels, düsterer Zerknirschung, bald in der farblosen Gestalt des Indifferentismus begegnen uns die Früchte resultatlosen Suchens, des Suchens — in weiter Ferne, wo doch das Gesuchte unbemerkt die ganze Zeit über am Wege lag. . . . Verhältnißmäßig selten, aber bei uns zu Lande doch recht häufig, begegnen wir Menschen, vor welchen wir eine gewisse Ehrfurcht empfinden, ein Hauch von Ruhe und Harmonie weht uns an und treibt uns in ihre Nähe. Wir hören sie von herben Lebensschicksalen betroffen, und doch finden wir sie nicht verbittert, wir sehen sie Verleumdungen und Unbilden ausgesetzt, und doch eifern sie nicht in harten Worten. Seltsam milde muthet ihr Urtheil uns an, und doch können wir ihnen Entschiedenheit und Festigkeit im Handeln nicht absprechen, ja sie erscheinen uns gar kalt und empfindungslos gegenüber dem Ergehen Anderer, und doch spricht der freundliche Blick ihres Auges für das Gegentheil. Das sind harmonische Naturen, das sind Menschen, welche von dem Mittelmaß durch jene

Vornehmheit sich unterscheiden, wie solche allein auf dem Boden einer christlichen Weltanschauung zu erblühen vermag; es ist die Vornehmheit, welche „Alles ihr eigen nennt", ohne weder hier noch dort mehr Gefahr zu laufen, von ihrer Souveränität einzubüßen, mit der sie herabblickt auf irdischen Zwiespalt, Elend, Haß und Neid. Nicht jene gesellschaftliche Vornehmheit ist es, welche dem Bürgerlichen nicht die Hand reichen will, wähnend, sie vergebe sich dadurch etwas, auch jene scheinbare nicht, wie sie der Lieutenant und der blasirte Weltmann erkünsteln, sondern jene individuelle, wirkliche Vornehmheit ist es, die wir hier meinen, wie solche aus reinem, festem, liebevollem Herzen erspießt, wenn dieses von dem einzigen Trost, den wir besitzen, willig sich leiten läßt.

Bald wird es feierlich herabklingen von den Kirchthürmen, und die Summe von Rohheiten, Weltgeschichte genannt, wird um eine Anzahl Einheiten gewachsen sein. Den Vornehmen werden die 12 Schläge weder erschrecken, noch ihn veranlassen Luftschlösser zu bauen.

Daß solche Vornehmheit, welche nicht schmäht, nicht verdächtigt, nicht verleumdet, sondern unerschütterlich festhaltend am Ideal und durch ihre Opferbereitschaft, Gelassenheit und Ruhe schließlich selbst den Minderwerthigen und den Neiding zwingt, vor ihr den Hut zu ziehen, daß solche Vornehmheit mit Gottes Hilfe uns Allen gelingen möge, durch festen Willen und Pflege unseres Familienlebens auf Kind und Kindeskind zu vererben — das ist unser Neujahrswunsch. N. C.

Dr. Nikolai Bulow, 40 Jahre in Rußland.

Großfürst Iwan III. von Moskowien, der Befreier Rußlands von dem Tatarenjoch, der Einiger des Reichs, der Zerstörer der mächtigen Republik Nowgorod, der Erbe byzantinischer Formen in Kirche, Staats- und Gemeinwesen, beherrschte ein Land, das noch aus tausend Wunden seit Batuchans und Mamais wilden Heereszügen blutete, beherrschte ein Volk, dessen Charakter unter dem Tatarendruck schlimme Eigenschaften angenommen hatte und unter gewaltiger Despotie sich zu beugen gewohnt war. Vielseitige Verhältnisse zwangen diesen Mann, sich nach Westen umzuschauen, um Culturelemente seinem Lande zuzuführen. Jeder gebildete, talentvolle Abendländer wurde gern aufgenommen, ja oft gewaltsam in Moskau zurückgehalten, denn es war in jener Zeit leichter nach Rußland zu kommen, als es zu verlassen. Großfürst Wassili III., Iwans III. Sohn, folgte dem Beispiel des Vaters; auch er zog gern Fremde nach Rußland, insbesondere deutsche Aerzte. Er begehrte sogar vom Papste Julius II. Männer, die ihm behilflich sein sollten, den in Unordnung gerathenen russischen Kalender

einer gründlichen Umarbeitung und den Gottesdienst und die Kirchenordnung einer Reinigung von Irrthümern zu unterziehen. Unsere im revalschen Stadtarchiv befindliche Urkunde, die sich auf diesen Vorgang bezieht, führt hier, meines Erachtens, den einzigen Fall in der Geschichte Rußlands an, daß sich ein russischer Herrscher an den Papst wendet, um in der griechisch-russischen Kirche eine neue Ordnung einzuführen und Irrthümer zu beseitigen. Wassili III. schickte in der erwähnten Veranlassung im J. 1508 eine Gesandtschaft nach Rom. Julius II. ging aber auf sein Verlangen nicht ein, sondern forderte vorerst von dem Zaren und von jedem seiner Unterthanen, alt und jung, einen Lastken, d. i. Rauchwerk, besonders das Fell der Schneewiesel.

Damals lebte am päpstlichen Hofe ein sehr gelehrter Mann aus Lübeck, Dr. Nikolai Bulow, der Verwandte gleichen Namens in Reval hatte. Ihm war eine vortreffliche Erziehung zu Theil geworden und er lag fleißig den Studien ob. Die Seinigen meinten, daß er wohl zu einem Bischofe oder einem weltlichen Großen bestimmt und zum Wohl und Nutzen seines Vaterlandes gediehen sei. Die russischen Gesandten in Rom wandten sich nun an den gelehrten Bulow, machten ihm große Versprechungen, wenn er mit ihnen nach Nowgorod wolle, um den Kalender zu berichtigen, da in der Zeitbestimmung des Osterfestes große Verworrenheit herrschte. Auch sollte er die Kirchenordnung wieder ins rechte Geleise bringen und die Kirchenliturgie umgestalten. Die Gesandten ertheilten dem Bulow einen besiegelten Brief, worin ihm im Namen des Großfürsten 10,000 Thaler zugesagt wurden, wenn er sein Werk zu Ende gebracht haben sollte. Auch wollten sie ihn auf ihre Kosten nach und aus Rußland führen, und wollten mit dem vom Großfürsten zu ertheilenden sicheren, christlichen Geleite sowohl ihn als seine Begleiter zurück nach Rom schicken. Auf diese annehmbaren Versprechungen hin zog Bulow mit den Gesandten nach Nowgorod, gefolgt von einem Buchdrucker nebst Gesellen. Das ihm in Rom bewilligte jährliche Einkommen von 1500 Thl. war ihm auf Lebenszeit vom Papste zugesichert worden.

Als Bulow in Nowgorod nach dem Willen des Zaren Kalender und Kirchenordnung zurecht gebracht, gab man ihm das Versprochene durch die zarischen Commissare, denen er alsdann den in Rom besiegelten Brief auf ihr Verlangen zurückgab, und fertigte ihn wieder nach Rom zurück. Bis zur Grenze begleiteten ihn ehrenvoll Bojaren und verabschiedeten sich alsdann. Aber man hatte an der Grenze andere Bojaren bestellt, welche Bulow mit den Seinen wieder nach Moskau zum Großfürsten förderten. Hier zwang man ihn zu bleiben. Als Dolmetscher aus dem Griechischen, Lateinischen und Deutschen, als Astronom und Leibmedicus des Großfürsten nahm er sodann 40 Jahre lang eine geachtete Stellung ein.

Nikolai Bulow ist zweifellos der in russischen Schriften häufig erwähnte Nikolai Ljujew, was wohl Lübecker bedeuten soll. Als er im Herbst 1533 von Moskau abwesend war und der Großfürst Wassili ernstlich erkrankte, berief man ihn zur Hilfe nach Moskau. Nach Karamsin sprach der Großfürst zu Ljujew: „Freund und Bruder, du bist freiwillig aus deinem Lande zu mir gekommen und hast gesehen, wie ich dich geliebt und belohnt habe; kannst du mich wieder herstellen?" Ljujew antwortete: „Herr, da ich deine Gnade und Huld gegen rechtschaffene Ausländer hörte, verließ ich Vater und Mutter, um dir zu dienen. Deine Wohlthaten vermag ich nicht zu zählen. Allein, Herr, einen Todten kann ich nicht erwecken, ich bin kein Gott." Und an demselben Tage, den 3. December 1533, starb der Großfürst.

Nikolai Bulows Bruder, der revalsche Bürger Heinrich Bulow, hatte sich in große Unkosten durch die vielen von Herrschern gesandten Briefe gesetzt, um seinen Bruder zu befreien. Seine Kinder schlagen die Summe auf 7000 Thaler an. Es schrieben zu seinen Gunsten der Kaiser Maximilian, der König von Dänemark, der Papst, die 72 Hansastädte, die Ordensmeister Wolter von Plettenberg und Heinrich von Galen. Doch völlig vergebens waren dieser Potentaten Vermittelungen. Sie blieben alle vom Zaren unberücksichtigt. Der König von Dänemark hat sogar zwei Mal Gesandte nach Moskau geschickt. Das erste Mal seinen königlichen Rath Magister David, und das zweite Mal den Mag. Bartholomäus Werner. Nichts desto weniger zwang man Bulow, bis an sein Lebensende in Rußland zu bleiben. Es lebten später noch viele Russen, die von seinen Diensten und von dem durch ihn ihrem Lande gebrachten Nutzen zu erzählen wußten.

Im Jahre 1548 starb Nikolai Bulow in Moskau, ohne sich verheirathet zu haben, damit, wie seine revalschen Erben vermutheten, sein reicher Nachlaß ihnen zu gute käme. Seine Verwandten in Reval, so Heinrich Bulows Schwiegersohn, schickten den Schwager Jakob Stenwyck mit Briefen des Herrmeisters und des revalschen Rathes nach Moskau, der binnen Jahr und Tag nach dem kaiserlichen Rechte den Nachlaß heben sollte, den der Großfürst in seinen Schatz genommen hatte, nämlich Geld, Kleinode, Kleider, überhaupt Alles, was Bulow besaß. Der Großfürst gab ausweichende Antworten und erklärte zuletzt, daß Stenwyck sich aus dem Lande packen sollte, denn der Verstorbene hätte kein Testament hinterlassen und somit nicht bestimmt, daß sein Nachlaß an die Verwandten fallen solle. Das Capital muß aber ein bedeutendes gewesen sein. Dr. Bulow hatte in den 40 Jahren vom Papste 60,000 Thaler und vom Großfürsten für seine ersten Dienste 10,000 Thaler erhalten, ohne die Kleinode, Kleider und Privatverdienste während seines 40jährigen Aufenthalts in Rußland. Heinrich

Bulow hat zur Erlangung des Nachlasses später noch 3000 Thaler verausgabt, im Ganzen also 10,000 Thaler.

Im Jahre 1553 begab sich Jacob Stenwyck abermals nach Moskau, blieb ein rundes Jahr daselbst, ohne ein Resultat zu erzielen. 1556 schickten Bulows Verwandte Stenwyck zum dritten Mal ab, wiederum mit Briefen vom Ordensmeister und vom revaler Rathe an den Großfürsten Iwan den Grausen. Er erlangte auch dies Mal nichts.

Zwölf Briefe dieses Stenwyck aus Rußland befinden sich im revalschen Stadtarchiv und sind der russischen Beziehungen wegen recht interessant. So verlangt z. B. Stenwyck Ersatz für die großen Verluste der deutschen Kaufleute in Nowgorod, als im Jahre 1541 bei einer Feuersbrunst der Pöbel den deutschen Kaufhof und die Kirche ausgeplündert und verbrannt hatte.

Im Gegensatz zu diesen Forderungen begehrte indessen der Großfürst Iwan IV. vom Stift Dorpat den seit undenklichen Zeiten nicht gezahlten Honigzins, einen Tribut, der von den Bauern um Neuhausen herum in uralter Zeit in Honig entrichtet wurde, jedoch längst in Vergessenheit gerathen war. Die Folge war der schreckliche Krieg, der 27 Jahre hindurch das baltische Land verwüstete, viele Städte vernichtete, Tausende der Bewohner Livlands in Gefangenschaft brachte und Tausende im eigenen Lande elend umkommen ließ. Gotthard v. Hansen.

Livländische Correspondenz.

Seit einer Reihe von Jahren hat die „Baltische Monatsschrift" ihren Lesern nicht mehr, wie früher, Mittheilungen über die Thätigkeit der baltischen Selbstverwaltungsorgane gebracht. Indem wir nun, einem Wunsche der Redaction entsprechend, im Folgenden ein gedrängtes Referat über einige Beschlüsse der im Jahre 1891 abgehaltenen livländischen Adelsconvente geben wollen, glauben wir zur Vermeidung von Mißdeutungen eine Bemerkung vorausschicken zu müssen.

Bekanntlich ist während der letzten 6 Jahre seitens der Staatsregierung eine überaus große Anzahl von Gesetzen und Verordnungen erlassen worden, welche das gesammte öffentliche Leben der baltischen Provinzen in Bezug auf Kirche, Schule, Justiz und Verwaltung von Grund aus umzuformen bezweckte. Wir müssen es uns füglich versagen, unsere Leser über den derzeitigen Stand aller hieraus entspringenden Fragen zu instruiren. Vielmehr beschränken wir uns im Ganzen eben nur auf einen Bericht über einige Beschlüsse der drei letzten livländischen Adelsconvente. Auf allgemeine Gesichtspunkte, sowie auf frühere Verhandlungen werden wir nur dort zurückgreifen, wo es zum Verständniß unbedingt erforderlich erscheint und wir nicht den Gegenstand als aus den gelegentlichen Mittheilungen der Tagesblätter bekannt voraussetzen dürfen.

Im Jahre 1891 sind, nachdem während der vorhergehenden vier Jahre je ein Landtag hatte einberufen werden müssen, drei livländische Adelsconvente abgehalten worden, unter denen der erste, vom 22. Januar bis zum 7. Februar tagende, den aus praktischen Motiven hinausgeschobenen Herbstconvent des Jahres 1890 vertrat, während der Mai-, sowie der Octoberconvent d. J. als die regelmäßig im Frühjahr und Herbst eines jeden Jahres stattfindenden „ordinären" Convente anzusehen sind.

Unter sämmtlichen Gegenständen, über welche wir zu berichten haben werden, gebührt wohl die erste Stelle der vom Octoberlandtag des Jahres 1889 beschlossenen Reform der Landesprästanden. Zum Verständniß dieser außerordentlich bedeutungsvollen Frage können wir nicht umhin, auf die betreffenden Verhandlungen aus den vier letzten Jahren zu recurriren. Zu Beginn des Jahres 1888 war, wie den Lesern der „Baltischen Monatsschrift" erinnerlich sein dürfte, vom Finanzministerium der stellvertretende Dirigirende des Radomschen Cameralhofs (gegenwärtig Gouverneur von Plotzk), Herr Janowitsch, nach Livland delegirt worden, um das gesammte Prästandenwesen behufs radicaler Reorganisation desselben kennen zu lernen. Janowitsch weilte in Riga bis zum August 1888, worauf er, einer Weisung des Finanzministeriums folgend, nach St. Petersburg abreiste, ohne sein Gutachten betreffs der von der Staatsregierung geplanten Reformen abgegeben zu haben. Im April des Jahres 1889 wurden dem livländischen Landmarschall fertig ausgearbeitete Projecte für die Aufhebung der in den baltischen Provinzen bestehenden ritterschaftlichen Verfassungen, sowie für eine Reorganisation des Prästandenwesens, unter völliger Beseitigung der Selbstverwaltung, zugesandt. Es ist hier nicht der Ort, diese Gesetzesprojecte, welche noch gegenwärtig in der Residenz den Gegenstand von Berathungen bilden, des Näheren zu beleuchten. Die Vertreter der baltischen Ritterschaften haben Gelegenheit erhalten, an maßgebender Stelle ihre Ansichten über dieselben zu verlautbaren. Unabhängig von diesen Regierungsprojecten hat nun der außerordentliche Landtag vom October d. J. 1889 den Beschluß gefaßt, zur Leistung der Geldlandesprästanden, welche seither blos auf dem Bauerlande lasteten, auch das sogenannte „steuerfreie" Hofesland der Rittergüter heranzuziehen. Die Natural- und Postprästanden sollten unverändert bleiben. Eine selbstverständliche Folge dieses Beschlusses war die Uebertragung mehrerer, gemeinnützigen Zwecken dienender, jedoch bisher ausschließlich aus der Ritterkasse bestrittener, also blos das Hofesland belastender Ausgabeposten auf die Landeskasse. Nach einigen Verhandlungen, welche sich jedoch nicht sowohl auf die principielle Frage, als vielmehr nur auf Details bezogen, erhielt dieser Landtagsbeschluß die Sanction der Staatsregierung. Somit nimmt gegenwärtig das Hofesland der livländischen Rittergüter an sämmtlichen in baarem Gelde zu leistenden Steuern Theil. Die praktische Durchführung dieser Steuerreform war Obliegenheit des Landrathscollegiums, welches in dieser Sache dem im März d. J. 1890 tagenden ordinären Landtage eine Reihe von Vorlagen unterbreitete. Auf dieselben im Einzelnen einzugehen, mangelt uns der Raum. Im Jahre 1891 hat die Erhebung der Landesprästanden vom Hofeslande

zum ersten Male stattgefunden, und ist damit diese Reform ins Leben getreten. In den Rahmen unseres Berichts gehört diese Angelegenheit im Grunde nur in so fern, als der Januarconvent d. J. den Beschluß gefaßt hat, die vom Landrathscollegium „in Vorschlag gebrachte Art der Repartition und Einhebung der Landesprästanden zu acceptiren". Doch meinten wir, diesen Gegenstand um so weniger übergehen zu sollen, als es sich hier um einen außerordentlich wichtigen Act handelt, welcher von der livländischen „Ritter- und Landschaft" noch durchaus freiwillig inaugurirt werden konnte.

Eine Angelegenheit, welche zwar in der Hauptsache seitens der Staatsregierung, ohne jede Mitwirkung der ritterschaftlichen Organe, erledigt worden ist, welche indessen dem livländischen Adelsconvent zu einem Beschlusse Anlaß gegeben hat, bildet die gleichzeitig mit der Beseitigung des revalschen Consistoriums rechtskräftig gewordene Aufhebung des öselschen und des rigaschen Consistoriums, deren Bezirke nunmehr der Verwaltung des livländischen Provinzialconsistoriums unterstellt worden sind. Der Adelsconvent mußte diese Sache aus dem Grunde in Verhandlung nehmen, weil die nunmehr in hohem Maße vermehrte Geschäftslast des livländischen Consistoriums von den seitherigen Arbeitskräften nicht bewältigt werden konnte und daher die Bewilligung erhöhter Mittel aus der Ritterkasse behufs Anstellung eines zahlreicheren Kanzleipersonals nothwendig wurde. An dieser Stelle meinen wir auch an die aus den Tagesblättern bekannten, am 25. Februar, bezw. 4. März Allerhöchst bestätigten Reichsrathsgutachten erinnern zu sollen, deren ersteres das ritterschaftliche Recht zur Wahl der örtlichen Consistorialpräsidenten durch eine auf ministeriellen Vorschlag erfolgende Allerhöchste Ernennung ersetzt, während das zweite Gesetz die lebenslängliche Amtsdauer der weltlichen Consistorialassessoren in eine dreijährige umwandelt. Der Maiconvent, welchem die Vollziehung der Neuwahlen oblag, hat die seitherigen weltlichen Beisitzer des Consistoriums zu diesen Aemtern wiedergewählt, doch sind bisher weder diese, noch die als „zweite Candidaten" vorgestellten Persönlichkeiten seitens der Staatsregierung bestätigt worden. Zu erwähnen wäre hierbei, daß als *geistliche* Assessoren des livländischen Consistoriums nicht die „ersten", sondern gerade die „zweiten Candidaten" im Herbst d. J. die ministerielle Bestätigung erhalten haben.

Eine sowohl für die Rittergutsbesitzer als auch besonders für den Bauernstand wichtige Frage, welche einen Gegenstand von Verhandlungen für sämmtliche Adelsconvente des soeben ablaufenden Jahres abgab, betraf die Erhebung der Stempelsteuer von den mit Personen bäuerlichen Standes abgeschlossenen Kauf- und Pachtcontracten. Solche Verträge genießen auf Grund der livländischen Bauerverordnung vom Jahre 1860 das Recht der

Steuerfreiheit und unterliegen nicht den Bestimmungen des im Jahre 1874 erlassenen Stempelsteuergesetzes, wie solches bereits im Jahre 1876 vom Dirigirenden Senat in diesem Sinne entschieden worden ist. In Folge der im Jahre 1889 in Kraft getretenen Justizreorganisation ist jedoch diese Angelegenheit aufs Neue zur Verhandlung gekommen, wozu namentlich der wenig präcise Text des einschlägigen Gesetzes Anlaß gab. Die neuen Gerichtsbehörden schlugen ein gegen früher verändertes und sogar ungleichmäßiges Verfahren ein. Die livländische Commission für Bauersachen, an welche diese Sache vom Landrathscollegium gebracht und im Sinne der resp. Conventsbeschlüsse vertreten wurde, sprach sich zunächst dahin aus, daß Pachtcontracte in allen Fällen, wo mindestens einer der Contrahenten dem Bauerstande angehört, mit Bauern abgeschlossene Kaufcontracte, falls dieselben Gehorchsland betreffen, gleichfalls unbedingt, solche Contracte jedoch, welche sich auf Hofesländereien beziehen, nur dann von der Entrichtung der Stempelsteuer zu befreien seien, wenn das Areal des Kaufobjects die Größe von 20 Dessätinen nicht erreicht. Das rigasche Bezirksgericht wollte von sämmtlichen das Hofesland betreffenden Verträgen, sowohl Pacht- als Kaufcontracten, die Stempelsteuer erhoben wissen. Diese Stellungnahme des Bezirksgerichts gab die Veranlassung dafür, daß diese Angelegenheit auf Initiative der Commission für Bauersachen durch Vermittelung des Justizministers, sowie des Ministers des Inneren der Entscheidung des Dirigirenden Senats anheimgegeben wurde. Der Senat hat nun unter Aufhebung des vom Bezirksgericht gefällten Urtheils für Recht erkannt, daß in Livland die Befreiung von der Stempelsteuer auch auf Hofesländereien auszudehnen sei, wenn bezüglich derselben mit Personen bäuerlichen Standes Pacht- oder Kaufverträge geschlossen werden. Nachdem diese Frage somit im Wesentlichen ihre Erledigung gefunden, hat doch der im betreffenden Senatsukas gebrauchte Ausdruck „angesiedelte Bauern" weitere Erörterungen zur Folge gehabt, welche noch nicht zum Abschluß gediehen sind.

Zeitraubende Verhandlungen innerhalb des Adelsconvents, namentlich aber sehr mühevolle Arbeiten seitens der ständigen ritterschaftlichen Vertretung hat der Bau und die im Juli d. J. 1889 erfolgte Eröffnung der Eisenbahn von Riga nach Pleskau mit dem von Walk nach Dorpat führenden Zweige nothwendig gemacht. Für sechs von den acht ehemaligen Ordnungsgerichts- und gegenwärtigen Polizeibezirken sind hierdurch die Verkehrsverhältnisse durchaus andere geworden. Nur den pernau-fellinschen Kreis hat dieses lange ersehnte und als vollendete Thatsache freudig begrüßte Ereigniß wenig berührt. Für den größten Theil von Livland war eine völlige Umwandlung der bisherigen Verkehrsmittel, sowohl der Wege, als auch der

bekanntlich von der Ritterschaft verwalteten Pferdepoststationen unvermeidlich. Nachdem das Project für das neue „Postirungsnetz", mit welchem auch eine complicirte Neuvertheilung der gesammten Poststände in engstem Zusammenhange stand, bereits i. J. 1889 fertiggestellt und im Herbst des genannten Jahres ins Leben getreten war, haben später, und zwar auch noch im Jahre 1891, Neugründungen einiger Poststationen stattgefunden. Die durch die Aufhebung zahlreicher Stationen ihrer Bestimmung entzogenen Baulichkeiten sind, soweit sie Eigenthum der Ritterschaft waren, veräußert worden.

Eine weit größere Arbeit erforderte die gleichfalls durch den Eisenbahnbau bedingte veränderte Classificirung und Contingentirung der bestehenden, sowie die Einordnung der neuerbauten Wege, welche letzteren namentlich als directe Verbindungen zu den Eisenbahnstationen in nicht geringer Zahl entstanden waren. Die bezüglichen Arbeiten und Verhandlungen haben ihren Abschluß bisher noch nicht erreicht, vielmehr bleibt namentlich die „Wardirung" und „Contingentirung" der Zukunft vorbehalten. Doch hat die Gouvernementsverwaltung die neuen Wegenetzprojecte im Allgemeinen bereits bestätigt, sowie, einem Beschlusse des Adelsconvents Folge gebend, durch ein Patent für die Ausführung der Wegebauarbeiten eine Präclusivfrist festgesetzt und bezüglich der vorerwähnten „Wardirungs"- und „Contingentirungsarbeiten" Anordnung getroffen. Dann aber mußten diese Arbeiten unerwarteter Weise zunächst beanstandet werden, weil die neuen Wegenetzprojecte einer Prüfung durch das Kriegsministerium unterzogen werden sollen. Hinzuzufügen haben wir noch, daß eine Chaussirung sämmtlicher direct zu den Eisenbahnstationen führenden Wege von der Staatsregierung in Vorschlag gebracht und vom Adelsconvent im Princip acceptirt worden ist. Auch hierüber steht die definitive Entscheidung noch aus. Endlich ist es erwähnenswerth, daß die Remonte der in den städtischen Patrimonialgebieten belegenen Wege nach wie vor Obliegenheit der betreffenden Städte bleiben soll.

Unter den von der Ritterschaft für gemeinnützige und wohlthätige Zwecke dargebrachten Unterstützungen müssen wir vor Allem an die zur Bekämpfung der Lepra bestimmten erinnern. Nach den Beschlüssen des letzten, im März 1890 abgehaltenen Landtages sollte für den estnischen Theil Livlands die am Peipussee belegene ehemalige Poststation Nennal ein Leprosorium darbieten, während für den lettischen Theil ein zunächst nicht näher bezeichnetes Grundstück im Gebiete der Ritterschaftsgüter in Aussicht genommen wurde. Der Januarconvent hat, in Ergänzung des Landtagsschlusses, ein an der Aa belegenes, zum Gute Wiezemhof gehöriges Bauergesinde für diesen Zweck bestimmt. Ferner hat der Adelsconvent eine Geld-

summe bewilligt, sowie an die Staatsregierung wiederholentlich das Ersuchen gerichtet, gesetzliche Anordnungen über die zwangsweise Internirung der Leprösen zu erlassen.

Ein gleichfalls im Interesse der Landbevölkerung gefaßter Beschluß, betreffend die Begründung eines Asyls für Schwachsinnige, Idioten und Epileptiker, konnte bisher zu keinem thatsächlichen Ergebniß führen, weil diese Angelegenheit die Phase von Vorberathungen innerhalb einer dazu erwählten ritterschaftlichen Commission noch nicht verlassen hat. Auch dem im Februar 1891 bestätigten Verein zur Gründung von Besserungsanstalten und Ackerbaucolonien für minderjährige Verbrecher hat der Convent eine Summe von 1000 Rbl. gespendet, welche zu gleichen Theilen aus der Ritter- und Landeskasse gezahlt werden sollen.

Im Anschlusse hieran müssen wir den Beschluß des letzten, im October abgehaltenen Adelsconvents anführen, durch welchen ein Jahresbeitrag von 500 Rbl. aus der Landeskasse für eine in Fellin zu errichtende Augenheilanstalt bewilligt wurde.

Schließlich gehört in diesen Abschnitt unserer Correspondenz eine Mittheilung über die zum Besten der von der Mißernte betroffenen inneren Gouvernements unternommenen Schritte. Auf eine diesbezügliche Bitte des livländischen Gouverneurs hat der residirende Landrath zunächst im Einvernehmen mit dem Generalsuperintendenten eine allgemeine von den Kirchenvorstehern und Predigern geleitete Collecte organisirt. Außerdem aber hat der Adelsconvent noch eine Summe von 15000 Rbl. aus ritterschaftlichen Mitteln zur Verfügung gestellt.

Als dem Gemeinwohle dienend dürfen wir endlich den auf die Verbesserung des Flachsbaues gerichteten Conventsbeschluß bezeichnen. Indem der Maiconvent sich der von dem betreffenden Antragsteller hervorgehobenen Meinung anschloß, daß zu einer Steigerung der landwirthschaftlichen Erträge für Livland in erster Reihe die Production höherer Flachssorten ins Auge zu fassen sei, beauftragte er die mit der Aufsicht über die Verwaltung der Ritterschaftsgüter betraute Ritterschaftsgütercommission, die entsprechenden Maßregeln zu ergreifen. Das Resultat war die Anwerbung eines in Deutschland ausgebildeten Flachsbauinstructors, der zunächst auf den Ritterschaftsgütern einen rationellen Flachsbau einführen sollte, jedoch auch den Besitzern von Privatgütern wiederholt zur Disposition gestellt wurde. In wie weit diese Bemühungen von Erfolg gekrönt werden, kann nur die Zeit lehren. Noch müssen wir an dieser Stelle bemerken, daß der Maiconvent zu Prämien für die landwirthschaftlichen Ausstellungen in Werro und Fennern sowohl Geldmittel, als auch Medaillen herzugeben beschloß.

Für künstlerische, resp. wissenschaftliche Zwecke waren die für die Restauration des Kreuzganges an der rigaschen Domkirche, sowie für kunstgeschichtliche Arbeiten bewilligten Summen bestimmt.

Indem wir hiermit unsere Correspondenz schließen, geben wir uns der Hoffnung hin, wenn auch weder «multa» noch «multum», so doch immerhin „Manchem etwas" gebracht zu haben.

Riga, 17. December 1891.

Bücherschau.

40 Lieder von einem Deutschen. Dresden 1891.

Als sich die Nachricht verbreitete, von dem Verfasser des „Rembrandt als Erzieher" würden nächstens Gedichte erscheinen, da konnte man dem Buche mit einiger Spannung entgegensehen. Wird der gedankenreiche, so ganz originelle Autor auch auf dem Gebiete der Poesie uns etwas Außerordentliches bieten, wird auch in der Dichtung sich seine Individualität voll und ganz entfalten? Wird er auch hier, an unvergängliches Altes anknüpfend, neue Wege wandeln und neue Ziele weisen? Solche und ähnliche Fragen sind gewiß Manchem gekommen und in verschiedenem Sinne beantwortet worden. Auch wer keine dichterische Gabe außerordentlicher Art von „dem Deutschen" erwartete, versprach sich doch originelle Gedanken in poetischer Form. Nun liegt die Gedichtsammlung vor uns. Sie ist äußerlich vorzüglich ausgestattet, der Druck splendid, das Papier vortrefflich, aber Niemand, der sie mit Interesse in die Hand genommen, wird sie ohne Enttäuschung aus der Hand legen. Zunächst hat der Verfasser seine poetischen Versuche sehr unzutreffend Lieder genannt; nur auf einige wenige von ihnen könnte diese Bezeichnung Anwendung finden, die meisten wird sich kein Mensch gesungen denken können. Betrachten wir nun das Gebotene einfach als Gedichte, indem wir von dem unrichtigen Titel absehen. Spricht sich in ihnen ein frisches, einfaches und natürliches Empfinden aus, sind sie der freie Erguß eines poetischen Gemüthes oder wenigstens einer aus dem Inneren der Seele emporquellenden dichterischen Stimmung? Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein: es ist Reflexionspoesie, was uns hier vom ersten bis zum letzten Gedichte entgegentritt. Es sind nicht erlebte oder angeschaute Situationen und Bilder, welchen diese Gedichte Ausdruck geben, sondern fast

immer nur vorgestellte und gedachte, die sich der Autor ausmalt. Nun kann ja eine sehr kräftige, lebensvolle Phantasie sich in ganz fremde Lebensverhältnisse und Sitten, in ganz anders geartete Gedankenkreise so völlig hineinversetzen, daß sie innerlich sie gleichsam mit erlebt; eine solche dichterische Kraft wird dann auch im Stande sein, das innerlich Geschaute in lebensvollen Bildern auszusprechen, wie das z. B. Freiligrath in hohem Grade vermocht hat. Die Gefahr des Gesuchten und verstandesmäßig Ausgeklügelten liegt hier aber um so näher, je weniger reich und schöpferisch die Phantasie des Dichtenden ist. Das findet nun leider auf die meisten Gedichte „des Deutschen" volle Anwendung. Wenn er z. B. in dem „Morgenländisch" überschriebenen sich nach Schiras versetzt, in der „Phantasie" die Herrlichkeiten Smyrnas preist, in dem „Opfer" sich die Stimmung der am Opferaltar Stehenden vergegenwärtigt, so giebt er uns nur Producte der Reflexion, einer geistreichen meinethalben, aber doch immer nur einer künstlichen Anempfindung. Daher sind diese Gedichte auch matt und lassen kalt. Der Schwung der Phantasie fehlt unserem Autor eben durchaus, und wo er Bilder geben will, giebt er uns fast immer nur mehr oder weniger glücklich eingekleidete Gedanken. Seiner ganzen geistigen Natur entspricht viel mehr das Lehrhafte, als das eigentlich Poetische, und wo er seine Gedanken ohne vielen dichterischen Schmuck ausspricht, erscheint er am natürlichsten und eigenthümlichsten. Erstaunen muß man bei dem Verfasser des Rembrandt über die in diesen Gedichten dem Leser entgegentretende Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit, ja nicht selten völlige Entgegengesetztheit der Anschauungen und Auffassungen. Heidnisches und Christliches, Idealistisches und Materialistisches, sinnlicher Lebensgenuß und melancholische Sehnsucht, alles dies kommt bunt durch einander in einzelnen Gedichten zum Ausdruck. Unmittelbar nach einigen Versen auf Christus folgt ein Hymnus auf Dionysos, an das Gedicht auf die reuige Magdalena schließt sich sehr bald das „Liebesabenteuer", neben die Phantasie über die Freuden von Smyrna stellt sich sogleich der Chor der Verdammten im Fegefeuer, kurz, es ist, als ob wir in einem beständigen Wirbel hin und her gerissen würden. Aus diesen Gedichten könnte Niemand ersehen, welches denn eigentlich die Weltanschauung des Dichters ist, ob er Christ ist oder dem antiken Fatalismus huldigt, ob er zum Idealismus sich bekennt oder dem Materialismus anhängt, „dem Gott des Fleisches" dient, wie er das in dem widerwärtigen Gedicht „Muskel" ausdrückt. Wo bleibt bei diesem Chaos widersprechender Vorstellungen und Gedanken die Einheit der geistigen Persönlichkeit, jene geschlossene Individualität, die „der Deutsche" im Rembrandt mit so feuriger Kraft der Ueberzeugung, in immer neuen Wendungen und mit rücksichtsloser Energie verkündigt und verherrlicht hat? In dieser Gedichtsammlung finden wir sie

wahrlich nicht, es müßte denn eine Individualität sein, die aus lauter Widersprüchen und Gegensätzen besteht; eine solche würde aber dem von ihm selbst in seinem Buche gezeichneten Bilde der wahren Persönlichkeit absolut nicht entsprechen. Eine abstoßende Eigenheit, die uns aus mehreren Gedichten dieser Sammlung entgegentritt dürfen wir leider nicht übergehen, es ist die unverhüllte Sinnlichkeit, welche in ihnen zum Ausdruck kommt. Wir wissen ja wohl, daß in der modernsten Literatur „die gesunde Sinnlichkeit" gepriesen, die Gegner der Sinneslust verspottet und Situationen solcher Art mit ganz besonderer Vorliebe geschildert werden. Aber was bei den Vertretern des jüngsten Deutschlands etwas Gewöhnliches ist, daran sollte in den Gedichten des Mannes, der Rembrandt als Erzieher geschrieben hat, nichts erinnern. Leider aber finden sich hier einige Gedichte, die in bedenklicher Weise sich den cynischen Producten der Herren A. Holz, H. Conradi, J. Schlaf und Consorten nähern. „Es thut mir weh, daß ich dich in der Gesellschaft seh'." Hier zeigt sich das Ueble der durch die Verstandesreflexion vermittelten Anschauung am grellsten und abstoßendsten. Der Verfasser hat sich durch die Gedichte dieser Art selbst geschadet; sie verhindern es durchaus, diese Sammlung in die Hände der Jugend zu geben und entfernen sie aus der Nähe der Frauen. Damit aber ist ihre Verbreitung aufs Aeußerste eingeschränkt, denn wie viele Männer lesen heutzutage Gedichte, zumal lyrische?

Am erfreulichsten und zugleich am meisten wahres Gefühl offenbarend sind diejenigen Gedichte, in welchen sich ein warmer Sinn für Freundschaft und ein sehnsüchtiges Verlangen nach einem wahren Freunde ausspricht. Hier erinnert unser Dichter an Platen, der auf ihn in poetischer Beziehung überhaupt eingewirkt zu haben scheint. Auch Gedichte in antiken Maßen finden sich in der Sammlung, aber der Geist Hölderlins ruht nicht auf ihnen. Wir wundern uns auch, daß der Verfasser nicht strengere Selbstkritik geübt und so unbedeutende Gedichte, wie z. B. die Quelle, die Kokette, Vorbei und besonders der Spielmann, der fast nur aus mannigfachen Compositionen mit diesem Worte besteht, des Abdrucks für werth gehalten hat, denn sie sind nichts als Exercitien in poetischer Form. Um nicht ungerecht zu sein, wollen wir endlich ein paar Gedichte hervorheben, die wirklich gelungen sind: „Im Grase" und „Der Thautropfen", denen man allenfalls „Der Edle" und „Unkenruf" hinzufügen kann; in den beiden letzten kommt des Verfassers Eigenart vielleicht am deutlichsten zum Ausdruck. Doch auf höheren dichterischen Werth können auch diese Gedichte keinen Anspruch machen, auch aus ihnen spricht nicht der hinreißende Ton einer bewegten Dichterseele.

Nicht wegen ihrer inneren Bedeutung, nur um ihres Verfassers willen haben wir uns eingehender mit dieser Gedichtsammlung beschäftigt; rührte sie von einem Anderen her, man würde sie unbeachtet vom Strome der

Literatur dahintragen und in ihm untergehen lassen. Trotz ihrer eleganten Ausstattung und des billigen Preises von einer Mark werden diese Gedichte sicherlich keine wiederholten Auflagen erleben. Der Versuch „des Deutschen", als Dichter aufzutreten, muß als mißglückt angesehen werden, auf dem Felde der Poesie sind keine Lorbeeren für ihn zu finden. Diese 40 Lieder sind eine Verirrung eines auf anderem Gebiete bedeutenden und originellen Geistes. Gerade, weil wir das Buch „Rembrandt als Erzieher" nach seiner Tendenz und seiner Gedankenfülle so hoch stellen, mag es im Einzelnen auch unseren Widerspruch oft genug herausfordern, gerade deswegen müssen wir über die dichterischen Versuche desselben Autors um so strenger urtheilen. Denn es ist ein Abweg, auf den sich seine begabte Natur hat verleiten lassen. Möchte doch dieser eigenartige bedeutende Geist weder durch die zahllosen Widersacher, die er gefunden, und den Hohn und die Verspottung, die sich über ihn ergossen haben, noch durch die blinde Vergötterung und die maßlosen Lobeserhebungen, die ihm andererseits geworden sind, innerlich afficiren und von seiner Bahn abziehen lassen. Der Verfasser des Rembrandt darf nichts Untergeordnetes und Geringfügiges in die Welt hinausschicken, es ist seine Pflicht, nur dann wieder hervorzutreten, wenn er seinem Volke Neues zur Warnung und Mahnung zu sagen hat. H. D.

Zur Besprechung sind der Redaction nachstehende Bücher zugegangen:

Jäger, Adolf, Die sociale Frage. Ein Schlüssel zur Prophetie des Neuen wie des Alten Testaments. 2 Bde. gr. 8. Neu-Ruppin, Petrenz 1891.

Miller, W., und Stackelberg, Reinh. von, Fünf ossetische Erzählungen in dizorischem Dialekt mit deutscher Uebersetzung von R. v. Stackelberg. Ausgabe der Akademie der Wissenschaften, St. Petersburg 1891. 4° II. 88 Seiten. Preis 60 Kop.

Seraphim, Ernst und August, Aus Rußlands herzoglicher Zeit. Gestalten und Bilder. Bd. I. Zwei Fürstengestalten des 17. Jahrhunderts. gr. 8. 248 Seiten. Mitau, E. Behre, 1892.

Küchler, Carl, Nordische Heldensagen. Aus dem Altisländischen übersetzt und bearbeitet. kl. 8. 264 S. Bremen, Heinsius, 1892.

Bellmann, C. M., Der Weingott des Nordens. Uebersetzt von P. J. Willatzen. Mit dem Bildnisse und 6 Compositionen Bellmanns. kl. 8. 150 Seiten. Bremen, Heinsius, 1892.

Mickwitz, Chr., Gedichte. gr. 8. 343 S. Reval, Fr. Kluge, 1892.

Schröder, L. v., Der Templer und das Kind der Berge. Episches Gedicht. kl. 8. 60 Seiten. Mitau, E. Behre, 1892.

Herausgeber: R. Weiß. Für die Redaction verantwortlich: N. Carlberg.

Дозволено цензурою. Ревель, 7-го Января 1892.
Gedruckt bei Lindfors' Erben in Reval.

Theodor Storm.

Ein Dichter und Patriot.

Vor nicht langer Zeit feierte das deutsche Volk in einmüthiger Begeisterung den Gedenktag des Dichters von „Leyer und Schwert", und weit über die Grenzen des deutschen Reiches hinaus nahm man Antheil an dem wieder im Vordergrund des Denkens und Fühlens der Nation stehenden Jüngling, der nicht nur zu singen und zu sagen, sondern auch zu sterben gewußt hatte. Beim Lesen der Berichte über die ernstpatriotische Feier stieg in uns das Lebensbild eines anderen Dichters auf, der für die warme Gesinnung, welche er seinem Heimathlande entgegenbrachte, zu leiden, ja das herbe Weh des Exils zu durchkosten hatte, dem dann aber, glücklicher als dem in der Blüthe der Jahre Dahingesunkenen, den Anbruch schönerer Tage, die Sonne der Freiheit, zu erleben ein gütiges Geschick beschieden hat: Theodor Storm.

Wem von den Lesern dieser Zeitschrift ist der Name Storms als der eines der ersten deutschen Novellendichter unbekannt? Es ist wohl nicht zu viel gesagt, daß seine Novellen und Erzählungen, in denen er — fast immer auf dem Untergrunde seiner schleswig-holsteinschen Heimath — die Tiefen und Höhen des Menschenherzens zu ergründen unternimmt, Gemeingut der gebildeten Deutschen geworden sind. Sind sie doch eingekleidet in eine Sprache, die einen wunderbaren, zu Herzen gehenden Zauber hat, ja oft wie Musik ertönt, und reden sie nicht zu uns so tief ergreifend und erschütternd? Von der lieblichen, den Duft der Erica und Veilchen ausströmenden, aber auch alle Schwächen einer Jugendarbeit tragenden Erzählung „Immensee" zieht sich eine lange Reihe in Form und Inhalt immer vollendeter

werdender Dichtungen. Sei es, daß er, wie in „Auf der Universität", den Untergang eines schönen Mädchens, oder in „Auf dem Staatshof" die unselige Liebe eines jungen reinen Geschöpfs zu einem elenden Wüstling schildert, sei es, daß er in «Viola tricolor» der Geschichte einer zweiten Frau, eines Stiefmütterchens, eine Selbstbefreiung (wie er selbst mit Anwendung eines Goetheschen Wortes sagte) dichtete, oder in der Novelle „Waldwinkel", über der eine schwüle, fast elektrische Stimmung ruht, das Unglück der Ehe eines alternden Mannes und eines jungen Mädchens vor Augen führt, oder aber in dem wundervollen „Psyche" das Künstlerleben zum Vorwurf genommen, oder endlich im „Schimmelreiter" eine Nordseesage aus seiner Heimath künstlerisch gestaltete, stets weiß er Töne anzuschlagen, Saiten anklingen zu lassen, wie es nur gottbegnadete Dichter vermochten: doch nicht von Storm, dem Novellendichter, soll hier die Rede sein, sondern von den anderen Dichtungen des schleswig-holsteinschen Poeten und namentlich von seinen Lebensschicksalen.

Um ihn verstehen zu können, um ihn voll zu würdigen, müssen wir das Land, wo seine Wiege gestanden, vor uns emportauchen lassen, denn wenn von Einem, so gilt von ihm das Wort: „Willst den Dichter du versteh'n, mußt in Dichters Lande geh'n."

Dort, wo an der Westküste Schleswig-Holsteins Nordfriesland beginnt mit seinen von den Wogen der wildbrandenden Nordsee umspülten Inseln und Halligen, liegt das Städtchen Husum, in dem am 14. September 1817 dem Advocaten Johann Casimir Storm und seiner Gattin Lucie, geborenen Woldsen, der erste Sohn geboren wurde: Hans Theodor Woldsen-Storm. Die Natur, in der er aufwuchs, die Luft, die er einathmete, die Dinge, welche er um sich sah, waren keineswegs außergewöhnlich; keine himmelanstrebenden Berge, keine süddeutschen Landschaftsbilder reizten seine Sinne. Aber die einfache, dem tieferen Gemüth doch schön erscheinende Heimath wirkte still und deshalb um so nachhaltiger auf sein empfängliches Herz, das mit jedem Friesen eine innige, fast schwärmerische Liebe zum Vaterlande gemein hatte. Klaus Groth sagt nicht mit Unrecht von Storm, das Holstenheimweh habe ihn zum Dichter gemacht, die schöne Sehnsucht nach „zu Hause" sei der Pulsschlag in seinen Gestalten und Dichtungen:

Nord und Süd — Die Welt ist wit!
Ost und West — To Hus ist best.

Früh schon trieb es den Knaben aus dem alten finsteren Städtchen hinaus zu Wanderungen ins Freie. Nach Süden zu erstreckte sich die Marsch, fetter, dem Meere in ewigem Kampfe abgerungener Boden, durch mächtige Deiche gegen das immer wieder anstürmende Element geschützt. „So weit das Auge reicht, eine schöne grüne Wiese, auf der unzählige Rinder

weiden. Dazu das Lärmen der immer lebendigen Staare und hoch oben unsichtbarer Lerchengesang." Nach Landesweise lernte er mit dem Springstock, „Klüwerstock" über die Wassergräben setzen, und blickte er dann aufathmend zurück, so sah der Knabe die schlanken Thürme seiner alten Vaterstadt, von der Sonne freundlich bestrahlt, in der Ferne funkeln.

Nordwärts von Husum breitete sich die sandige Geest aus, „ohne Wälder und Bäume, nur selten mit Schwarzdorn- oder Weißdornbüschen auf den niedrigen Wällen, welche die einzelnen Felder von einander scheiden". Dorthin lockte es den Knaben besonders oft, dort lag ja die Haide. In der Schwüle eines Julitages hat er sie uns schauen lassen in braunviolettem Schimmer; umgaukelt von Argusfaltern, durchzogen vom Blüthenduft der Erica:

„Es ist so still; die Haide liegt in warmem Mittagssonnenstrahle,
Ein rosenrother Schimmer fliegt um ihre alten Gräbermale;
Die Kräuter blüh'n; der Haideduft steigt in die blaue Sommerluft."

Wie oft hat er hier im Haidekraut gelegen und geträumt, hier, wo der ganze Zauber der Einsamkeit ihm so bestrickend nahe trat. — Neben der Haide war es die Nordsee, die des Knaben Gemüth und Phantasie erfüllten. Wenn er Abends schlafen ging, hörte er das dumpfe Brausen der Nordsee, die in der Ferne an die Deiche brandete, ihr melancholisch eintöniges Tosen wiegte ihn in Schlummer. Wie oft stand er im Frühling dort oben auf den Deichen und blickte hinaus auf die weite, weite Meeresfläche.

Frisch und erquickend, wie die Eindrücke seiner Heimath, sind ihm auch die Bilder der Menschen geblieben, die seine Wiege umstanden, seine Kinder- und Knabenjahre behütet haben. Sein Urgroßvater sollte nach alter Tradition ein Pole gewesen sein, der wegen eines Duells hatte flüchten müssen. Auch von der ausgesprochenen Vorliebe des Stammvaters für gebratene Froschschenkel hörte Storm mit geheimem Entsetzen. Dessen Tochter war unseres Theodor Storm Großmutter. Sein Vater stand ihm als ein kleiner, schmächtiger Mann von leidenschaftlichem Gemüth und doch tiefer Gemüthsinnigkeit, die er aber immer zu unterdrücken bemüht war, damit sie ihn nicht übermannte, vor Augen. Ein Freund des Hauses berichtet den charakteristischen Zug, daß der Vater in den letzten neun Jahren, als er nur vier Häuser weit von unserem Dichter und etwas weiter von dem jüngeren Sohne wohnte, nicht öfters als zweimal bei jedem von ihnen gewesen sei: er fürchtete eine Ueberwältigung seines Gefühls, wenn er das Heim seiner Kinder beträte. In entsagungsvoller Arbeit sah er die Aufgabe seines Lebens. Seine Frau, die aus dem in Husum hochangesehenen Senatorengeschlecht der Woldsen stammte, war, ganz wie die Frau Rath Goethe, sonnig, heiter, für Natur und Kunst offen und empfänglich; doch auch bei ihr war

es nicht Sitte, ihren Kindern mit stürmischer Zärtlichkeit zu nahen, so daß der Dichter sich nicht entsinnt, jemals von ihr umarmt oder geküßt worden zu sein. Eine der liebsten Personen seiner Jugend war die Senatorin Feddersen, seine mütterliche Urgroßmutter, eine feine, edle Frau, deren schattenhafte, ehrwürdige Gestalt so oft in seine Novellen hineinspielt. In ihrem Garten mit dem mächtigen Gaisblattstrauch, seinen Ahorn- und Silberpappelbäumen, den geradlinigen Rabatten weilte der Knabe gern, noch mehr aber heimelte ihn das alte Haus selbst an: „In allen Winkeln und auf allen Dielen," schildert er es in einer Novelle, „lagen die Schatten vergangener Dinge; von Allen, die einst darin lebten und starben, war eine Spur zurückgeblieben; uns, die wir ihres Blutes waren, trat sie überall entgegen und gab uns das Gefühl des Zusammenhanges mit einer großen Sippschaft. Denn auch die Todten gehörten mit dazu; ja einige von uns wollten wissen, daß das Leben Jener noch nicht ganz vorüber sei, daß es zuweilen in Nächten oder in einsamer Mittagsstunde sich den Enkeln kund zu geben ringe." — Das Gefühl der Vergänglichkeit mit seinem wehmüthigen Zauber wehte ihm entgegen, wenn er oben bei der Urgroßmutter oder den Großeltern kramen durfte und die Perrücken und Haarbeutel, die alten Fächer und Bräutigamsmanschetten und manch anderer Raritätenkram sich seinen Kinderaugen entfaltete. Gern saß er mit den Geschwistern zu den Füßen der alten Frau, die gar wundersam von alten Zeiten zu erzählen verstand, „wo man noch nicht Alles besser wissen wollte, als die Majestäten und ihre Minister; und wer seine Nase in die Politik steckte, den hießen wir einen Kannegießer, und war's ein Schuster, so ließ man die Stiefeln bei seinem Nachbar machen". Noch besser gefielen den Kindern die Märchen von Lene Wies; „die Scheherezade seiner Jugend", die ihm die Lust des Fabulirens ins Herz gesenkt, nennt der Dichter die alte Frau mit dem blatterzerrissenen Gesicht und den schönen braunen Augen. In einem Gedenkblatt hat Storm der Alten und ihrem von Levkoyenduft und Heimchenzirpen erfüllten Wohnstübchen, wo er die schönsten Geschichten seines Lebens gehört, später ein Denkmal gesetzt: „Und wie sie erzählte! Plattdeutsch, in gedämpftem Ton, mit einer andachtsvollen Feierlichkeit, und mochte es nun die Sage vom gespenstigen Schimmelreiter sein, der bei Sturmfluthen Nachts auf den Deichen gesehen wird und, wenn ein Unglück bevorsteht, mit seiner Mähre sich in den Bruch hinabstürzt, oder mochte es ein eigenes Erlebniß oder eine aus dem Wochenblatt oder sonst wie aufgelesene Geschichte sein, Alles erhielt in ihrem Munde sein eigenthümliches Gepräge und stieg, wie aus geheimnißvoller Tiefe, leibhaftig vor den Hörern auf. Oftmals griff die alte Mutter in ihr Rad und ließ es still stehen, oder nickte aus seiner Ecke Johann Wies behaglich blinzelnd herüber und dazu tickte die Uhr und

sangen aus der Ofenwand die Heimchen; mitunter an Herbstabenden — und dann wars am allerschönsten — rauschten auch noch von ferne die Lindenbäume, die drüben jenseits der Gasse hinter einer Gartenplanke standen — wie weit dahinter lag dann die ganze Alltagswelt."

Unter diesen Verhältnissen, in dieser Natur, unter der Obhut so vortrefflicher Menschen ist der Dichter allmählich herangereift. Sein Herz war erfüllt von warmer Liebe zu der Stadt, wo er geboren, zu seiner scheinbar so schmucklosen Heimath, die ihm, der recht zu sehen verstand, von unendlichem Zauber umwoben war. Von ihr galt es jetzt sich loszumachen, da der Vater beschlossen hatte, ihn, der soeben die vierklassige Gelehrtenschule seiner Vaterstadt durchgemacht, nach Lübeck aufs Gymnasium zu geben. In Husum war die deutsche Poesie gar stiefmütterlich behandelt worden, und obgleich der Knabe so manches Gedicht bereits damals „verbrach", bekennt er doch selbst, daß seine literaturhistorischen Kenntnisse sehr geringe gewesen, er z. B. als Primaner noch Uhland für einen mittelalterlichen Minnesänger gehalten habe. Das lübecker Gymnasium stand damals in hoher Blüthe. Geibel hatte die Schule bereits absolvirt, als Storm eintrat, aber in den Ferien lernten sich beide junge Poeten kennen. Durch ihn und seinen Freund Ferdinand Röse, einen liebenswerthen, edlen Menschen, der allzu früh gestorben, wurde Storm zuerst wirklich in die deutsche Dichtung eingeführt, von der er bis auf einige Schillersche Dramen nichts kannte. Es war in dem Zimmer bei Röse, in dem nicht einmal ein Sopha stand, das aber mit seinen breiten Fensterbänken, mit dem alten Hausrath und allerlei Büchern Storm der behaglichste Raum schien, wo sich das Ereigniß vollzog. „Nie werde ich," erzählt der Dichter selbst, „den Spätherbstabend vergessen, an dem mich Röse in Heines mir noch unbekanntes „Buch der Lieder" einweihte. Aus dem verschlossenen Glasschrank, der den Obertheil einer Schatulle bildete, nahm er das Exemplar auf schlechtem Druckpapier, und während wir am warmen Ofen saßen und draußen der Wind durch die Schiffstaue sauste, begann er mit gedämpfter Stimme zu lesen: „Am fernen Horizonte", „Nach Frankreich zogen zwei Grenadier", „Ueber die Berge steigt schon die Sonne", und so eins nach dem anderen, zuletzt: „Wir saßen am Fischerhause und schauten nach der See". Ich war wie verzaubert von diesen stimmungsvollen Liedern, es ward Morgen und es nachtete um mich und als er endlich, fast heimlich das Buch fortlegend, schloß: „Das Schiff war nicht mehr sichtbar, es dunkelte gar zu sehr", da war mir, als seien die Thore einer neuen Welt vor mir aufgerissen worden." — Bald darauf machte Storm sich an Goethes „Faust", dessen Gedankentiefe und herrlicher Rhythmus ihn mächtig bewegte, las Uhland und machte die für seine Dichtungen hochbedeutsame Bekanntschaft mit Eichendorffs Schöpfungen.

„Eichendorff, Heines „Buch der Lieder" und Goethes „Faust"," sagt Dr. P. Schütz, des Dichters neuester Biograph, dessen Buch nicht warm genug empfohlen werden kann, „ist dann die poetische Trias geworden, die am tiefsten und nachhaltigsten auf ihn gewirkt hat."

Das Universitätsleben in Kiel, wohin Storm 1837 zog, behagte dem feinbesaiteten Jüngling nicht: der Unterschied zwischen der durchgeistigten Atmosphäre in Lübeck und dem, wenn auch innerlich gesunden, so doch oft roh erscheinenden und öfters noch am Aeußerlichen haftenden Studententreiben trat allzu grell hervor, und der kneipende, paukende Student konnte Storm nicht recht zusagen, obgleich er in kleinem Kreise froh und übermüthig zu sein verstand. Dem Studium der Jurisprudenz widmete er sich nach seines Vaters Wunsch und auch gern, wenngleich er offen gestand, daß er dem „räthselvollen Capitel der Correalobligationen" keinen sonderlichen Geschmack abgewinnen könne. Ostern 1838 vertauschte der Student Kiel mit Berlin, von wo er, ohne gerade großen Gewinn mitzubringen, nach drei Semestern nach Kiel zurückkehrte. Und nun fand er — schon dem Examen nahe — das, was er so schmerzlich vermißt hatte, einige gleichgesinnte Freunde, unter denen in erster Linie die beiden Gebrüder Theodor und Tycho Mommsen zu nennen sind. Beide waren, obgleich etwas jünger an Jahren als Storm, doch gereifter und entwickelter, beide stammten gleich unserem Dichter aus Friesland. Poetische Liebhabereien brachten sie zusammen, und bald schienen sie unzertrennbar. Als Denkmal ihrer Freundschaft sandten sie 1843 das „Liederbuch dreier Freunde" in die Welt. Von Theodor Storm rühren darin etwa 40 Gedichte her: Eichendorff, Heine und Mörike, dessen lyrische Weisen tief auf ihn wirkten, sind die Meister seiner Poesie.

Mit dem Erscheinen des Liederbuches nahm die Universitätszeit ein Ende; nach bestandenem Examen ließ sich Storm in seiner Vaterstadt Husum als Advocat nieder. Dieser Beruf, obgleich er ihm genug Arbeit gab, bereitete ihm manche Leiden. Doch was wollten die kleinen Widerwärtigkeiten des Berufs gegenüber dem reichen Glück, das ihm hier in seiner neugegründeten Häuslichkeit erwuchs. Sein „Mühmchen", Constanze Esmarch, aus dem kleinen holsteinschen Städtchen Segeberg, aus dessen altem Kloster in grauer Vorzeit Livlands Apostel zur Düna gezogen, führte er im Herbst 1847 als Lebensgefährtin in sein Haus, eine Frau seltener Art, eine von jenen erlesenen weiblichen Naturen, die, an Leib und Seele in idealem Stil geformt, auch in der Berührung mit der Plage und Sorge des Alltagslebens sich jenes Gepräge rein und unverwischt durchs Leben zu retten wissen. „Noch in ihren dreißiger Jahren, als Mutter von sechs Kindern, war in ihrer Erscheinung, der hohen, reinen Stirn, den großen, grauen Augen, dem feinen Munde, der hohen vollen Gestalt und dem herrlichen

Klang ihres Alt in Sprache und Gesang jener Zauber der anscheinend unverlierbaren Jugend geblieben, der freien und wahrhaft adeligen Schöne, über welchen die körperlichen Spuren der Jahre und dessen, was diese in Leid und Mühsal gebracht haben mochten, keine störende Macht üben konnten." „Sie war schön," sagte einmal der Dichter selbst; „wenn sie ins Zimmer trat, war mir immer, als ob es heller würde." So wurde unserem Dichter das Glück der Liebe in vollstem Maaße zu Theil.

Bezeichnend für den frohen Lebensmuth der damaligen Jahre ist das herrliche Octoberlied, mit das Schönste seiner Art:

Der Nebel steigt, es fällt das Laub —
Schenk' ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag vergolden, ja vergolden!
Und wimmert auch einmal das Herz —
Stoß an und laß es klingen!
Wir wissen's doch, ein rechtes Herz ist gar nicht umzubringen!
Wohl ist es Herbst, doch warte nur,
Doch warte nur ein Weilchen,
Der Frühling kommt, der Himmel lacht, es steht die Welt in Veilchen.
Die blauen Tage brechen an,
Und ehe sie verfließen,
Wir wollen sie, mein wack'rer Freund, genießen, ja genießen!

In die Zeit seines jungen Eheglücks weist auch ein kleines Gedicht von wunderbarer Feinheit und Prägnanz:

Klingt im Wind ein Wiegenlied, Sonne warm herniedersieht,
Seine Aehren senkt das Korn, Rothe Beere schwillt am Dorn,
Schwer von Segen ist die Flur — Junge Frau, was sinnst du nur?

Es waren schöne Tage, die dahingingen, Tage, in denen neben dem häuslichen Glück und der Musik, von der Storm einmal sagt, „sie löse alles Erdenleid in Wohllaut", die literärische Beschäftigung und die Dichtung ihr Recht behielten. Neben der Leitung des husumer Gesangvereins füllten seine Mußestunden die mit Mommsen gemeinsam unternommenen Sammlungen der Sagen und Märchen Schleswig-Holsteins aus. Unter den Dichtungen jener ersten husumer Zeit steht aber auch so manche, welche im seltsamen Gegensatz zu dem ihn umgebenden Glück die Vergänglichkeit ins Auge faßt, nicht etwa bitter und verzagt, sondern in wehmüthiger Resignation. Hier in Husum entstand auch die oben bereits erwähnte Novelle „Immensee", welche seinen Ruhm begründet hat und, in 30 Auflagen verbreitet, als das Muster der Erinnerungsnovelle, der Resignationsgeschichte hinzustellen ist. Wer das Büchlein gelesen und in jungen Jahren mehr denn einmal gelesen, hat sich dem Zauber nicht entziehen können, der über dem Jugendleben Elisabeths

und Reinhards liegt; wer kann jene duftigen Lieder vergessen, die hineingestreut sind, wie „Hier an der Bergeshalde verstummet ganz der Wind", oder jenes tieftraurige: „Meine Mutter hat's gewollt, den Andern ich nehmen sollt'!" Mag vieles überschwänglich scheinen, es geht ein wunderbar ergreifender Zug durch die Träumereien des altgewordenen Reinhard. Noch als Greis bekannte Storm:

Aus diesen Blättern steigt der Duft des Veilchen,
Das dort zu Haus auf unsern Haiden stand
Jahr aus, Jahr ein, von welchem Keiner wußte,
Und das ich später nirgend wiederfand.

Reichere Klänge hat Storm später gefunden, lebensvollere Gestalten geschaffen, tiefer in seelische Zustände und Entwickelungen uns blicken lassen, aber der Zauber der Sprache, der vibrirende Ton der Innigkeit ist unerreicht geblieben: Immensee ist ein Gedicht in Prosa.

Während also in harmonischer Thätigkeit die Tage sich abspannen, zogen sich schwere Wolken am Horizont zusammen, bereiteten sich Dinge vor, die mit der Heimath auch Storm persönlich aufs Härteste treffen mußten: der Kampf der Elbherzogthümer gegen die dänischen Prätensionen; Schleswig-Holstein war ursprünglich das loyalste Land, das erst durch eine ganze Kette drückender Maßnahmen in die Opposition gedrängt wurde. Bereits 1830 hatte der Landvogt von Sylt, Uwe Jens Lornsen, eine kleine Schrift über die Verfassung der Herzogthümer erscheinen lassen, die aber den Boden noch nicht vorbereitet fand. Lornsen sah sich allein dem Zorn König Friedrichs VI. preisgegeben und fand, ein Märtyrer der verfochtenen Sache, unvermögend, die Verbannung aus der geliebten Heimath zu tragen, am 13. Februar 1838 seinen Tod in den Fluthen des Genfer Sees. Ein Jahr darauf starb Friedrich VI., ihm folgte sein Vetter Christian VIII. und da dessen Sohn, der spätere Friedrich VII., kinderlos war, so stand das Erlöschen des dänischen Mannesstammes aus dem oldenburgschen Hause bevor. Damit war denn auch das Aufhören der alten Union zwischen Dänemark und Schleswig-Holstein rechtlich nothwendig, da in Dänemark die weiblichen Verwandten des letzten Königs, in den Herzogthümern das Haus Augustenburg erbberechtigt war. Letzteres anzuerkennen, war man in Kopenhagen keineswegs gewillt, und glaubte man hier kein besseres Bindemittel zu finden, als eine brutale Danisirung. Auf die dringenden Vorstellungen der schleswig-holsteinschen Stände erklärte der König, er sei gewillt, Holstein eine neue Verfassung zu geben, Schleswig jedoch müsse mit Dänemark incorporirt werden. Eine ungeheure Bewegung durchzuckte nun das Land; „unter einer Krone Dach" wollte die Doppeleiche sich auch fernerhin

entfalten, und allerorts im „meerumschlungenen" Schleswig-Holstein klang es wie eine Losung: „Op ewig ungedeelt!" Doch in Kopenhagen verstand man die Zeichen der Zeit nicht zu deuten: am 8. Juli 1846 sandte Christian VIII. seinen „berüchtigten offenen Brief" in die Welt, in welchem die Elbherzogthümer als integrirender Bestandtheil der dänischen Monarchie proclamirt wurden. Jetzt aber erwachte auch in Deutschland die begeisterte Theilnahme für die bedrohten Genossen, und Emanuel Geibels Protestlied: „Wir alle sind hier, alt und jung ꝛc." flog durch alle Gaue.

Das „Hie deutsches Land, trotz Spruch und Brief" wurde zur allgemeinen Losung. Inmitten der sich steigernden Erregung starb Christian VIII. Sein wenig befähigter, gutmüthiger Nachfolger, Friedrich VII., konnte kaum was anderes, als seines Vorgängers Wege weiter gehen. Nun schritt man zu Thaten: unter dem Eindruck der französischen Februarrevolution constituirte sich in der Nacht vom 23./24. März 1848 in Kiel die „provisorische Regierung", nahm durch einen Handstreich Rendsburg, und bald stand das ganze Land in Waffen. In Deutschland jubelte Alles den Muthigen zu, selbst der deutsche Bundestag, jämmerlichen Andenkens, erklärte den Kampf für einen legitimen und beauftragte Preußen mit dem Bundesschutz. Aber auf den kurzen Frühling folgte böses Wetter: diplomatische Einsprachen lähmten die preußisch-deutsche Kriegsführung, der Waffenstillstand von Malmö setzte den Operationen ein Ziel, und am 2. Juli 1850 erfolgte dann jener bekannte Friede, der die Herzogthümer den Dänen preisgab. Schleswig-Holstein war auf seine eigene Kraft angewiesen und entschloß sich, den Kampf allein fortzusetzen. Aber es kam anders: der neue Oberbefehlshaber, der frühere preußische Generallieutenant v. Willisen, wurde, ohne es zu wollen, des Landes böser Engel. Inconsequenz und Launenhaftigkeit waren im Hauptquartier zu Hause, die Offensive, die allein Rettung bringen konnte, vermied man ängstlich. Der 25. Juli brachte die Katastrophe, den Tag von Idstädt, wo Willisen die schon gewonnene Schlacht in unbegreiflichem Unverstand verloren gab; noch wäre die Scharte auszuwetzen gewesen, aber die sich immer steigernde Unfähigkeit und Planlosigkeit verdarb Alles. Der am 12. September auf Missunde unternommene Angriff schlug fehl, der Sturm auf Friedrichsstadt glich fast einem Verbrechen, in den Sümpfen und Gräben der Festung ertranken die Leute beim nächtlichen Sturm zu Hunderten. Ein Zug der Muthlosigkeit und Apathie ging jetzt durch Alle, man verlor den Glauben an des Landes Zukunft. Bald erschienen österreichische und preußische Commissarien, forderten im Namen des Bundes sofortige Entwaffnung, Rückzug der Trümmer der Armee hinter die Elbe, im Weigerungsfall drohten sie mit Execution des Bundes! Damit war das Schicksal der Geschlagenen zunächst besiegelt: stumm ergab man sich in sein Geschick und sah schweigend zu, wie

die Incorporirung Schleswigs betrieben wurde. Es waren das Tage, wo der Schleswig-Holsteiner nicht an sein Land denken konnte, „ohne daß ihm das Haar grau wurde", Tage, von denen Geibel klagt:

Das treibt das Blut mir heiß ins Angesicht,
Daß, wo ich schweifen mag im fremden Lande,
Ich hören muß des deutschen Namens Schande,
Und darf nicht sagen, daß man Lüge spricht,
Ob mir vor Scham und Gram darob das Herz zerbricht.
Ach, da's um Treu und Muth bei uns geschehn,
Da neigt' ihr Haupt und starb die deutsche Ehre —
Fragt nach bei Schleswig zwischen Meer und Meere!
Da liegt sie eingescharrt, die Winde gehn
Mit Pfeifen drüber hin! Wann wird sie auferstehn?"

Und Theodor Storm? Wie hat er das Leid seiner Heimath getragen?

Eine Reihe von Liedern, die zu dem Schönsten gehören, was an vaterländischer Poesie hervorgebracht, giebt uns Kunde von seinem Schmerz; sein Leben aber zeigt uns, daß er nicht nur zu dichten, sondern auch zu leiden wußte. Storm theilte anfänglich die hoffnungsfreudige Stimmung seiner Landsleute. Während der Ostern, da der Frühling übers Land zog, die Lerchen jauchzten, stand er am Gestade des Meeres:

Der Fluth entsteigt der frische Meeresduft;
Vom Himmel strömt die gold'ne Sonnenfülle,
Der Frühlingswind geht klingend durch die Luft
Und sprengt im Flug des Schlummers letzte Hülle.
O wehe fort, bis jede Knospe bricht,
Daß endlich uns ein ganzer Sommer werde;
Entfalte dich, du gottgebor'nes Licht,
Und wanke nicht, du feste Heimatherde!

Oft weilte er auch in Novembernächten, wenn das Meer aufgohr zu gischtbestäubten Hügeln, am Ufer und sah mit Jubel, wie die Wellen sich machtlos an den hohen Deichen brachen, und wie eine Verheißung für seine Heimath klang es ihm aus dem Tosen entgegen.

Das schwere Jahr 1850 brachte die Patrioten, auch den Dichter, um alle Hoffnungen. Als die Idstädter Schlacht geschlagen, war er tief erschüttert; als die Braven gegen Friedrichstadt zogen und der dumpfe Kanonendonner bis ins stille Husum schallte, wand man im Städtchen Kränze, um sie den Siegern um Helm und Wehr zu winden. Doch schauerlich rasselten die Wagen mit den stöhnenden Verwundeten in dunkler Nacht durch die Straßen — statt Siegeskränze galt es die Gräber der Gefallenen zu

schmücken, denen das ewige Meer das ewige Schlummerlied sang. Ihnen, den Treuen und Tapferen, dichtete Storm ein tiefempfundenes „Gräber an der Küste". Doch von den Todten wendet der Dichter seine Hoffnung zu den Lebenden. Er weiß es, es wird und muß anders werden; wenn auch der Rasen ihn decken mag, die Kinder wenigstens werden den Tag der Auferstehung ihrer Heimath erleben, aus seiner Söhne Augen Grund sah er der Heimath, der geliebten, Zukunft hoffnungsreich emportauchen. Als die Dänen am 1. Jan. 1851 auf dem Kirchhof zu Husum ein Monument errichteten, das den bei der Vertheidigung Friedrichstadts gefallenen Dänen geweiht war, schrieb der Dichter:

Sie halten Siegesfest, sie zieh'n die Stadt entlang,
Sie meinen Schleswig-Holstein zu begraben.
Brich nicht, mein Herz! noch sollst du Freude haben;
Wir haben Kinder noch, wir haben Knaben,
Und auch wir selber leben, Gott sei Dank!

So verlor er sich nicht in ödem Pessimismus, wenngleich der Zeiten „trauerschwarze Schwingen" drückend genug lasteten, sie auch darin traurig waren, daß sie der Halben, Muthlosen, ja der offenen Verräther — wie immer — so manchen zeitigten.

Ich hab' es mir zum Trost ersonnen
In dieser Zeit der schweren Noth,
In dieser Blüthezeit der Schufte,
In dieser Zeit von Salz und Brod:
Ich zage nicht, es muß sich wenden,
Und heiter wird die Welt ersteh'n,
Es kann der echte Keim des Lebens
Nicht ohne Frucht verloren geh'n.

Er weiß es, „durch den ganzen Himmel" wird das reinigende Frühlingsgewitter rollen,

Dann wird es wirklich Frühling werden,
Und hoher, heller, gold'ner Tag.
Heil allen Menschen, die es hören,
Und Heil dem Dichter, der dann lebt
Und aus dem off'nen Schacht des Lebens
Den Edelstein der Dichtung hebt.

In diesem Sinne entstand im Herbst 1850 auch das schöne Gedicht: „Und schauen auch von Thurm und Thore". — Doch auch das feste Glück seines Hauses, in welchem er an der Seite von Frau Constanze Rath und Stärke gefunden, begann zu wanken. Wie oft hatten ihm seine Kinder den Kummer von der Stirn gescheucht:

Die Schatten, die mein Auge trübten,
Die letzten, scheucht der Kindermund.
Ich seh' der Heimath, der geliebten,
Zukunft in dieser Augen Grund.

Wie oft hatte er seiner Lebensgefährtin zugerufen:

So komme, was da kommen mag!
So lang' du lebest, ist es Tag.
Und geht es in die Welt hinaus,
Wo du mir bist, bin ich zu Haus,
Ich sehe dein liebes Angesicht,
Ich sehe die Schatten der Zukunft nicht!

Und doch mußte jetzt von der Heimath geschieden werden, in der nur noch für die Fremden und deren Knechte eine Stätte war — es galt hinauszuziehen ins weite Mutterland. Beim dänischen Thronwechsel war ihm bei seiner ausgesprochen deutschen Gesinnung die erforderliche Bestätigung seiner Advocatur verweigert worden; er stand vor der Wahl, sich fügen oder auszuwandern. Nicht einen Augenblick zögerte er, zu thun, was die Ehre gebot. Weihnachten 1852 reiste er selbst nach Berlin, um seine Anstellung in preußischen Diensten zu betreiben; bei einem zweiten Aufenthalt in der preußischen Hauptstadt wurde ihm der Posten eines Assessors am potsdamer Kreisgericht zu Theil. Nun mußte von dem geliebten Boden geschieden werden, bis ein anderer, besserer Tag dieser Zeit Beschwerden gesühnt. Noch einen letzten Blick wirft er auf die mit Unkraut überwucherten Gräber der Tapferen, noch einmal schaut er ins weite Land hinaus, noch einmal hört er des Meeres Rauschen, den Schrei der Möven, und während der Wagen vor der Thür hält, schreibt er seinen Kindern den „Abschied", in dem verhaltener tiefer Schmerz zu herrlichem Ausdruck kommt. „Kein Mann gedeihet ohne Vaterland", darin klingt das herrliche Lied aus. Schöner, ergreifender und männlicher ist wohl selten gesungen worden!

Elf lange Jahre hat Storm mit den Seinigen das bittere Brod der Fremde gegessen. Schwer ist es ihm, dem Friesen, angekommen, die Heimath zu missen, und der Verkehr mit manchem geistvollen, liebenswürdigen und edlen Mann vermochte nicht ihm das Verlorene zu ersetzen. Besonders Potsdam mit seinem militärischen Charakter, mit seinem von Menschenhand geschaffenen Park erweckte in ihm das Verlangen nach der schlichten Natur daheim, dem Anblick „eines ehrlichen Kartoffelfeldes, das mit Menschenleben und Geschick in unmittelbarem Zusammenhang stände". Auch in den Kreis seiner Thätigkeit galt es erst sich einzuleben; auch er hat das Wort erfahren, das er den Amtsrichter in „Unter dem Tannenbaum" schreiben läßt: „Das ist die Noth der Fremde, daß man den Boden, worauf man steht, sich in

jeder Stunde neu erschaffen muß." Trotz manch schönem Zusammensein mit Paul Heyse, Theodor Fontane, Franz Kugler, dem Maler Adolf Menzel freute er sich doch, als ihn die Regierung 1856 als Kreisrichter nach Heiligenstadt im Eichsfelde versetzte, wo er in dem von Waldbergen umsäumten Städtchen, fern vom Getriebe der Großstadt, im Kreise guter Menschen behaglichere Tage dahinlebte. So manche schöne Novelle: „Auf dem Staatshof", „Späte Rosen", das erschütternde Schicksal Leonore Beauregards in „Auf der Universität" entstand hier in Heiligenstadt. Immer aber blieb dem Dichter die Stätte seiner Jugend vor Augen, wohin zurückzukehren er noch immer fest hoffte. In „Unter dem Tannenbaum" schildert er uns sich selbst: „Er war aufgestanden und hatte einen Fensterflügel aufgestoßen. Weithin dehnte sich das Schneefeld, der Wind sauste. Er legte den Arm fest um seine Frau, die ihm schweigend gefolgt war; seine lichtblauen Augen lugten scharf in die Nacht hinaus. „Dort, sprach er leise, ich will den Namen nicht nennen, er wird nicht gern gehört in deutschen Landen; wir wollen ihn still in unserem Herzen sprechen, wie die Juden das Wort für den Allerheiligsten." Und er ergriff die Hand seines Kindes und preßte sie so fest, daß der Junge die Zähne zusammenbiß." — Und leidenschaftlich erregt dichtete Storm eben damals:

Nun horch' ich schlaflos oft in tiefer Nacht,
Ob nicht der Wind zur Rückkehr möge wehen,
Wer in der Heimath erst sein Haus gebaut,
Der sollte nicht mehr in die Fremde gehen.
Nach drüben ist sein Auge stets gewandt.
Doch Eines blieb — wir gehen Hand in Hand!

Endlich schlug auch ihm die Stunde der Heimkehr, der Freiheit. Am 15. November 1863 starb Friedrich VII., der letzte dänische König, der auch in Schleswig-Holstein Erbrechte gehabt, und frohlockend ruft der Dichter aus:

Die Schmach ist aus! Der eh'rne Würfel fällt!
Jetzt oder nie! Erfüllet sind die Zeiten.
Des Dänenkönigs Todtenglocke gellt;
Mir klinget es wie Osterglockenläuten!

Es braucht hier nicht erzählt zu werden, wie Alles gekommen, wie Preußen und Oesterreich bei Düppel und Alsen die Nordmark, lange verloren, dem Reich zurückgewannen. 1864 kehrte Storm mit den Seinen nach Husum heim. Wie hatte er einst vorahnend den Tag gepriesen, wo das geschehen würde, und nun, wo Alles sich gewandt, verstummte sein Dichtermund; an dem Tage, da seine meerumschlungene Heimath im Ring des großen Reiches lag, hörte seine politische Dichtung auf. Er selbst bekannte:

Nun ist geworden, was du wolltest.
Warum denn schweigest du jetzund?
Berichten mag es die Geschichte,
Doch keines Dichters froher Mund. -

Wir stehen am Ende. Das Leben Th. Storms fließt seit seiner Heimkehr in ruhigen Geleisen dahin. Erst letzter Landvogt in Husum, dann seit 1874 Oberamtsrichter daselbst, quittirte er 1880 den Dienst und zog nach Hademarschen, wo er bis zu seinem 1889 erfolgten Tode gelebt hat. Ein schweres Geschick entriß ihm schon 1865 am 20. Mai seine treue Frau Constanze, der er Verse leidenschaftlich tiefer Liebe nachrief, er, dem eine gütige Vorsehung gegeben hatte, „zu sagen, was er leide". Zur Erziehung seiner Kinder schloß er 1866 mit Dorothee Jensen, einer Freundin seiner Schwestern, eine neue Ehe, die ihn nie gereut hat. Ganz wandte er sich der Novellendichtung zu, die er mit seltener Meisterschaft — vielleicht nur sein Freund Heyse steht ihm gleich — zu handhaben wußte. Sie zu charakterisiren, liegt außerhalb dieser Zeilen.

Storms Heim in Hademarschen wurde der Mittelpunkt der ganzen Gegend, aber auch aus der Ferne pilgerten Viele zu dem greisen Mann, der bis zuletzt ein begeisterter Freund des Lebens blieb. Den Ausspruch einer alten Frau im St. Jürgenstift seiner Vaterstadt, die, als der Tod an sie herangetreten, immer gerufen: „Ik wil noch nich rut ut min lütjet Paradies!" pflegte er bisweilen anzuführen, wobei er hinzufügte: „So geht's auch mir, ich mag auch noch nicht rut ut min lütjet Paradies!" Er hat es doch verlassen müssen; 72 Jahre alt, schied er in Hademarschen aus dem Leben, ein treuer Sohn seiner Heimath, ein Dichter von tiefem Empfinden und warmem Fühlen — ein ganzer Mann.

E. S.

Erinnerungen des Bibliothekars Emil Anders[1]
(1810—1840).

Im denkwürdigen Jahre 1812 war ich 6 Jahre alt, und ich hörte viel von den Franzosen in Rußland und deren Zug nach Moskau erzählen, wie früher von der großen französischen Revolution und deren Greueln, der Hinrichtung des königlichen Paares, vom großen Napoleon, dessen Organisationstalent mein Vater ebenso sehr als seine strategischen Verdienste bewunderte. Abweichend von meinem absolutistisch gesinnten Onkel Jakob wußte er auch die anfänglichen Segnungen der französischen Revolution anzuerkennen und neigte constitutionellen Ansichten zu, ohne sich mit seinen Brüdern und anderen Andersgesinnten deshalb zu veruneinigen. Die Franzosen fürchtend, waren verschiedene Personen aus Dorpat geflohen, auf Nachrichten aus Riga, wo der Generalgouverneur Essen schon die Vorstädte abbrennen ließ, um die große schöne Dünastadt gegen die Franzosen zu schützen, deren Nähe er schon in einer aufgewirbelten Staubwolke witterte. Als diese sich verzogen und als Urheber derselben nicht ein feindliches Heer, sondern eine friedliche Heerde Ochsen zu Tage getreten war, soll Essen reuevoll über seinen voreiligen Befehl, den er in trunkenem Muthe gegeben, mit Bestürzung an einem in der abgebrannten Vorstadt allein stehen gebliebenen Hause die Inschrift gelesen haben: „Essen, Essen, warum hast du mich allein vergessen?“ Von den aus Dorpat Geflüchteten sollen übrigens Manche gerade in Moskau beim großen Brande umgekommen sein.

[1] s. S. 32 im Januarheft 1892.

Mein Vater fürchtete etwaige Einquartierung der Franzosen nicht, da er ihre Sprache sprechen konnte; aber selbst unser deutscher Adel, der sich durch den Gebrauch derselben, so mangelhaft er sie auch oft nur zu handhaben wußte, von dem Bürgerstande unterscheiden wollte, wagte während des französischen Krieges auf der Straße nicht französisch zu sprechen, um nicht vom fanatisirten Volke insultirt zu werden. Wir hatten damals auch stehendes Heer in Dorpat, und Truppenmassen zogen durch die Stadt, vor und nach dem Kriege. Als die Franzosen nach dem Brande Moskaus aus Rußland abgezogen waren, passirten Gefangene, Franzosen und Spanier, elend und zerlumpt, häufig durch Dorpat und wurden, auf dem Markte lagernd, von mitleidigen Einwohnern mit Almosen, Lebensmitteln und Bekleidungsstücken versorgt. Gefangene oder verwundete französische Offiziere boten in den Häusern für ein paar Kupferkopeken artige Bleifederzeichnungen zum Kauf, die man ihnen gern abnahm, ihr schweres Loos bedauernd, das sie mit edlem Anstande zu tragen wußten.

Der Winter des Jahres 1812 war so kalt, daß Vögel todt aus der Luft fielen. Nach dem Frieden holten sich auch in unserem Hause wieder, wie ehedem, Nonnen mit ihren Sparbüchsen Almosen für ihre Klöster; jetzt erschien aber auch die Drushina, die den Krieg im Lande freiwillig mitgemacht, mit einem Metallkreuze auf der Mütze und heischte eine milde Gabe. Einmal war darunter auch ein vierschrötiges großes Weib, das mit Medaillen geschmückt war.

Die Stadt zählte damals nach officieller Angabe 3000 Einwohner, jetzt über 30,000. Nur die dem Markte näheren Straßen waren gepflastert. Die jetzige Marktstraße[1], die über die steinerne Brücke nach dem Stadtgute Jama führt, war zum Theil eine tiefe Grube, die kaum im heißen Sommer austrocknete und in der man im Frühling, wo der Embach austrat, mit Böten fuhr. Im Herbst war in den meisten Straßen ein solcher Koth, daß man nicht hinübergehen konnte, und gefegt wurde kaum längs den Häusern. Die meist hölzernen Häuser, einstöckig und statt des jetzt allgemein gebräuchlichen Oelanstrichs die düstere Regenfarbe tragend, hatten häufig vor der breiten Haustreppe, die an den Seiten mit Bänken versehen war, einige Linden, die ihnen ein gemüthliches Ansehen gaben. Bei späterer Pflasterung gingen die Bäume allmählich aus. Die letzten Linden vor einem Hause in der Nähe der Poststation, die sich länger erhielten, waren meine besondere Freude. Das Straßenpflaster war, außer auf dem Markte, der noch ziemlich rein gehalten wurde, so ungleich und holperig, daß der als

[1] Der Verfasser versteht unter dieser Bezeichnung, wie man sogleich erkennt, nicht die Straße, welche jetzt officiell Marktstraße heißt, sondern den großen Markt mit der daran sich schließenden jetzt sogen. Rathhausstraße. D. H.

humoristischer Dichter bekannte sog. dicke Petersen in einem Geburtstagsgedichte an den Apothekerprovisor Ottensen mit Recht sagen konnte:

„Heute ist es um und um
Ein vollständiges Decennium,
Seit er mit kurzem Trippeltritt
Das erbärmliche dörptsche Pflaster tritt;
Das Pflaster, das er selber streicht,
Thut besser und heilet und erweicht" u. s. w.

Gottes liebe Sonne trocknete ja wohl auch noch im Sommer leidlich die Straßen, aber die löbliche Stadtpolizei mochte wohl von Hygieine noch nichts ahnen. Das Stadtvermögen wurde lange Jahre unter den früheren Bürgermeistern so schlecht verwaltet, daß z. B. aus der Verleihung der Schänkgerechtigkeit an Bürgerwittwen der dieselbe verpachtende Rathsherr nur so geringe Einnahmen für alle die berechtigten Wittwen zusammen erzielte, als jede einzelne unter der gerechten Verwaltung des späteren Bürgermeisters Hellwig jährlich empfing. Es war dies der erste Candidatus juris unter Dorpats Bürgermeistern und ein sehr energischer Mann. Wenn es im Interesse der Stadt lag, so scheute er sich nicht bis an den Senat zu appelliren, und er ist es gewesen, der die Ingrossation auf Dorpats Stadthäuser beim dörptschen Rathe gegen den rigaschen Rath durchsetzte, dem bis dahin allein dieser Vortheil zukam. Hellwig wußte untüchtige und unzuverlässige Beamte aus der Stadtverwaltung zu entfernen und war ein noch besserer Administrator als Jurist. Er hatte gerade kein zuvorkommendes Wesen und stieß dadurch Manche von sich; aber seinem Charakter mußte Jedermann alle Ehre widerfahren lassen.

Eine weit populärere Figur war aber der Polizeimeister in meiner Jugendzeit, ein Pole, Gessinsky mit Namen. Früher Cavallerieobristlieutenant im russischen Dienst, ritt er noch bei allen öffentlichen Aufzügen auf seinem Rappen, der weithin weiße Schaumflocken warf, gar stattlich einher, schickte auch seine Kalesche, wenn er selbst nicht kommen konnte oder wollte, bei Privatfestlichkeiten, wie Taufen, Hochzeiten oder auch Beerdigungen, zu den Bürgern hin und war auch in der höheren Gesellschaft willkommen. Man erzählte, daß er seinen Namen nur durch eine Schablone unterzeichnen konnte und einst in einer Gesellschaft zu drei jungen schmucken Mädchen, die sich eben umfaßt hielten, gesagt habe: „Rechte drei Musen!" — Nach einer Taufe trat er, statt die junge Mutter zu beglückwünschen, auf ein junges Mädchen mit den Worten zu: „Ich habe mir recht gefreut über Ihren dicken fixen Jungen." Aber diese naive Verwechselung erregte nur Heiterkeit, ebenso wie folgende Scene. Als bei einem Marionettentheater in den hinteren Reihen des Publicums, dem die Pausen zwischen den Verwandlungen

zu lang wurden, ein heftiges Klopfen entstand, kehrte sich Gessinsky um mit dem ärgerlichen Ausrufe: „Wer war der Schwein?" — Er wußte sich gern beliebt und soll einmal geäußert haben: „Die Studenten nennen den Rector Ewers Studentenvater und mir Studentenmutter."[1] — Als Polizeirichter verfuhr er, der das Publicum seit Jahrzehnten kannte, Vornehme und Geringe, Gute und Schlechte nach der Präsumption behandelnd, ziemlich richtig und wußte die Verhandlungen dadurch sehr abzukürzen. Er blieb Junggeselle, nachdem eine Bewerbung in jüngeren Jahren mißglückt war, und stiftete in seinem Testament eine nach ihm benannte Armenschule, vermachte einigen Freunden noch werthvolle Effecten und ordnete zu seiner Beerdigungsfeier ein solennes Frühstück an, für welches er eine bedeutende Summe bestimmte. Zu diesem Mahle waren die Honoratioren Dorpats geladen, und auch ich nahm als junger Beamter daran Theil. Eine ehrenvolle Rede zum Andenken des ehrwürdigen Greises ist mir noch jetzt in lebhafter Erinnerung.

Meine Eltern standen außer mit ihren nahen Verwandten auch mit der Familie des Apothekers T. und des Landgerichtssecretärs S. in fleißigem Verkehr. Auch diese Familien hatten ihren Wochentag, und meine älteren Schwestern fanden an den schmucken Töchtern dieser Häuser Jugendfreundinnen. Einst wurde zu einer Festlichkeit bei T.s deren große Kutsche wegen des regnichten Herbstwetters nach den Meinigen geschickt, und ich sollte mit dahin. In dieser Aussicht war ich glückselig und, mit meinen besten Kleidern angethan, so ungeduldig, daß ich Allen voran, sobald der Kutschenschlag geöffnet wurde, über den Tritt stolpernd, zur anderen Seite in den Koth hinaus stürzte, der meine Freude schnell in ein Angstgeschrei verwandelte. Ob ich noch umgekleidet werden konnte oder meine Ungeduld durch Zuhausebleiben büßen mußte, weiß ich nicht mehr.

Wenn in den uns befreundeten Familien größere Gesellschaft war, die in die Nacht hinein dauerte, so blieb mein Vater gewöhnlich so lange lesend zu Hause, bis wir jüngeren Kinder schlafen gelegt waren. Mir war das immer zu früh; ich stellte mich oft nur schlafend und stand auf, sobald der Vater fortgegangen, um an dem Kartenspiel der Dienstmägde Theil zu nehmen. An solchen Abenden pflegten sich nämlich bei unseren Mägden auch die unserer nahe wohnenden Onkel einzufinden, die gleich den unsrigen um Mitternacht ihre Herrschaft mit Mänteln und Pelzen abzuholen hatten und sich bis dahin durch Durak und Schweinchenspiel wach zu erhalten wußten.

[1] Von demselben wird übrigens auch erzählt, daß er einstmals, entzückt über die Leistungen einer Sängerin, ausgerufen haben soll: „Sie singt wie ein König!" — Ebenso wird von ihm die verblüffende Frage beim Tode der Mutter des damals regierenden Kaisers erzählt: „Wer wird wohl jetzt Kaiserin-Mutter werden?" D. H.

Mich wollten sie anfänglich nicht als Theilnehmer an diesen Spielchen annehmen, thaten es aber schließlich doch, und ich habe eine dankbare Erinnerung daran bewahrt.

Einstmals aber, als ich im Eifer des Spiels einer Fenstergardine mit dem Lichte zu nahe kam, faßte dieselbe Feuer und unser hölzernes Haus, dessen innere Wände nur mit Nägeln angeheftete Tapeten hatten, wäre unfehlbar aufgebrannt, wenn nicht unser entschlossenes russisches Mädchen Mariuschka das Fensterbrett, an dem die Gardine befestigt war, herabgerissen und die brennenden Fetzen ausgetreten hätte. Dieses gute Mädchen ward während meines späteren Aufenthalts auf dem Lande an einen wackeren russischen Fischerbauern vom Peipussee verheirathet, und ich bedauerte sehr, ihr nicht noch einmal für jenen Liebesdienst, der unser Elternhaus rettete, danken zu können.

So einfach das Mobiliar in unserem Hause war, so entbehrte es doch im Inneren nicht des Schmuckes. An den Wänden hingen alte werthvolle Kupferstiche und fand sich eine Büchersammlung meist älterer allgemeinwissenschaftlicher und philosophischer Werke, das Legat eines hochgebildeten deutschen Kunstfreundes. Das Portrait seines einzigen Sohnes in einer Bleistiftzeichnung, das über der Thür eines Nebenzimmers bei uns hing, war mir immer schauerlich, seit ich gehört, daß man den schüchternen Knaben, um ihn furchtlos zu machen, bei Nacht allein in einen dunklen Keller gesperrt hatte; als er am anderen Morgen herauskam, war er epileptisch geworden und starb noch jung an den Folgen dieses Uebels.

Diese Kupferstiche, theils Genrebilder, theils Landschaften, waren von Kindheit an unsere Freude, und eine von den Landschaften kann ich noch jetzt nicht ohne Lachen ansehen, wo unter Hirten und Vieh ein junger Bauerbursche grinsend zusieht, wie ein vollbusiges Bauermädchen von einem mit Holz beladenen Esel so unglücklich oder glücklich umgeworfen wird, daß sie ihre nackten Beine emporstreckt.

Auch lebensgroße Gypsbüsten von Kaiser Alexander I. und seiner sanften Gemahlin Elisabeth standen bei uns, wie in anderen Häusern, auf Consolen. Der Enthusiasmus für dieses Kaiserpaar war erstaunlich, aber nicht unwahr: ich sah bei bloßer Nennung der Namen Alexander oder Elisabeth Damen ihre Taschentücher hervorziehen und ihre Rührung in dieselben hineinschnupfen. Der Nimbus des Kaisers Alexander stieg noch bedeutend, als er aus dem russisch-französischen Kriege sieggekrönt zurückkehrte, und seine damaligen liberalen Ansichten veranlaßten meinen Vater zu der Bemerkung, daß Alexander den edelsten deutschen Thron hätte zieren müssen.

Unbekannt mit den Verhältnissen im inneren Rußland, hatte mein Vater doch eine große Verehrung für alles Russische und pries die Toleranz

der russischen Kirche, die wegen dogmatischer Verschiedenheit Niemand verfolgte. Als Kreisschulinspector bemühte er sich auch eifrig, die Kenntniß der russischen Sprache unter den Schülern zu fördern. Ich lernte russisch lesen und schreiben, schon bevor ich in die Schule kam, von meinem Onkel Jacob. Dazu war ich gern bereit, konnte es meinem guten Onkel aber doch nicht recht machen, da ich mir die Freiheit nahm, zwischen Nationalrussen und russischen Unterthanen deutscher Nationalität zu unterscheiden, wobei ich mich auf die Definition des Begriffs „Vaterland" stützte, die mit Karamsins Worten in Tappes russischem Schulbuch gegeben war. Wider meinen eigenen Willen kränkte ich dadurch meinen guten Onkel, der mich mit Thränen in den Augen als einen vaterlandslosen Menschen bedauerte.

Seit ich Gedichte von Schiller und Goethe las, fühlte ich mich so sehr als Deutschen, daß ich nicht begreifen konnte, wie mein Vater im Stande war, so kosmopolitisch zu denken; erst später ging mir ein Verständniß dafür auf.

Der Kaiser Alexander I. ist auch einmal in Dorpat gewesen, aber vor meiner Zeit; und der dorpater Professor Parrot der Aeltere, dem der Kaiser sehr gewogen war, hatte auch noch später in Petersburg freien Zutritt zu ihm[1]. Für den Empfang von Alexanders I. Gemahlin, die nach dem russisch-französischen Kriege Dorpat besuchte, war hier eine wenig malerische Ehrenpforte errichtet worden, die ich noch gesehen habe. Der damalige Bürgermeister soll der Kaiserin ein Abbild dieser Pforte kniend überreicht haben — wie muß sich das lächerlich gemacht haben! — Die Kaiserin Elisabeth hatte sich damals auch die jungen Grafen Wittgenstein, Söhne des Feldmarschalls, sowie deren Mentor, den als Zeichenlehrer der Universität sehr geschätzten Kupferstecher und Portraitmaler Senff, vorstellen lassen und sich mit diesem gebildeten Künstler, einem Ausländer, längere Zeit unterhalten. Am anderen Tage fuhren mehrere Adelige in eleganten Equipagen bei ihm vor, die ihm auf seine Frage nach ihrem Begehr geantwortet: sie hätten es für ihre Pflicht gehalten, ihm ihre Visite zu machen, da die Kaiserin sich mit ihm Tags zuvor huldreich unterhalten. Wer sich bei ihm malen lassen wollte, den ließ Prof. Senff lange, oft jahrelang warten, bis er demselben eine interessante Physiognomie abgenommen. Seinen Portraits kann man auch nur den Vorwurf machen, daß sie lauter denkende Menschen darstellen. Die Senffschen Portraits von Wittgenstein, Kutusow und Barclay, den drei Feldmarschällen, groß und klein auf Dosen, waren sehr verbreitet und von wunderbarer Aehnlichkeit.

[1] Ich erinnere mich, von alten Leuten gehört zu haben, daß der leutselige Kaiser bei seinem Besuch in Dorpat Arm in Arm mit Parrot auf dem Dom umherspaziert sein soll. D. H.

Früher war auch die Kaiserin Katharina II. in Dorpat gewesen. Sie soll sich damals mit einem wohlgeachteten Bürger, Bäckermeister Schönrock, leutselig unterhalten haben, einem Manne, den ich noch mit Perrücke und Haarbeutel gravitätisch umherschreitend erblickt habe. Es wurde mir erzählt, daß er die Hand der Kaiserin, die sie ihm zum Kusse gereicht, aus Unkunde der ihm widerfahrenen Ehre nur ehrerbietig gedrückt habe und, durch einen Fußtritt eines Höflings aus ihrer Umgebung auf seinen Verstoß aufmerksam gemacht, dieselbe nochmals herzlich geschüttelt habe. Die gnädige Kaiserin aber habe die Lacher durch einen strafenden Blick in die Schranken gewiesen.

Dieser Kaiserin Katharina II. verdankt Dorpat auch die stattliche steinerne Embachbrücke, die sie nach dem großen Brande, der die Stadt bis auf zwei unansehnliche Häuser einäscherte, erbauen ließ, um den Armen einigen Verdienst zu verschaffen. — Die ganze Kläglichkeit der damaligen Zeit geht aus einem Ereigniß hervor, das mir ein Augenzeuge nach langen Jahren einmal erzählt hat. Der seiner Zeit allmächtige Günstling, Feldmarschall Fürst Potemkin, der Taurier, war auf einer Reise ins Ausland in Dorpat zu kurzer Rast auf dem Markte im später Scharteschen Hause abgestiegen, wohin er an dem petersburger Schlagbaum (der sog. Ragatka) vorübergesaust war, ohne daselbst einen Rapport des für ihn aufgestellten Schwarzenhäupter-Corps entgegenzunehmen. Auf den mageren Kleppern Dorpats nachgehumpelt hatte sich dieses ehrwürdige Corps wieder auf dem Markte zurechtgestellt und dem hohen Herrn ein dreimaliges Hoch zugeschrien, während der Commandeur desselben den beim Schlagbaum nicht entgegengenommenen Rapport nunmehr zu übergeben hoffte. Potemkin, der die Bedeutung dieser eigenthümlichen Bürgerwehr von ledigen Kaufcommis nicht begreifen mochte, wies die Huldigung ärgerlich ab und schrie aus dem geöffneten Fenster heraus: вонъ! вонъ! (d. i. fort! fort!), worauf sich der Markt in wenigen Minuten leerte, da die Menschenmenge von panischem Schrecken ergriffen auseinanderstob.

Würdiger benahm sich ein livländischer Kreisdeputirter gegenüber dem Kaiser Paul, als er diesem, der auf einer Reise ins Ausland begriffen war, entgegen reiste und ihm den ehrerbietigen Dank der livländischen Ritterschaft für die Aufhebung der von seiner erhabenen Mutter Katharina II. eingeführten sog. Statthalterschaftsverfassung nochmals darbrachte. Der Kaiser antwortete ihm ernst: „Ich habe es gut mit den Ostseeprovinzen gemeint, aber selbst von Männern aus Ihrer Mitte nur Undank geerntet; mir fallen nur eben ihre Namen nicht ein.“ „Mögen Ew. Majestät,“ erwiderte unerschrocken der Kreisdeputirte, „die Namen dieser Undankbaren für immer vergessen haben!“

Während der Regierungszeit des Kaisers Nikolai war auch einmal

wieder von Potemkin die Rede, als dieser Kaiser einen hochbetagten Greis und tapferen Offizier, der sich in manchen Schlachten ausgezeichnet, aus der Verbannung nach Sibirien befreite; er war unter einem beliebigen Vorwand von dem allmächtigen Potemkin dorthin verschickt worden, weil er diesen bei einer Dame ausgestochen hatte. Inzwischen schon längst vergessen, befreite ihn der Kaiser Nikolai. Der brave Offizier hielt es für seine heiligste Pflicht, seinem großmüthigen Befreier persönlich seinen Dank in der Residenz zu Füßen zu legen. Er wurde auf seinem ganzen Wege von Sibirien durch Rußland gastlich aufgenommen, und man sah ihn später in den Straßen der Hauptstadt in dem Offizierskostüm seines ehemaligen Regiments, das ihm der Kaiser selbst hatte machen lassen, umherfahren. Aller Verwandten in der langen Zeit seiner Verbannung durch den Tod beraubt, erhielt er von mehreren Großfürsten und anderen Personen Geschenke. Von einer regelmäßigen Unterstützung war auffallenderweise in den Zeitungen damals nichts zu lesen.

Mein Onkel Jacob hing sehr an einem großen Brustbilde der Kaiserin Katharina, im Profil in Oel gemalt, das ich später nebst dem trefflichen Senffschen Kupferstich des Feldmarschalls Wittgenstein meinem lieben Schwager Stenbock in Kolk zum Geschenk gemacht habe. Dieser gute Onkel, der im Alter nur sehr dünnes Haar hatte und dasselbe bei Nacht in Papilloten unter der Nachtmütze zu tragen pflegte, erzählte mir einmal, daß er an einem Morgen, die Nachtmütze abnehmend, zwei todte Mäuse aus derselben geschüttelt habe, die er, im Schlafe ein paar Mal durch ein Krabbeln auf dem Kopfe halb erwacht und dahin greifend, erdrückt haben mußte. Da er am Tage immer sehr stramm und fast ceremoniell als Militär einherzugehen liebte, war nun sein Anblick am frühen Morgen in Schlafrock, Nachtmütze, Unterhosen und Pantoffeln gar auffallend und keineswegs erfreulich. Von diesem Onkel lernte ich auch passabel russisch lesen und abschreiben und wurde, wenn ich Vormittags zu diesem Zwecke hinging, mit einem Butterbrod erfreut.

Auch französische Privatstunden erhielt ich früh von einem alten heiteren Manne, Herrn Pourpiers, der mit seiner alten Frau, einer Straßburgerin, und einer unverheirathet gebliebenen Tochter sein eigenes kleines hölzernes Haus, schräg gegenüber der jetzigen Kreisschule, bewohnte. Als eifriger Royalist in der bösen Conventszeit geflüchtet, wußte er viel aus jener Zeit zu erzählen und zeigte mir einmal einen einfachen runden hölzernen Stockknopf, dessen Reifen, aufmerksam betrachtet, das bekannte Profilbild Ludwig XVI. erkennen ließen, das den Royalisten als Erkennungszeichen unter einander diente. Der alte, immer scherzhafte und liebenswürdige Mann war durch Gicht ganz an seinen Lehnstuhl gefesselt und von Schmerzen so sehr geplagt,

daß ihn die hoch aufgeschwollenen Finger manchmal hinderten, unsere Exercices zu corrigiren.

Gelernt hatte ich bis zum 10. Jahre, also in vollen drei Jahren, zu Hause wohl so gut wie nichts, weder etwas vom Katechismus, noch von biblischer oder allgemeiner Geschichte; von der Geographie nur so viel, als man Jemandem in der ersten halben Unterrichtsstunde beibringen kann. Das Einmaleins verstand ich mechanisch und konnte die vier Species mit unbenannten Zahlen auf der Tafel rechnen, war im Kopfrechnen ganz ungeübt und hatte nur Fertigkeit im Abschreiben des Deutschen, wodurch ich früh ein Augengedächtniß für Orthographie erwarb. Auf diese geringen Kenntnisse hin, deren Prüfung mir die zu diesem Zweck bei uns versammelten Kreislehrer erließen, nachdem ich ihnen ehrlich über Alles Auskunft gegeben, wurde ich als Letzter in die Großtertia der Kreisschule aufgenommen. Dort erhielt ich zu nächsten Nachbarn drei Knaben, mit Namen Voß, Proß und Schrimms, die sich ganz freundlich gegen mich benahmen. Ich war sehr stolz darauf, öffentlicher Schüler zu werden, und kam auch in der Klasse in Allem gut fort, blieb aber im Rechnen, wie später in der Mathematik immer schwach. Diesem Fach vermochte ich nie ein Interesse abzugewinnen; um so mehr bewunderte ich diejenigen Schüler, welche sich in demselben auszeichneten, und konnte es nicht verschmerzen, daß der gewandteste darin, Namens Rosenberg, ein fleißiger Schüler, früh aus der Kreisschule herausgenommen wurde, um ein Handwerk zu erlernen. Im Deutschen, in der Geschichte und im Lateinischen, das aber erst in der Secunda vorkam, unterrichtete ein liebenswürdiger Ausländer, Herr Henschler, der aber bald als Oberlehrer nach Riga berufen wurde. Dieser lehrte mich Schillers „Taucher" mit Gesticulationen der Hände declamiren, womit ich beim öffentlichen Examen zum Jahreswechsel viel Ehre einlegte. Mein Vater, der jahrelang wegen schwacher Augen sich von mir vorlesen ließ, hatte mich gewöhnt, ausdrucksvoll vorzutragen, was mir sehr zu Statten kam. In Secunda hatte ich die bekannte russische Fabel von Krylow „Die Gänse" auf dem öffentlichen Examen zu declamiren, in Prima eine Episode aus Delilles Imaginations, die Verirrung eines Jünglings in den Katakomben Roms.

Den geographischen Unterricht hatte in der Kreisschule Herr Asmus, ein Schüler Pestalozzis, der auch nach dessen Methode an unbeschriebenen Wandkarten rhythmisch die ganze Klasse laut zusammen sprechend das Vorgetragene wiederholen ließ. Asmus, ein großer vierschrötiger Mann, galt als ausgezeichneter Pädagog, war aber parteiisch und heftig und gebrauchte den Stock, nicht ohne Erfolg. Ein Ausspruch von ihm, den er mit seiner mächtigen Stimme vortrug: „Wer ungewaschen in die Schule geht, kommt

auch ungesegnet", fällt mir noch jetzt immer ein, wenn ich von Hause muß, selbst wenn es mitten in der Nacht wäre.

Ein Hauptlehrer an der Kreisschule war der Nachmittagsprediger Pastor Bonbrig. Der Religionsunterricht, den er uns ertheilte, bestand, entsprechend jener rationalistischen Zeit, blos in Moral und hieß auch so. Der Lutherſche Katechismus wurde nicht dabei gebraucht, auch biblische Geschichte nicht vorgetragen; was man davon wußte, hatte man gelegentlich aus den Predigten auf der Kanzel behalten.

Der jüngere Bonbrig, des Pastors Bruder, war mir besonders lieb als Lehrer der Geschichte und des Deutschen. Er ließ uns Zahlen und Namen aus den von ihm ausgearbeiteten Geschichtsheften ausziehen und memoriren, ließ sich auch manchmal selbst von mir vor der Stunde examiniren und ich habe mein ganzes Leben lang von diesen Zahlen gezehrt.

Das Russische lehrte Tichwinski, ein höchst gutmüthiger, aber schwacher Lehrer, später auch am Gymnasium und Translateur an der Universität. Der französische Lehrer Valet des Barres war ebenso an diesen drei Anstalten thätig. Er hat mir als Studenten im Privatunterricht gelegentlich von der letzten französischen Königszeit und der französischen Revolution erzählt, namentlich wie die Königsgräber in St. Denis aufgewühlt und beraubt wurden. Ich habe später an seiner Leiche gewacht und ihn auch zu Grabe geleitet.

Den Unterricht im Zeichnen leitete der talentvolle junge Landschaftsmaler Clara, der auch mir mit ein paar anderen Knaben gratis in seiner Wohnung Privatunterricht im Zeichnen gab.

Der Eifer von Lehrern und Schülern gefiel mir sehr; Anderes fiel mir dagegen in der Kreisschule sehr unangenehm auf. So mußte bisweilen der Calefactor oder dessen Frau in die Klasse gerufen werden, um die schmutzigen Hände eines Tertianers vor den Mitschülern zu waschen. An den von buntfarbigen Flecken strotzenden, engen, kurzen ledernen Hosen eines Seifensiedersohnes H. wischten andere Schüler ihre tintigen Schreibfedern ab, was er lächelnd geschehen ließ. Einzelne Schüler gaben in der Obstzeit im Auftrag ihrer Eltern aus deren Obstgarten schöne große Aepfel den Lehrern in der Klasse ab. Die Namen derjenigen Schüler, für welche das Schulgeld noch rückständig war, durfte täglich ein anderer Schüler, alphabetisch geordnet, laut beim Beginn der Stunde hersagen; und doch war diese Säumniß wohl nur die Schuld der Eltern.

Ich wäre gern ein guter Kamerad der Tertianer gewesen, die in den Zwischenstunden ein Laufspiel spielten oder im Winter einen Schneemann aufrichteten, allein ich kam ihnen in allen körperlichen Uebungen nicht nach und hatte von einigen derselben Manches zu dulden. Da gab mir z. B.

einer eine Ohrfeige, damit ich mir nicht einbilden sollte, als Schulinspectorssohn etwas Besseres zu sein als sie u. dgl. m. Mit ihnen nach dem Nachmittagsunterricht um 4 Uhr auf dem sog. wilden Dom zu spielen, war mir von den Eltern nicht erlaubt. Als ich einmal, den Primus vertretend, um Ordnung in der Zwischenstunde zu halten, an der großen schwarzen Rechentafel stand, die Kreide in der Rechten, den Schwamm in der Linken, um die Namen etwaiger Ruhestörer zu notiren, höhnte mich ein Knabe von der letzten Bank hinten, durch die hohle Hand sehend, zum großen Gaudium der Uebrigen mit den Worten: „Da sehe ich ja an der Tafel einen Punkt, der sich bewegt; was stellt denn das vor?“ und dies wiederholte er mehrmals, so daß ich seinen Namen aufschreiben und nochmals unterstreichen mußte. Als der Lehrer eingetreten war und eben seinen Mantel ablegen wollte, hatte der vorwitzige Schüler sich leise herangeschlichen und seinen Namen mit dem Schwamm auf der Tafel ausgewischt. Ich aber war im Herzen froh, der Klage überhoben zu sein, hätte auch, wenn ein anderer Schüler statt meiner der gehöhnte gewesen, gewiß mitgelacht.

Nach einem halben Jahr wurde ich nach Secunda versetzt und wußte mich da mit meinen Klassengenossen schon besser zu stellen. Manche der von mir gerügten Mißbräuche fielen da auch weg. Die Zahl der Schüler russischer Nationalität, meist Söhne der niederen russischen Kaufleute, nahm hier schon ab, da sie zum Ladendienst in der väterlichen Bude früh herausgenommen wurden, während die Schüler estnischen Stammes ihren Schulcursus oft bis zur Universität fortsetzten und allmählich in den Gelehrten- und Beamtenstand traten. Da ich in der Secunda auch schon im Latein den Anfang gemacht, worauf ich mir viel einbildete, glaubte ich mich schon jeder Bevormundung von Seiten meiner älteren Schwestern entziehen zu dürfen. Allmählich erlaubte man mir auch in der Stadt allein umher zu wandern. Da interessirten mich denn die kleineren wie die größeren Bauten, zunächst vor Allem das herrliche Universitätsgebäude, von Professor Krause erbaut, der unter Washington den nordamerikanischen Freiheitskrieg mitmachte; ihm sind auch die akademischen Bauten auf dem Dom zu danken. Sodann fesselte mich insbesondere in der Stadt die Johanniskirche, auf dem Dom die Ruine — beide aus dem ersten Viertel des 13. Jahrhunderts stammend. Der große Chor der ehrwürdigen Domruine war in den Jahren von 1802—4 zur Universitätsbibliothek ausgebaut worden, und zwar ebenfalls von Prof. Krause. Die alten Festungswerke auf dem Dom, die nie zur Festung ausgebaut wurden, sind abgerissen und zu Promenaden umgeschaffen worden, welche jetzt den schönsten Schmuck Dorpats bilden, mit der Aussicht auf die zu den Füßen ruhende Stadt und den sich durch dieselbe schlängelnden Embachfluß. Auch einen Rest der alten Stadtmauer gegenüber

dem botanischen Garten habe ich noch gern gesehen, ehe er abgetragen worden. Wo jetzt das Barclay-Denkmal steht, waren auch Promenaden, und auf der anderen Seite der Straße befanden sich die alten Baracken des russischen Kaufhofs, welche jetzt durch den geräumigen steinernen Kaufhof ersetzt sind, dessen Grundstein ich habe setzen und einweihen sehen. Die steinernen Häuser auf dem Markte sind ziemlich dieselben geblieben, nur daß einige von ihnen später ein Stockwerk mehr erhalten haben. In anderen Straßen aber habe ich so viele Häuser neu erbauen oder ihnen ein zweites Stockwerk hinzufügen sehen, daß ich der Reihe nach von jedem theils selbsterlebte, theils gehörte Ereignisse erzählen könnte.

Damals gab es auch stehendes Militär in Dorpat, und bei der Wachparade am Sonntag Vormittag war Militärmusik zu hören, wobei ein schöner schlanker Tambourmajor einen Marschallstab mit silberner Kugel als Stockknopf hoch aufwarf und geschickt wieder auffing. Auch durchziehendes Militär vor und nach dem großen Kriege wurde bewundert. Große Truppenmärsche brachten viel Leben in die kleine Stadt, besonders als Feldmarschall Wittgenstein, der Beschützer der Ostseeprovinzen, nach dem Kriege in Dorpat einzog und hier die Alte Musse, die jetzige Ressource, mit seinem Besuche beehrte, wovon noch ein dankbares Erinnerungsblatt unter Glas in einem Saale der Gesellschaft Zeugniß ablegt. Auch die Bürgermusse besuchte der Feldmarschall und eröffnete dort einen Ball mit einer hübschen Bürgerfrau, deren mehrjähriger Einwohner ich nachher gewesen bin.

Einmal im Herbst wurde auf dem Techelferschen Felde, in einem anderen Jahre auf dem Rathshofschen ein Lager aufgeschlagen und von den Einwohnern der Stadt viel besucht. Ich hatte mich einst in demselben verspätet und wurde nach dem Zapfenstreich am Abend von den Wachtposten nicht mehr hinausgelassen, bis ein mitleidiger Offizier, dessen Zelt ich demüthig bittend betreten, mir Freiheit verschaffte.

Exercirt wurde auch Vormittags in unserer Straße, die so gedrängt voll von Soldaten war, daß man dort nicht passiren konnte und in den umliegenden Häusern die Schmerzensschreie der gefuchtelten Soldaten hören mußte. Mein Vater verwandte sich vergebens dafür, daß ein anderer Exercirplatz gewählt würde.

Später wurde kein stehendes Militär mehr in Dorpat gehalten, wodurch der Stadt die Einquartierung erspart blieb, die manche Hausbesitzer wie auch mein Vater mit einer Geldzahlung ablösten; auch wurden auf solche Weise die lästigen Händel zwischen Offizieren und Studenten vermieden. Es blieben aber außer der Garnison noch Kosaken zur Unterstützung der Polizei, die sehr schwach vertreten war, in Dorpat zurück. Diese machten sich den Studenten besonders verhaßt, denen sie die langen betroddelten Tabakspfeifen

abzuringen suchten, da das Rauchen auf den Straßen verboten war und sie zwischen brennenden und trockenen Pfeifen, zumal im Dunkeln, keinen Unterschied machen wollten oder konnten. Auch diese Kosaken wurde man nach Jahren los.

Der Fiskal Schmalzen, ein Freund von lustigen Geschichten, erzählte mir einmal, wie er an einem Abend die Kosaken nach dem Techelferschen Kruge „Novum" oder „Weißes Roß", wo auch die Studentencommerse gefeiert wurden, hingebracht hatte, um dort auf einem sog. Spitzball Tänzer und Tänzerinnen zu verhaften. Es waren dies Diener und Mägde, die in Abwesenheit ihrer Herrschaften, die Ersteren im Kostüm ihrer Herren, die Letzteren in dem ihrer Fräulein oder jungen Frauen und mit den Namen derselben sich anredend, tanzend sich herrlich amüsirten. Zwei Diener waren, um der Haft zu entgehen, von dem mehrere Faden hohen Balcon herabspringend unversehrt in die Stadt entwischt. Dieser Fiskal Schmalzen hatte eine Wohnung bezogen, wo sein vorderes Studirzimmer unmittelbar vorher eine Rasirstube gewesen war und von bisherigen Kunden noch aufgesucht wurde, als der Barbier bereits über die Straße gezogen war. Einem solchen Kunden, der den ihm unbekannten Fiskal ungeduldig fragte, warum er ihn nicht schon zum Barbieren eingeseift habe, that er dies bereitwillig, wies ihn aber dann wegen des Bartabnehmens über die Straße, wo jetzt barbiert werde. Dieser verzeihliche Spaß befreite den Fiskal bald von ähnlichen lästigen Kunden.

In kleinen Städten mit wenig Verkehr nach außen genießt mancher sehr simple Kerl oft Jahrzehnte lang eine nicht immer verdiente Popularität. Eine solche populäre Persönlichkeit war in Dorpat z. B. der Fuhrmann Vogt, genannt Koika, der jedem Studenten die Fahrt nach Riga in seinem Planwagen creditirte und sich auch sonst der Studenten annahm, die er sämmtlich duzte; dafür aber ließ er sich von ihnen in einem besonderen Schuldbuch ein Geldgeschenk verschreiben, das der Betreffende an seinem Hochzeitstage oder an einem anderen wichtigen Tage des Philisterlebens auszahlen sollte, was viele Studenten auch ehrlich gehalten haben. Später war Koika durch Waarenschmuggel sehr heruntergekommen und während meiner Studentenzeit wenig mehr bekannt. An seine Stelle als populäre Figur Dörpats trat der Badstüber Lockenberg, genannt Lokkus, der es gern hatte, wenn jeder Student in seinem Schuldbuche wenigstens mit einer kleinen Schuld verzeichnet war. Er setzte einstmals den Rector Haffner in große Verlegenheit, als er im Universitätsgerichte, wohin er wegen irgend einer Angelegenheit citirt war, den gestrengen Herrn ungenirt duzte und ihm vorhielt, wie er selbst bei ihm doch lange „Puff" gehabt habe und jetzt einen armen Studenten Schulden halber hunzen wolle. Er machte in späteren

Jahren eine Reise zu seinem Sohne, dem Pastor Lockenberg in Nishni Nowgorod, wo er auch bei meinem Schwager Steinbock, dem damaligen Polizeimeister der Stadt, zum Frühstück war. Heimgekehrt erzählte er: die Eisenbahn habe wie Thee gezogen. Der alte Lokkus wurde von den Studenten in Dorpat mit allen Ehren und Feierlichkeiten zu Grabe getragen.

Auch erinnere ich mich gern eines hinkenden Stadtkanzlisten Zepernick, des jedesmaligen Spaßmachers bei Vorstellungen auf der Bürgermusse, an den sich die Taschenspieler oder Marionettenkünstler als an eine persona distincta wandten. Er war so oft wegen seiner im trunkenen Muthe losgelassenen cynischen Späße nach damaliger Sitte mit Pauken und Trommeten zur Hauptthür hinausgeführt worden, aber doch immer wieder durch eine Hinterthür hineingelassen, bis er wegen unanständigen Betragens durch Directionsbeschluß für immer excludirt wurde, was vielen Mussenmitgliedern sehr leid that, da sie den unschädlichen unerschöpflichen Witzbold schmerzlich vermißten. Nach dem Regierungsantritt des Kaisers Nicolai kam Zepernick mit dessen Gnadenukas, der eben auf dem Postamte eingetroffen war, athemlos in den Bürgermussensaal gerannt und rief: „Allen Sündern ist Gnade gewährt worden; auch mir muß sie hier werden!" Das geschah denn auch, aber gleich wieder betrunken, mußte Zepernick nach kurzem Verweilen wieder hinaustrompetet werden, durfte aber immer wieder durch die Hinterthür zurückkehren. Ich hörte später lange nichts von Zepernick, bis mein Arzt und guter Freund, der ihn im elendesten Zustande und ganz mittellos angetroffen, mich und andere Freunde für ihn um eine Unterstützung in Anspruch nahm, die derselbe nur kurze Zeit überlebte. Das alte Zepernicksche Haus in der schmalen Gasse neben dem Universitätsgebäude nach dem Markte zu wurde, als die Flügel der Universität durch Anbau entstanden, von dieser angekauft und zur Erweiterung des Platzes ganz niedergerissen.

Auf lustige Geschichten suchte ich mich zu besinnen, wenn ich zur Clavierstunde zu Mlle. Hartmann gehen mußte. Diese alte herzensgute Dame stand einer kleinen Elementarmädchenschule vor, und ich wußte ihr so viel Spaßhaftes in der Stunde zu erzählen, daß sie herzlich lachen mußte, wodurch denn die Lectionen etwas abgekürzt wurden. Da ich mich auch zu Hause nur nachlässig übte, wurden die Musikstunden nach Jahresfrist wieder aufgegeben, während meine zweite Schwester bessere Fortschritte bei Mlle. Hartmann machte. Einmal hatte ich vor der Hartmannschen Wohnung ein kleines hübsches Mädchen gegen einen Hund schützen können. Sie hatte meinen Namen später erfahren, während mir der ihrige unbekannt blieb. Dieses liebenswürdige Kind sollte später das Glück meines ganzen Lebens machen.

Eine unfreiwillige Berühmtheit erlangte in Dorpat durch seine Druck-

fehler der Buchdrucker Schünmann, ein ziemlich plumper Geselle. Im lateinischen Lectionskatalog der Universität hatte er einmal den Professor Ledebour mit seinen Titeln aufgeführt, auch als equus statt eques, und Mancher mochte dessen Hartnäckigkeit ausgedrückt glauben. Den damaligen Rathsbeamten, späteren Professor Bunge sen. nannte er im Dörptschen Kalender Oberweltherr statt Oberwettherr. Auf dem Titelblatt der jämmerlichen Gedichte des Offiziers v. B. war zu lesen: „Krätze der Erinnerung" statt „Kränze der Erinnerung". Unter der dörptschen Zeitung stand einmal als Censor Blöcker statt Bröcker, und ein anderes Mal „Den Dreck erlaubt der Censor B." statt „den Druck erlaubt ꝛc." Ja, ein Witzling behauptete, der Weltgeist selbst dictire dem Buchdrucker Schünmann seine Druckfehler.

Für öffentliche Sicherheit wurde wenig gesorgt. Der Embach bekam erst in späterer Zeit einige eingezäunte Badeplätze, aber ohne Bedeckung. Die Universität ließ später ein größeres Badehaus mit bedeckten Kammern bauen und stellte einen Schwimmmeister an. Auch fingen Privatleute an sich bedeckte Badehäuschen im Flusse zu errichten. Seitdem ertranken selten junge Leute im Embach, der früher jährlich beklagenswerthe Opfer forderte.

Ueber dem sog. Schrammschen Bierkeller, dem ehemaligen Pulverkeller der alten Festung, nicht weit von der Sternwarte auf dem Dom, lustwandelte man früher gern und genoß die schöne Aussicht über die Stadt und ihre Gärten. Aber es war dies nicht unbedenklich, denn der begraste Abhang ließ die Gefahr des Absturzes von der unmittelbar sich anschließenden steilen Höhe der riesigen Kellerwand nicht ahnen. Der Oberlehrer Hachfeldt sah einmal, wie sein kleiner Sohn achtlos nach einer Blume am Rande des Abhangs griff. Es gelang ihm noch den Kleinen im letzten Momente zu erfassen, aber er fiel, wie er mir selbst erzählte, hinterher fast in Ohnmacht infolge des furchtbaren Schrecks, da denn auf seinen Antrag dort ein hölzernes solides Geländer errichtet wurde, das gegen ähnliche Unfälle fortan Sicherheit bot.

Schnee und Regen wurden in den größtentheils ungepflasterten Straßen der Sonne überlassen wegzuschmelzen und zu trocknen; zum öffentlichen Skandal mußten gelegentlich am hellen Tage liederliche Mädchen, die ihre Gesichter dabei zu verhüllen wußten, in den Straßen fegen.

Die Straße vor unserem Hause am Fuße des Techelferschen Berges, wie dieser selbst damals ungepflastert, nahm das Wasser von vier dort zusammentreffenden Nebenstraßen auf, und jeder starke Regenguß höhlte nicht nur den Berg aus, sondern machte auch diese fünf Straßen unpassirbar. Am Fuße des Berges, gerade vor unserem Hause, lagen beständig Stücke von Rädern unbeschlagener Bauerwagen, die, im Reißaus aus Techelfer bergab von Schindmähren ohne Gebiß herabgetrieben, dort umgestürzt waren.

Aber auch elegantere Fuhrwerke vom Gute Techelfer verunglückten dort, und die Beschädigten wurden dann zu uns in das Haus gebracht. Als ich an einem späten dunklen Herbstabend aus meinem Erkerzimmer ein Wimmern auf der Straße vernahm, eilte ich, schon halb entkleidet, hinaus und erblickte eine Droschke umgeworfen, ein paar Damen im Schmutze liegend, einen Kutscher fluchend. Ich bot einer derselben gleich meine Hilfe an. „Helfen Sie meiner armen Schwester," rief sie. Die Meinigen waren auch gleich herausgeeilt, und mit Hilfe einiger Pensionäre trugen wir die bewußtlose Dame in unser Gastzimmer, wo sich unsere Mutter um sie zu thun machte. Ich rannte den Berg hinauf zum Doctor Lehmann, den ich am Abend nach Hause hatte fahren sehen. Allein trotz meines Pochens an Thür und Fenster wurde da nicht aufgemacht; aus Wuth zerschlug ich da ein Fenster, das ich am anderen Tage einsetzen zu lassen mich schämte. Ebenso nahe fast wohnte Doctor Sahmen, und dieser kam gleich. Die hereingebrachte Dame, eine Baronin S., war noch bewußtlos. Eine tiefe Kopfwunde wurde eben verbunden. Die andere Dame, ihre Schwester, Frl. W., wartete ruhig, bis die Reihe an sie kam. Ihr war der Oberarm an zwei Stellen gebrochen; er wurde vorläufig verbunden. Der Kutscher, den ich nach dem Baron S. in die Petersburger Straße geschickt, brachte diesen wohl zu uns, aber keinen Fuhrmann, um die Damen nach Hause zu bringen. Jetzt wurde angelegentlich nach einem Arbeitsbeutel gefragt, der sich weder draußen, noch bei uns im Zimmer finden wollte. Später erwies es sich, daß die bewußtlose Dame den Arbeitsbeutel doch noch krampfhaft festhielt, wo sich glücklicherweise auch die aus Techelfer mitgebrachten 100 Rbl. noch vorfanden.

Da kein Fuhrmann vorhanden war, machte ich einen Vorschlag, der auch angenommen wurde. Ein Bettrahmen wurde mit Kissen und Decken belegt, die bewußtlose Leidende darauf gesetzt und von mir und unseren Pensionären den ziemlich weiten Weg über die hölzerne Brücke in die S.sche Wohnung in der Petersburger Straße getragen. Die andere Dame mit dem gebrochenen Arm ging zu Fuß nach Hause. Auf der Brücke kam die Erstere plötzlich zum Bewußtsein und rief: „Wohin bringt ihr mich? Ihr führt mich zu Grabe!" Der Baron darauf: „Nein, Liebchen, du hast dir ein groß Loch in Kopp geschlagen; wir bringen dich von Schulinspector Anders nach Hause." Dieselbe Frage und Antwort wurden mit denselben Worten nochmals wiederholt, den jugendlichen Trägern zum großen Amüsement. Aehnliche Hilfeleistungen mußten, so lange der Techelfersche Berg ungepflastert war, öfters in unserem Hause geboten werden.

Von manchen wunderlichen Leuten erzählte man damals in Dorpat. So von einem sog. Vielfraß, der, obwohl nicht aus ärmlichen Verhältnissen, sich zu Gaste laden ließ, um seinen fabelhaften Appetit beim Mittagessen

zu produciren. Von einigen anderen Personen wurde erzählt, daß sie in der Gesellschaft in der Zerstreuung oder aus anderen Gründen Allerlei einsteckten, was ihre Angehörigen dann wieder zurückschickten. Ein Solcher hatte einmal Citronen in seine Tasche gesteckt, die zu einem Punsch bestimmt waren. Der Wirth, meines Vaters Freund, der die vermißten Citronen in in der Tasche des Diebes fühlte, goß demselben eine ganze Flasche Rum in die Rockschöße mit den Worten: „Zu den Citronen gehört auch der Rum."

Von auffallenden Persönlichkeiten erinnere ich mich aus meinen jungen Jahren noch eines Majors v. N., den ich bei meinem Onkel Jacob, dem Militär, an dessen Gesellschaftsabend sah. Er hatte im großen deutsch-russischen Befreiungskriege gegen Napoleon I. ein Kosakenfreicorps gebildet, von dem er mir selbst freilich erzählte, daß seine Kosaken, wo sie auf ihrem Zuge Silbernes antrafen, dasselbe einzustecken wußten. In Kaiser Pauls I. Zeit hatte er um einen Urlaub zu einer Reise nach Estland gebeten, wo er ein elterliches Gut geerbt hatte. Als Kaiser Paul den Urlaub versagte, weil schon viele Offiziere beurlaubt waren, bat N. auf Grund seines adeligen Privilegiums (по праву дворянства), in Friedenszeit aus dem Dienst treten zu können, um seinen Abschied, wurde aber ohne Weiteres in die Kasematten der petersburger Festung gesteckt, wo er ein halbes Jahr mit einem gemeinen Soldaten zusammen saß. Dieser machte ihn darauf aufmerksam, daß das Kettengerassel über ihm anzeige, die Ketten würden den Gefangenen abgenommen, damit dieselben nach Sibirien geführt werden sollten. Eines frühen Morgens wurde er (N.) aus seiner Zelle hinausgeführt vor die Gefängnißbehörde. Dort händigte man ihm die bei seiner Inhaftirung ihm abgenommenen Sachen richtig ein; dann wurde er mit verbundenen Augen auf die Straße geführt und dort entlassen mit der Bemerkung, er sei frei. Draußen kam ihm nach Halbjahresfrist Alles verändert vor. Unter den Menschen auf der Straße bemerkte er eine große Aufregung und sah Manche einander umarmen und küssen. Auf seine Frage was das zu bedeuten habe, erfuhr er, der Kaiser Paul sei in der vergangenen Nacht gestorben und der Großfürst Alexander jetzt Kaiser. Allmählich dreister geworden, wußte sich N. beim Generalgouverneur Grafen Pahlen Zutritt zu verschaffen und wandte sich an denselben mit der Frage, warum er überhaupt inhaftirt worden. Pahlen aber fertigte ihn mit dem kurzen Bescheide ab, er möge sich innerhalb 24 Stunden aus Petersburg packen, was er denn auch schleunigst that.

(Fortsetzung folgt.)

Der Prinz von Homburg und seine Beziehungen zu Kurland.

(Schluß.)

Aus der einschlägigen Correspondenz ersieht man, wie die dilatorische Behandlung dieser Angelegenheit in Mitau beinahe noch kurz vor der Hochzeit zu einer Lösung des ganzen Verhältnisses geführt hätte. Einen Tag vor der Hochzeit, am 22. October, machte der Prinz von Homburg dem Großen Kurfürsten als dem Ehevermittler schriftlich ernstliche Vorstellungen[1]. Er habe sich in Cölln (a. d. Spree) eingefunden, in der festen Hoffnung, daß „aus Churland nunmehr die Völlige Ratification und Resolution der Ehepacten, wie solche zuletzt von mir dahin geschickt worden, einkommen". Er wolle in seinem und in der Prinzessin Interesse nicht heirathen, ehe die Ehepacten in Ordnung seien. Er bitte den Kurfürsten, nachdem derselbe „in dieser Heyrath Vielfältige bemühung aus sonderbahrer gütigkeit über sich genommen", entweder jene Ratification herbeizuführen oder aber selbst garantiren, daß „es bey dem, was in denen zuletzt überschickten Ehepactis begriffen, verbleiben Undt des Hrn. Hertzogs zu Churland Ldn. solches zu adimpliren gehalten sein solte". Widrigenfalls müsse er „die Hochzeit anoch anstehen laßen". Einen Tag vor der Hochzeit war also diese Frage noch nicht gelöst. Auf jenes Schreiben des Prinzen nun antwortete Friedrich Wilhelm noch an demselben Tage. Er bedauert das Zögern seines Schwagers, „Kann aber gar nicht raisonable finden, das Ew. Ld. desfals die Copulation, wozu Alles angestellet und alle

[1] Copie eines Schreibens des Prinzen von Homburg an Friedich Wilhelm d. d. Berlin, d. 22. Oct. 1670 und Copie der nicht datirten, aber gewiß am selben Tage geschriebenen Antwort.

leute schon invitiret worden, verschieben wolten, aldieweil nicht zu zweifeln, daß des Hertzogs Von Churland Ldn. auf Ew. Ldn. jüngstgethane Erklährung sich zu dero genüge erklehren werden. Ew. Ldn. können leicht ermeßen, was dieses an alle Churfürstl. und fürstl. Höfen Vor eine frembde Undt ungleiche ausdeutung verursachen auch denen fürstlichen Eltern in Churland die Gedanken machen würde, als wan Sie Sie hierzu zu forciren gedächten." Werde der Prinz jetzt nicht die Hochzeit halten, so werde der Kurfürst, der demnächst verreise, sich um die Sache überhaupt nicht weiter kümmern. „Ew. Ld. wißen," so schließt das Schreiben, „mit was Eifer Ich dero bestes bisher in Churland beobachtet, Ich Verspreche deroselben auch Churfürstl., daß ich darinnen biß Ew. Ldn. contentement haben würden, continuiren will, halte mich auch versichert, der Herzog von Churland Undt meine Fraw Schwester werden mich hierunter nicht stecken laßen, besondern sich Vielmehr Ihrer Vielfältigen gethanen Zusage erinnern und die Ehepacta dergestaldt einrichten, daß Ew. Ldn. damit zufrieden seyn werden." So fand denn, ohne daß diese Frage ihre Erledigung gefunden hätte, am 23. October in Berlin unter großem Gepränge die Trauung der Verlobten durch den Hofprediger Dr. K. G. Bergius statt. Zahlreiche fürstliche Gäste und Anverwandte, darunter Prinzessin Marie Amalie, die Schwester der Braut, hatten sich eingefunden, um das Fest, welches der Kurfürst ausrichtete, mitzumachen. Nach dem oben dargelegten Stande der Verhandlungen kann es kaum zweifelhaft sein, daß Friedrich Wilhelm diese Gelegenheit wahrnahm, um dem Prinzen von Homburg einen Beweis seiner besonderen Gnade zu geben. Die fürstlichen Eltern in Kurland dankten dem Kurfürsten[1] für das „gar herrliche und stattliche Beilager" in der verbindlichsten Weise, „da wir nicht anders gemeinet, alß daß solches nur schlechterdings hätte abgehen und verrichtet werden sollen." Daß trotzdem die Verhandlungen nicht aufhörten, haben wir schon oben erzählt. Der Kurfürst schickte seinen Briefwechsel mit Landgraf Friedrich nach Mitau und trat für ihn auf das Eifrigste ein.

Wir dürfen über die Hartnäckigkeit, mit welcher beide Theile ihren materiellen Vortheil wahrnahmen, nicht staunen. Daß fürstliche Ehen, zumal in jenen Tagen, Sache des Vortheils und der Berechnung waren, das ist ja nicht unbekannt. Die ganze ungeschminkt realistische Auffassung der Zeit, welche das Wesen der Sache nicht so verschleiert, wie es ein in der äußeren Form fortgeschritteneres Geschlecht heutzutage thut, tritt uns in diesen Verhandlungen entgegen. Bietet doch schon die erste Ehe des Prinzen von Homburg einen sehr sprechenden Beleg dafür, welche Erwägungen bei fürstlichen

[1] bei Jungfer l. c. S. 41, hier auch Beilage 6 die Ehepacten ohne Datum.

Eheschließungen maßgebend zu sein pflegten. Auch die Correspondenz des Großen Kurfürsten mit seiner kurländischen Schwester zeigt uns, daß er für die Kinder derselben vortheilhafte Heirathen ausfindig zu machen nicht müde wurde. So z. B. hatte er für die Prinzessin Charlotte, die indessen unvermählt blieb und Aebtissin von Herford wurde, den „Markgraf von Bahereit" ausersehen, denn es sei „eine sehr gute occasion". Und als er auch für den Erbprinzen Friedrich Casimir eine reiche Heirath in Aussicht hat, da mahnt er die Herzogin Louise Charlotte, ja nicht zu säumen, weil es „ein sehr fetter Bissen sei".[1]

Wie sich voraussehen ließ, wurde die Ehe, welche der Prinz von Homburg mit der kurländischen Prinzessin einging, der Kitt, welcher die Beziehungen des Ersteren mit dem Großen Oheim Louise Elisabeths zu noch festeren und näheren gestaltete. Daß Prinz Friedrich in des Kurfürsten Dienst treten würde, wurde schon vor der Eheschließung erwartet. „Ich hab mich eingebildt," schreibt die Braut des Prinzen an ihre Mutter, „der Kurfürst wird den fürsten zum Generahl machen, aber vor der Zeitt hörtt man nichtes und dehr Kurfürst kan so still darMitt sein; gibt Ander, die nicht halb so Viel wehrd sein."[2] Die in diesen Worten sich aussprechende Befürchtung der Prinzessin sollte eine unbegründete bleiben. Am 9. December desselben Jahres (1670) übertrug der Große Kurfürst dem Prinzen von Homburg im Hinblick auf seine „Tapferkeit, gute conduite und andere fürnehmen Qualitäten" das Generalat über die brandenburgische Cavallerie: „Damit Sie Unser gutes Gemüt und geneigten Willen desto mehr in der That verspüren mögen, so haben Wir — — eine Pension von 2000 Rthlr. jährlich zugesagt und versprochen."[3] So war denn eine Verbindung eingegangen, welche für die militärische Entwickelung und die geschichtliche Stellung des Prinzen von Homburg von großer Wichtigkeit werden sollte.

Es waren bedeutungsvolle Zeiten, welchen Brandenburg in diesen Tagen entgegenging. Ludwig XIV. von Frankreich schickte sich an, Holland zu überfallen und ließ schon vorher durch seinen Marschall Crequi Lothringen in Besitz nehmen. Dann drang das französische Heer durch das Gebiet des verrätherischen Kurfürsten zu Köln an den Rhein, überschritt denselben bei Tolhuis und brachte Holland in die größte Gefahr. Es mochte zunächst fraglich erscheinen, wie sich der Große Kurfürst jetzt stellen werde. Wie man in weiteren Kreisen noch im Frühjahr 1672 dachte, zeigt uns ein Brief, welchen die neuvermählte Louise Elisabeth von Hessen-Homburg an ihren Bruder Friedrich Casimir nach Mitau schrieb. „Die Franzosen," so lesen

[1] Friedrich Wilhelm an Louise Charlotte, d. d. Potsdam 6. Sept. 1670.
[2] Louise Elisabeth an Herzogin Louise Charlotte, d. d. 9. Oct. 1670.
[3] bei Jungfer l. c. Beilage 7.

wir, „seind gahr starg und mehren sich von Tag zu Tag nicht weitt Vom Chlewschen. Man kan Aber noch nicht recht gewieses wieschen, was S. Ldn. Churfürstl. Durchlaucht werden sein, es kan so grad franzos sein als Hollandes." — Indessen ist es bekannt, daß Friedrich Wilhelm, der die große Gefahr erkannte, welche Frankreichs Uebermacht für die Sache des Protestantismus und das deutsche ohnmächtige Reich bedeutete, der zudem durch seine Cleveschen Besitzungen an dem Verlaufe des Krieges auf das Eifrigste interessirt war, sich Hollands annahm. Der Prinz von Homburg stand innerlich auch ganz auf Seiten seines Kriegsherrn. Im Herbst des Vorjahres (1671) hatte er von Cassel aus, wahrscheinlich in Lothringen, Turennes Truppen gesehen, „so mir," schreibt er nach Kurland, „ganz wohl gefalt, wo es nur nicht auf den ruin des Römischen Reiches angesehen wehre."[1] Allein er sollte zunächst diesem Feinde nicht gegenüber treten, zu dem er übrigens, wie wir bemerkten, schon als Knabe in persönliche Beziehungen getreten war. Obwohl er das Cavallerieregiment „Landgraf von Homburg" angeworben und sich für den Feldzug vorbereitet hatte, erhielt er zunächst die diplomatische Aufgabe, die Gesinnungen des Administrators von Magdeburg, August von Sachsen, dem man nicht recht traute, zu erforschen, und bald darauf wurde er zum Statthalter der Mark für die Dauer des Krieges ernannt. Es geschah das zum höchsten Aerger des Prinzen, der durchaus auf den Kriegsschauplatz wollte und der sich noch mehr verletzt fühlte, als nach dem Frieden zu Vossem Friedrich Wilhelm, durch die bittere Noth bewogen, 4 Compagnien seines Regiments auflöste; eine Maßregel indessen, die im folgenden Jahre rückgängig gemacht wurde. Bei Wiederaufnahme des Feldzugs 1674 ging des Prinzen Wunsch in Erfüllung. Als von Magdeburg, dem Sammelpunkte der Armee, Friedrich Wilhelm nach dem Oberrhein aufbrach, commandirte der Prinz von Homburg zunächst den rechten Flügel, später die Avantgarde. Das eifersüchtige Verhalten des kaiserlichen Generals, des Herzogs von Bournonville, ließ die deutschen Truppen zu keinen Erfolgen kommen. Zum höchsten Unwillen des Großen Kurfürsten und auch unseres Prinzen, welcher im Kriegsrathe mehrfach gegen den Rückzug stimmte, mußten die verbündeten Truppen doch über den Rhein zurückgehen, und in Franken schlug der Kurfürst seine Winterquartiere auf. Hier bei diesem Rückzuge zeichnete sich der Prinz mehrfach aus, und mit Recht weist der neueste Biograph die Aeußerung, welche der Große Kurfürst in Kleists Schauspiel macht, daß der Prinz ihn um zwei Siege am Rhein gebracht habe, in das Gebiet der Dichtung. — Während der Kämpfe am Rhein war Friedrich Wilhelm von einem neuen Feinde angegriffen worden, die Schweden waren in

[1] d. d. Cassel 21. Aug. 1671, an Herzogin Louise Charlotte.

Brandenburg eingefallen. Als nun der Kurfürst im Mai 1675 in sein Land aufbrach, um dasselbe von den Feinden zu säubern, da befehligte der Prinz von Homburg den rechten Flügel. Aber gerade damals war er fest entschlossen, den brandenburgischen Dienst aufzugeben und sich von der Armee des Großen Kurfürsten zu trennen. Die Gründe zu diesem Schritte waren mannigfacher Art. Persönliche Gereiztheit über vermeintliche Zurücksetzung von Seiten des Großen Kurfürsten, der seine Wünsche, wie er glaubte, mit Unrecht nicht berücksichtigte, traf mit sachlichen Gesichtspunkten zusammen, welche nicht wohl von der Hand gewiesen werden konnten.

Seine homburgischen Räthe Kohlhans und Geismar bestürmten ihn brieflich und persönlich, seine Gesundheit nicht in fremden Diensten zu ruiniren, sondern daran zu denken, daß sich ihm die Aussicht bot, dermaleinst regierender Landgraf von Homburg zu werden. Sein Bruder Wilhelm Christoph hatte das Ländchen dem nächstfolgenden Georg Christian abgetreten, der es wieder an Darmstadt verpfändete. Wollte Prinz Friedrich die Landgrafschaft wieder einlösen, so mußte er alle wirthschaftlichen Hilfsquellen, über welche er verfügte, möglichst fruchtbar machen. Hierzu kam noch, daß auch seine Gemahlin, Louise Elisabeth, ihn immer wieder zu bewegen suchte, dem Kriegsleben zu entsagen und sich seiner Familie und deren Interessen zu widmen. Daß dieses Ansinnen erklärlich war, verstehen wir, wenn wir die häuslichen Verhältnisse des Landgrafen uns kurz vergegenwärtigen.

* * *

Louise Elisabeth von Kurland war, als sie den Prinzen von Homburg heirathete, eine Ehe eingegangen, die wir mit Recht als eine glückliche bezeichnen können. Eine große Kinderschaar füllte das landgräfliche Haus (es wurden ihnen zwölf Kinder geboren), und der Prinz wahrte seiner Gemahlin, die er in seinen Briefen als seine „Allerliebste Dicke" oder „Engelsdicke" anredet, stets treue Ergebenheit. Vom Kriegsschauplatze, nach geschlagener Schlacht, benachrichtigte er sie persönlich von seinen Erlebnissen und an diesem Verhältniß scheinen auch die Mißhelligkeiten nichts geändert zu haben, in welche er mit seinem Schwiegervater gelegentlich gerieth. Weniger günstig gestalteten sich die äußeren Verhältnisse der jungen Landgräfin. Sie mußte gerade die ersten Jahre ihrer Ehe viel Schweres durchleben und war von ihrem Gatten oft auf längere Zeit getrennt. Die militärische Stellung des Prinzen von Homburg brachte es mit sich, daß er häufig seinen Gütern seine volle Sorge nicht zuwenden konnte. So wurde es ihm denn schwer, den fürstlichen Haushalt seiner Familie zu bestreiten. Die Landgräfin mit ihren Kindern residirte während der Kriegsjahre theils in Braunschweig, theils auf Weferlingen oder auf anderen Aemtern ihres Gemahls. Wie ernst aber

die materielle Lage des Prinzen, der in seinem Dienste mehr zusetzte, als einnahm, war, zeigt uns die dringende Vorstellung seiner Räthe: „Sollten nun E. D. — — hingerißen werden, würden fürwahr Dero Frau Gemahlin und allerliebste Kinder in solchen miserabeln état gesetzet sein, daß vor selbige wir keine Hilfsmittel, sich wieder herauszureißen, absehen können." Dazu kam noch hinzu, daß die Leistungen, welche der Herzog Jacob von Kurland bei der Eheschließung übernommen hatte, nicht regelmäßig erfüllt wurden. Zuweilen konnte der durch den schwedisch-polnischen Krieg materiell so geschädigte Fürst seinen Verpflichtungen nicht nachkommen, und der Landgraf mußte oft an seinen Schwiegervater mahnende Briefe richten, ehe die verabsäumte Zahlung entrichtet wurde. „Es sei daher," meinten seine Räthe, „nicht aus consideration zu setzen, wieviel E. D. in den kurländischen Interesse verabsäumen müssen, da doch sonderlich summum in mora periculum dabei versiret; maßen da entweder des Herzogs (Jacob) oder dero Gemahlin Fürst. Durchl. vor völlig erlangter Richtigkeit verfallen (sterben) sollte, E. D. noch dero fürstl. Posterität sich nicht das Allergeringste, wie deroselben schon genugsam wissend, würden daher zu getrösten haben." — Die junge Landgräfin, deren ausgeprägtes Familiengefühl wir schon hervorhoben, blieb auch während ihrer Ehe, namentlich in der ersten Hälfte derselben, in stetem Briefwechsel mit den Ihrigen in Kurland, besonders mit der geliebten Mutter und dem Lieblingsbruder Friedrich Casimir. Als dieser 1672 sein Kommen nach Deutschland und Holland anmeldet, räth die Schwester ihm von seinem Vorhaben ab. „Ew. Ldn. bedenken sich aber erst wohl, ob es nicht besehr wehr, ihr eigen Land zu Helfen. — — als so wegzuzigen, sie seind alleben wohl dehr elste und zu dem sagen sie hier, das dehr thater (Tatar) diesen sommer in pohlen wird zigen und Cosag auch, so wirdt den, fürcht ich, Churland auch noht haben — — — Dan mich recht Angst wird sein Vohr E. L. und mein Herr Vatter." Wie sie uns hier als die treu an den Geschicken der Eltern theilnehmende Tochter erscheint, so finden wir in anderen Briefen dieselbe Harmlosigkeit wieder, welche uns in den Kinderbriefen der Landgräfin entgegentrat. Sie beklagt sich über die Schreibfaulheit der Geschwister, von denen nur Prinzessin Charlotte eine Ausnahme mache und meint: „Vielleicht werde ich den Titul nicht gros genuch gemacht haben in den vorigen Briffen, als habe ich in dem Brif es gröser gemacht." — Wenn wir nun jene oben besprochenen materiellen Verhältnisse in Betracht ziehen, so kann es nicht Wunder nehmen, daß die Gattin endlich wünschte, der Landgraf möchte seiner Soldatenlaufbahn Valet sagen und an die Seinen denken.

Allein dieser Wunsch ging nicht in Erfüllung. Eifriges Zureden seiner Freunde, sowie wahrscheinlich auch eine persönliche Unterredung mit

dem Großen Kurfürsten bewogen den Prinzen, bis zum Ende des Feldzuges seinen Entschluß zu verschieben. Für seinen geschichtlichen Namen war das ein Glück.

So wirkte er denn als Nächstbetheiligter an den hochbedeutsamen Vorgängen der nächsten Zeit mit. Am 15. Juni fiel Rathenow in des Kurfürsten Hände. „Es ist die schönste action von der Welt, vor der ganzen Feinds armada einen so considerablen Ort zu gewinnen." Aber eine noch schönere Action stand dem Prinzen bevor. Der schwedische Generallieutenant Wrangel, von der Einnahme Rathenows auf das Aeußerste überrascht, schlug, um aus dem gefährlichen Havellande zu entkommen, den Weg nach Fehrbellin ein, die Brandenburger immer hinter ihm her. „Wir seind braff auff der jacht mit den Herren Schweden," schreibt unser Prinz zwei Tage darauf von Nauen an seine „Engelsdicke", und meint von den Brandenburgern: „morgen frihe werden sie den Schweden den morgensegen singen". Von diesem Orte nach Fehrbellin führte nur eine Straße; hier nun die Schweden zum Stehen zu bringen, ehe sie Fehrbellin erreichten, war die Aufgabe der brandenburgischen Avantgarde. Der Prinz von Homburg, der die an sein Amt Neustadt grenzende Gegend genau kannte, erbat sich die Führung jener und erhielt sie auch. Schon am Morgen des 18. Juni konnte er dem Kurfürsten melden lassen, daß er die Schweden beim Dorfe Linum zum Stehen gebracht habe. Nachdem der Kurfürst zunächst Bedenken getragen, Homburg den geplanten sofortigen Angriff zu gestatten, entschied er sich, als der Prinz seine Bitte durch einen zweiten Adjutanten wiederholte, trotz Derfflingers Widerrathen, schnell dazu, auf den Wunsch des kampfesmuthigen Reitergenerals einzugehen. „Weill wir den Feind so nahe haben, muß er Fell oder Federn lassen." So begann denn der Prinz, ohne das Hauptgros der Armee abzuwarten, die Schlacht. Dreimal verdrängte er die Schweden aus ihren Stellungen und fiel dann über die bloßgegebene rechte Flanke derselben her, die er zugleich zu umgehen suchte, um ihnen die Rückzugslinie abzuschneiden. Als der Große Kurfürst eintraf, blieb es im Großen und Ganzen bei den von Homburg geschehenen Anordnungen. Der linke Flügel der Brandenburger führte die Entscheidung herbei, besonders wogte der Kampf um den Besitz eines Hügels, von welchem aus die Kanonen Friedrich Wilhelms die schwedische Front bestrichen. Der Kurfürst selbst und auch Derfflinger geriethen hierbei in die größte Gefahr. „Es ging sehr hart zu," so lesen wir in demselben Briefe[1], „dann wir gegen die Schweden continu fechten mußten, Gott hat mir doch allemal wieder draus geholfen; und wären alle unsere Stücke (Kanonen) und der Feldmarschalk selbsten verloren

[1] Bei Jungfer. Beilage Nr. 11.

gewesen, wenn ich nicht en personne secundieret hätte." Schließlich mußten die Schweden den Rückzug antreten. „Da ging es recht lustig ein Stunde 4 oder 5 zu, bis entlichen nach langem Gefechte die Feinde weichen mußten, und verfolgten wir sie von Linum bis nach Fer-Berlin und ist wohl nicht viel mehr gehöret worden, daß eine formierte Armee mit einer starken Infanterie und Kanonen so wohl versehen, von bloßer Kavallerie und Dragonern ist geschlagen worden." Die gänzliche Erschöpfung der Truppen hinderte den Prinzen von Homburg, welcher die Verfolgung leitete, diese mit voller Energie zu betreiben; so entkam ein Theil der schwedischen Armee über Fehrbellin.

Wenn wir hier im Gange der Erzählung inne halten und uns fragen, wie sich diese geschichtlichen Vorgänge, die wir nach der jüngsten Lebensbeschreibung des Prinzen berichteten, zu der Rolle verhalten, welche Heinrich von Kleist in seinem Drama den Landgrafen Friedrich von Homburg spielen läßt, so sehen wir, daß von einer Verschuldung des Prinzen in Wirklichkeit nicht die Rede war. Er hat nicht durch sein dem angeblichen Befehle seines Kriegsherrn widersprechendes Handeln die Kriegszucht verletzt, sondern sein Angriff auf die Schweden geschah auf Anordnung Friedrich Wilhelms und trug wesentlich zu dem glücklichen Ausgange der Schlacht bei Fehrbellin bei. Daß der Prinz damals keineswegs ein verliebter Jüngling war, daß er zur Prinzessin Natalie von Oranien niemals in zarte Beziehungen getreten ist, brauche ich dem Leser dieser Mittheilungen nicht erst in Erinnerung zu bringen. Es mag nicht unerwähnt bleiben, daß die pseudo-geschichtliche Auffassung, welche Kleist verwerthete, schon kein Geringerer als Friedrich der Große in seiner Geschichte des Hauses Brandenburg in die historische Literatur eingeführt hat. Eine Thatsache aber ist es andererseits, daß der Große Kurfürst mit den Leistungen der Reiterei am Schluß der Schlacht bei der Verfolgung der Schweden nicht zufrieden war und mit einer Untersuchung drohte. Man versteht, daß der Prinz von Homburg, der mit Recht für sich einen Haupttheil des Verdienstes an der gewonnenen Schlacht in Anspruch nehmen konnte, sich verletzt fühlte. Er nahm daher plötzlich Urlaub, und nicht ohne Mühe wurde eine Versöhnung herbeigeführt. Nach kurzem Aufenthalt zu Hause fand er sich im November wieder bei der Armee ein. Wir sehen ihn dann unter dem Oberbefehle des dem Kurfürsten verbündeten dänischen Königs Christian V. in Mecklenburg thätig, das Städtchen Ribnitz eroberte der Prinz an demselben Tage, an welchem Wismar in die Hände der Dänen fiel. Während dessen hatte der Große Kurfürst die Odermündungen erobert, und als er im Sommer 1676 wieder aus Berlin, wo er krank gewesen war, sich nach Pommern wandte, stieß auch Friedrich von Homburg in Mecklenburg zu ihm. Bei den nun folgenden Kämpfen zeichnete

sich der Prinz besonders bei der Belagerung Anklams aus und wurde für seine Verdienste vom Kurfürsten mit fünf Gütern belehnt, gewiß zur lebhaften Genugthuung seiner Gemahlin, welche damals gerade in der Umgebung der Kurfürstin Dorothea im Feldlager weilte. Während dieser Zeit bot sich ihm die Gelegenheit, seinem Schwiegervater behilflich sein zu können, der in Pommern die sog. Ostenschen Güter besaß, aber bei der Kriegsunruhe diesen Besitz nur zu leicht verlieren konnte. Er schützte das Gut vor Contributionen „während der Kriegspressuren" und obgleich der Herzog selbst einen gewissen Joachim Teche aus Kurland mit Vollmacht nach Osten schickte, so glaubte der Prinz doch im Interesse seines Schwiegervaters zu handeln, wenn er, als brandenburgischer General, das Gut von sich aus auf 3 Jahre an einen gewissen v. Parsenau verpachtete, „gar keines genusses wegen, sondern Vielmehr Zu Conservation der albereit in Theilung gehenden Güter und zu deren Meliorationen" und es so in „seinen Schutz" nahm[1]. Nach der Einnahme Stettins, bei welcher er nicht besonders hervortritt, erhielt der Prinz im Frühjahr 1678 einen ehrenvollen Auftrag. Da man nämlich einen Einfall der Schweden von Livland aus ins Herzogthum Preußen befürchtete, so wurden, um dem entgegenzutreten, Truppen dorthin dirigirt. „Nachmalen es sich so fügen müssen," lesen wir in einem Briefe des Prinzen an seinen Schwiegervater[2], „daß Sr. Churfürstl. Gnaden zu Brandenburg sich gemüssigt befunden, Uns nebenst einem unterhaltenden Corps d'Armee nach dem Herzogthumb Preußen marchiren und daselbst über die Milic das völlige Commando Zu laßen, als seind Sr. Churf. Gnaden gnädigen Willen Wir umb so viel lieber gehorsambst nachgekommen, weil wir Die Hoffnung geschöpfet, deß Glückes fähig zu werden, Ew. Gnaden in Erwegung wir von den Grentzen Ihres Landes nicht entfernt, zu sehen und auffzuwarten." Da es zu dem erwarteten schwedischen Einfalle nicht kam, so konnte der Prinz die Reise nach Kurland ausführen, nachdem er „des Kurfürsten permission» und außerdem einen Geleitspaß des Königs von Polen erhalten hatte. Freilich handelte es sich nicht nur um einen freundschaftlichen Besuch bei seinen Schwiegereltern, sondern es war ihm zunächst um die Erledigung einer Anzahl geschäftlicher Fragen zu thun, die zum Theil mit dem im August des Jahres 1676 erfolgten Ableben seiner Schwiegermutter zusammenhingen. Ueber die Hinterlassenschaft der Herzogin Louise Charlotte kam auch am 25. Juni in Mitau eine Einigung zu Stande. Sie besagte, daß die 28,216 Floren, welche aus der Erbschaft der verstorbenen Herzogin der Landgräfin Louise Elisabeth zukamen, durch Verpfändung des Gutes Grünhof sichergestellt werden sollten. Für die drei

[1] Cf. der Prinz an Herzog Jacob d. 19. Oct. 1677, d. 15. Mai 1681. Homburg.
[2] d. d. 14./24. April 1678. Insterburg.

„Höfchen Layskahln, Bahrenhoff und Kampenhoff", welche aus dem Nachlasse der Herzogin ebenfalls der Landgräfin gebührten, übernahm Herzog Jacob die jährliche Zahlung einer Pension[1] von 500 Rthl. ad dies vitae. Aber auch über die streitigen „Ehe-, Hochzeit- und Paraphernalgelder", welche, wie schon bemerkt, nur unregelmäßig gezahlt worden waren, war schon einige Tage früher, am 12./22. Juni, eine „Transaction gepflogen und eingegangen" worden, welche auch vom Erben des herzoglichen Stuhles, dem Erbprinzen Friedrich Casimir, unterzeichnet und dann am 3. April 1679 noch vom Könige von Polen confirmirt wurde. Wie sich aus den späteren Verhandlungen ergiebt, war diese Forderung der Landgräfin durch Eintragung auf die Aemter Rutzen und Niederbartau (bei Libau) sichergestellt worden. Kaum nach Preußen zurückgekehrt, erhielt der Prinz den Auftrag, einen Theil seiner Truppen nach Pommern zu führen, um an der Belagerung Stralsunds theilzunehmen. Wir finden dann auch den Prinzen bei der Festung thätig, bis sie sich am 15. October ergeben mußte. Zwar wissen wir von starken Differenzen zwischen dem Prinzen von Homburg und dem Großen Kurfürsten, welche in diese Zeit fallen, aber als sich der Erstere vom brandenburgischen Heere im Jahre 1679 trennte, that er es im besten Einvernehmen mit Friedrich Wilhelm und nur durch Familienverhältnisse dazu bewogen. Es war ein dauernder Abschied, aus dem Reitergeneral wurde jetzt der Regent eines kleinen Staates.

Wir verstehen, warum der Landgraf aus fremden Diensten schied. In den Briefen an seinen Schwiegervater erwähnt er schon 1678[2] seinen festen Plan, die Landgrafschaft Homburg von Darmstadt einzulösen und motivirt seine Erinnerungen, der Herzog Jacob möge seine Zahlungen doch prompt liefern, damit, daß er ihm darstellt, er habe auf diese Posten „sein ganzes Facit gemacht". Als dann die am Advent 1678 fällige Rate von 10,000 Thl. nicht gezahlt wird, da ist er es müde, sich „mit bloßen lehren Brieffen und Versicherungen Unß zu Unserem größten Nachtheil, Schaden und Beschimpfung herumbführen zu laßen". Er beauftragt seinen Rath Friedrich Wippermann nach Mitau zu gehen und kategorisch die Auslieferung der verpfändeten Güter Rutzau und Niederbartau zu fordern, „die possession in beiden Aembtern auch die Reverse an Eydesstadt von denen beamten zu nehmen, und so lange zu Rozzau zu verharren, bis wir Jemand anders verordnet haben, welcher daselbst bleiben und daß alle Intraden treulich abgeliefert werden,

---

[1] Information, was es vor eine Beschaffenheit mit den 3 Höfgen Lapskalln ꝛc. und versprochenen 5000 Rthl. habe.

[2] z. B. d. d. Grubenau d. 15./25. November 1678, d. d. Frankfurt d. 22. März 1679, d. d. Weferlingen d. 7./17. Januar 1679.

die obacht haben soll."[1] Das Manquement seines Schwiegervaters zwingt ihn, Geld auf zwei Monate gegen Lieferung eines Pfandes aufzunehmen, weil, wie er an Herzog Jacob schreibt: „Wir in sicherer Veranlaßung auf diese Geldter in einem gewissen Accord wegen Unßeres Stammhauses Homburg Unß eingelaßen und davon ohnmöglich, ohne größten Schimpf Und unwiderbringlichen Schaden abgehen können." Aber da Wippermann vom Herzoge ziemlich ungeberdig abgefertigt wird, so beschließt der Prinz nochmals persönlich nach Kurland zu reisen. Herzog Jacob suchte seinerseits eine Verständigung, indem er auf die Ostenschen Güter zurückkam und diese seinem Schwiegersohn als Ersatz für die verpfändeten kurländischen Güter anbot. Dieser lehnte jedoch ab und kam mit seinem Rathe Geismar selbst nach Kurland. Herzog Jacob war durch seine Kränklichkeit, welche ihn in den letzten Jahren seiner Regierung vielfach hemmte, verhindert, zu einer Entrevue mit dem Prinzen von Homburg auf eines seiner Güter ihm entgegenzueilen. In Mitau aber fürchtete er ihn zu empfangen, weil die Kriegszeiten und die „benachbarte Schwedische Aufmerkung" die Anwesenheit des brandenburgischen Generales in der kurischen Residenz, zumal mit der erforderlichen „Convenablen Escorde" nicht erwünscht schien. Trotzdem kam der Prinz, der „bei fast geschloßener Friedensruhe" — es waren die Tage nach dem Frieden von St. Germain en Laye — diese Bedenken nicht theilte, nach Mitau. Leider kennen wir nicht das Resultat dieser Reise und können daher nur muthmaßen, daß es nicht sehr groß gewesen ist, denn die Bitten, die Geldsendungen prompter zu liefern, hören in den nun folgenden Jahren nicht auf. Seit seinem Scheiden aus der Armee widmete sich der Landgraf Friedrich II. von Homburg der Verwaltung seines schönen Ländchens. Das Schloß erstand in dieser Zeit und auch ein neuer Stadttheil, nach der Landgräfin Louise Elisabeth die „Louisenstadt" benannt, in welchem französische Refugiés angesiedelt wurden, als sie nach Aufhebung des Edictes von Nantes angesichts der bornirten und brutalen Gewissensbedrückung in ihrer Heimath nicht bleiben konnten. Daneben widmete sich der Landgraf der Verwaltung seiner Güter im Brandenburgischen, freilich viel weniger als in früheren Jahren. Mit Kurland wurden die Beziehungen nicht gelöst, und neben den geschäftlichen Veranlassungen finden wir auch andere Gegenstände in den Briefen des Prinzen an seine kurländischen Verwandten berührt. So empfiehlt der Prinz seinem Schwiegervater im J. 1680 einen Gouverneur für dessen überseeische Colonien.

Herzog Jacobs körperliches Befinden wurde in den letzten Jahren seines Lebens immer schlechter. Schon Ende des J. 1680 war er bedenklich

[1] Prinz Friedrich von Homburg an Herzog Jacob, d. d. Weferlingen d. 26. April 1679.

krank. „Er sehe mit Bestürtzung S. D. d. H. Vatters zugestoßene Unpäßlichkeit. Gott wolle S. L. nach dero gefallen erhalten," schreibt der Prinz von Homburg an den Erbprinzen Friedrich Casimir und fügt die Bitte hinzu, er möge, wenn er auf den Thron komme, die homburgischen Forderungen nicht vergessen[1]. Rascher, als man es gedacht, in der Neujahrsnacht auf das Jahr 1682 schlossen sich Herzog Jacobs Augen zur ewigen Ruhe. Bei der nun folgenden Erbtheilung kam es zu Differenzen. Herzog Friedrich Casimir stellte sich auf den Standpunkt des väterlichen Testamentes, welches besagte, daß die Ehe- und Paraphernalgelder von den ausstehenden Schulden des Herzogs abgetragen werden sollten. Da man in Homburg die Sache anders auffaßte, so kam es zu Verhandlungen, die der Landgraf durch seinen Bevollmächtigten Maximilian von Knigge in Mitau führen ließ. Nachdem dieser am 19./29. October 1682 dem jungen Herzog eine Erklärung überreicht hatte, kam am 9. Nov. eine Punctation zu Stande, welche ihren officiellen Ausdruck in einem Vergleiche fand, der am 14. Nov. in Mitau und am 27. Nov. in Kassel von den Interessenten unterzeichnet wurde. Darnach zahlte Herzog Friedrich Casimir von den schuldigen Ehegeldern sofort 17,000 Rthl., so daß noch 50,000 als schuldig verblieben. Diese sollten in der Weise getilgt werden, daß der Herzog an den Johannisterminen 1683—86 (also 4 Mal) je 1562 Tonnen Leinsaat seiner Tochter leisten sollte, jede Tonne à 8 Rthl. gerechnet, im Ganzen also 6250 Tonnen, im Werthe von 50,000 Rthl. Der Transport sollte auf herzogliche Kosten nach Roscoffe in Frankreich (am Canal) geschehen, wo es der Landgraf durch seine Agenten verkaufen sollte. Die Gefahr des Transports trägt der Herzog, welcher in dem Falle, daß der Seehandel ganz gesperrt und somit die Lieferung von Leinsaat unmöglich sein sollte, sofortige Bezahlung der Ehegelder verspricht. Die Summe von 8623 Rthl., welche der Herzog Jacob von den auf Grünhof aufgetragenen, von der Herzogin Louise Charlotte geerbten Geldern noch schuldig geblieben war, versprach Herzog Friedrich Casimir zu Johannis 1683 zu zahlen. Die von den 3 Höfchen bezogene Pension sollte mit 5000 Rthl. bei Auswechselung der Vergleichsurkunde abgelöst werden und in diese Summe zugleich die Entschädigung für den sechsten Theil der Mobilien des Herzogs Jacob, welche der Landgräfin laut Testament des Vaters zufiel, eingeschlossen sein. Nach Bezahlung aller dieser Summen und Lieferung der Leinsaat sollte der Landgraf eine vom König von Polen als Oberlehnsherrn des Herzogs von Kurland zu confirmirende „Generalquittanz" ausstellen und seine Ansprüche, auch auf Rutzau und Niederbartau, an den Herzog cediren. Da aber der Herzog diese Verpflichtungen nicht

[1] Friedrich von Hessen an Friedrich Casimir d. 25. Januar 1681. Homburg v. d. Höhe.

erfüllen konnte, so kam im Januar 1684 noch eine neue Abmachung zu Stande, in welcher die Landgräfin die ihr vom Herzoge Friedrich Casimir schuldige Summe bis zu Johannis 1685 terminirte und sich dafür das Amt Grünhof mit der Zusicherung, daß keine anderen Schulden darauf gemacht werden sollten, verpfänden ließ; der Hofmarschall Christian Ewald von Kleist, der Verwalter des Gutes, sollte angewiesen werden, ihr die auf 6 pCt. zu berechnenden Zinsen jenes Capitals jährlich auszuzahlen.

Diese Angelegenheit zieht sich noch weit in die 90er Jahre des 17. Jahrhunderts hinein und man gewinnt den Eindruck, daß Landgraf Friedrich besser gefahren wäre, wenn er es gleich dem Landgrafen Karl von Hessen-Kassel, dem Gemahle der jüngsten Tochter Herzog Jacobs, gemacht hätte: dieser war nämlich so klug, im Jahre 1681[1] die ganze Schuldforderung, welche er an das Haus Kurland hatte (106,000 Flor. poln.), dem Könige von Dänemark zu cediren und sich somit den peinlichen Auseinandersetzungen mit seinen nächsten Verwandten zu entziehen.

Das Jahr 1686 brachte der Landgräfin Louise Elisabeth den Tod ihres jüngsten Bruders, des Prinzen Alexander von Kurland, der als brandenburgischer Obrist bei der Belagerung Ofens ein frühes Ende fand. Ueber die Frage der Erbschaft des Prinzen entstanden wieder zwischen den Interessenten Mißhelligkeiten, welche eine Mission des Baron Kettler nach Mitau nothwendig machten[2]. Letzterer war noch im J. 1687 in Mitau thätig. Ebenso wurden weitläufige Correspondenzen zwischen dem mitauer und homburger Hofe durch den Umstand bedingt, daß der Sohn des Landgrafen, Prinz Friedrich Jacob, nur schwer in den Besitz der ihm vom Prinzen Alexander testamentarisch vermachten 6000 Rth. gelangen konnte. Noch im J. 1699, als Herzog Friedrich Casimir schon todt war, war diese Angelegenheit nicht geordnet. Mit diesen Mittheilungen brechen wir unsere Erzählung der geschäftlichen Beziehungen des Landgrafen Friedrich zu Kurland ab. Die persönlichen wurden wesentlich gelockert, als am 16. Dec. 1690 die treue Lebensgefährtin des Landgrafen, Louise Elisabeth, nach zwanzigjähriger glücklicher Ehe die Augen zur ewigen Ruhe schloß.

Wie der Landgraf schon kurz nach dem Tode seiner ersten Gattin seine zweite Ehe eingegangen war, so blieb er auch jetzt nicht lange Wittwer. Im Jahre 1692 heirathete er in dritter Ehe Sophie Sibylle, verwittwete Gräfin von Leiningen-Heidesheim, geborene Gräfin Leiningen-Westerburg, welche ihm mehrere Kinder schenkte und auch den noch unerzogenen Kindern

[1] d. 29. März 1681.

[2] Ueber diese Angelegenheit cf. „Zwei Fürstengestalten des 17. Jahrh." II. Aus dem Leben des Prinzen Alexander von Kurland. Mitau, 1891. Verlag von E. Behre.

Louise Elisabeths eine treue Mutter wurde. Als dann die Tage kamen, da es Abend wurde in Landgraf Friedrichs Leben, als er kränklich und hinfällig wurde, fand er an Louise Sibylle eine treue Pflegerin seines Alters. Am 24. Januar 1708 endete sein an Mühen und Kämpfen reiches Leben. Mit ihm sank ein Mann in das Grab, der billig darauf Anspruch erheben konnte, in dem Gedächtniß der Nation fortzuleben; denn in der Zahl der militärischen Mitarbeiter des Großen Kurfürsten ist gewiß eine der eigenartigsten der Schwiegersohn Herzog Jacobs, der Landgraf mit dem silbernen Bein.

A. Seraphim.

Erinnerung an die Heimath.

Von Dorothea, Herzogin von Kurland.

(Beilage eines Briefes der Herzogin an den Herrn Woldemar von Ditmar-Fennern, d. d. Paris, 16. November 1816.)

Am viel grünen Neckarstrande
In der Mandelbäume Schatten,
Fern vom lieben Vaterlande,
Nordmann sitzt auf Blumenmatten.
Und auf leicht bewegten Wellen
Fahren edle Süderfrauen,
So mit Augen, wunderhellen,
Nach dem Blondgelockten schauen;
Doch die Feuerblicke zünden
Flammen nicht in seinem Herzen:
Nach der Heimath dunklen Linden
Schweift das Aug' in Sehnsuchtsschmerzen.
Was ihm mag die Fremde bieten,
Herz bleibt ewig bei den Seinen,
Und er muß in Südens Blüthen
Der Erinn'rung Zähren weinen.

* * *

Dies zur Antwort auf die Frage, ob es mir wohl schwer fallen würde, wieder in meine Heimath zurückzukehren.

Miscellen.

Zu Beginn der 60er Jahre[1] war die „Balt. Monatsschrift" das Hauptorgan der provinzial-politischen Bestrebungen unserer Heimath, und nahezu alle Tagesfragen fanden in ihr eingehende Erörterung. Ihr war es beschieden, kurz vor dem Anbruch einer Periode aufstrebenden baltischen Lebens ihre Wirksamkeit eröffnen und in der Folge an all den segensreichen Neugestaltungen, welche vor 30 Jahren unser Land erstehen sah, Antheil nehmen zu dürfen.

Und in der That, allenthalben regte es sich damals auf wirthschaftlichem, wie auf geistigem Gebiete. Die alte Frohne hatte aufgehört zu existiren (1865), die Freigebung des Rechtes zum Erwerbe von Rittergütern, eine viel umstrittene Frage, war vom livländischen Landtage (März 1866) und in der Folgezeit auch von den Landtagen der Schwesterprovinzen beschlossen worden; die Landgemeindeordnung ward, wenn auch etwas überstürzt, geschaffen (19. Febr. 1866); Stadt und Land hatten damals allen Grund, auf eine unseren Bedürfnissen entsprechende Justizreform hoffen zu dürfen, welche der aus den Vertretern der Provinzialstände und der Universität gebildeten baltischen Justizcommission in Dorpat anvertraut worden war (1863).

Blicken wir auf das Riga jener Tage zurück, so sehen wir mit dem Abbruch der beengenden Festungswälle (1861) neues Leben in die alte Hansastadt einziehen. Seit dem Jahre 1861 war die Reorganisation der Communalverwaltung auf Initiative der Stände Rigas Gegenstand eifrigster Berathung der Bürger. Kurz vorher hatte der Rath im Sinne zeitgemäßer

[1] Vgl. die „Livländischen Frühlingsgedanken" vom Jahre 1866. „Balt. Mon." Bd. 13, S. 260 ff.

Umbildung den Zünften neue Schragen ertheilt (7. März 1860, 11. Mai 1860, 5. Juni 1861). In das Jahr 1863 und die erste Hälfte von 1864 fällt die siegreiche Agitation zur Herbeiführung des Eintritts der Literaten in die große Gilde.

Auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft sehen die Bewohner Rigas das jetzt zu einem wirklichen Kunstinstitut gewordene Stadttheater in verjüngter Gestalt emporwachsen, das baltische Polytechnikum (eröffnet am 2. Oct. 1862), das Stadtgymnasium, die communalen statistischen Bureaux (Juni 1866) begründet und erbaut werden.

Die am 12. Nov. 1861 dem Verkehr übergebene Riga-Dünaburger Eisenbahn und die am 25. Juli 1862 fundirte, zwei Jahre später (28. März 1864) eröffnete Börsenbank führten dem Handel neues Leben zu, das 1862 errichtete Gas- und Wasserwerk förderte die Wohlfahrt der Stadtbewohner.

Der kraftvoll erwachte Unternehmungsgeist wandte sich gar der Riesenaufgabe zu, in eigener Landesgrenze die Mittel zum Bau einer Eisenbahn aufzubringen.

Als ein Correlat der geistigen Strömung jener Tage machte sich naturgemäß das Bedürfniß nach erweiterter Publicistik hier wie in den Schwesterprovinzen geltend.

Ein Jahr nach Gründung der „Balt. Monatsschrift" (1859) erschien die „Revalsche Zeitung", im Jahre darauf vollzog sich die Umgestaltung der „Rigaschen Zeitung", 1862 wurde die Herausgabe einer „Rig. Handelszeitung" versucht, welche jedoch ein nur kurzes Dasein fristete. Das folgende Jahr (1863) sah in Dorpat zwei hervorragende Blätter erstehen: das „Dorpater Tagesblatt" und die „Baltische Wochenschrift für Landwirthschaft, Gewerbfleiß und Handel". Das erstgenannte Blatt, das beste politische, das die Ostseeprovinzen jemals besessen, wurde meisterhaft vom Professor Karl Schirren geleitet, und steht heute noch, trotz seiner leider nur kurzen Lebensdauer, in rühmlichstem Angedenken bei all denen, welchen es vergönnt war, sich an den geharnischten Leitartikeln dieser Zeitung zu erfreuen. Die „Balt. Wochenschrift" hat es nicht nur versucht, ihr Dasein bis zum heutigen Tage fortzuführen, sondern verstanden, ihre Unentbehrlichkeit zu erweisen.

Viele der vor dreißig Jahren genährten Hoffnungen sind unerfüllt geblieben. Die damals in Angriff genommenen Reorganisationen unseres Verfassungslebens, die Justizreform, die Umgestaltung der Communalverwaltung, die Neubelebung der Zünfte sind in ganz andere Bahnen gelenkt oder ganz anders, als man wünschte und hoffte, zum Abschluß gebracht worden. Die Männer aber, welche damals, den verschiedensten Ständen und Berufsarten angehörend, ihren Gedanken, ihrem Wünschen und Wollen gern und freudig Ausdruck verliehen, sie führen die Feder nicht mehr, weil der

Tod die Hand erkalten ließ, weil sie ins ferne Ausland zogen, weil sie des Schreibens müde wurden.

Schauen wir zurück auf den jugendfrohen Optimismus der 60er Jahre und sehen wir uns heute um — so werden wir versucht, die Worte Rückerts, welche den vom Winter überraschten Schwalben gelten, herzusetzen:

„Glücklich sind, die schlafen und die
Sind beglückter, die wandern aus;
Doch die wachen und bleiben hie,
Frieren in Nacht und Wintergraus." —n.

Karl Ernst von Baers hundertjähriger Geburtstag.

Am 17. Februar 1892 vollendet sich ein Jahrhundert seit dem Tage, an welchem, fern von den Centren europäischer Wissenschaft, inmitten der nordischen Flächen Estlands ein Mann zur Welt kam, dessen heller und umfassender Geist die Naturforschung in neue Bahnen zu lenken bestimmt war. Mit freudigem Stolze blickt die Heimath auf Karl Ernst von Baer, einen der größten, vielleicht den größten Sohn der baltischen Erde, dessen Thaten den Gebildeten Achtung, den Gebildetsten Ehrfurcht abnöthigen. Unsere tiefe Verehrung für die Männer, welche mit der Fackel der Erkenntniß ihrem unwissenden Geschlechte vorangeleuchtet, gründet sich auf das Bewußtsein, daß diese Männer durch ihr lauteres Streben, die Gesetze des Kosmos zu begreifen, uns dem höchsten Ziele der Menschheit, der inneren Freiheit, entgegenführen. Ein solcher Führer war Karl Ernst v. Baer. Durch die peinlichste Genauigkeit im Einzelnen sich auszeichnend und doch nicht am Kleinen haftend, durch das Mikroskop sein Object untersuchend und doch das offene Auge gegen die Sterne des unendlichen Himmels gerichtet, dachte er, forschte er, schrieb er, verkündigte er der Welt eine neue, die erste Lehre vom Ursprunge des menschlichen Individuums. «Orsus ab ovo hominem homini ostendit.» Indem er sich mit lebendigem Geiste in das Leben der Natur versenkte und dem Walten der Kräfte nachspürte, in deren Bereiche es „weder Kern noch Schale" giebt, wandten sich seine Blicke auf „das ewig Eine, das sich vielfach offenbart". Demselben Geiste, der mit sicherem Tritte bis an die Grenzen irdischer Erscheinungswelt wandelte, waren Flügel verliehen, die ihn über diese Welt des Staubes mächtig emporhoben. So führte der kräftige und rastlose Strom des Wissensdranges, der Baers Wesen, wie das jedes großen Forschers, erfüllte, manches Goldkorn echter Religiosität, manche Perlen der Philosophie und Poesie mit sich, welche leicht aus ihrer Hülle gelöst und den Gebildeten zum

Gemeingut werden konnten. Aus einem seiner herrlichen Aufsätze, die sich durch seltene Kraft der Combination auszeichnen, schöpfen wir ein solches Wort, das Baers empfänglichen Sinn für alles allgemein Menschliche widerspiegelt. „Eine vierfache Sehnsucht, die er dem Thiere verweigerte, legte der gütige Schöpfer in die Brust des Menschen zur Beherrschung seiner thierischen Natur: die Sehnsucht nach dem Heiligen, die wir Glauben, die Forderung der Pflicht, die wir Gewissen, die Lust an der Erkenntniß, die wir Wißbegierde, und die Freude am Schönen, die wir Kunstsinn nennen. — Jene vierfache Sehnsucht, nach der man allein sagen darf, daß der Mensch ein Ebenbild Gottes sei, ist der Magnet, der unsichtbar die Menschheit in ihrer Entwickelung leitet und sie nothwendig in ihrer Gesittung weiter führen muß, denn er zieht sie nach ihren vier ewigen Interessen: der Religion, Tugend, Wissenschaft und Kunst. — Die Vergangenheit lehrt es dem offenen Blicke, und je mehr der heutige Tag im Strome der Zeit zurückgedrängt sein wird, um so allgemeiner, um so lebendiger muß die Ueberzeugung werden, daß die Weltgeschichte nichts ist, als die Entwickelung der ewigen Interessen der Menschheit. Denn die Anlage, die den Menschen vom Thiere unterscheidet, muß auch die Kraft sein, die ihn über das Thier erhoben hat und sie muß ihn noch weiter erheben, wenn sie nicht begrenzt ist. Wie könnte sie aber eine Grenze haben, wenn sie in einem Rufe nach dem Ewigen besteht? — Es ist eine tröstende Erfahrung, daß, wenn nur die Gesittung einen gewissen Grad erreicht hat, alle Verluste, alles Unrecht, alle Greuel ihre Früchte für diese ewigen Interessen tragen. — Religiöse Verfolgung erzeugt religiöse Erhebung, und Jedermann weiß, wie viel ihr das Christenthum in den ersten Jahrhunderten verdankt." (Reden, Th. I, S. 115 f. Ausgabe der estländischen Ritterschaft 1864.)

Ein weihevolles Gedenken ziemt dem hundertjährigen Geburtstage dieses Mannes, der als Forscher ein köstliches Besitzthum seiner Wissenschaft, als edler und hochgesinnter Mensch eine Zierde seines Geschlechtes geworden. Wie der 17. Febr. 1892 von gelehrten Körperschaften feierlich begangen werden wird, so darf er auch an uns als Menschen und als Balten nicht unbeachtet vorübergehen. Als Nachklang an die Bedeutung dieses Tages hoffen wir im folgenden Hefte unseren Lesern einen Rückblick auf Baers Leben und Wirken zu bringen. Abgeschlossen liegt dieses reiche Leben vor uns. Seit mehr als drei Lustren ist Baers sterblicher Theil der Erde zurückgefallen. Aber wie nach Goethes Worten „das Beständige der irdischen Tage uns ewigen Bestand verbürgt", so wird Baers Thaten eine Dauer innewohnen, die nach gewöhnlichem Zeitmaß nicht zu messen ist. Denn er war aufwärts

gedrungen zu jener inneren Erfassung und Beherrschung der Welt, deren theilhaft, der Große im Reiche der Geister sprechen darf:

„Mich hält kein Band, mich fesselt keine Schranke,
Ich fliege frei durch alle Räume fort,
Mein unermeßlich Reich ist der Gedanke,
Und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort."

B. v. S.

Bücherschau.

V. Wittschewsky (Breslau): „Die Zoll- und Handelspolitik Rußlands während der letzten Jahrzehnte." Schriften des Vereins für Socialpolitik. XLIX 1. Band. Leipzig. Duncker und Humblot, 1892.

Im Hinblick auf die Verhandlungen des deutschen Reichstages über Handels- und Zollpolitik, welche durch die am 1. Februar 1892 ablaufenden Handelsverträge des deutschen Reiches geboten waren, ließ es sich erwarten, daß die Handelspolitik Deutschlands zum Gegenstande wissenschaftlicher Untersuchungen gemacht werden würde. Solches ist denn auch vielfach geschehen. Alle auf diesem Gebiet erschienenen Flug- und Zeitschriften werden weit überragt von einem umfassenden Werk, welches der allzeit rührige deutsche „Verein für Socialpolitik" in neuester Zeit edirt hat. Dieses Werk ist betitelt: „Die Handelspolitik der wichtigeren Culturstaaten in den letzten Jahrzehnten" und behandelt im *ersten* Bande: „Die Handelspolitik Nordamerikas, Italiens, Oesterreichs, Belgiens, der Niederlande, Dänemarks, Schwedens und Norwegens, Rußlands und der Schweiz in den letzten Jahrzehnten, sowie die deutsche Handelspolitik von 1880 bis 1890". Wir finden in diesem ersten, umfangreichen Bande (645 S.) eingehende Berichte und Gutachten in deutscher, englischer und französischer Sprache über die Handelspolitik, welche in neun Culturstaaten in den letzten Jahrzehnten maßgebend gewesen ist. Tabellarische Zusammenstellungen, welche die Ergebnisse der deutschen Handelsstatik seit dem J. 1880 zusammenfassen, schließen das Werk.

Uns interessirt das hervorragende Werk, abgesehen von dem sachlichen Inhalt, aus zwei Gründen. Die Anregung zu der Herausgabe des vorliegenden Werkes ist, wie wir der Vorrede entnehmen, von unserem Landsmann Dr. A. Miaskowski, Professor der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig, ausgegangen. Ferner finden wir in der Reihe der zum Theil rühmlichst bekannten Autoren Valentin Wittschewsky, den ehemaligen

Mitredacteur der „Rigaschen Zeitung", zur Zeit Mitarbeiter an der „Schlesischen Zeitung" in Breslau, welcher die Zollpolitik Rußlands einer historisch-kritischen Behandlung unterzogen hat. Die durch den zugemessenen Raum in ihrer Ausdehnung zwar beschränkte Darstellung (85 S.) zeichnet sich nichts desto weniger durch eine gründliche Benutzung der verfügbaren literarischen Hilfsmittel aus.

Wir müssen bekennen, daß wir durch die Fülle der officiellen und nicht officiellen Publicationen, welche der Verfasser in seiner Abhandlung verwerthet hat, überrascht worden sind. Weit von der Centrale Rußlands entfernt, muß es wahrlich nicht leicht gewesen sein, dieser umfassenden Literatur habhaft zu werden.

Auf die überaus lehrreiche Untersuchung können wir hier nicht näher eingehen, es sei nur kurz der Inhalt angedeutet.

Eine historische Uebersicht gedenkt im I. Abschnitt zunächst der einflußreichen Thätigkeit des Finanzministers Grafen Cancrin (1823—44), berührt sodann die Tarifrevisionen der Jahre 1844—57, durch welche das System des extremen Protectionismus in vielen Punkten erheblich gemildert wurde. Der Tarif vom Jahre 1857 näherte sich den freihändlerischen Grundsätzen des Westens, ohne jedoch als „freihändlerisch" im gebräuchlichen Sinne dieses Wortes bezeichnet werden zu können. „Es wurden Concessionen, aber auch Vorbehalte gemacht."

Die Periode 1857—1868, welche in dem am 1. Januar 1869 in Kraft getretenen Tarife ihren Abschluß fand, endete mit einem weiteren Fortschritt auf freihändlerischen Bahnen. „Das herrschende System des Schutzzolles wurde freilich nicht gewechselt, wohl aber, zum letzten Male, um ein weiteres Stück gemildert."

Im II. Abschnitt wird eingehend die Entwickelung der Handelspolitik in den siebziger Jahren dargestellt. Die consequente Ausbildung des strengen Schutzzollsystems, welches heute Herrschaft übt, beginnt mit der am 10. Nov. 1876 decretirten Erhebung der Zollgebühren in Gold. Die Maßnahme, welche Rußland seit jenem Zeitpunkt im Verlaufe der letzten fünfzehn Jahre zum Ausbau des Systems nationalen Industrieschutzes nach allen Seiten zu treffen für nutzbringend erachtet hat, bis endlich der Zolltarif vom 1. Juli 1891, der Schlußstein zum Bau einer schier unübersteigbaren Schutzmauer, geschaffen wurde — sie werden alle in ihrer genetischen Entwickelung klar und anschaulich dem Leser vorgeführt. Die Schicksale einzelner wichtiger Artikel im Zollkampf werden besonders beleuchtet. Unsere Leser werden namentlich die Abschnitte: „Die Landwirthschaft im Kampfe mit der Industrie" und „Der Zoll auf landwirthschaftliche Maschinen und ausländische Düngemittel" interessiren, da für Liv-, Est- und Kurland als ackerbautreibende

Provinzen mit intensiver Cultur der Kampf der Landwirthschaft mit der Industrie, welcher zu Gunsten der letzteren entschieden worden ist, eine Lebensfrage bedeutet.

Die Schrift Wittschewskys kann nur warm zum Studium empfohlen werden. Sie ist klar und prägnant geschrieben und dabei sehr objectiv gehalten. Eine fließende Darstellungsweise fügt die trockenen Thatsachen und Zahlen zu einem fesselnden Gesammtbilde zusammen. T . . . . n.

Mittheilung der Redaction. Wegen Raummangels konnte eine Erwiderung auf die Hammarskjöldschen „Beiträge zur Geschichte Livlands unter Karl XI." (Baltische Monatsschrift", Jahrg. 1891, November- und Decemberheft), welche uns von sehr geschätzter Seite zugegangen ist, in diesem Heft leider keine Aufnahme mehr finden. Dieselbe gelangt im nächsten Heft zum Abdruck.

Corrigenda:
Seite 83 Zeile 7 von oben: lies „Stammesbrüder" statt „Genossen".

Herausgeber: R. Weiß.

Für die Redaction verantwortlich:
N. Carlberg.

Дозволено цензурою. — Ревель, 25-го Января 1892.
Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Лилдфорса въ Ревелѣ.

Die F. W. Brederlosche Gemäldesammlung in Riga.

Riga besitzt zwei größere Gemäldesammlungen, und zwar die ältere Brederlosche Privatsammlung und die vereinigten Sammlungen der Stadt und des Kunstvereins. Die städtische Gemäldegallerie wurde im Jahre 1866 auf Beschluß der rigaschen Stände durch den Ankauf der aus 46 Gemälden meist holländischer Meister bestehenden Sammlung des Herrn Dominico de Robiani begründet. Robiani, aus Ticino gebürtig, hatte den napoleonischen Feldzug nach Rußland mitgemacht und sich nach der Auflösung der französischen Armee in Riga niedergelassen, wo er das Bürgerrecht erwarb und sich als Kaufmann etablirte. Seine Sammlung wurde von der Stadt gegen eine ihm zu zahlende jährliche Leibrente von 600 Rbl. erworben. Dieser Grundstock ist im Laufe der Jahre durch Ankauf und Schenkungen sowohl von Werken moderner wie älterer Meister auf eine Anzahl von ca. 200 Gemälden gebracht worden.

Die mit dieser zu einer Sammlung vereinigten Gemälde des 1870 gegründeten Kunstvereins, heute etwa 100 an der Zahl, sind vorläufig noch im zweiten Stockwerk des Kerkoviusschen Hauses an der Esplanade untergebracht.

Die ältere Brederlosche Sammlung mit 201 Gemälden befindet sich im zweiten Geschoß des v. Sengbuschschen Hauses an der Sünderstraße. Sie wurde von dem Rathsherrn Friedrich Wilhelm Brederlo gegründet und war bis zu dessen Tode in seinen verschiedenen Wohnräumen untergebracht. Seit jener Zeit ist sie in fünf Zimmern vereinigt und von den Erben der Besuch dem Publicum freigegeben worden. Unbegreiflicher Weise wird von dieser Erlaubniß nur sehr sporadisch Gebrauch gemacht, ja vielen Einheimischen scheint selbst die Existenz der Sammlung fremd zu sein, wenigstens

ist dem Schreiber dieses während seines wiederholten Studiums derselben außer einigen befreundeten Herren kein Besucher zu Gesicht gekommen. Vielleicht tragen die Ergebnisse der in dem Folgenden niedergelegten Studie dazu bei, das Interesse für die höchst werthvolle Sammlung auch in weiteren Kreisen anzuregen.

Seit einer Reihe von Jahren ist man in Deutschland bemüht, auch der neueren Kunstgeschichte seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, welche bisher in großem Maßstabe immer nur der antiken Kunst zu gute kam, und mit besonderem Eifer ist man der Erforschung der deutschen und der stammverwandten holländischen Kunst der Malerei des 16. und 17. Jahrhunderts näher getreten. Die reiche künstlerische Thätigkeit in Holland und den Niederlanden während dieser Zeit reizte wohl vor allem dazu und Männer wie W. Bode in Berlin, F. Schlie in Schwerin, A. Bredius im Haag, C. von Lützow in Wien und viele andere mit nicht minder klangvollen Namen sind unablässig beschäftigt, uns die Kenntniß der Werke jener Zeit und ihrer Schöpfer näher zu rücken. — Es ist daher in gewissem Sinne nur die Erfüllung einer unabweisbaren Pflicht, auch das, was bei uns seit langen Jahren in Vergessenheit schlummert, der Oeffentlichkeit zugänglich zu machen, damit sich aus dem nach allen Richtungen hin zerstreuten Material ein immer mehr abgerundeteres und klareres Bild der Kunst jener Zeit entwickeln könne.

Von den 201 Gemälden der Brederloschen Gallerie gehören etwa achtzig deutschen Künstlern aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts an, einige sechzig sind im Verzeichnisse als Werke vlämischer und holländischer Meister, neunundzwanzig als unbekannt aufgeführt, während der Rest sich auf ältere italienische und deutsche, sowie auf einige französische, englische und spanische Meister der neueren Zeit vertheilt.

Beim Eintritt in das 1. Zimmer fällt der Blick zunächst auf ein großes Gemälde von Friedrich Gauermann: eine Parforcejagd in einem Eichenwalde. Von diesem österreichischen Meister, der bisher von der Kunstgeschichte noch viel zu wenig gewürdigt ist, existirt ein Verzeichniß sämmtlicher von ihm gemalten und verkauften Bilder, veröffentlicht von Dr. C. v. Lützow in der Zeitschrift für bildende Kunst, Jahrgang XVIII. In diesem Verzeichniß finden wir unter Nr. 114 unser Bild wieder mit der in Rubriken geordneten Bemerkung: November und December (1833). Eine Parforce-Jagd in einem Eichenwalde. 5 Schuh lang, 4 Schuh hoch. Brederlo, Riga. 450 fl. Cour. Münze (= 472 Gld. 50 Kr. heutiger österreich. Währung). Unter Nr. 110 desselben Gauermannschen Verzeichnisses erkennen wir auch das im Katalog unter Nr. 99 (2. Zimmer) als „der Königssee" angegebene Bild dieses Meisters wieder,

neben folgenden Notizen: Januar 1833. Der Königssee mit einem Wetter und einem Bauernhause im Vordergrunde. Ebenso staffirt wie das Bild des Baron Friesenhof. 3 Schuh; 2 Schuh 4 Zoll. v. Brederlo, nach Riga in Rußland. 250 fl. Cour. Münze. Zwei sehr tüchtig gemalte Bilder dieses Meisters, die das liebevollste Naturstudium zur Schau tragen.

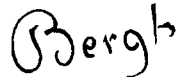
In demselben Zimmer begegnen wir aber sogleich einer stattlichen Reihe vlämischer und holländischer Meister, auf die hier zunächst eingegangen werden soll.

Gleich über der Gauermannschen Parforcejagd hängt das Porträt eines Edelknappen, welches das Verzeichniß dem Gerard Honthorst zuschreibt. Es erscheint mir aber für diesen Meister, der sich in Rom unter dem Einflusse des Caravaggio weiterbildete, zu weich und zu verschwommen in der Pinselführung, weshalb ich es eher dem Willem Honthorst, dem jüngeren Bruder des Gerard, zuschreiben möchte, der sonst seinem Bruder oft sehr nahe kommt. Eine Bezeichnung habe ich an dem Bilde, das sehr hoch hängt, nicht entdecken können. — Das kleine auf Kupfer gemalte Bild Nr. 9, eine Beweinung des Leichnams Christi, welches der Katalog kategorisch als van Dyck bezeichnet, verdient diesen Titel nicht, obgleich der Meister gerade diese Scene sehr häufig gemalt hat. Der Kopf des von links mit dem rothen Tuche oder Mantel nahenden Johannes hat zu wenig von der Art van Dycks; die Modellirung des Christuskörpers ist auf der rechten Seite stellenweise sogar schwach. Das Bild ist eine alte Schülerarbeit nach dem in der Eremitage zu St. Petersburg unter Nr. 606 befindlichen in Grisaille ausgeführten van Dyckschen Original. — Ein schönes und echt bezeichnetes Bild ist das unter Nr. 11 von Quirijn Brekelenkam, eine alte Frau, im Profil gesehen, welche sich, vor einem Kamin sitzend, ihr Pfeifchen mit einem Holzbrand entzündet. — Nr. 12. Ein sehr geistreich aufgefaßtes Bildniß eines Mannes mit langem blonden Haar im dunklen Anzuge und weißen Kragen, etwas nach links gewendet, den Beschauer anblickend, auf dunklem Grunde in einer Fensteröffnung, als „unbekannt" aufgeführt, ist ein vorzügliches Werk des Rembrandtschülers Gerard Don (nicht Dov). Die schon sehr undeutliche und theilweise unter dem Rahmen versteckte Bezeichnung des Malers findet sich unten an der steinernen Umrahmung des Fensters, in dessen Oeffnung das Bildniß erscheint. — Das inschriftlich aus dem Jahre 1632 stammende Bildniß eines Cavaliers in ganzer Figur, der sich mit der rechten Hand auf einen roth behangenen Tisch stützt, könnte ein Michel Jansz Mierevelt sein. Oben rechts über der Jahreszahl steht die Bemerkung: aetatis suae 52. — Von Frederik Moucheron besitzt die Gallerie zwei Landschaften

unter Nr. 14 und Nr. 110. Erstere eine von hohen Bäumen überschattete Schlucht, rechts ein Wasserfall mit Staffage von Kühen und Schafen in gelblicher Beleuchtung; die zweite eine röthlich beleuchtete Landschaft mit großer Baumgruppe an einem Fluß. Beide Bilder sind bezeichnet Moucheron. — Von Frederiks Sohn ist unter Nr. 158 eine große baumreiche Landschaft mit Jagdscene erhalten, wenn auch fleißig gemalt, so doch schwer und kalt im Ton; in der Mitte unten bezeichnet: J. de Moucheron. Fecit 1729. — Das Innere einer weiß getünchten Kirche, nach dem Katalog dem Emanuel de Witte zugeschrieben, ist nur ein Isaak van Nickele, wie auch an dem Kirchenstuhl rechts unten deutlich zu lesen. Hier die Bezeichnung:

Nicolaas Berchem ist in der Sammlung durch drei Gemälde vertreten: Nr. 18, Nr. 45 und Nr. 190. Davon sind Nr. 18 und Nr. 190 in kleinem Format (hoch 0,3 m, breit 0,2 m) gehalten, Nr. 45 dagegen in stattlicheren Abmessungen (0,8 m breit, 0,66 hoch). Das erstere stellt eine südliche Landschaft mit thurmartiger Ruine im Hintergrunde dar; im Vordergrunde ein Wasser, durch welches ein auf einem Schimmel reitender Hirt eine Kuh treibt; ein junges Mädchen durchschreitet, von einem Hunde begleitet, zur Linken das Wasser. Nr. 190 zeigt einen höhlenartigen Raum mit Ausblick ins Freie, in welchem ein Bauer beschäftigt ist, seinen Schimmel vom Pflug abzuspannen, wobei er von seinem Söhnlein unterstützt wird, dessen Anstrengungen der Bauer, wie zwei Frauenzimmer lächelnd zuschauen. Diese beiden Bilder erscheinen besonders in der Staffage schon von etwas handwerklicher Art. Von großer Schönheit in der Gesammtstimmung und von echt poetischem Gefühl durchdrungen ist dagegen das Bild Nr. 45. Am Fuße eines schon in blaue Abendschleier gehüllten Bergzuges ein See, auf dem sich im Vordergrunde das letzte Verglühen der Abendsonne widerspiegelt. Im Vordergrunde eine heimkehrende Heerde mit Hirten, deren Gestalten lange Schatten werfen. In der Zeichnung der Thiere läßt sich auch hier eine Vernachlässigung des Naturstudiums deutlich wahrnehmen. Ebenso fällt bei allen drei Bildern die etwas stereotype Wiedergabe einzelner Figuren unter den Männern auf. — Nr. 121 ist im Katalog ebenfalls Berchem zugeschrieben, hat aber mit der Art dieses Meisters absolut nichts gemein. Es ist eine Landschaft mit weidenden Kühen an einem Wasser, links eine

felſige mit Gebüſch überwachſene Anhöhe, über welche ein Hirt reitet. Im Vordergrunde durchſchreitet eine Hirtin mit einem Lamm unter dem Arme das Waſſer. Einzelne Figuren ſcheinen Berchem entlehnt zu ſein; der Hirt und das Mädchen haben ſogar etwas Aehnlichkeit mit den Figuren des Bildes Nr. 18. Vielleicht, daß wir es hier mit einer Arbeit von Berchems Schüler Abraham Begeijn zu thun haben. Die links unten im Terrain ſtehende Bezeichnung



iſt offenbar gefälſcht. — Ebenſo zweifle ich an der Echtheit der dem Jan Wijnants zugeſchriebenen Landſchaft Nr. 22, obgleich ſie manche charakteriſtiſche Eigenſchaften dieſes Meiſters aufweiſt. (Desgleichen ſcheint auf den beiden in der Stadtgallerie unter Nr. 119 und Nr. 128 befindlichen Bildern dieſes Meiſters nur das unter letzterer Nummer aufgeführte eine echte Bezeichnung zu tragen.) — Ein ſehr glatt gemaltes, in den Fleiſchtönen faſt emailleartig ſchillerndes Bild iſt die Bathſeba im Bade von Adriaan van der Werff, Nr. 24. Der ſchönen Frau, welche eben im Begriff iſt ins Bad zu ſteigen, überbringt eine etwas gezierte Dienerin die Einladung Davids in Form eines Briefes mit daran hängendem großen Siegel. Hinter der Badenden eine weiße und eine ſchwarze Dienerin mit Geſchmeiden und Prachtgewändern. — Die kleine Baumlandſchaft Nr. 25 mit einem links ſich hinziehenden Wege, auf welchem einige Kühe getrieben werden, und einem umgeſtürzten Baum im Vordergrunde, trägt zwar links unten die echt ausſehende Bezeichnung

doch ſcheint mir dieſelbe nicht die des berühmten Jacob van Ruisdael, von welchem ſich eine ſehr ſchöne Landſchaft mit Waſſerfall und der echten Bezeichnung

in der städtischen Gallerie unter Nr. 134 befindet. Vielleicht haben wir es hier mit einer Jugendarbeit des Meisters, oder aber mit einer solchen seines Vetters Jakob, des Sohnes von Salamon van Ruijsdael zu thun, dem ich auch die unter Nr. 142 (Zimmer 4) befindliche Landschaft, ein Landweg mit Bäumen und einer Viehheerde, zuschreiben möchte. Diese ist ganz in der Art des Salamon Ruijsdael und in jenem wahren Sepiatone gemalt, der diesem Meister eigen ist, verräth aber durch die Unsicherheit ihrer Pinselführung die Schülerhand. Den Meister erkennt man leicht und nicht nur durch die deutliche Bezeichnung

S Ruysdael
1642

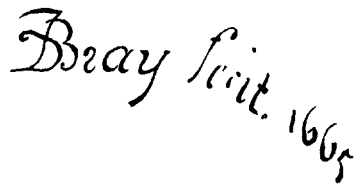
in dem Bilde Nr. 138, in welchem er uns eine in jenem goldigen Tone gemalte Canalansicht mit Schiffen und einem von einer prächtigen Baumgruppe überschatteten Ufer vorführt. In der duftigen Ferne lassen sich Thürme und Häuser einer Stadt erkennen. — Nr. 26 von Egbert van der Poel zeigt uns einen Bauernhof mit allerlei Gerümpel im Vordergrunde, wie Wagentheile, Pferdegeschirre, Tonnen, Eimer, Körbe, ein Paar alter Schuhe, daneben einen schlafenden Hund und ein aus einem bunt bemalten Teller fressendes Huhn; weiter zurück drei Schafe. Im Hintergrunde ein Bauernhaus mit daran stoßendem niedrigen Stall. An der Giebelseite des Hauses steht ein Bauer auf einer Leiter, um einen an der Wand hängenden Brutkasten zu untersuchen. Das Bild ist in einem klaren durchsichtigen braunen Tone gehalten und trägt unten links die Bezeichnung E. van der Poel. 1658. Also einmal keine Feuersbrunst, sonst die Lieblingsdarstellungen dieses Meisters. — Unter Nr. 27 erblicken wir das nicht unbekannte Bild von Caspar Netscher, „die drei Rosenmädchen" genannt. Drei kleine prächtige Mädchen mit großen dunkeln Augen bekränzen, an einer mit einem Teppich überhangenen Fensterbrüstung sitzend, die Statuette eines Amor mit Rosen. — Von dem sonst ziemlich seltenen J. F. Soolmaker, einem Schüler Berchems, ist eine römische Marktscene vorhanden, Nr. 28. Menschen, Pferde, Kühe und Ziegen in den verschiedensten Stellungen und Lagen füllen den Vordergrund, während im Hintergrunde links eine Tempelruine mit korinthischen Säulen aufsteigt. Das Bild ist etwas bunt und schwer in der Farbe. — Von Melchior Hondekoeter sieht man einen prächtigen Hahnenkampf. — Zu der

Hauptzierde des Zimmers Nr. 1 gehört das schöne Kinderporträt des Prinzen Wilhelm II. von Oranien von Antonius van Dyck. Nr. 38. Auf Leinwand gemalt; 1,19 m hoch; 1,00 m breit. Der Prinz ist in einem weiten braunrothen bis zu den Füßen reichenden Kleide mit weiß und roth geschlitzten Aermeln dargestellt. Blondes Haar umspielt das rundliche Antlitz mit den dunkeln klug blickenden Augen. Den Kopf bedeckt ein schwarzes Barett mit Straußfedern. Zur Rechten des Prinzen steht ein schwarz und weiß gefleckter Windspiel. Den Hintergrund bildet eine Teppichdraperie mit dem Wappen des springenden Löwen. Die Ausführung des Kinderköpfchens ist von vornehmer Grazie und großer Zartheit des Tones, die Hände dagegen sind vernachlässigt, namentlich die linke, gerade herunter hängende Hand. Wenn ich nicht irre, befindet sich ein ähnliches Bild in Frankfurt a. M.

Im zweiten Zimmer begegnet man nur einigen wenigen Werken holländischer Meister. Unter Nr. 52 und 54 erscheinen zwei Bilder von Jan Joseph Horemans Gemüse- und Fruchthändlerinnen in der Gesellschaft rauchender und schwatzender Männer an mit den verschiedenartigsten Feld- und Gartenfrüchten bedeckten Tischen. Den Hintergrund bilden von Bäumen überragte Häuser. Von unangenehmer Wirkung ist bei beiden Bildern der unwahre grünblaue Ton, der über denselben ausgebreitet ist. — Erfreulicher wirken zwei Landschaften mit Vieh Nr. 75 und Nr. 76 von Albert Klomp, einem glücklichen Nachahmer des Paul Potter, von welch letzterem die städtische Gallerie ein treffliches, leider sehr versteckt hängendes Werk unter Nr. 321 besitzt.

Von den beiden Bildern des A. Klomp führt uns das erste bei klarer Abendbeleuchtung auf eine hügelige Weide, auf welcher Kühe und Schafe lagern; rechts ein strohbedachtes Wohnhaus, davor Hirt, Hirtin und Hund. Zur Linken freier Ausblick in die Ferne. Nr. 76 zeigt uns eine Viehheerde bei Nachmittagsbeleuchtung an einem durch eine umbuschte Schlucht fließenden Bach, an dessen Rand rechts ein jugendlicher Hirt sich die Füße wäscht. Die Ausführung dieses Bildes ist im Vergleich zu dem ersten von nachlässigerer Behandlung. Bezeichnet sind beide Bilder: A. Klomp. F. 1681. — Von Jacob de Bray ist das etwas derb gemalte Bild Nr 73: Christus erscheint der Maria. Christus, in ein weißes Tuch gehüllt, dessen weit hinausflatternde Enden seinem Oberkörper zum Hintergrunde dienen, steht, die Rechte segnend ausgestreckt, mit der Linken nach oben weisend, vor der an einem Altar knieenden Maria, die sich nach rechts mit ausgebreiteten Armen zu ihm umwendet. Im Vordergrunde links mehrere Folianten; zu den Füßen Christi Speer und Nägel. Auf den Blättern eines aufgeschlagenen

Buches liest man links in holländischer Sprache den 25. Vers aus dem 1. Capitel des Evangeliums Lucä, rechts die Bezeichnung des Malers



(doppelte Größe)

Den Hintergrund bildet ein dunkler Fels, über welchen ein Lichtstreif von oben die Christusfigur trifft. Auf der Rückseite des Bildes findet sich ein alter aufgeklebter Zettel mit einer Mittheilung über den Maler nach Fuesslis Künstlerlexikon, S. 105. — Das Bild Nr. 68, ein Schimmel mit rother Decke vor einem Zelt mit mehreren Frauen, links ein von Jagdhunden begleiteter Trompeter, rechts im Vordergrunde eine Frau in rothem Kleide, blauer Jacke und weißem Kopftuch, welche mit einem Knaben spricht, der einen Leierkasten dreht und einen Hund an der Leine führt — trägt auf der Rückseite mit alter Tinte oder Farbe die nachgeahmte Bezeichnung des Philips Wouwermann mit dem bekannten verschlungenen Zuge des Vornamens. Ein Wouwermann ist das Bild nun trotz des dicken Schimmels nicht und im Verzeichniß auch vorsichtig als „unbekannt" bezeichnet. Es ist trüb in der Farbe und in der Zeichnung nachlässig. Eine ohne allen Zweifel dem Pieter Wouwermann zuzuschreibende Arbeit ist das Bild Nr. 170, und zwar ist dasselbe eine Copie nach einem Bilde seines älteren Bruders Philips, welches sich jetzt in Berlin in Privatbesitz befindet und mir von einer Ausstellung älterer Meister im Jahre 1883 her nur noch in der Erinnerung bekannt ist, oder doch eine sehr nahe Anlehnung an dasselbe. Es stellt einen eleganten Cavalier dar, der von seinem Schimmel abgestiegen ist, um mit einer Magd etwas handgreiflich zu scherzen. Es ist klar und leicht in der Farbe und von flüssigem Vortrage. Drei sehr schöne Bilder von Philips Wouwermann besitzt die städtische Gemäldesammlung unter Nr. 305, 306 und 307, von denen namentlich das letztere, eine Falkenjagd mit weitem Ausblick in eine Ebene, zu den Werken aus seiner besten Zeit zu rechnen ist, während die übrigen beiden, eine Hirschjagd in der Nähe eines Schlosses und ein Aufbruch zur Jagd, schon seiner letzten Zeit angehören dürften, in welcher ein kühlerer silberartiger Ton vorzuherrschen beginnt. — Die als „unbekannt" bezeichnete kleine fein gemalte Landschaft Nr. 83 ist in der Art des Aalbert Cuijp gemalt, von dem

ein etwas größeres Bild im Museum zu Berlin (Nr. 861 G) denselben Gegenstand behandelt: eine Frühlingslandschaft, rechts ein hoher sandiger Dünenhügel, um welchen sich ein Weg zieht. Unterhalb des Hügels eine Wasserlache mit Thierstaffage. Links niedriges Land mit einem abgebrochenen Baum. In der Ferne Häuser und Bäume. Eine Bezeichnung habe ich auf dem Bilde nicht entdecken können. Im Rahmen steht „Landschaft von J. Wijnants".

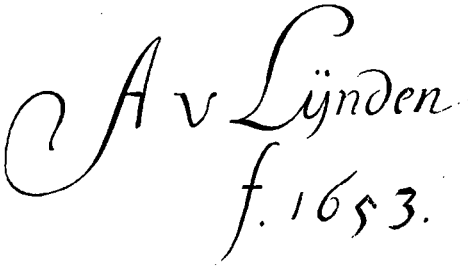
Im dritten Zimmer fesseln zwei allerliebst gemalte kleine Landschaften des Jan Brueghel, bekannt unter dem Namen Fluwelen oder Sammetbrueghel Nr. 108 und 109. Erstere ist eine Canalansicht mit einem bewaldeten Ufer zur Rechten. Im Hintergrunde stellenweise vertretenes Ufer, Bäume und Gebäude. Das zweite Bild zeigt uns einen Waldweg mit einer prächtigen Buche am Eingange; rechts in der Ferne waldiges Terrain und Wasser. Durch die Schönheit des Tones und der Gesammthaltung überragt es das erstere. Die zierliche emailartig gemalte Staffage von Bauern und Bäuerinnen scheint der Hand des Deutschen Johann Rottenhammer anzugehören. Das ebenfalls als ein Brueghel im Verzeichniß angegebene Bild Nr. 107 ist kein echtes Bild dieses Meisters. — Unter Nr. 115 besitzt die Gallerie eine stimmungsvoll gehaltene Marine, die ich nach der sicheren und liebevoll ausgeführten Zeichnung der Details Willem van der Velde d. Ae. zuschreiben möchte. Das Bild ist jetzt als „unbekannt" aufgeführt. Im Mittelgrunde liegt auf leicht bewegter See ein großes Kriegsschiff, auf welchem Matrosen beim Reffen der Segel beschäftigt sind. Im Vordergrunde links ein Hafenbollwerk mit Männern und Frauen, davor ein Boot mit Segel. Rechts erhebt sich eine dunkle Wolkenwand, die ihren Schatten auf den Mittelgrund der See fallen läßt, während der Vordergrund im Licht liegt. Unter den Füßen eines auf dem Bollwerke laufenden Hundes sieht man eine sehr undeutliche aus drei Buchstaben bestehende Bezeichnung. — Nr. 116 scheint eine Skizze des Jan van Goijen zu sein. Links auf einer Anhöhe eine Bockmühle. Im Mittelgrunde führt eine Holzbrücke über einen Fluß, dessen rechtes sandiges Ufer mit Gebüsch bestanden ist, über welchem das Dach eines Gebäudes sichtbar wird. Eine frühere Kohlenanlage von großen Bäumen auf der rechten Seite ist durchgewachsen. — Ludolf Backhuisen ist durch ein schönes silbertöniges Bild vertreten. Nr. 123. Rechts ein unter vollen Segeln gehender stolzer Dreimaster, an dessen Hauptmast die holländische Flagge straff im Winde weht. Hinter diesem kreuzt ein zweites Schiff. Im Vordergrunde liegt ein größeres Seeboot mit Mannschaft; auf der von Wellen umspülten Mole sind zwei Männer bei der Arbeit beschäftigt. Im Hintergrunde links zwei Segler, welche die offene See zu erreichen suchen.

Rechts unten bezeichnet L. Backh. — Nr. 118 ist dem Pieter Molijn zugeschrieben. Es stellt einen mit Gebüsch umstandenen Bach dar, über welchen ein aus rohen Baumstämmen zusammengefügter hoher Steg führt, der an beiden Enden durch Treppen zugänglich ist. Auf dem Stege steht ein angelnder Bauer, ein anderer sitzt neben ihm und sieht ihm zu; etwa in der Mitte des Steges steht ein Weib an einem Kübel. Das Bild ist dünn und skizzenhaft gemalt und in einem leuchtenden gelbbraunen Ton gehalten. Eine Bezeichnung habe ich trotz wiederholten Suchens nicht entdecken können. Der eigenartige dünnflüssige Farbenauftrag entspricht allerdings der Art des Molijn. — Schwer und dunkel in der Farbe ist das Bild Nr. 119 von Jan van Bronkhorst, eine Landschaft mit hohen Bäumen und einem Bauernhause; zur Linken ein flußartiger See, an welchem Schafe weiden. Rechts unter einem mächtigen Baume sitzt mit verhülltem Gesicht Thamar; vor ihr steht Juda, ihr den Ring reichend. Das Bild hat durch mehrere alte Brüche etwas gelitten. — Nr. 130 ist eine etwas hart gemalte Mondscheinlandschaft mit Windmühlen an einem Canal von Aart van der Neer.

Aeußerst fein in der Ausführung und in den Schatten von großer Klarheit ist im vierten Zimmer das Bild Nr. 136 von Gonzales Coques (1618 zu Antwerpen vermuthlich von spanischen Eltern geboren), einem Schüler Peeter Brueghel III. Das Verzeichniß bringt es unter dem Titel: „Der verlorene Sohn". Rechts an einem Tische sitzt vor einem Hause mit einem schönen Karyatidenportal in nachlässiger Haltung ein junger Cavalier, ein neben ihm sitzendes Mädchen liebkosend. Hinter dem Tische ein schönes junges Frauenzimmer mit einem Briefe in der Hand, den Blick auf den jungen Mann gerichtet; weiter zurück ein Flötenbläser in rother Mütze. Links vor dem Tische, dem Beschauer den Rücken zukehrend, eine dritte Dame in Unterhaltung mit einem anderen Cavalier. Hinter dem Stuhle des ersten schleicht sich ein Junge herbei, um ihm die Börse aus der Tasche zu stehlen, wozu er von einer hinter ihm stehenden Alten ermuntert wird. Zur Rechten im Hintergrunde erscheinen die Folgen der Scene des Vordergrundes. Ein junger Mensch ohne Rock und Kopfbedeckung wird von einem Frauenzimmer, das einen Besen schwingt, aus dem Hause getrieben, während ein zweites den Inhalt eines Gefäßes aus dem oberen Stockwerk auf ihn herabgießt. — Nr. 139 ist im Katalog als Adriaen Brouwer aufgeführt. Inneres eines Bauernhauses. Vor einem Kamin links eine Frau Speise bereitend, hinter ihr ein essender Mann; weiter rechts ein anderer, ein Kind auf seinen Knieen haltend und fütternd. Für einen Brouwer ist das Bild zu flach, die Farben sind kraftlos und verschwommen und besitzen nicht die Brouwer eigenthümlichen Töne. — Nr. 140

erinnert an David Teniers d. J. und ist vielleicht eine Copie nach ihm; der Katalog bezeichnet das Bild als unbekannt. Es stellt einen in einer Bauernstube auf einem niedrigen Schemel sitzenden Bauern dar, der mit nachdenklich breitem Gesicht den Rauch aus seiner Thonpfeife durch die zusammengekniffenen Lippen bläst. Hinter ihm sitzt ein anderer mit aufgerissenem Munde, scheinbar ein Lied plärrend. Im Hintergrunde ein Bauer und ein Kriegsknecht beim Kartenspiel. — Von Frans de Momper ist unter Nr. 145 eine ziemlich wirr aussehende größere Canalansicht mit Gebäuden und Brücken, sehr eintönig und schwer gemalt. — Eine sehr duftig und zart gemalte Dame in weißem Kleide an der Wiege ihres Kindes sitzend, Nr. 147, ist von Eglon Hendrik van der Neer. Rechts im Hintergrunde führen sechs Stufen in ein höher gelegenes Gemach. An der untersten Stufe bezeichnet E. V. NEER. Ft. 1665. — Das im Katalog dem Quinten Massys zugeschriebene kleine Bild Nr. 155 mit der Anbetung der Könige scheint mir eine ältere Copie nach dem berliner Bilde Nr. 569a, welches der dortige Katalog als in der „Art des Quinten Massys" aufführt. — Die prachtvolle Marine (Zimmer V) mit einem größeren und zwei kleineren vor dem Winde laufenden Schiffen Nr. 159, mit einer dunkeln vom Horizont zur Mitte aufsteigenden Wolkenpartie ist eine vorzügliche Arbeit des Jan Porcellis, dessen Monogramm J. P. sich an einem im Vordergrunde befindlichen Seezeichen befindet:

Von A. van Lijnden, einem scheinbar wenig bekannten Meister, ist ein fleißig gemaltes Stillleben Nr. 160 vorhanden; Weintrauben, Aprikosen und Pfirsiche auf dunklem Grunde. Rechts unten bezeichnet:



Die im Katalog als „unbekannt" aufgeführte Winterlandschaft Nr. 161 mit Schlittschuhläufern, Spaziergängern und der charakteristischen Figur auf der linken Seite im Vordergrunde ist ein sehr guter Isack van Ostade. An denselben Meister gemahnt auch die etwas wüste Kirmesscene Nr. 164, während der an einem Tische mit dem Schneiden eines Gänsekiels beschäftigte Mann in der lilafarbenen Weste, der grünen Schürze und graugelben Jacke, mit dem hohen Filz auf dem Kopfe Nr. 162 mit Recht dem Adriaan van Ostade zugeschrieben ist. — Von A. J. Duck ist die etwas sehr lose Scene zwischen einem Reiteroffizier und einem lachenden Mädchen, das sich seinen Umarmungen zu entwinden strebt und dabei einer weiter rechts sitzenden Alten eine Börse zusteckt, Nr. 165, in glattem flüssigen Vortrage. — Die beiden kleinen dem Cornelis van Poelenburg zugeschriebenen Bildchen Nr. 166 und 168 sind aber nicht von diesem Meister, sondern von Willem van Mieris. Sie erinnern auf den ersten Blick allerdings lebhaft an den Ersteren, tragen aber die deutliche Bezeichnung W. v. M. und erreichen in ihrer etwas einförmigen Abtönung nicht die Eleganz und Flüssigkeit des Poelenburgschen Vortrags. — Daß der dem Adriaan van Ostade zugeschriebene kleine Mädchenkopf Nr. 167 eine Arbeit des Alexander Thiele ist und dessen Bezeichnung A. Th. trägt, mag beiläufig erwähnt sein. Nr. 176 Kirmes auf einer Dorfstraße inschriftlich von G. Droochsloot, einem Nachahmer des Adriaan van Ostade, ist düster und hart in der Farbe; ein vorzügliches Porträt dagegen ist Nr. 180 von der Hand des Jacob van Loo, jedenfalls noch während seiner Amsterdamer Thätigkeit entstanden. Das Bild stellt einen Gelehrten in schwarzer Tracht und schwarzem Käppchen dar. Das energische Gesicht mit grauem Schnurr- und Knebelbart ist etwas geröthet. Die linke, scheinbar verstümmelte und von einem Handschuh bedeckte Hand ruht auf der Brust, die kräftige Rechte dagegen auf einem Buche. Wen mag dieses vornehme Bildniß darstellen? — Von Hendrik Verschuring sind zwei Reiterbilder Nr. 177 und 195 vorhanden, davon das erstere und bessere aus dem Jahre 1674. — Von Jan Frans van Bloemen ist eine schöne italienische Landschaft Nr. 179; rechts unten bezeichnet: J. F. v. Bloemen. Ein sehr klar und hell gemaltes Bild von Gerrits Lunders ist Nr. 188, Bauern in einer Schenke beim Kartenspiel darstellend; auf der rechten Seite bezeichnet: G. Lunders fec. 1651. — Daß das Bild Nr. 185 ein Jan Steen sein soll, bezweifle ich noch, obwohl es in der Farbe Manches von diesem Meister hat. An einem mit rother Decke und einem weißen Laken bedeckten Tische sitzt links in einem freundlich ausgestatteten Zimmer ein schwarz gekleideter, jovial aussehender Herr, welcher der vor dem Tische sitzenden, dem Beschauer zugewendeten Frau, die ein Kind auf dem Schoße hält, ein Glas

Wein zu reichen im Begriff ist. Rechts im Hintergrunde Einblick in ein anderes Zimmer, aus welchem eine Magd mit einer Schüssel in der Hand tritt. Links im Vordergrunde auf dem roth und grau getäfelten Fußboden liegen Papierrollen und ein Foliant in gelbem Einband, darauf die Inschrift: M e m o r i a e l (das unten stehende Monogramm) und die Jahreszahl 1670.

Das Monogramm ist mir nicht bekannt.

Unter den Werken von Meistern deutscher Schulen steht obenan ein prachtvoller kleiner Hausaltar aus dem Jahre 1520 mit zwei Flügeln, oben halbkreisförmig. Bei geschlossenen Flügeln erblickt man links St. Johannes, in der Linken einen goldenen Kelch mit der Schlange haltend, über den er segnend die Rechte ausgestreckt hat. Sein Mantel ist roth, das Unterkleid ein saftiges Blaugrün. Ihm gegenüber steht rechts St. Jakobus minor mit Keule und Buch im blaugrünen faltigen Mantel, darunter ein Unterkleid von etwas mehr ins Bräunliche fallendem Tone. Beide stehen in einer Landschaft, in welcher sich die Motive derjenigen des inneren Mittelbildes wiederholen. Zu ihren Füßen Rasen mit großen Blumen und Blättern. Bei zurückgeschlagenen Flügeln erscheint im Mittelbilde Maria mit dem Jesusknaben auf dem Schoße. Sie trägt ein dunkelblaugrünes Kleid, das an den Aermelaufschlägen heller gehalten ist. Ihre Kniee deckt ein leuchtend rother, mit Pelz gefütterter Mantel. Die rechte Brust hat sie entblößt und stützt sie mit der rechten Hand. Das liebliche, fein geschnittene Oval des Antlitzes umrahmt lockiges blondes Haar, dessen Lichter stellenweise mit Gold erhöht sind, ein duftiger Schleier umschlingt die Stirn und wallt hinter dem Christuskinde nach unten. Dieses, ein voller schöner Knabe, sitzt mit nach rechts gewendetem Kopfe auf einem Goldbrocatkissen mit saftgrünem Futter und hält in der Linken eine Schnur, daran ein Täubchen flattert. Hinter der Gruppe heben drei trefflich modellirte halb bekleidete Engelfigürchen mit bunten Flügeln eine dunkellilafarbene Draperie mit schmaler Goldborte und grünen Umschlägen empor. Zu beiden Seiten dieser Draperie wird eine in blaugrünen kühlen Tönen gehaltene Landschaft sichtbar, deren Horizont — besonders rechts — eine schön beleuchtete Berggruppe abschließt. Zu den Füßen der Berge rechts eine Stadt mit Thürmen; mehr im Vordergrunde ein Bauernhof mit einer Schafhürde. Links ebenso bergige Landschaft. Mehr zum Vordergrunde wiederum ein Bauernhaus mit einem Reiter und Fuß-

gängern. Davor ein von Schilf umstandener See mit einem schwimmenden und einem tauchenden Schwan. Alles dieses in saubersster und duftigster Ausführung. Auf den Flügeln links ein Donator im Pelzmantel und rothem Unterkleide vor einem grün bedeckten Altar knieend; rechts eine Donatrix in weißem Kleide mit dunkelbraunem Sammetkragen, reich mit Geschmeide aller Art geschmückt. Zu den Häuptern der Beiden je zwei Wappen.

Sämmtliche Bilder sind auf Goldgrund gemalt und besitzen eine wunderbare Leuchtkraft und Durchsichtigkeit. Die Zeichnung der einzelnen Gestalten ist scharf und bestimmt im Contur, ohne hart zu sein. Eine Bezeichnung habe ich trotz eifrigsten wiederholten Suchens nicht entdecken können. Die Malerei ist auf Holztafeln ausgeführt. Das Mittelbild hat im Rahmen gemessen eine Höhe von 0,77 m und eine Breite von 0,615 m; die Flügel sind je 0,265 m breit. Die Jahreszahl 1520 findet sich an der Schließe der äußeren Flügel. Dieselbe ist jedoch vermuthlich einer älteren nachgemacht, wenigstens entspricht die Ziffer 5 nicht dem Charakter der übrigen Zahlen. Sie wird wie die Umrahmung aus dem Ende des vorigen oder dem Anfang unseres Jahrhunderts stammen.

Stil und Ausführung dieses kleinen Altars weisen auf einen Meister süddeutscher Schule, der unter Dürerschem Einfluß gebildet sein muß und dem Hans Baldung, gen. Grien, sehr nahe verwandt erscheint. Eine genauere Bestimmung, die für die Kunstgeschichte von großem Nutzen wäre, läßt sich allerdings nur erreichen durch ein unmittelbares vergleichendes Studium der Werke dieses oder eines zeitgenössischen Meisters mit dem rigaschen.

Unter den in der Sammlung befindlichen Werken von Meistern älterer deutscher Schulen findet sich unter Nr. 34 das vorzügliche Bildniß eines etwas nach rechts gewendeten Cavaliers von Joachim Sandrart, 1650 in holländischer Art gemalt. Der Cavalier ist in Lebensgröße in einem reichen mit Goldborten geschmückten rothen Anzuge dargestellt; mit größter Treue sind die Spitzenärmel, der Kragen und die Spitzen an den umgeschlagenen Stulpen der Stiefel wiedergegeben. Der Kopf ist modellirt, doch etwas schwer in den braunen Schatten. — Von Adam Elzheimer ist ein kleines Rundbildchen vorhanden, Nr. 88, eine Baumgruppe am See unter einem tiefblauen Himmel, mit kleiner Staffage von Vieh. Das Bildchen (0,17 m Durchmesser) zeugt von einem liebevollen Naturstudium; leider ist es im Firniß stellenweise nachgedunkelt und streifig geworden. Ein etwas flach gemaltes Bild einer alten Frau von Balthasar Denner, geb. 1687 zu Hamburg, † 1749 zu Rostock, Nr. 85, könnte als das letzte in dieser Reihe angeführt werden.

Die Mehrzahl der übrigen Gemälde gehört verschiedenen deutschen

Meistern an, deren Hauptthätigkeit in den Ausgang des vorigen und in die erste Hälfte unseres Jahrhunderts fällt, also mehr oder meniger die Zeitgenossen des Begründers der Sammlung waren. Von dem Tausendkünstler Christian Wilhelm Ernst Dietrich, oder wie er sich mit Vorliebe zeichnete Dietricy sind nicht weniger als fünf Gemälde vorhanden, und zwar drei Landschaften und zwei Studienköpfe. — Unter den vorzüglicheren Arbeiten mögen die der folgenden Künstler genannt sein: zunächst unter Nr. 44 eine schwermüthig gestimmte Landschaft mit Felsen von Karl Friedrich Lessing aus seiner früheren berliner Zeit, und Nr. 193 die Oelskizze zu dem 1842 ausgeführten im Städelschen Museum zu Frankfurt a. M. unter Nr. 369 befindlichen Gemälde, Huß vor dem Concil zu Costnitz. — Der prächtige Andreas Achenbach ist durch eine kleine Marine Nr. 42 und eine Winterlandschaft, Windmühle an einem beeisten Canal mit Schlittschuhläufern, Nr. 43, vertreten. — Dasselbe Sujet des letzteren Bildes behandelt Andreas Schelfhout (neuere holländische Schule) auf seinem Bilde Nr. 15. — Nr. 51 ist eine Marine von Karl Schotel aus dem J. 1803. — Von dem ehemaligen dresdener Professor Johann Christian Klengel sieht man unter Nr. 55 eine mit großem Fleiße durchgeführte Waldlandschaft in Abendbeleuchtung. — Die Mondscheinlandschaft von Caspar David Friedrich, Nr. 56, ist in den Formen etwas verblasen und manierirt. — Nr. 62 ist ein vorzüglich gruppirtes und in der Farbe lebhaft gehaltenes Bild, ohne deshalb bunt zu wirken, von E. Pistorius. Es stellt einen Wildprethändler dar, der in einer Küche seine Waare zum Kauf anbietet; die schlau lächelnde hinter ihm stehende Köchin scheint ihm einen elenden Preis geboten zu haben, der seine ganze Verachtung hervorruft. Von trefflicher Ausführung ist das Kupfergeschirr im Vordergrunde. Nr. 133 von demselben Meister, Bauern bei einem Winkeladvocaten, ist dagegen etwas trockener gehalten. — Von dem Wiener P. Fendi besitzt die Gallerie zwei Bildchen, Nr. 60 die Scene aus Schillers Glocke: Einen Blick nach seiner Habe ꝛc., und Nr. 102 einen kleinen Violinspieler, beide von guter Naturbeobachtung, doch etwas matt in der Farbe. — Joh. Christ. Reinharts italienische Landschaft mit antiker Staffage, Nr. 66, ist bei einem düsteren Tone in den Baumpartien noch sehr manieristisch behandelt, dagegen zeigt uns das Bild Nr. 127 den Altmeister Johann Anton Koch auf der Höhe seines Schaffens. Das Bild stellt ebenfalls eine italienische Landschaft dar. Rechts auf der Höhe eine Burg, darunter am Abhange des Berges eine von Laub fast versteckte Osteria; aus derselben tritt ein junges Weib, um einen ihr entgegenkommenden Jäger zum Eintritt einzuladen. Links ein Fluß mit darüberführender Brücke. — Von D. W. Lindau aus Dresden ist ein größeres

Gemälde Nr. 69. Ein italienischer Charlatan zu Pferde, begleitet von einem Mohren als Trompetenbläser, hat soeben einem Manne einen Zahn gezogen, den er den Zuschauern auf der Spitze seines Degens präsentirt, während der Patient sich in schmerzhafter Geberde abwendet. Schön durchgebildet ist eine Gruppe von jungen Römerinnen am Brunnen rechts; eine prächtige Figur ist auch der rechts im Vordergrunde sitzende und dem Vorgange zuschauende Schuster. — Christian F. B. Morgenstern ist durch vier Landschaften vertreten; Nr. 61 die Ostseite des Frankenhofes in Frankfurt a. M., ein etwas düsteres, aber sehr sorgfältig gemaltes Bild; Nr. 81 eine Schiffswerft; Nr. 132 eine Ansicht des Hafens von Marseille, 1842 gemalt, in einem unangenehm wirkenden rosigen Tone, und Nr. 134 eine Landschaft mit Bäumen an einem See. — Der ehemalige berliner Akademiedirector F. G. Weitsch begegnet uns in zwei kleinen Landschaftsbildern Nr. 87 und 89, die zu seinen besten Leistungen gerechnet zu werden verdienen. — Die Anlehnung des Düsseldorfer Ernst Deger an rafaelische Vorbilder vergegenwärtigen Nr. 104, eine kleine Wiederholung des Bildes in der Jesuitenkirche zu Düsseldorf, Maria mit dem Jesusknaben von anmuthigster Zeichnung und klarster Tönung, und ein kleines Madonnenbild unter Nr. 199. — Von Johann Kirner ist ein größeres Bild, Nr. 125, aus seiner italienischen Periode, eine Wallfahrt darstellend, lebendig und frisch gemalt, und von dessen Zeitgenossen, dem fleißigen H. Bürkel, eine seiner beliebten Schilderungen aus dem italienischen Landleben: Bauern, Bäuerinnen, Mönche und Gesindel aller Art vor einer Osteria in kräftiger, scharf umrissener Zeichnung und klarer Beleuchtung, Nr. 137. — Das kräftig und pastös gemalte kleine Bild Nr. 131, ein Wrack bei heftiger Brandung an einer Felsenküste, ist von dem Norweger J. Chr. Dahl. — Zum Schluß mögen noch erwähnt sein: Nr. 149, ein Grabgewölbe, welches durch das vom Hintergrunde aus durch die offenen Fenster einfallende Mondlicht spärlich beleuchtet wird, von dem zu Venedig geborenen A. de Pian; ein sehr ausdrucksvoll gemaltes Thierstück Nr. 154 von C. Kuntz vom Jahre 1825, eine miniaturartig gemalte Oelskizze aus dem italienischen Volksleben, Nr. 201 von J. Aug. Kraft und eine kleine Landschaft unter Nr. 172 von dem Düsseldorfer Professor Caspar Scheuren.

An Werken aus Riga stammender Meister besitzt die Gallerie folgende: von dem leider sehr jung gestorbenen A. Heubel (geb. 1813, † 1849 zu Riga), einem Schüler Eduard Bendemanns, Nr. 47, des Malers Selbstporträt; Nr. 103 Hiob, umgeben von seinen Freunden, in der Asche trauernd; Nr. 157 die Farbenskizzen zu dem Bilde: die drei Männer im feurigen Ofen und Nr. 187 Moses. — Von J. C. Bähr (geb. 1801 zu Riga, † 1869 zu Dresden, Professor der dresdener Akademie) ist unter

Nr. 46 das Bildniß des javaschen Prinzen Salek zu erwähnen, und von dem noch lebenden Professor der petersburger Akademie Rizzoni ein Bild Nr. 96, einen Juden und einen alten Soldaten beim Würfelspiel darstellend.

Was die Gallerie an Werken italienischer Schulen besitzt, ist nicht von großer Bedeutung. Von den einzelnen Werken der Schulen anderer Länder mag noch das durch sein Sujet und seine saubere Ausführung an Philips Wauwerman erinnernde Bild des Engländers Sir Edwin Landseer, Nr. 98, Halt vor einem Hause, erwähnt werden.

Das Bildniß des Mannes, der mit seinem Kunstverständniß begabt, diese Sammlung anlegte, ist unter Nr. 183 erhalten. Es wurde im Jahre 1815 in Paris von Bouilly gemalt.

W. Neumann.

Erinnerungen des Bibliothekars Emil Anders

(1810—1840).

(Fortsetzung.)

Meine Jugendzeit war eine Zeit großer Rührung. Wer kannte wohl damals nicht Klopstocks Ode an Ebert, wo es heißt: „Lindernde Thränen, euch gab die Natur dem menschlichen Elend weis' als Gesellinnen zu, und vermöchte der Mensch nicht sein Leiden zu weinen, ach, wie ertrüg' er es dann!" — Auch zu Freudenthränen war man ebenso geneigt. Meine Eltern, die nicht gerade zu den Sentimentalen gehörten und im Sommer einmal abwechselnd auf das reizende Schultzsche Gut Kidijärw abgeholt wurden, nahmen unter Thränen auf drei Tage von einander Abschied, wie wenn Jemand heutzutage über das Weltmeer reisen sollte.

Bei den holperigen Landstraßen und Dorfwegen wurde überhaupt wenig gereist; man begnügte sich mit der nächsten Umgebung. Mancher städtische Bürger, der ein Pferd und eine breite Droschke hielt, kutschte selbst seine ganze Familie, um im nahen Techelfer, dem sog. Weißen Roß, oder in Rathshof mit den Seinen im Grünen oft wenig schmackhaftes Bier oder Meth aus dem dortigen Kruge zu trinken. Auch T.s, unsere liebsten Bekannten, hatten im Techelferschen Dorfe Plegilisse sich ein Lusthäuschen und eine Kegelbahn erbaut, wohin sie an Sommertagen hinausfuhren, während mein Vater mit seiner Familie zu Fuß dorthin ging.

Als wir einmal am Spätabend heimzogen und ich den Anderen nacheilte, wurde ich von einem stattlichen Ziegenbocke wiederholentlich umgeworfen, den ich einige Stunden zuvor durch Steinwürfe erbittert hatte, als er sich in der Heerde so stolz gegen einen anderen Ziegenbock steilte. (Auf dem

Fechtboden der Universität wurde ich später bei Paukereien bisweilen an diese würdevollen Kämpen erinnert.) Ein anderes Mal ging ich mit dem alten T. hinaus, der gerade bei guter Laune war und mir aus einem großen ledernen Geldbeutel einen silbernen Fünfer oder Zehner versprach, wenn ich ihm ein kleines Rechenexempel rasch und richtig im Kopfe ausrechnen würde, was mir auch glücklich gelang. Das Silberstückchen glaubte ich am besten im Munde zu verwahren, schluckte es aber leider herunter und war sehr unglücklich darüber, bis es auf natürlichem Wege wieder herauskam. Ich war sehr froh, über diesen wohlverdienten Lohn frei disponiren zu können. Mit dem blanken Silberrubel, den ich von den Eltern zu jedem Geburtstag bekam, war das anders, weil dieser für meine Kleidung verwandt wurde.

Meine fleißigen älteren Schwestern wußten sich Taschengeld durch geschickte kleine Handarbeiten selbst zu verdienen. Als Schülerinnen der Töchterschule verstanden sie es auch, mit ihren hübschen Schulfreundinnen gar zierliche Blumen bei uns anzufertigen und zu coloriren. Ich sah dem wohl auch gerne zu, aber wenn sie sich vor mir in einen alten Wagen, der in einer Baracke auf dem Hofe stand, zurückzogen, erschreckte ich sie noch lieber durch Steinwürfe auf die Wagenthür oder die Räder und lachte laut über ihr erschrecktes Geschrei. Ich mochte damals wohl recht unliebenswürdig sein, daran war aber wohl auch der Mangel an einer Freiheitssphäre schuld, da ich in all meinem Thun und Lassen durch strenge Vorschriften sehr eingeengt und beschränkt war.

In der Büchersammlung meines Vaters durfte ich eigentlich nicht kramen. Dort hatte ich mir einmal, von einer Sprosse des Repositoriums herabfallend, eine Wunde gerissen, von der ich noch lange Jahre auf der Stirn eine weiße Narbe trug. Eines Tages aber erwischte ich dort ein Duodezbändchen mit lateinischen Lettern, ohne Titelblatt; wie ich aus der Lectüre allmählich ersah, Schillers Johanna von Orleans. Ich suchte einen Versteck in dem Wagen der alten Baracke und vertiefte mich schnell in diese romantische Tragödie. Schon Johannas Monolog im Vorspiel riß mich hin: „Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften" ꝛc. Nach dem zweiten Acte, den ich noch immer heimlich las, konnte ich es nicht mehr aushalten; meine Augen waren vom Weinen verquollen, ich fühlte es wie ein Stück im Halse, ich mußte die Schlußworte des Ganzen zum Voraus lesen: „Wie wird mir, leichte Wolken heben mich, der schwere Panzer wird zum Flügelkleide, kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude!" Diese Worte sind mir seitdem im Gedächtniß geblieben, und damit gewann ich eine bleibende Schwärmerei für deutsche Dichtung.

Das half mir über Manches hinweg. So konnte ich es jetzt auch leichter verschmerzen, daß wir keinen Weihnachtsbaum hatten, wie andere

Kinder, obwohl mein Vater nicht hinderte, daß uns von Fremden zwei Mal ein Weihnachtsbaum unerwartet ins Haus gestellt wurde. Der gute Vater, ein Rationalist vom reinsten Wasser, wußte mit dieser Feier keinen vernünftigen Sinn zu verbinden und machte uns lieber zu Neujahr kleine Geschenke. Er war ein eifriger Anhänger Voltaires und Rousseaus, aus dessen Emile ich Auszüge in deutscher Sprache von seiner Hand gesehen habe. Das klassische Zeitalter der Franzosen stellte er sehr hoch und darnach richtete sich seine Geschmacksbildung. Die neueren Franzosen mochte er weniger. Besonders gern aber las er französische Memoiren, wie er denn in der Geschichte, besonders der neueren, sehr bewandert war. Mit der Kantischen Philosophie wohl bekannt, ein Verehrer von Goethe, Schiller, Herder und Wieland, wußte er mich früh durch seine Unterhaltung geistig anzuregen, insbesondere für das Studium altgriechischer Literatur und Kunst. Er las die griechischen Historiker und Dichter in deutscher Uebersetzung, und ich weiß nicht, ob oder wie viel er Griechisch verstand. Aber die französische Literatur liebte er und sprach die französische Sprache, empfahl auch sehr französische Urbanität und Sitte und gestattete uns Kindern nicht, die Eltern und älteren Verwandten wiederzudutzen, was er grossièreté allemande nannte, ich aber als einen Mangel an Zutraulichkeit empfand.

Obwohl mein Vater in dem burschikosen Jena studirt hatte (von dem Zachariäs „Renommist" so hochtrabend zu erzählen weiß) und obwohl sich in seinem Stammbuche die Namen vieler Commilitonen fanden, war er doch allem burschikosen Wesen in Dorpat sehr abhold. Freilich trieben es die Studenten der ersten Zeit auch sehr arg. Das stehende Theater hieselbst, von dem ich als Knabe auch noch einige Vorstellungen angesehen, mußte aufgehoben werden wegen der Intriguen der Studenten mit den Schauspielerinnen, und freche Reime, mit Bleifeder auf die Dombänke geschrieben, meldeten gelegentlich mit Namensnennung die Folgen ihrer Liebesverhältnisse. Auf den Bällen der Bürgermusse war ewiger Skandal. Auch wurde einmal eine Prügelei der Studenten mit russischen niederen Kaufleuten so wüthend auf der steinernen Brücke fortgesetzt, daß die Letzteren einen Kurländer, stud. K., schon über den Rand der Brücke gehoben hatten, um ihn im Embach zu ertränken, wovon sie nur auf die flehentliche Bitte eines Pedells abstanden. Einem der gemißhandelten Kaufleute kostete die Prügelei nach ein paar Tagen das Leben. Am anderen Vormittag sah ich auf der Brücke tellergroße Spuren geronnenen Blutes. Einige Hauptanstifter dieses Greuels wurden relegirt oder erhielten Festungsarrest. Der Besuch der Bürgermusse wurde den Studenten unter Androhung der Relegation verboten, aber später oft genug umgangen, da die Handwerkertöchter lieber mit Studenten als mit Handwerksgesellen tanzen mochten. Die Studenten durften auch eine goldgestickte

Uniform tragen. Um so mehr contrastirte der Anblick eines Studenten, den ich mitten am Tage in vielbesuchter Straße hinter dem Rathhause in weißleinenen Unterhosen und rothen Pantoffeln, im bunten Schlafrock, dem wesentliche Partien fehlten, den Paukhelm auf dem Kopfe und den Hieber in der Hand, begleitet von anderen Commilitonen, die mit Knotenstöcken oder Keulen bewaffnet waren und unanständige Lieder sangen, ungenirt einherschreiten sah, ohne daß Pedell oder Polizei sie hinderte. Ja, es wurde erzählt, daß beim Verbrennen der Fackeln nach einem solennen Fackelzuge auf dem sog. wilden Dom ein Student, der begrabenen Burschenfreiheit zu Ehren, seine ganze Kleidung in die lodernden Flammen geworfen und baar und blank heimgekehrt sei, wo ihm die bei diesem Anblick entsetzte Hausmagd die Thür hatte öffnen müssen.

Auf den breiten Steinen in der Mitte der Straßen schubsten sich streitsüchtige Studenten mit ihren Commilitonen oder mit Handwerksgesellen und riefen, wenn sie dabei den Kürzeren zogen, ihre Kameraden zu Hilfe, was man Knotenhetzen nannte. Diese Rohheiten kommen jetzt gewiß selten oder gar nicht mehr vor, seitdem die Söhne der Handwerker, statt das Gewerbe des Vaters fortzusetzen, häufig die Schulen und die Universität durchmachen, um als Gelehrte oder Beamte ihr Fortkommen zu suchen, während die Töchter die Töchterschule mit dem Gouvernantenexamen beenden, womit sie sich ebenso eine Stellung im Leben sichern. Diese gebildeten Kinder wissen dann auch einen gebildeteren Ton im Hause aufrecht zu erhalten, schließen aber unvermeidlich die Werkgesellen vom bisherigen Leben in der Familie ihres Meisters aus; und ich habe später junge Handwerksmeister in Dorpat sagen hören, daß sie, um Frauen zu bekommen, sich nach den kleineren Städten wenden müßten, weil die dorpater Handwerkertöchter auf studirte Heirathscandidaten rechneten.

Als Secundaner der Kreisschule machte ich die Bekanntschaft eines hübschen Knaben derselben Klasse, Fritz Körber, Sohn des Predigers Körber, und wurde als guter Kamerad des Sohnes für die Ferienzeit in das gastliche Predigerhaus zu Wendau eingeladen. Der Pastor hatte sich die Einwilligung dazu von meinen Eltern selbst erbeten. Damit begann für mich ein neuer Lebensabschnitt, wo ich, zum ersten Male von meinem Elternhause getrennt, unter fremden Hausgenossen mich zu bewähren hatte. Der Pastor setzte es bei meinen Eltern durch, daß ich die ganze Ferienzeit in Wendau zubringen durfte, wo man mich sehr liebevoll wie einen Sohn des Hauses behandelte. Zwar kam mir dort Alles sehr verschieden von dem vor, was ich in der Stadt gesehen und erlebt, allein ich fand mich schnell dahinein und wurde während meiner ganzen Schul- und Studentenzeit zu den Festtagen und in den Ferien freundlich dort empfangen.

Nur 22 Werst von Dorpat entfernt war Wendau leicht für mich erreichbar und ich wurde mit den Körberschen Söhnen zusammen dorthin abgeholt, die allmählich auch in meinem elterlichen Hause heimisch wurden.

Alle Glieder der Körberschen Familie waren musikalisch, und ihr Gesang wurde durch den tiefen Baß des Pastors sehr unterstützt, der sogar in der dorpater Johanniskirche die ganze Gemeinde übertönt haben soll. Er war ein großer stämmiger Mann, der als jenaer Student auf einer Abbildung des Auszuges der jenaer Studenten mit einem Streithammer in der Faust abgebildet war, wie er mir selbst gezeigt hat. Ein großer Alterthümler, mit ausgesprochener Liebhaberei für alles in dieses Fach Schlagende, hatte er ganze Bände von Collectaneen über livländische Geschichte zusammen gebracht und besaß ein Raritäten- und Naturaliencabinet in einem achteckigen Lusthäuschen seines Parks, das er gern auch Gästen vorzeigte. Er führte auch nach wissenschaftlichen Werken eine Topographie des alten Jerusalem auf einem Thongrunde aus, woran er viele Jahre arbeitete, indem er die Gebäude aus Alabaster schnitzte. Seine Frau, die Pastorin, war eine kleine magere Frau von energischem Charakter und durch ihre Persönlichkeit dem Manne offenbar weit überlegen. Ich erfreute mich bald ihrer Gunst, sie ließ mich gern vorlesen, selbst Predigten, und wußte unsere Unterhaltung, obgleich sehr langsam sprechend, doch immer anzuregen und belehrend zu machen. Die älteste Tochter Pauline war ein seelenvolles Geschöpf, sang und dichtete sehr artig, sorgte liebreich für Alle im Hause und zog später in die Stadt, um ihre Brüder, die Gymnasiasten, unter ihrer Pflege zu behalten.

Wir Knaben arbeiteten auf dem Lande Vormittags fleißig an unseren Schul- und Ferienaufgaben, badeten in dem nahen Teiche und schwammen in demselben umher, gingen mit den Mädchen zusammen spazieren oder ich las abends vor. Zuweilen wurden wir auch in die Nachbarschaft geladen, oder hatten von dort oder auch von der Verwandtschaft Besuch, und ich hatte nie das drückende Gefühl, ein Fremder zu sein. Auch machte ich mit der Familie einen Besuch beim Schwager des Pastors, dem Pastor Hehn in Odenpäh, einer reizenden Gegend, und wurde dort ebenfalls liebevoll aufgenommen. Ja, die Söhne des Pastors Hehn, obwohl jünger als ich, wurden mir später sehr liebe Freunde. Jetzt ruhen sie längst unter der Erde. Der alte Pastor Hehn wurde mein besonderer Gönner und mein Weg führte mich oft auch später dorthin in die reizende Gegend und zu diesen braven Menschen.

Aus jener Schul- und Studentenzeit ist mir noch manche Scene, die ich im Wendauschen Familienkreise erlebt, in lebhafter Erinnerung. Zu den Winterferien wurde ich von dem ältesten Sohne des Hauses dorthin abgeholt und in den schönen Weihnachtsfeiertagen las uns der Pastor eine launige

Erzählung von Theodor Amadeus Hoffmann in seiner gemüthlichen Weise vor, nachdem wir zuvor mit Kaptschello regalirt worden; es war „Meister Martin der Küfner und seine Gesellen". In den Osterferien wurde ich einmal — es war am 1. April und stürmisches Wetter — beauftragt, eine alte Liniendroschke, die des Weges gezogen kam, anzuhalten und die darauf sitzenden Herren und Damen aufs Pastorat zum Frühstück zu laden. Die Damen waren sehr verschleiert, die Herren sehr gegen den Wind verhüllt. Ich richtete meinen Auftrag zierlich aus, eilte nach Hause, kleidete mich um und erschien beim Frühstück, wo ich die Gesellschaft noch ebenso eingehüllt fand, bis plötzlich Alle in ein helles Lachen ausbrachen. Es waren die Hausgenossen selbst, die sich diesen Aprilspaß mit mir erlaubt hatten, da sie nur zu wohl wußten, daß ich, erfüllt von der Wichtigkeit meines Auftrages, weder die Equipage, noch die Pferde, noch auch meinen Schulkameraden Fritz, der unverkleidet auf dem Bocke saß, beachten würde. Derartige Scherze kamen öfter vor.

Beim Vorzeigen seiner Alterthümer an Fremde setzte der Pastor sich selbst einmal einen Ritterhelm auf, bekam denselben aber nicht wieder herunter, weil eine Feder zugeschnappt war, was ihn nöthigte, sogleich nach Dorpat zum Schlosser zu fahren. Dorthin war er auch einmal geladen worden, um eine Inschrift auf einem Brette, das bei Renovation des Inneren der Johanniskirche gefunden worden, zu erklären. Als er sich dort einfand, wies ihm der Baumeister Geist, ein Riese an Gestalt, der von seiner Heldenstärke selbst viel zu erzählen wußte, nur das glatt gehobelte Brett noch vor, was den getäuschten Pastor zu dem Ausrufe nöthigte: „Sie sind wohl ein langer Geist, aber kein großer Geist!"

Als ich 12 Jahre alt war, lernte ich bei der Taufe eines Sohnes im Pastorat Wendau mehrere Verwandte der Familie kennen, darunter einen französischen Sprachlehrer D. aus Reval, der von dem Brande der Olaikirche sehr lebendig zu erzählen wußte. Als er von der Schwester des Pastors das Jawort erhalten, mußte er gerade in dringenden Geschäften zu Fuß nach Dorpat gehen und versprach seiner Braut, die ihn erwarten wollte, noch vor Nacht wieder in Wendau zu sein. Bei der Rückkehr fand er die Fähre am jenseitigen Ufer des Embach und bemühte sich vergebens, den Fährmann herbei zu rufen, der zweifelsohne im gegenüberliegenden Kruge schlief. Kurz entschlossen hatte er sich erst gehörig ausgeruht und war dann, seine Kleider in der Linken haltend, mit der Rechten die Wellen theilend, über den Embach geschwommen, hatte die noch übrigen 12 Werst wieder zu Fuß zurückgelegt und seine harrende Braut noch mit einer Umarmung erfreuen können. Ich bewunderte diese Heldenthat der Romantik und dachte an Schillers Hero und Leander.

Damen, die an schönen Sommertagen aus dem nahen Kurrista auch wohl zu Fuß nach Wendau kamen, einmal sogar im Maskenkostüm, ließen sich gelegentlich auch auf einen improvisirten Tanz ein. Ich führte bei solch einer Gelegenheit eine Mazurka auf, kniete dabei nach polnischer Sitte nieder, wirbelte meine Dame ein paar Mal um mich herum und küßte ihr beim Aufstehen zierlich die Hand, wofür ich von den Tänzern nachher sehr gelobt wurde. Ich glaubte auch meine Sache sehr gut gemacht zu haben, hörte aber dann zu meinem nicht geringen Aerger, daß meine Tänzerin zu dieser Huldigung höhnisch gelacht habe. Die jungen Damen schnitten gern im Park ihre Namen in die weiße Rinde der schlanken Birken zum Andenken ein. Wir Knaben unterließen nicht, Jeder unter dem Namen seiner Lieblingsdame ein von einem Pfeile durchschossenes Herz und darunter den eigenen Namen einzuschneiden, mußten aber zu unserem Verdruß erfahren, daß manche der jungen Damen diese zarte Huldigung übel genommen hatte, denn wir fanden entweder das Herz ganz ausgerissen oder den Namen eines der Betheiligten, der Dame oder ihres Huldigers. Da ich nicht hübsch, nur manierlich und unterhaltend war, konnte ich diese Chicane der jungen Damen mir wohl erklären und wußte mich in mein Schicksal zu finden, sie ärgerte mich mehr in Betreff meiner schmucken Kameraden. Vielleicht hatte aber auch die gütige und immer kluge Pastorin in aller Stille selbst diese Rasur an den betreffenden Birkenstämmen vorgenommen.

Mein Jugendkamerad Fritz Körber sollte leider schon in jungen Jahren als Student am Typhus sterben, als er eben fleißig zum ersten medicinischen Examen arbeitete, unmittelbar nach einer Landfahrt, die er mit mir nach Pastorat Odenpäh unternommen. Ich hatte manchmal gegen ihn die Ahnung ausgesprochen, daß ich jung sterben würde, was er mir immer auszureden suchte, indem er meinte, da wir Beide regelmäßig und ohne uns zu verweichlichen lebten, müßte uns der Gedanke an den Tod fern liegen. Auf dem halben Rückwege trennten wir uns freundlich; ich fuhr auf seiner Reitdroschke nach Dorpat, während er sich auf dem Pferde, das ich bisher geritten, auf den Weg machte, um seine Eltern im Pastorat W. zu besuchen. Kaum 30 Schritte von mir entfernt, hatte er sich plötzlich so unwohl gefühlt, daß er mich zurückrufen wollte, hatte dies aber überwunden und war spät in der Nacht bei den Seinigen angekommen, schon mit dem sicheren Vorgefühl, daß er am Typhus sterben würde. Nach Dorpat gebracht und sorgfältig behandelt, erlag er doch der Krankheit, und ich hatte auf dem Klinikum, von wo er zum Familienbegräbniß nach Wendau gebracht wurde, Worte des Andenkens an seinem Sarge zu sprechen, fuhr auch nach Wendau hinaus zu seiner Beerdigung, wo eine Feier in der Kirche stattfand und ein geistliches Lied, von einer jungen Cousine Frl. M. auf dem Orgelchore

gesungen, viele Herzen rührte. Alle, die ihn kannten, waren dem wackeren Jüngling zugethan gewesen.

In meine Kreisschülerzeit 1817 fiel das 300jährige Reformationsfest, das auch in unseren Ostseeprovinzen feierlich begangen wurde. Damals war ich 11 Jahre alt und konnte der Reformationspredigt in der Johanniskirche und den akademischen Reden in der Aula der Universität mit Begeisterung zuhören. Besonders interessirte mich ein Vortrag des Professors Morgenstern, ein Vergleich der drei Reformatoren Luther, Melanchthon und Erasmus, den ich zu Hause mir abgekürzt aufzusetzen suchte, womit mein Vater sehr zufrieden war. Diese Rede Morgensterns habe ich nach einer Reihe von Jahren noch einmal von ihm in seinem Hause wiederholen gehört, als er eine Abendversammlung von Professoren, zu der auch ich als Gast geladen war, bei sich hatte. Einmal monatlich wurde abwechselnd ein solcher wissenschaftlicher Vortrag bei einem Professor gehalten. Morgenstern konnte den seinen über die drei Reformatoren ziemlich unverändert als neu wiederholen, da Niemand außer mir 1817 dem Reformationsfeste beigewohnt hatte und ich mich wohl hütete, letzteres zu verrathen. Man war von der inhaltreichen, schön ausgearbeiteten Rede und dem lebendigen Vortrage des greisen emeritirten Professors sehr befriedigt.

Unterdeß waren Familien- und andere Ereignisse eingetreten, die auch auf mein eigenes Leben ihren Einfluß übten.

Während eines Besuches im Pastorat Wendau war meine hochbetagte Großmutter gestorben, die wir alle so liebten und verehrten. Auch mir war immer so heimisch bei ihr, wenn sie am Fenster neben dem Geranium saß, mit einer dicken ledernen Fliegenklappe in der Hand, oder ihr trautes Stübchen mit einem Trichter Wachholderharz gemüthlich räucherte, ihrer freundlichen Wirthin immer ein „sche" an den Namen hängend: Freysche statt Frey; oder mit der Magd und anderen Leuten niederen Standes plattdeutsch redend, das jetzt gar nicht mehr in Dorpat zu hören ist. Dagegen waren drei Kinder meiner Vaterschwester Wieberg aus Walk hierher in Pension gekommen, und ihre verwittwete Mutter folgte ihnen später nach, bei meinem Onkel Jacob wohnend. Sie suchte hier durch eine magnetische Cur Heilung zu finden, starb aber bald. Des Zusammenseins mit den beiden Cousinen und dem Vetter freuten wir uns sehr.

Ich war jetzt 13 Jahre alt und das Jahr 1819 wurde auch für mich bedeutungsvoll, zunächst dadurch, daß ich in das Gymnasium übertrat.

Der Director des Gymnasiums, unser Nachbar Rosenberger, war ein kleiner magerer Mann, wohlunterrichtet und in Prima Horaz' Satiren mit Geist erklärend. Er war wohlwollend, und auch seine Pensionäre hatten ihn und seine Frau gern.

Der Oberlehrer der deutschen Sprache war Hermann aus Sachsen, ein sehr wackerer Mann, der auch mein inspicirender Lehrer und mein Gönner wurde. Bei den Aufsätzen, zu denen er uns das Thema ertheilte, gab ich mir besondere Mühe, aber andere Schüler brachten mit weniger Anstrengung bessere zu Stande. Die Declamirübungen schienen Hermann mehr zu langweilen, besonders in der Sommernachmittagsstunde von 2—3, wo ich einmal, ein Stück aus Schillers Glocke declamirend, da meine Stimme sich gerade brach, die Worte: „Stoßt den Zapfen aus, Gott bewahr' das Haus!" so laut ausstieß, daß die schläfrigen Mitschüler emporfuhren und Hermann selbst, vielleicht auch erwachend, ausrief: „Nun, Gott bewahr' uns Alle!" Für deutsche Literatur und Poesie wußte er trotz monotonen Vortrages sehr anzuregen, und ich habe, von ihm für Klopstocks Oden begeistert, diesen heutzutage fast ganz vergessenen Dichter meinen Schülern später durch ausdrucksvollen Vortrag lieb zu machen gewußt. Hermann war, wie gesagt, mein inspicirender Oberlehrer und mir gewogen. Einmal, wo er die deutschen Aufsätze corrigirte und hinter seiner Thür ein estnischer Bettler lange kläglich quiente, hörte ich den Oberlehrer die Thür ein wenig öffnen und rufen: „Da hat er, da hat er! nicht aus Mitleid — aus Ekel, aus Ekel!"

Der Oberlehrer des Griechischen, Girgensohn, wußte uns besondere Vorliebe für dieses Fach beizubringen, und in seinem geselligen Hause habe ich später viel Freundlichkeit genossen. Der Oberlehrer des Latein, ein Schwede Malmgren, der in Upsala Theologie studirt hatte, war ein echter Schuldespot, aber ein tüchtiger Lehrer, der auch mit meinen Leistungen in der Sprache so zufrieden war, daß er mich in der allgemeinen Censur unter den besten Schülern nannte. Ja, als ich, Primaner geworden, meine Reise nach Petersburg in freigewähltem Aufsatz in schwungvollem Latein einreichte, erhielt ich zwar mündlich die boshafte Bemerkung, die Schwingen seien mir noch nicht gewachsen, aber das schriftliche Urtheil lautete: His mihi spem fecisti, ut aliquando optime latine scripturus sis, d. h. hierdurch (durch diesen Aufsatz) hast du mir Hoffnung gemacht, daß du einmal sehr gut Latein schreiben wirst. Aber meines Betragens wegen tadelte er mich öfters mündlich und sogar schriftlich im Klassentagebuch, obwohl ich mir einer Vernachlässigung gegen ihn nicht bewußt war. Er glaubte sich wohl um so mehr dazu berechtigt, als er lange Zeit auch die Religionsstunden hatte, wo er jedem Schüler gern sein Wochensündenregister vorhielt.

Sein rationalistischer Sinn gestattete es ihm sogar einmal zu sagen: „Man sagt wohl, du sollst auch deine Feinde lieben; aber ich habe es immer damit gehalten: Liebe deine Freunde und hasse deine Feinde."

Malmgren hatte nur spärliches Haar, das er mit einem Kämmchen

bis zur Stirn gezogen trug, bis er eines Tages ganz verjüngt mit einer Perrücke in der Klasse erschien. Er richtete darauf in der Religionsstunde an einen malitiösen Schüler die Frage, was Scheinheiligkeit sei. Dieser, wie zufällig nach dem Kopfe greifend, antwortete: „Wenn man seine Hauptsünden verdeckt."

Als ich einmal in der lateinischen Stunde meinem von ihm gequetschten Nachbar nicht vorsagen konnte, gleichzeitig aber über den mir leise mitgetheilten Einfall eines anderen Nachbarn lächelte, fuhr Malmgren über mich los und setzte auf meinen Censurzettel unter die Rubrik Ordnung und Regelmäßigkeit: „Er zeigt Schadenfreude bei den Schwächen seiner Mitschüler, sonst gut." Der Censurzettel wurde in öffentlicher Schulversammlung vorgelesen, in Gegenwart zweier Revidenten, die mich noch ihrerseits ermahnten. Ich mußte ihn auch dem Director später wieder vorzeigen, nachdem mein Vater „Mit Betrübniß gelesen" darunter geschrieben hatte. Da derselbe mir aber nur die mündliche Bemerkung machte, daß er diese Eigenschaft bisher an mir nicht wahrgenommen, mußte ich denken, daß er an die Richtigkeit jenes Vorwurfs nicht recht glaube.

Erst bei meinem Abiturientenexamen bezeugte Malmgren mir seine volle Zufriedenheit, indem er hinzufügte: „Sie wissen wohl, wir haben immer mit einander etwas zu flicken gehabt, aber Sie wissen auch: Was sich liebt, das neckt sich." Weder ich noch meine Mitschüler konnten diese plötzliche Gewogenheit begreifen.

Später wurde ein besonderer Oberlehrer der Religion in der Person des gläubigen Theologen Carlblom angestellt, der, ein Inländer, in würdigster Weise seine Lehrthätigkeit ausübte und auch persönlich sehr geachtet war.

Der Oberlehrer der Geschichte und Geographie war Hachfeldt, ein Hannoveraner, der besonders die alte Geschichte sehr anregend vorzutragen wußte. Er war sehr populär bei den Schülern. Einmal gab er einem Schüler, von dem er glaubte, daß er seinen Nachbar unter dem Tische ins Bein kniff, in der Klasse eine Ohrfeige. Er hatte sich aber in der Person versehen, und als sich nun der wirkliche Thäter meldete, rief Hachfeldt dem Geohrfeigten zu: „Hau mir eins wieder!" was diesem und der ganzen Klasse Freudenthränen entlockte. In späteren Jahren trat er manchmal nachmittags berauscht in die Klasse, und sein Blick war dann so wild, daß er mir einmal, als ich ihn darauf fest ansah, dies bemerkend, zuschrie: „Anders, sehen Sie mich nicht an! Sie haben einen teuflischen Blick!"

Der Oberlehrer der Mathematik, Lange, der früher tüchtig gewesen sein soll, war damals bereits ein abgängiger Mann. Ich habe weder bei ihm noch seinem Nachfolger Sokoloffsky etwas geleistet, aber die Schuld lag an mir. Mein jüngerer Bruder dagegen legte bei dem Letzteren so viel

Ehre ein, daß er einen Beweis in der Geometrie nach ihm als dem Erfinder nannte.

Der französische und der russische Lehrer waren dieselben, die ich in der Kreisschule gehabt hatte. Sie wußten in der Klasse keine rechte Ordnung zu halten. Der russische Lehrer berief z. B. vergebens den langen Tertianer W., einen Pensionär des Directors Rosenberger, als dieser mich trotz meines Widerstrebens plötzlich von meinem Platze aufs Katheder trug, um mich dort zu kuscheln wie die Amme das Kind: „Lassen Sie doch klein Anders in Ruh!"

Dieser lange übermüthige Bengel, Sohn eines güterreichen Edelmanns, hatte bei Rosenbergers durch Spielen mit Feuer an einer großen Düte Pulver Gesicht und Hände so verbrannt, daß er wochenlang zu Bette liegen mußte, bis sich das wilde Fleisch wieder renovirt hatte. Ein anderer Pensionär, dem die Stirn durch die Explosion verletzt wurde, delirirte die ganze erste Nacht. Mit den Rosenbergerschen Kindern im Nebenzimmer spielend, war ich dieser Gefahr glücklich entgangen, wegen meiner dringenden Warnung von W. kurz vorher noch arg verhöhnt.

In diese Zeit fiel bei vielen Personen, auch Lehrern und Beamten in Dorpat der Uebergang vom Rationalismus zum Pietismus und Herrnhutismus, die vom Curator und nachherigen Minister Lieven besonders protegirt wurden. Diese Richtung widerstand meinem Vater und unserem ganzen Verwandtschafts- und Bekanntschaftskreise ganz, und sie wurde oft bei uns besprochen und bespöttelt, zumal wenn wir hörten, wie Dieser oder Jener so plötzlich umzuschlagen verstanden.

Der von Lieven protegirte Director der Petrischule in Petersburg, Schubert, hatte das sog. Herzenbuch geschrieben, wo illustrirt alle moralischen Gebrechen (aus dem Herzen) in greulichen Thierleibern entströmten. Dies Büchlein wurde auf höheren Befehl auch im Gymnasium verbreitet, ebenso die sog. sieben Worte der Schule, die wir abgeschrieben dem Director vorzeigen mußten. Der Oberlehrer Hermann leitete die Vertheilung des Herzenbuchs mit den ironischen Worten ein, Seneca sage, es gäbe kein Buch, aus dem man nicht etwas lernen könne.

Es kamen damals in christlichen Kreisen merkwürdige Dinge vor. So hielt z. B. eine Dame aus guter Familie, eine sehr phantastische Person, in ihrem frommen Eifer Christi Kreuzestod zur Versöhnung Gottes nicht für hinreichend und wollte im Verein mit ihren Gesinnungsgenossen ihre eigene ältere Tochter Adele als neues Opfer schlachten lassen. Diese aber, Unrath witternd, entfloh bei Zeiten zu ihren anderen Verwandten. Die bekannte Schriftstellerin Frau von Krüdener, die nach der weltlichen Rolle in jungen Jahren jetzt die christlich-pietistische mit eben so glücklichem Erfolge

durchzuführen und dem Kaiser Alexander I. die Idee des heiligen Bundes so ergreifend ans Herz zu legen wußte, gab auch in Dorpat christliche Vorstellungen, zu denen sich auch einige Gymnasiasten drängten. Meine Meinung, daß Alles Charlatanerie sei, fand kein Gehör. Als ich später die Valérie der Frau v. Krüdener las, die zum Theil ihre eigene Lebensgeschichte enthält, bedauerte ich sehr, die berühmte Frau nicht wenigstens von Angesicht gesehen und gehört zu haben, was ja ganz unabhängig von meiner religiösen Ueberzeugung hätte geschehen können.

Ihre Valérie hatte Frau v. Krüdener dadurch in ein paar Tagen in Paris in Aufnahme gebracht, daß sie, sobald der Roman gedruckt war, in Magazinen, wo sie sich nicht gekannt wußte, nach Modeartikeln à la Valérie fragte. Die erstaunten Modehändler, die von ihr erfuhren, daß Valérie der Titel des neuesten Furore machenden Romans sei, nannten nun Alles à la Valérie.

Ihre Gegner erzählten amüsante Anekdoten; unter anderen folgende: Ein eleganter russischer Gardeoffizier, nach dem Sturze Napoleons mit den Alliirten in Paris zurückgeblieben, hatte Frau v. Krüdener damals stark den Hof gemacht, war später aus dem Militärdienst getreten und Gutsbesitzer geworden. Auf einer Reise ins Ausland traf er die Vielverehrte in einem besuchten deutschen Badeorte an, wo sie auch ihre christlichen Vorstellungen gab. Er fand sich zu einer von ihm nachgesuchten Audienz allein bei ihr ein und mußte eine Weile dort antichambriren, bis sich bei aromatischen Düften eine sanfte Musik hören ließ, die sein Herz, wie er glaubte, empfänglich stimmen sollte. Als endlich der sternbesäete Vorhang wie von unsichtbaren Händen zur Seite geschoben wurde, stand sie, mit den Spuren der Schönheit im verklärten Antlitz, wie eine Heilige in himmelblauem Gewande mit frommgeschlichtetem Haare da, ihn mit holdseliger Geberde heranwinkend, daß er knieend ihren Segen empfangen möge. So lange hatte er sich ganz ernst erhalten, nun aber, auf seinen Schmeerbauch weisend, gab er zur Antwort: „Sie wissen wohl, meine Gnädigste, vor Zeiten — aber jetzt kaum vor Gott!" worauf sie, unwillig ihn zurückweisend, wieder verschwunden sein soll.

Ein Protegé der Frau v. Krüdener, der Ausländer Schindler, der in den zwanziger Jahren durch ihre Verwendung in Dorpat studirte, erzählte mir, daß die Schaaren, die ihr folgten, mit wenig Brod von ihr ernährt wurden, auf ihr Gebet aber das Fehlende doch immer sich ersetzt fand, indem mitleidige Menschen es heimlich hinzutrugen, was sie nicht sah oder nicht sehen wollte. Schindler hielt sich für einen ihrer ehrlichsten Anhänger.

Ein anderer höheren Orts protegirter pietistischer junger Mann war der Secundaner K. aus Lübeck, der von seinen Nachbarn unter dem Spitznamen

Heilige Petersilie oft unverantwortlich gefoppt wurde, aber nie darüber ausfahrend wurde, was mich sehr rührte, so daß ich ihm gern, da er schwach im Griechischen war, wenn er frühmorgens zu mir kam, das Pensum vorübersetzte. Den Oberlehrer Hermann machte er durch seine deutschen Aufsätze unwillig, die immer mit biblischen Ausdrücken, oft aus der Apokalypse gespickt waren; darin aber ließ er sich nicht irre machen. Er pflegte auch Umgang mit der Familie des Gymnasialcalefactors Probst, der ebenfalls zu der Herrnhutergemeinde gehörte.

Ein anderer Secundaner konnte es dem guten Oberlehrer Hermann auch nie recht machen, ein Baron Alexander v. Ungern Sternberg, der jeden Aufsatz in Novellenform einreichte und später sich zu einem seiner Zeit viel gelesenen Novellisten unter dem Namen Sternberg entwickelte. Mich interessirte sein gentiles Wesen wie sein Zeichentalent sehr, von welch letzterem er mir in seinem Skizzenbuche in liebenswürdigster Weise geniale Proben vorwies. Er lebte später in Dresden und war ein Langschläfer. Um doch einmal im Leben einen Sonnenaufgang anzusehen, den er für eine Novelle benutzen wollte, ließ er sich einmal früh wecken. Nur mit großer Mühe zum Aufstehen gebracht, konnte er, fröstelnd auf der großen dresdener Elb-Brücke stehend, den Sonnenaufgang doch nicht abwarten und schlich in sein warmes Bett zurück, mit dem festen Vorsatz, diesen Versuch nie zu wiederholen.

Der geistvollste von meinen Mitschülern, dem ich von Tertia bis zur Universität und bis zu seinem Abgange von dieser mit Bewunderung gefolgt bin, ist der als Hegelianer so bekannte Philosophieprofessor Eduard Erdmann in Halle, der in den Schullectionen sehr aufmerksam war, sonst entsetzlich viel zusammen las und bei seinem guten Kopf wenig zu arbeiten brauchte. In Prima habe ich, stets wohl präparirt, ihm in den Zwischenstunden mehrmals griechische Dichter wie z. B. Sophokles vorübersetzt, die er dann in der Stunde noch besser als ich zu übersetzen wußte. Die deutschen Aufsätze machte er oft in der Klasse in Nebenstunden und schrieb sie gleich mit hübscher Handschrift ins Reine. Hermann las sie immer als die besten vor und behielt zum Andenken von ihm ein satirisches Gedicht auf die Naturdichter in der Art von Goethes Musen und Grazien in der Mark, mit Umrissen von mir zu jeder Strophe, deren einer jedoch von einem Pensionär des Directors sauber ausgezeichnet und schattirt war.

Zeitungen las ich selbst nicht, da wir keine im Hause hatten und mein Vater wie die Onkel solche auf der Musse zu lesen pflegten; aber mit größtem Interesse hörte ich Alles, was aus denselben erzählt und besprochen wurde, zumal die aufregenden politischen Nachrichten jetzt nach dem Sturze Napoleons I. und seiner Gefangensetzung in St. Helena, die Nachrichten

über die beginnende Reaction und die Ermordung des vermeintlichen russischen Spions Kotzebue, dessen Lustspiele auf öffentlichen und privaten Theatern so beliebt waren, zu Mannheim i. J. 1819 durch Karl Sand. Das Burschenschafterkostüm Sands, langes Haar und zurückgeschlagener Hemdkragen, wurde auch von dörptschen Studenten gern getragen und seine That verschieden beurtheilt, ebenso wie auch seine Hinrichtung im Jahre 1820.

In das Jahr 1819 fiel auch die Aufhebung der Leibeigenschaft in Livland, die der menschenfreundliche Kaiser Alexander I. in dem übrigen Reiche noch nicht durchzuführen wagte, was erst seinem zweiten Nachfolger Alexander II. glorreichen Andenkens gelang. Ich habe das Manifest der Freilassung in der schön geschmückten Johanniskirche vom Landrichter Brasch von Ropkoi auf einer Erhöhung inmitten der Kirche den dichtgedrängten Bauern verkündigen gehört. In Erinnerung an diesen wichtigen Act habe ich 50 Jahre später an einem Festessen in der Schulstube des estnischen Küsters zu Dorpat theilgenommen, wo das Andenken an das bedeutungsvolle Ereigniß durch wohlgelungene Reden gefeiert wurde.

Dieser wichtige Culturfortschritt war längere Zeit vorbereitet worden und je nach der Parteistellung verschieden beurtheilt. Unser Bekannter, der Secretär Schultz, der zwei Güter etwa 40 Werst von Dorpat besaß, war, wie die meisten Gutsbesitzer, dagegen, da er die Bauern für eine solche Emancipation nicht reif glaubte und wohl auch in seinen Einnahmen viel einzubüßen fürchtete. Sein Schwiegersohn aber, der nachherige Professor Bröcker, schwärmte für dieselbe, ebenso wie auch mein Vater, aus Gründen der Humanität. Die Förderer der Emancipation waren mit die ausausgezeichnetsten Persönlichkeiten Rigas; so vor Allem der damalige Generalgouverneur Marquis Paulucci, der im livländischen Adel oft Opposition fand und von demselben nicht in die Adelsmatrikel aufgenommen wurde, was ihn sehr ärgerte. Er hat sich sogar mit einem der angesehensten Edelleute außerhalb des Landes geschossen. Paulucci war sehr energisch für die Freilassung thätig. Energisch und thätig war er überhaupt, aber allerdings auch bisweilen leidenschaftlich und gewaltthätig. Einmal bei einer größeren Cour wurde er sehr erbittert gegen den allgemein hochgeachteten Generalsuperintendenten Sonntag, der ihm widersprach. Paulucci ging so weit, daß er ihm mit Stockprügeln drohte. In Folge dieser ärgerlichen Scene brachen die Versammelten bald auf, nur Sonntag blieb allein im Audienzsaale zurück. Von dem dejourirenden Offizier nach der Ursache seines Bleibens gefragt, antwortete er: er habe da Stockprügel zu erwarten. Als alle mündlichen Entschuldigungen, die Paulucci darauf durch seinen Adjutanten übersandte, nichts fruchteten, erschien derselbe endlich selbst und bat den Generalsuperintendenten zum großen Diner bei ihm nicht auszubleiben, damit er seinen Fehler gut

machen könne. Als Sonntag in die zahlreiche Versammlung hineintrat, umarmte und küßte ihn der Generalgouverneur herzlich und bat ihn in Gegenwart Aller wegen seiner Uebereilung um Verzeihung.

Ein anderes Mal, nach einem Disput mit Paulucci über eine wichtige Angelegenheit der evangelischen Kirche, reiste Sonntag direct nach Petersburg, um die Sache dem Kaiser Alexander I., bei dem er offenen Zutritt hatte, persönlich vorzutragen. Bald darauf traf auch der Generalgouverneur im Cabinete des Kaisers ein, der ihn aber ungnädig entließ mit dem Bedeuten, daß er ohne specielle Erlaubniß sein Gouvernement nicht verlassen dürfe.

Die von Senff in Kupfer gestochenen ausdrucksvollen Porträts dieser beiden bedeutenden Männer, die mir persönlich nie im Leben begegnet sind, vergegenwärtigten mir lebhaft ihre Persönlichkeit.

Für die Emancipation der Bauern waren besonders wirksam auch ein paar politische Schriften von Garlieb Merkel in Riga, die die früheren Zustände der livländischen Leibeigenen mit den grellsten Farben schilderten. Schon die Titelvignetten waren so aufregend: der krampfhaft sich windende Laokoon und ein heidnischer Bauer, dem ein katholischer Geistlicher, das Kreuz in der Hand, heftig bekehrend zuredet, während ein Ritter in der Rüstung mit einer Fackel das Strohdach der Bauerhütte anzuzünden droht. Merkel war ein Livländer von Geburt, der eine Zeitlang in Berlin mit Kotzebue den „Freimüthigen" herausgab, sowie noch viele andere Schriften, ein nüchterner Rationalist, aber nicht ohne Geist, Gegner von Schiller und Goethe. Von dem gravitätischen Gange des Letzteren schrieb er in seinen Skizzen, er habe etwas Spatzenhaftes. Er wünschte vergebens Professor der Geschichte in Dorpat zu werden, was der Rector Ewers zu hindern wußte, da er von einem so hämischen Charakter nur Uneinigkeit im Universitäts-Conseil fürchtete. Merkel rächte sich dafür, indem er in einer Zeitung sagte, an der Universität Dorpat grassire der Bandwurm. Ewers widerlegte, ebenfalls in der Zeitung, diese Behauptung, indem er sich auf hygieinische Angaben stützte, damit nicht besorgte Eltern ihre Söhne auf die Universität zu schicken sich scheuten. Da entgegnete Merkel in der Zeitung, der gelehrte Professor habe sich unnütze Mühe gegeben; er, Merkel, habe den Bandwurm im Knopfloch gemeint. (Es waren nämlich eben gerade viele Orden an der Universität ausgetheilt worden.) Da hatte denn Merkel allerdings viele Lacher auf seiner Seite. — Ich habe auch in Dorpat die berliner Gassenhauer gehört: Merkel — Ferkel, Schlegel — Flegel.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Erinnerung an Karl Ernst von Baer,

Vortrag, gehalten am 17. Februar 1892 in der öffentlichen Sitzung der Dorpater Naturforscher-Gesellschaft.

Wenn ein Großer unter unseren Mitmenschen, Einer, welcher mit unauslöschbaren Zügen seinen Namen eingetragen hat in die Geschichtsbücher der Erdbewohner, sein irdisches Dasein abgeschlossen, wenn er von dieser Welt der Unruhe, der Arbeit, des Kampfes eingegangen in das Reich des Friedens, dann schaart sich um den Erdenfleck, dem wir, was Sterbliches von ihm blieb, überantwortet, die trauernde Gemeinde. Schmerzerfüllt blicken wir rückwärts auf das irdische Ringen, das Wollen und Vollbringen des nun Vollendeten, verlassen, verwaist dünkt sich, wer das Große, das Erhabene in seinem Thun erkannt und seinen Einfluß an sich und Anderen erfahren hat. Jeder ist sich dessen bewußt, daß er persönlich den Heimgegangenen verloren; die Trauer um diesen Verlust, den der Einzelne mit Vielen theilt, beherrscht unsere ganze Seele.

Aber in festgefugter Bahn schreitet die Zeit über die Gräber der Entschlafenen. Ein Jahr verrinnt nach dem anderen, eine Generation folgt der anderen; keine Ruhe, immer neue Arbeit, neues Streben, neuer Kampf auf dieser Welt der Sterblichkeit. Was der Tod aus unserem Kreise dahingerafft, wie schnell ist es in der von immer neuem Schaffensdrang durchglühten Natur ausgeglichen. Was uns im Momente des Scheidens unersetzlich erschien, wie bald gewöhnt uns die jeden Schmerz lindernde Zeit daran, es zu entbehren. Wie bald erfahren wir, daß das geistige Erbtheil unserer großen Abgeschiedenen nicht verloren geht, daß sie zwar gestorben, aber nicht todt sind. Denn das wahrhaft Große, welches der Einzelne erwarb, ist zugleich der Menschheit erworben. In dieser fortlebend, stellt es hinfort ein

unveräußerliches Eigenthum des Geschlechtes dar. Das ist der Trost, welcher unsere Thränen trocknet. Jede erhabene That ist eine Aussaat in dem Geistesboden der Gesammtmenschheit, die, in stetem Wechsel keimend, wachsend, fruchtbringend, in dieser fortwirkt. Diesem Trost danken wir es, daß von Jahr zu Jahr reiner, klarer das Bild des heimgerufenen Genius vor unserem Geistesauge sich entfaltet. Was die Mitlebenden Kleines, Kleinliches an ihm zu bemerken glaubten, was ihn unter Geschöpfen zum Geschöpf stempelte, es gehört der Erde und ihrem Einflusse an und es wird mit dem Körperlichen verweht, vergessen. Aber das geistige Gut, das der Suchende als Spur göttlicher Offenbarung erworben, eint sich mit den Schätzen, deren Besitz uns Menschen zu Herren der Welt macht und das Menschenkind zum Gotteskind erhebt. Diese Erkenntniß gerade lockt aus dem Abschiedsschmerz das erhabene Gefühl, ein unveräußerliches Gut erworben zu haben, sie lehrt uns in Freude zurückzublicken auf den, dessen sterblichen Theil wir verloren und in dessen geistigen Besitz wir für immer eingetreten sind.

Das sind die Gefühle, welche uns heute bewegen, an diesem Tage, zu dieser Stunde, welche dem Andenken Karl Ernst von Baers gewidmet sein soll.

Hundert Jahre sind dahingegangen seit jenem Tage, an welchem K. E. von Baer auf baltischem Boden, in der Nachbarprovinz Estland, auf dem Stammgute seiner Familie Piep geboren worden. Derselbe Himmel, der so Vielen unter den hier Versammelten seinen Sonnenschein spendete, sein Mondlicht, seine Sterne leuchten ließ, dasselbe Landschaftsbild, dessen wir uns heute noch erfreuen, derselbe liebe nordische Wald, der uns in jedem Frühjahre neu erquickt, dasselbe blaue Meer mit seinem ewigen Wechsel, sie haben auch ihm die Jugend golden erscheinen lassen, so daß er sich dessen noch am späten Lebensabend dankbar erinnerte. Hier in diesen Landen hat er, von treuen Eltern, Pflegeeltern, Lehrern behütet, seine Kinder- und Schuljahre durchlebt, hier im Eltern- und Verwandtenhause und dann auf der Ritter- und Domschule Revals die Grundlage seines gediegenen Wissens gelegt, aber von hier aus hat er auch schon als Knabe seinen Geist hinausfliegen lassen in ferne Gegenden, seine Phantasie gesättigt mit dem Großen und Schönen, dem Hohen und Erhabenen, das muthige Forscher, kühne Reisende über die weite große Muttererde verkündeten.

Hier in dieser Stadt, an dieser Hochschule hat der wissensdurstige Jüngling 1810 seine Studien begonnen, eingeordnet in die Zahl der Mediciner und doch bald weit hinausgreifend über die Grenzen seiner Wissenschaft. An dieser Stelle, hier in diesem Saale hat der junge Mann, der akademischen Ordnung sich fügend, 1814 den Grad eines Doctors der Medicin erworben. Von hier aus hat der junge Gelehrte seine ruhmvolle

Reise durch die Gefilde der Wissenschaft angetreten, die nur dem Gottbegnadeten zugänglich sind. Dessen gedenken wir in dieser Stunde mit gerechtem Stolze.

Wir folgen dem Wanderer im Geiste auf seiner Pilgerfahrt. Zuerst in Wien und dann in Deutschland, nach dessen Anregung sich der Jüngling jahrelang gesehnt, an den rebenbekränzten Ufern des Mainflusses, in Würzburg, begegnen wir ihm wieder. Wir sehen aus dem Schüler, welcher bisher fremdes Wissen in sich aufgespeichert, den Mann erwachsen, der in mühevoller eigener Arbeit, nicht völlig unbeeinflußt durch die kleinen Sorgen um das tägliche Leben, seine Erfahrungen sammelt. Im Selbststudium sehen wir ihn den Grund seiner späteren geistigen Selbständigkeit legen. Noch schwankt er zwischen der Medicin und Naturforschung, aber das Interesse für letztere nimmt von Tag zu Tag zu. In den Bau höher organisirter wie minder entwickelter Lebewesen sucht sich unser Forscher einen Einblick zu erzwingen. — Wir folgen dem Wanderer 1816 nach Berlin, freuen uns, wie sein Geist sich weitet, wie bei vielseitigster Anregung dieser in die verschiedensten Gebiete der Medicin und Naturwissenschaft zu dringen sucht. Physik, Chemie, Geologie, Botanik werden, und nicht nur als Hilfsfächer der Medicin, eifrig betrieben. In Königsberg, wohin er 1817 sich wandte, sehen wir Baer allmählich in die Wege einlenken, welche ihn zu unvergänglichem Ruhm führten. Aus einem Lernenden wird er zum begeisterten Lehrer der Wissenschaft. Mit der Anatomie des menschlichen Körpers beginnt er; aber bald werden die schon in Würzburg begonnenen naturwissenschaftlichen Arbeiten wieder aufgenommen, der Mensch wird als Glied der schier endlosen Kette lebender Wesen betrachtet und das jenem Eigenthümliche wird mit dem verglichen, was die übrigen Lebewesen charakterisirt. Baer wird vergleichender Anatom, Zoolog. Eine größere Reihe damals veröffentlichter Untersuchungen von Thieren, „die bei Königsberg zuweilen zu haben waren“: Elen, Robben, Braunfisch, Stör, Unio, Anadonta, Medusen, Aspidogaster, legen Zeugniß dafür ab, mit welcher Genauigkeit Baer in die feineren histologischen Verhältnisse zu blicken, mit welchem Scharfsinn er das Erkannte zu deuten wußte, mit welchem Feuereifer er die Erreichung der höchsten Ziele der Wissenschaft erstrebte. Denn immer und immer wieder schaut Baer bei seinen Bearbeitungen einzelner Wesen zum Allgemeinen auf. Mächtig angeregt sehen wir ihn zu naturphilosophischen Speculationen; lebhaft fühlt er sich angezogen von Okens dahin gehörigen Arbeiten, die ihn allerdings im Einzelnen oft zu heftigstem Widerspruch anreizen. Und immer wieder richtet sich Baers Auge zurück vom Thiere zum Menschen, von der Zoologie zur Anthropologie. Denn es treibt ihn als wahren Naturforscher, aus der Summe der Einzelerscheinungen

das Allgemeingültige, aus dem Chaos natürlicher Formen den einheitlichen, großen, erhabenen Gottesgedanken herauszulesen. Der Satz, daß „die Natur in ihren Bildungen gewisse allgemeine Themata verfolge und diese in den einzelnen Arten der Thiere variire", war schon in Würzburg formulirt. Im Jahre 1826 gab Baer ihm in der Lehre von den Organisationstypen oder Bauplänen Ausdruck.

Wie solchergestalt Baer und Cuvier unabhängig von einander zu gleichen Ueberzeugungen, wie Beide unter Verwendung verschiedener Grundlagen der Beurtheilung zu gleichen Resultaten für die Systematik gelangten, wie Baer und Cuvier sich in den Ruhm zu theilen haben, in den überreichen Stoff der Zoologie Klarheit und Ordnung gebracht zu haben, darüber sind wir erst vor wenig Jahren aus competentem Munde unterrichtet worden.

Aber weiter und weiter führt unseren Forscher sein Weg. Bei seinem Durst nach Klarheit, nach vollem Verständniß des im vollendeten Organismus *Gewordenen* stellt sich mit Nothwendigkeit das Bedürfniß ein, auch das *Werden* zu erkennen. Auf dem Gebiete der *Entwickelungsgeschichte*, deren Studium ihn „vor übergroßer Schätzung fremder Autorität bewahrt habe", auf dem Gebiete der Wissenschaft des Lebendigen, wo „jede Aussicht, welche man von einem Zeitmomente gewinnt, zu einer Vergleichung mit dem vorhergehenden und folgenden drängt", hat Baer sich nunmehr seinen „Platz in der Geschichte der Naturwissenschaften erworben". Die Studien über Entwickelung des Embryo im Ei, die Entdeckung der Dotterkugel, Untersuchungen über die ersten Entwickelungsstadien des Säugethieres, der Vögel, Fische und anderer Thiere, die ihn auf das Analoge im Werden der verschiedenen Thiere aufmerksam machten, die Beobachtung der sich schließenden Rückenfurche, bei welcher er ein Bild dessen gewann, wie im Embryo „der Typus des Baues der Wirbelthiere ausgebildet wird und dann die Entwickelung beherrscht", gelten auch heute noch als Etappen auf dem Wege, auf dem Baer uns die rechte Erkenntniß erschloß. Nicht daß er zuerst solche Arbeiten unternommen, sondern daß er hier, wo die einzelnen Stadien so schnell einander folgen, wo kein Stillstand, wo Alles im Fluß, den rechten Moment für die Einzelbeobachtung erfaßte, daß er die richtige Aufeinanderfolge der scharf individualisirten Vorgänge erkannte, daß er letztere richtig deutete und gruppirte, so aber „das allgemeine Gesetz der Natur in aller Entwickelung" verkünden konnte, das ist dabei das wahrhaft Große. Welche Entbehrungen und Anstrengungen der Meister sich bei seiner Arbeit auferlegte, das schildert er uns selbst. „So kam es, daß ich in einem Jahre mich in meinem Gehäuse eingesperrt hatte, als noch Schnee lag, und daß ich, zum ersten Male über den nur einige hundert Schritt von mir entfernten

Wall schreitend, das Korn in Aehren fand, die schon der Reife entgegengingen. Dieser Anblick erschütterte mich so tief, daß ich mich hinwarf." So schreibt Baer in seiner Autobiographie.

Nachdem Baer schon im Jahre 1830 sich eine Zeit lang in St. Petersburg aufgehalten und mit den dortigen Verhältnissen vertraut gemacht hatte, sehen wir ihn 1834 dorthin, an die Akademie der Wissenschaften, definitiv übersiedeln. Als dem Lichte der Erkenntniß nachstrebender Jüngling hatte er vor 20 Jahren die Heimath verlassen, als hochgeachteter, in der ganzen civilisirten Welt anerkannter Gelehrter, der sich bewußt ist seiner eminenten Schaffenskraft, kehrte er dorthin zurück. Doch der Forscher, der in die innersten Feinheiten des thierischen Baues, in die dunkelsten Gebiete der Entwickelungsgeschichte zu dringen bestrebt war, hatte sich dauernd doch nie den Ausblick in das Leben und die täglichen Ereignisse desselben versperren lassen. Das bewies er, wenn er in Würzburg, Berlin und Königsberg auf das Ernsteste sich mit Fragen des Unterrichtes, insonderheit der Methode desselben, beschäftigte, wenn er an der Herausgabe dem Studium dienender Werke sich eifrig betheiligte, wenn er die akademischen Einrichtungen, das Treiben an den Hochschulen strenger, gerechter Kritik unterwarf. Das bethätigte er, wenn er der Gründung von Instituten zu practischer Unterweisung der Studirenden warm das Wort redete, für Erweiterung der Bibliothek in Königsberg mit Wort und Schrift kämpfte und dabei doch noch Zeit fand, während der Choleraepidemie als Arzt nützlich zu sein oder einen Wohlthätigkeitsverein zu gründen, der den Armen wahrhaft half, weil er sie nach Möglichkeit arbeiten und lernen ließ. Heil dem Reiche, welches diesen in voller Kraft stehenden Mann wiedergewann, dem Lande, welchem nunmehr diese Kraft voll und ganz zu Nutze kam.

Wohl setzte Baer auch in St. Petersburg seine vergleichenden anatomischen und entwickelungs geschichtlichen Studien weiter fort und wohl zeitigte er auch hier noch auf diesem Wissensgebiete eine Reihe wichtiger Arbeiten, aber mehr und mehr trat er von nun an hinaus aus der Studirstube in das wogende Leben des Staates und des Volkes. In der Akademie und der medicinischen Hochschule der Reichshauptstadt war ihm vor Allem die Aufgabe gestellt, Anatomie und Physiologie vorzutragen, und bald gelang es ihm hier auch in den Kreisen der Zuhörer, in weiteren Kreisen der Aerzte, ja der gebildeten Laien die Augen den Lebensvorgängen zu erschließen, das Licht zu entzünden, in dem eine neue Anschauung biologischer Processe — physiologischer und pathologischer — möglich war. Dem Biologen Baer war es beschieden, hier die Erkenntniß zu wecken, daß den bei der Ausbildung der Lebewesen veränderten Formen auch veränderte Functionen parallel gehen, und daß diese erst zu voller Bethätigung gelangen,

wenn sich die Anlage mit den Organen voll entwickelt hat. Beschieden war es ihm, zu zeigen, daß die Functionen gestört sind, wenn in der Form und Structur des Organes atypische Veränderungen sich vollzogen haben.

Die Jahre eilen dahin! Mehr und mehr sehen wir unseren großen Gelehrten durch die Ansprüche, welche von Außen an ihn herantreten, seiner Studirstube, seinen Hörsälen und Laboratorien entzogen werden. Von Tag zu Tag mehr erkennt man, welch' ein Schatz von Wissen und Erkenntniß in dem gebrechlichen Körper Baers angesammelt ist und müht man sich, jenen dem Allgemeinwohl nutzbar zu machen. Wo im weiten großen Reiche die verschiedensten Nationalitäten zu wirksamer Thätigkeit im Interesse des Ganzen verbunden werden sollen, da gilt es vor Allem die Eigenthümlichkeit der einzelnen richtig zu erfassen. Denn nur dann kann man sie an rechter Stelle verwerthen. Daß dabei die Hilfe und der Rath des Anthropologen Nutzen bringen könne, war unschwer einzusehen. Baer, der in jahrelanger Ueberanstrengung am Secirtisch und Mikroskop sein körperliches Auge geschwächt hatte, so daß es fast den Dienst versagte, lieh gern das ungeschwächte Auge seines weit umfassenden Geistes her, um den für das Kleine und Große gleich empfänglichen Forscher zu bewähren. Das Studium der Völker, bei welchem in gleichem Maße wie die Geschichte, Sprache, Religion, Industrie auch die umgebende Natur in Betracht gezogen werden muß, gab bald Baer Arbeit in Fülle. In dem Bestreben, die Entwickelung eines Volkes möglichst weit rückwärts zu verfolgen, begann er, wie ein begeisterter Lobredner es einmal aussprach, die naturwissenschaftlichen „Documente für die Urgeschichte der Menschheit" zusammenzutragen. In wenig Jahren hatte er in St. Petersburg eine der vollständigsten craniologischen Sammlungen beisammen und konnte er mit Befriedigung wahrnehmen, daß man auch in anderen Staaten, seinem Beispiele folgend, solche Sammlungen anlegte.

Bei vielen im Interesse der Ethnographie unternommenen Reisen, welche in die 30er bis 50er Jahre fallen, wendet sich die Aufmerksamkeit Baers mehr und mehr auf die Naturbeschaffenheit der einzelnen Länderstrecken. Und weit umher führt ihn sein Wandertrieb und sein Wunsch, dem Staate zu nützen, durch die Gefilde des Reiches. Nach Nowaja-Semlja, wo ihn „der Wechsel des dunklen Gebirges mit mächtigen Schneemassen, die Mannigfaltigkeit der farbenreichen, in Miniaturrasen vereinten Blüthen, die feierliche Stille auf dem Lande, wenn die Luft ruht und die Sonne heiter scheint", entzückt, sehen wir ihn 1837 und wiederum 1840 ziehen. Auch die Ost- und Nordküste des russischen Lapplands werden besucht. In Finnland werden 1838 und 1839 die Schrannen und Abschleifungen der Felsen, Folgen alter Diluvialbewegungen, und die Spuren der durch schwimmendes Eis umhergetragenen Felsblöcke verfolgt. Auf Hochland studirt

Baer die pittoresken Felswände und Durchbrüche der Porphyrinsel. Im Jahre 1845 läßt unser Reisende an den Ufern des Adriatischen Meeres die Mannigfaltigkeit des bunten Thierlebens südlicher Gewässer auf sich wirken, und mächtig fühlt er sich angeregt bei Ascidien und Seeigeln seine entwickelungsgeschichtlichen Studien wieder aufzunehmen. Es folgen 1851 Reisen an den Peipus und die baltische Küste und weiter nach Schweden zur Untersuchung der Verhältnisse des Fischfanges. Aehnliche Aufgaben führen ihn mehrfach an die Wolga und zum Kaspischen See und neben dem Nächstliegenden verfolgt Baer, wohin sein Weg geht, allgemein naturwissenschaftliche Probleme. Reich an wissenschaftlichen Ergebnissen kehrt er stets nach St. Petersburg zurück. An die Narowa mit ihren riesigen Stromschnellen, an das Asowsche und Schwarze Meer folgen wir ihm im Geiste. Die Erforschung der, wie Baer glaubt, durch die Rotation der Erde beeinflußten Flußläufe, die Versandung der Flußmündungen sind ihm wichtig genug zu ernstem Studium. Und dabei blieb immer noch Zeit, um in Deutschland, in Kopenhagen, Stockholm, Paris, London anthropologische Interessen zu verfolgen. Baer wird Geograph und bethätigt seinen Beruf dazu durch die in Gemeinschaft mit v. Helmersen herausgegebenen „Beiträge zur Kenntniß des Russischen Reiches". Die geographische Gesellschaft St. Petersburgs, welche sich längst einen hochgeachteten Namen in der Wissenschaft erworben, verehrt in Baer einen ihrer Stifter.

Mehr und mehr sehen wir Baer mit Fragen der Nationalökonomie beschäftigt, Fragen, die Fischzucht, die Schifffahrt, die Wege des Welthandels betreffend. Er bietet für alle Zeiten den Beweis, daß die Volkswirthschaft, wenn sie segenbringend wirken will, sich die Errungenschaften der Naturforschung zu eigen machen soll.

Baers Reisen bringen ihn mit vielen seiner großen Zeitgenossen in persönliche Berührung, und in directem Verkehr mit Männern wie Humboldt u. A. wird mit Erfolg am Ausbau der Wissenschaft gearbeitet. Vielen wurde sein Rath förderlich, vielen der jüngeren Forscher ebnete er den Weg zu künftiger Größe. Wie oft trat er für den Einzelnen ein, wenn er ernstes Streben erkannt hatte, wenn es galt, den Vorwärtsdringenden zu stützen. Als Mann mit warmem Herzen für seine Nebenmenschen, mit treuem Empfinden für Jeden, welchen er seiner Zuneigung und Freundschaft gewürdigt, haben Viele ihn kennen und lieben gelernt. Und mit welchem Feuereifer griff unser Baer überall ein, wo im Reiche wissenschaftliche Neuschöpfungen und Neugestaltungen Nutzen versprachen. Die St. Petersburger Akademie, die medicinische Hochschule, eine große Anzahl wissenschaftlicher Institute legen Zeugniß dafür ab.

Ein gottgesegnetes Leben sehen wir vor uns — aber doch nur das Leben eines Sterblichen. Nachdem ihm am 15. März 1864 seine Gemahlin

in den Tod vorausgegangen, mehrten auch in ihm und für ihn sich die Merkzeichen der abwärts eilenden Lebenscurve. Im August desselben Jahres beging man in St. Petersburg in würdigster Weise, unter Theilnahme der ganzen wissenschaftlichen Welt, das Doctorjubiläum unseres greisen Freundes. Baer schloß damit seine 30jährige, an Erfolgen überreiche St. Petersburger Thätigkeit ab. Aus aller Arbeit, aller Erregung des Lebens zog es ihn zurück in die Gefilde, in denen der Knabe sich getummelt und seine Körperkräfte erprobt, zu dem Ort, wo des Jünglings Geist seine Schwingen gebrauchen lernte. In die baltische Heimath, in diese unsere Stadt führte die Sehnsucht nach Ruhe und Sammlung K. E. v. Baer zurück. Viele von uns, die wir uns heute hier versammelt haben, sind ihm in den letzten 11 Jahren seines Lebens begegnet. Manche durften ihm näher treten und sich seines eminenten Wissens, seines bis zuletzt ihm treu bleibenden Gedächtnisses, seines Scharfsinnes, seines nimmer ruhenden Forschens- und Schaffensdranges, seiner nur im Tode ruhenden Sehnsucht nach geistiger Anregung staunend freuen. Die Ruhe, welche ein Karl Ernst von Baer suchte, war doch nur eine andere Art der Arbeit.

Von St. Petersburg scheidend, brachte er der Welt im ersten Theile seiner „Reden" eine Sammlung zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Gelegenheiten bearbeiteter, auch für größere Kreise interessanter Untersuchungen dar. Wenn wir von den biographischen Aufsätzen über Swammerdam, Sömmering, Humboldt absehen, so zeigen uns die Mittheilungen über „das allgemeinste Gesetz der Natur in aller Entwickelung", „über die Verbreitung des organischen Lebens", die Abhandlung, „welche Auffassung der lebenden Natur ist die richtige", „die Blicke auf die Entwickelung der Wissenschaft", das Bestreben, „Gebildete, die an den allgemeinen Resultaten naturwissenschaftlicher Forschungen und Gedanken sich erfreuen", einen Blick „in entferntere Regionen derselben richten zu lassen". Sie wollen versuchen, „die Entwickelung der Menschheit als hervorgesproßt aus den Anlagen, welche sie zur Ausstattung von der Natur erhalten hat", zu zeichnen. Baer tritt uns als populärer Schriftsteller entgegen; daß er sich seine Aufgabe nicht leicht gemacht, war dem a priori unzweifelhaft, welcher aus der Autobiographie Baers Ansichten über Populariſiren der Wissenschaft ersehen hatte. Auf uns, die wir den Menschen Karl Ernst von Baer gekannt und geliebt haben, üben diese Aufsätze einen eigenthümlichen Reiz. Sie bringen uns stets wieder aufs Neue das umfassende Wissen, den tief philosophischen, Alles durchgeistigenden Zug, der durch Baers Wesen geht, in Erinnerung.

Und Speculationen allgemeinster Art sind es, denen Baer hier in Dorpat sich hingiebt. In die Geschichte aller Zeiten, in die Denk- und Lebensweise aller Völker, in die Geheimnisse der Sprache läßt er seinen

Geist dringen, weiter und weiter wird sein Gesichtskreis. Hier in dieser Stadt sind die beiden letzten Bände seiner „Reden" verfaßt, als „Studien aus dem Gebiete der Naturwissenschaften" sendet er den einen derselben in die Welt; im anderen sucht er „historische Fragen mit Hilfe der Naturwissenschaften zu beantworten". Ruft Baer in dem Aufsatze „über Darwins Lehre" dem Darwinismus, welchem er selbst den Boden vorbereiten half, ein „nicht zu stürmisch" zu, bringt er uns in der Abhandlung „über Flüsse und deren Wirkungen" geographische Betrachtungen aus den Tagen seiner weiten Reisen, so zeigt er uns in seinen Auseinandersetzungen „über Zweck in den Vorgängen der Natur", über „Zielstrebigkeit in den organischen Körpern", daß die Naturforschung sich nicht weiter scheuen soll, teleologische Fragen in den Kreis ihrer Erörterungen zu ziehen. Wie ein Alp lag es auf der Naturforschung; sie sollte die Formen und ihre Wandlungen, die chemische Zusammensetzung der Organe und ihre chemischen Umsetzungen in jedem Entwickelungsstadium studiren; sie sollte in jedem Moment Auskunft geben über das Wie der Theile lebender Wesen, aber nicht fragen, warum es so sei. Gott sei Dank, daß diese Zeit jetzt hinter uns liegt.

Und welche Fülle neuer Gedanken, welchen Schatz von Kenntnissen breitet endlich der Achtzigjährige vor uns aus, wo er versucht, das, was er als Naturforscher, Anthropolog, Ethnograph, Geograph erfahren, der Weltgeschichte nutzbar zu machen. Philologen und Geschichtsforscher werden im Einzelnen wohl an den Aufsätzen, „wo ist der Schauplatz der Fahrten des Odysseus zu finden", „wo ist das Salomonische Ophir zu suchen", „über den Handelsweg, welcher im fünften Jahrhundert vor Christus durch einen großen Theil des jetzt russischen Reiches ging", Ausstellungen machen, keiner aber wird ohne ehrfurchtsvolles Staunen das Buch aus der Hand legen. Der Mann, der hochbetagt in Verfolgung sehr realer Interessen in der Bucht bei Balaklawa an die Zeit der Jugend erinnert wurde, als Homer ihn begeisterte, als er im Herzen mit Odysseus die Gewaltthätigkeiten der Lästrygonen beklagte, der Mann, in dem diese Eindrücke bis ins hohe Alter so nachwirkten, wie es hier geschehen ist, der war nicht mit dem gewöhnlichen Maße zu messen. Eingeleitet mit Betrachtungen darüber, was bei den Griechen die Sage des Schwanengesanges weckte, wurde dieses Buch der Schwanengesang unseres edlen, großen Freundes.

Der in beständigem Durst nach Erkenntniß der Dinge, die doch zuletzt nur Erkenntniß Gottes erstrebt, nie erlahmende Forscher und Meister trat am 16. November 1876 in die Vollendung hinüber. Ohne lange Krankheit, ohne schwere Leiden, ruhig, Gott ergeben schied er von dieser Erde. Der große Embryolog, der uns in seinem Leben ein fast vollendetes Bild der geistigen Entwickelungs-

geschichte des Idealmenschen gezeichnet, war uns entrissen. Am 20. September haben wir seinen Leib der letzten Ruhestätte übergeben.

Dankbar beugt sich die Wissenschaft aller Lande vor dem Heimgegangenen. Dank zollen ihm Alle, denen er einen Einblick in sein Leben gewährte, Dank vor Allem wir, die wir uns seines Umganges, seines Rathes, seiner Fürsorge freuen durften. Dank schuldet ihm unsere Stadt und unsere Universität, denen er sein Interesse so vielfach bethätigt hat, Dank schuldet ihm die Dorpater Naturforschergesellschaft, deren Zügel er in schwerer Zeit ergriff und der es als Präsident neues Leben, Muth und Kraft zu gedeihlicher Fortentwickelung eingehaucht hat. Eingedenk der daraus erwachsenden Pflichten haben wir am heutigen Tage Grab und Denkmal des großen Todten mit frischen Blumen geschmückt. Eingedenk solcher Pflichten glaubt die Gesellschaft den heutigen Gedenktag nicht würdiger feiern zu können, als indem sie in öffentlicher Versammlung Zeugniß dafür ablegt, daß der Geist Baers, der schlicht und recht, ohne jedes äußere Gepränge und doch so erfolgreich der Wissenschaft und damit der Menschheit zu dienen bestrebt war, auch noch heute in ihr fortwirkt. Sie glaubt den großen Arbeiter am besten dadurch zu ehren, daß sie selbst sich in ihrer bescheidenen Arbeit Ihnen vorstellt. So haben wir beschlossen, heute diese Stunde der Beschäftigung mit den Wissensgebieten zu widmen, auf welchen der Forscher bei jedem Schritte den Spuren K. E. von Baers begegnet.

Den Vortrag dieses Abends einzuleiten, waren die Erinnerungen aus dem Leben Baers, welche ich, so viel möglich, mit seinen eigenen Worten in Ihr Gedächtniß zurückrief, bestimmt.

Freude, hohe stolze Freude beseelt uns, indem wir dessen gedenken, daß Karl Ernst von Baer der unsere war. Dankbar gegen Gott, der ihn uns gegeben und der den Vollendeten wieder mit sich vereinigte, dankerfüllt gegen ihn, der für uns geforscht, gearbeitet, gekämpft, erheben wir uns allesammt von unseren Sitzen. — Die staubgeborene Hülle unseres edlen Heimgegangenen schwand, aber hinauf, hinüber, über der Erde Wechsel, zum Urquell aller Erkenntniß senden wir unseren Blick. Dort, wo Wissen durch Wissen, Licht durch Licht vermehrt wird, wo jeder Zweifel schwindet, jede irdische Dissonanz gelöst ist, weiß unser Geist ihn immerdar zu finden. So ist auch, so bleibt auch Karl Ernst von Baer für immer der unsrige.

G. Dragendorff.

Miscellen.

Von Antonius Bomhouwer.

Unter Zugrundelegung eines alten revaler Rathsprotokolls, dessen Copie wir der Güte des Herrn Dr. Th. Schiemann in Berlin verdanken.

Die Familie Bomhouwer ist dem in der Geschichte unserer Heimath Kundigen nicht fremd. 1469 wanderte sie aus Lübeck nach Reval ein, wo Hans Bomhouwer zu Wohlstand und Ansehen gelangte. Wohl 1508 ist er hier mit Hinterlassung einer ausgebreiteten Familie gestorben. Jasper hatte sein Geschäft in der Vaterstadt an der Trave, Bartelt und Hans blieben in Reval als reiche Handelsherren, ersterer zudem durch das Vertrauen seiner Mitbürger zum Aeltermann großer Gilde erhoben. Zwei andere Söhne widmeten sich dem geistlichen Stande: der eine, Christian, wurde sogar Bischof von Dorpat, der andere, Antonius, trat in den Franziscanerorden in Hasenpoth. Als der Geisterfrühling der Reformation auch in Livland neues Leben zeitigte, war Christian nicht mehr unter den Lebenden, Antonius aber wurde im Gegensatz zu seinen der neuen Lehre sich zuwendenden revaler Brüdern ein eifriger Verfechter Roms. Er war es, der im Auftrage der bedrohten katholischen Partei sich zum Papst aufmachte, um diesen zu energischen Schritten gegen die Ketzer in Livland anzuspornen, der aber, auf der Heimfahrt in Riga vom Rath gefangen gesetzt, nach vergeblichen Bekehrungsversuchen, die der baltische Reformator Andreas Knopken mit ihm vornahm, durch die Fürsprache des revaler Raths freigelassen, doch mit dem städtischen Bann belegt, 1527 nach Reval gezogen zu sein scheint. Von da an verschwindet er aus der Geschichte. — Vier Schwestern werden uns genannt: die eine war mit Peter Klevinckhusen vermählt, zwei, Elsebe und Katharina, waren Nonnen des Brigittenklosters bei Reval, Brigitte

endlich war die Ehegattin des revaler Patriciers Jörges Huldermann, Mutter zweier Söhne und einer Tochter. Doch auch bei ihr überwog der in der Familie stark ausgeprägte geistliche Zug, dem folgend sie in demselben Kloster, das ihre Schwestern barg, nach ihres Gemahls Tode weltflüchtig Ruhe suchte. Von ihr soll im Nachfolgenden die Rede sein.

* * *

Einige Jahre, nachdem Jorges Huldermann gestorben, faßte seine Wittwe Brigitte 1512 den Entschluß, nach Dorpat zu ziehen. Da sie auch ihr vom Manne ererbtes Vermögen mit sich zu nehmen gedachte, mußte der Antheil für ihren unmündigen Sohn durch dazu bestellte Vormünder sichergestellt werden, zu welchem Amt der Aeltermann Bartelt Bomhouwer und Peter Klevinckhusen vom Rath verordnet wurden. Auch der Schwiegersohn des Verstorbenen, Helmich Fick, fand es für nothwendig, für den Knaben einzutreten und den Vormündern es ans Herz zu legen, sie möchten „in Hinsicht dessen, daß dessen Mutter sich dachte aus diesem Lübeckschen Rechte (das in Reval galt), da es geerbt und erworben war, in ein fremdes Recht zu bringen, — — — zusehen, daß sie seinen Theil von seiner Mutter nehmen und in der Stadt Reval verwahren bis zu seinen mündigen Jahren, sollten auch seiner Mutter nicht in allen Dingen zu willen sein, es möchte hernachmals kommen, so sie an die Mahnung gedenken sollten". Jedoch scheinen die beiden Vormünder die Einmischung von Helmich Fick sehr kühl aufgenommen zu haben, jedenfalls kam es 1513, als die mittlerweile nach Dorpat übergesiedelte Mutter in Reval erschien, um das Vermögen flüssig zu machen, zwischen jenen und Fick, dem sich diesmal der erwachsene Sohn, Thomas Huldermann, angeschlossen hatte, zu einem harten Zusammenstoß. Als Helmich und Thomas nämlich ihrer Mutter Vorstellungen machten, sie möge doch in Reval bleiben, jedenfalls aber des jüngeren Sohnes Antheil hier sicherstellen, erschien Bartelt bei Fick, um ihm zu eröffnen, daß er als bestellter Vormund keinerlei Zwischenrede Unbefugter dulden wolle. — Zwei Jahre später, Anno 1515, kamen im Blomeschen Hause zu St. Olaf Vertreter beider Parteien zusammen, wobei das Haus des verstorbenen Jörges Huldermann an Helmich Fick verkauft wurde, damit es nicht in fremde Hände komme. Abermals platzten die Gemüther auf einander; heftig beschuldigte Fick den Bartelt und Klevinckhusen, das Interesse ihres Mündels zu Gunsten der Frau Brigitte schnöde bei Seite gesetzt zu haben. Doch Alles war umsonst; obgleich die Wittwe sich bereit erklärte, des Knaben Erbtheil in Reval zu lassen, entschieden die Vormünder trotz nochmaliger Verwahrung von Seiten Ficks, die Mutter, die des Kindes Beste wohl wahrnehmen würde, solle ihn mit sich nehmen und sein Vermögen verwalten. —

Jahre vergingen, der Knabe verreiste ins Ausland — vielleicht zu den Verwandten in Lübeck — erst 1521 kam er, nunmehr 15 Jahre alt, nach Dorpat heim. Gerüchte, daß seine fromme Mutter ihr und sein Vermögen mit allzu freigebiger Hand vertheile, offenbar zu Gunsten der Kirche, waren ihm längst zu Ohren gekommen und veranlaßten ihn, als der Oheim Bartelt damals zum Besuch zur Mutter kam, ihn in seinem Quartier — „bei der Neustadelschen gegenüber seligen Thomas Becker" — aufzusuchen und ihn um Rath zu bitten. Der Vormund zuckte die Achseln, gab die Schenkungen der Mutter zu, meinte aber, sie lasse sich, auch von ihren Freunden, in diesen Dingen nicht drein reden. So sah sich der Knabe abermals von denjenigen, die sein Bestes wahrzunehmen hatten, in sträflicher Weise verlassen. Es sollte bald weit schlimmer kommen. Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß schon damals Brigitte ganz in den Händen ihres Bruders, des Franziscaners Antonius, war, der den Plan gefaßt hatte, das schöne Erbe der Schwester und ihres Sohnes der katholischen Kirche zu erwerben. Um das Netz fester zu ziehen, schrieb er 1821 an die Schwester und forderte sie auf, mit dem Knaben zu ihm nach Hasenpoth zu kommen. Die beschwerliche und weite Reise wurde angetreten, der sich der Sohn „aus kindlicher Furcht, unmündig und unverständig", wie er selber bekennt, nicht zu widersetzen wagte. Wer mag aber seinen Schreck beschreiben, als er in Hasenpoth am Tage nach der Ankunft von der Mutter vernahm, „daß sie es müde sei, Haus und Hof zu leiten, sie vielmehr der Welt entsagen und in ein Kloster treten wolle". Vergebens wandte er ein, so er ihr zur Last falle, wolle er gern sich selbst seinen Unterhalt erwerben und bei frommen Leuten in Dienst treten; die Mutter erwiderte vielmehr mit der Frage, ob nicht auch er ihrem Beispiele folgen und das „große heilige Leben der Mönche" zu dem seinigen machen wolle. Doch der Sohn blieb standhaft: lieber wolle er sein Dasein durch Betteln fristen, als ihr darin zu Willen sein. Weinend begab er sich ins Kloster, wo ihm Antonius seine Wohnung bereitet hatte. Das verstörte Wesen des Knaben mußte dem Oheim das Mißlingen des offenbar auf sein Betreiben gemachten Vorschlages verrathen, und er begann nun selbst in der Sache sich ins Zeug zu legen. Auf des Knaben Erzählung zeigte er sich äußerst verwundert und sagte, er solle sich doch freuen, daß seine Mutter ein friedsam Leben annehmen wolle, auch er möge diesem Gott wohlgefälligen Wege folgen, die Zeiten seien böse genug und glücklich der, der, aller Gefährlichkeit der Welt entflohen, gute und sorglose Tage verbringen könne. Wenige Tage darauf verließ Frau Brigitte den Sohn, um in dem revaler Nonnenkloster zu St. Brigitten den Schleier zu nehmen. Noch beim Abschied machte sie einen Versuch, den Sohn zum Eintritt ins Mönchsleben zu bewegen, und wies ihn mit vielen Worten auf

das Verdienstliche dieses Schrittes hin. Es waren schwere 7 Wochen, die für den Vereinsamten folgten, Wochen, in denen der Mönch nicht von seiner Seite wich, indem er „mir früh und spät mit List nachging, ob er einen Mönch aus mir machen könnte. Deshalb," klagte der Knabe, „mußte ich mit den Mönchen zum Chor gehen, in wollenen Kleidern liegen, ob ich je irgend welche Lust zur Kutte gewinnen würde, indem er nicht wenige Worte und Heimtücke dazu brauchte." Als die gewöhnliche Ueberredung nichts fruchtete, verfiel Antonius auf ein seltsames Mittel, um den Spröden mürbe zu machen. Er kam mit dem Propst, der nach Memel zu verreisen hatte, überein, derselbe solle jenen mit sich nehmen, damit er, durch „das Ungestüm und Fährlichkeit der See kleinmüthig geworden, desto besser zur Kutte geneigt würde". Während der Prälat die Reise zu Lande antrat, wurde der Knabe gezwungen, in einer kleinen „Schute" bei stürmischem Wetter sich auf hohe See zu wagen: müde und mitgenommen gelangte er nach Memel, wo er erfuhr, daß der Propst bereits zur Heimkehr rüste, da schwere Gefahren die Weiterreise verhinderten. So traf der junge Huldermann, gebrochen und krank, bald wieder in Hasenpoth ein, von Antonius scheinbar erstaunt empfangen, was der Grund sei, daß er wiedergekommen. Auf dessen kleinmüthige Erzählung, wie übel es ihm ergangen, bemerkte er spöttisch, ob er nun endlich erkannt habe, daß es allein im Kloster gute Tage gäbe, da man von keinem Unglück wüßte. — Bald darauf brach in der Abtei eine heftige Seuche aus, die mehrere Brüder befiel und Antonius zwang, den Pflegebefohlenen fortzusenden. Doch ein Zufall wollte es, daß der Sohn von Frau Brigitte selbst kurz darauf erkrankte und im Kloster Heilung suchte. Antonius Bomhouwer erklärte ihm natürlich, Gott wolle ihn durch ein Wunder zu sich ziehen, er werde das auch der lieben Mutter im Brigittenkloster berichten. So zogen sich die Schlingen immer fester um den Umgarnten, der seinem Geschicke verfallen schien. „Ehrsame, wohlweise Herren," also hat er selbst später vor dem revaler Rath seine Bedrängnisse geschildert — „es hat sich ereignet, als ich so im Elend und des Teufels Gefängniß war, wo ich keinen treuen bekannten Freund hatte, der mir irgend etwas zum Besten rathen könnte, konnte auch meinen eigenen Nutzen oder Bestes nicht ermessen, vernahm auch, daß die Mönche nicht zufrieden wären; ich war da stets bei ihnen, wußte nicht, wie ich es anfangen sollte, ist zu mir gekommen Antonius und hat mich mit vielen listigen Worten gefragt, ob ich auch irgendwie im Sinn hätte, ein klösterlich Leben anzunehmen; — — — ging mir mit solchen und anderen Worten immer nach, wußte zuletzt nicht, was ich anfangen sollte; nachdem ich so überlaufen ward, habe ich zuletzt aus Betrübniß meines Herzens und Verzweiflung die Einwilligung gegeben, als einer, der mit mancherlei List dazu durch Täuschung gebracht und gedrängt

wurde, konnte auch mein eigenes Beste nicht merken oder mein Verderben meiden." Antonius war am Ziel, dem von der Mutter verlassenen Jüngling zwang er das Gelübde des Eintritts ins Kloster und das Versprechen, sein Erbe dem Kloster zu schenken, ab, ja er scheint ihn veranlaßt zu haben, in diesem Sinne an seine Vormünder zu schreiben.

Geblieben ist der junge Huldermann in des „Teufels Gefängniß" nicht. Die Reformation, die sich in den Livlanden siegreich Bahn brach, sprengte die Kerkerpforten; ob er entflohen oder wie er dem Kloster entkommen, wissen wir im Einzelnen eben so wenig, wie das Jahr, da er zur Freiheit gelangte. Nur das steht fest, daß er gegen seine Vormünder vor dem Rath Revals wegen ungetreuer Verwaltung seines Erbtheils Klage erhob; daß ihm hierbei Genüge geschehen, dürfte bei der seit 1624 auch in Reval durchgeführten Reformation als wahrscheinlich angenommen werden.

Als ein Zeichen, zu welch verächtlichen Mitteln der Katholicismus jener Tage zu greifen nicht verschmäht hat, hat die Episode von den Leiden des jungen Holdermann ihre Bedeutung auch noch in unseren Tagen, in denen der alte Spruch Ben Akibas auf mehr denn einem Gebiet erneute Wahrheit erhält.

E. S.

Bücherschau.

Aus Kurlands herzoglicher Zeit. Gestalten und Bilder von Ernst Seraphim und August Seraphim. Zwei Fürstengestalten des XVII. Jahrhunderts. Mitau 1892. 248 S.

Die Verfasser des vorliegenden Buches sind den Lesern der „Balt. Mon." keine Fremden. Wiederholt sind sie mit kleineren Arbeiten vor dieselben getreten, entweder Neues bietend oder über Arbeiten Anderer referirend. Eine umfangreichere Aufgabe haben sie sich in den Gestalten und Bildern aus Kurlands herzoglicher Zeit gesetzt. In der Vorrede werden noch weitere Publicationen aus demselben Gebiet in Aussicht gestellt, und wir dürfen uns dieser Aussicht freuen, denn die in diesem Buche zunächst gebotenen beiden Lebensbilder können allen Liebhabern baltischer Geschichte als eine nicht nur belehrende, sondern wirklich genußreiche Lectüre bestens empfohlen werden. Ernst Seraphim hat das Leben der Elisabeth Magdalene, geb. 1580, gest. 1649, Gemahlin Herzog Friedrichs von Kurland, behandelt, August Seraphim des Prinzen Alexander von Kurland, geb. 1658, gest. 1686. Wer waren diese beiden fürstlichen Persönlichkeiten? Bisher sind sie kaum dem Namen nach bekannt gewesen. Nun aber stehen beide in greifbarer Deutlichkeit vor uns, Kinder ihrer Zeit, eng verflochten in die herben Geschicke des kleinen Ländchens, dem sie angehören, aber in ihren wichtigsten Lebensinteressen auch verknüpft mit den großen Actionen der europäischen Geschichte. Wenn es den Verfassern gelang, mit eben so glücklicher, wie kundiger Hand aus den modernden Schätzen der Archive, in erster Linie des herzoglichen zu Mitau, ein so reichhaltiges Material für die Geschichte zweier Persönlichkeiten zu heben, deren Lebensgang an sich ein außerordentliches Interesse nicht bietet, so dürfen wir uns der Hoffnung hingeben,

daß auch für Bedeutsameres die geschichtlichen Quellen nicht spärlich fließen werden. Daß es uns aber an Arbeitern nicht fehlt, die mit Liebe zur Sache und fachmännischem Urtheil das Vorhandene zu verwerthen wissen, zeigen die beiden vorliegenden Biographien.

Elisabeth Magdalene war eine pommersche Fürstentochter. Als zwanzigjähriges Mädchen reichte sie dem 11 Jahre älteren Herzog Friedrich von Kurland, Gotthard Kettlers Sohn, die Hand zum Ehebunde und hat ihm zweiundvierzig Jahre lang treu zur Seite gestanden in den mancherlei inneren und äußeren Stürmen, die das kleine Staatsschiff häufig genug mit dem Untergange bedrohten. Einen Erben schenkte die kränkliche Frau ihm nicht. Volle mütterliche Sorgfalt wandte sie dafür dem Sohne ihres durch eigene Verschuldung unglücklichen Schwagers Wilhelm, dem jungen Herzog Jacob zu, auf dem allein die Zukunft des Kettlerschen Hauses und die des Herzogthums ruhte. Nach den ersten verhältnißmäßig glücklichen Jahren ihrer Ehe sah sie Kurland in die gefährlichen Noldeschen Händel verstrickt, die dem unbotmäßigen Adel des Landes eine bequeme Handhabe zu Zettelungen mit dem Oberherrn Kurlands, dem Könige von Polen, boten. Das Endziel derselben lief auf die Schwächung, ja Vernichtung der herzoglichen Gewalt in Kurland hinaus. Die weise Versöhnlichkeit und Standhaftigkeit Herzog Friedrichs wehrte das Schlimmste ab; sein Bruder aber, Herzog Wilhelm, der in der Hitze des Streites selbst vor dem Morde nicht zurückgescheut hatte, mußte das Land seiner Väter meiden und seine besten Jahre ruhmlos in der Fremde vertrauern. In Pommern, bei den Verwandten seiner Schwägerin, hat er gastfreie Aufnahme gefunden. Elisabeth Magdalene bewahrte dem Vertriebenen eine schwesterliche Zuneigung; ihren und ihres Gemahls Bemühungen war es vor Allem zu danken, wenn nach vielen langwierigen Verhandlungen die Nachfolge Jacobs im Herzogthum endlich anerkannt wurde und die Belehnung desselben durch den König von Polen erfolgte. — In den folgenden Jahrzehnten erfüllte wildes Kriegsgetümmel einen großen Theil Europas. Trauernd sah Elisabeth Magdalene ihre pommersche Heimath von den sich ablösenden Truppen der Kaiserlichen und der Schweden mißhandelt, zu Grunde gerichtet. Sie erlebte das unheimlich rasche Erlöschen ihres vor Kurzem noch blühenden Geschlechts und die Zerstückelung des Landes, in dessen Besitz andere Herren sich theilten. Im Grunde genommen waren es doch dieselben Gegensätze, welche auch im Osten auf einander stießen, Katholicismus und Protestantismus, die, durch Polen und Schweden vertreten, auch auf baltischem Boden den Kampf um die Vorherrschaft ausfochten. So sah Elisabeth Magdalene auch ihre neue Heimath Kurland unter unsäglichen Kriegsleiden sich fast verbluten. Kurlands politische Selbständigkeit ging endlich ungeschwächt aus dem großen

Kriege hervor. Mit dem Jahre 1635 begann hier eine zwanzigjährige Friedenszeit, deren größten Theil Elisabeth Magdalene noch mit erlebte. Sie hat an ihrem Theil nach Kräften gesucht, das zertretene Land zu neuer Blüthe zu bringen; ihr menschenfreundliches Gemüth, das Kleines wie Großes mit gleich herzlicher Theilnahme umfaßte, bezeugt sich in vielen kleinen vom Verfasser mitgetheilten Zügen, in ihrem Verhältniß zum Gatten, zu ihren Verwandten, zu Allen, denen sie in einem schicksalvollen Leben und bei ihren weit verzweigten Interessen näher trat. Sie war eine sorgsame Haushälterin, die ihre nicht geringen Einkünfte gut verwaltete und sich auch um Geringes bekümmerte. Als ihr Gemahl 1642 aus dem Leben schied, siedelte sie bald darauf nach Doblen über, wo sie die letzten sechs Jahre ihres Lebens in heiterer Ruhe verbrachte, hochverehrt von dem ganzen Lande. Häufig empfing sie den Besuch ihres Pflegesohnes, des Herzogs Jacob, und seiner Gemahlin, der brandenburgischen Louise Charlotte. Die Freude an dem Eheglück des jungen Fürstenpaares und an dem vor ihren Augen neu heranwachsenden Geschlecht verschönte die letzten Jahre der Greisin. Am 23. Februar 1649 ist sie gestorben.

Die Friedensjahre bis zum Ausbruch des nächsten schwedisch-polnischen Krieges i. J. 1655 sind die glücklichsten gewesen, die Kurlands Geschichte aufweist. Plötzlich aber zog sich das Unwetter über dem kleinen Staate zusammen und entlud sich mit zermalmender Heftigkeit. 1658 wurde das Land, dem die Neutralität zugesichert war, unversehens von den Schweden überfallen, Mitau durch einen berüchtigten Handstreich genommen, die herzogliche Familie gefangen nach Iwangorod gebracht. In der Angst dieser schreckensvollen Tage wurde die Herzogin, eine Gefangene im eigenen Schlosse zu Mitau, von dem Prinzen Alexander entbunden. Die Natur hatte ihn kümmerlich ausgestattet: der rechte Arm hörte am Ellenbogen auf und mußte durch einen künstlichen Lederarm ergänzt werden. Um so zärtlichere Sorgfalt wandte die Mutter dem Mißgestalteten zu. Erst 1660 kehrte die herzogliche Familie aus der schwedischen Gefangenschaft in ihr schwer geprüftes Land zurück. Der Prinz wurde noch als Kind an den verwandten berliner Hof geschickt und empfing dort, fern von den Seinen, den ersten Unterricht. Von 1667 bis 1676, dem Todesjahre seiner Mutter, weilte er in der Heimath. Mit Louise Charlotte verknüpfte ihn noch ein besonderes Band: es war der Herzogin gelungen, den jüngsten Sohn für ihren calvinistischen Glauben zu gewinnen, ein Umstand, der zu dauernder Entfremdung von dem eifrig lutherischen Herzog führte. Auch später konnte ein wirklich herzliches Verhältniß zwischen Vater und Sohn nicht erzielt werden. Die soldatischen Neigungen des Prinzen fanden die Billigung des Vaters nicht, der ihn zunächst studiren lassen wollte. Alexander aber begab sich nach dem

Tode der Mutter auf Reisen und blieb, gefesselt durch die mächtige Persönlichkeit des Großen Kurfürsten, an dessen Hof; gegen des Vaters Willen machte er einige Feldzüge gegen die Schweden mit; das gespannte Verhältniß zum Herzog erfuhr durch die fortwährenden Geldverlegenheiten des Prinzen immer neue Steigerung. Nach des Vaters Tode trat er vollständig in brandenburgische Dienste und fand 1686 vor Ofen einen ehrlichen Soldatentod.

Dies in kurzen Umrissen der Inhalt der beiden Lebensbeschreibungen. Man sieht, etwas Außergewöhnliches weist das Leben Elisabeth Magdalenes und Alexanders nicht auf; gewiß hat es viele deutsche Fürstinnen gegeben, die, ähnlich der besprochenen kurländischen Herzogin, als treue Gattinnen die Leiden und Freuden ihres Landes mit dem Gemahl theilten, ihm rathend zur Seite standen und sich allgemeiner Achtung erfreuten; und wie viele deutsche Prinzen haben nicht ebenso wie Alexander Dienste bei fremden Herren genommen und sind auf dem Felde der Ehre gestorben. Welches besondere Interesse dürfen denn die Seraphimschen Arbeiten für sich in Anspruch nehmen?

Anfangs wollte es uns scheinen, als ob das Buch zu weit ausholte und mit zu großer Umständlichkeit auch des Lebens Kleinigkeiten nachging. Aber, wie der Verfasser selbst sagt, es sollte auch ein Bild der Zeit gegeben werden, in welcher die behandelten Persönlichkeiten lebten und wirkten. Und da durften auch Küchenzettel, Wirthschaftsrechnungen, Beschreibungen verschiedener Ceremonien, umständliche testamentarische Verfügungen u. dgl. m. sehr wohl ihren Platz finden, um so mehr, als es sich um ein Bild aus unserem provinziellen Leben handelt. Der besondere Reiz der Provinzialgeschichte liegt doch neben dem vaterländischen Interesse, das sich naturgemäß auch dem Unbedeutenderen zuwendet, darin, daß im Leben der Provinz die Zustände und Eigenthümlichkeiten einer größeren Gemeinschaft in besonderer Ausprägung zur Erscheinung kommen. In diesem Buche spiegelt sich nun aufs Getreueste das deutsche Fürstenleben des 17. Jahrhunderts wider: diesseits wie jenseits der deutschen Grenze derselbe patriarchalische Grundzug, der den Fürsten als großen Grundherrn und fürsorglichen Verwalter seiner weit ausgedehnten Güter erscheinen läßt; hüben wie drüben dieselben Familieninteressen und kleinlichen Erbschaftsstreitigkeiten; derselbe Kampf mit den Herrschaftsgelüsten der Stände, dieselbe Freude an höfischem Glanz und Wichtigthuerei mit fürstlicher Repräsentation; derselbe Thatendurst der jüngeren Prinzen, denen die kleinen Verhältnisse des eigenen Landes zu eng werden und die nur schwer eine standesgemäße Versorgung erhalten; schließlich dieselben elenden Verse, mit denen devote und berechnende Dichterlinge die verstorbenen Fürstlichkeiten besingen.

Ich möchte sagen, daß die Biographie mit der Provinzialgeschichte

etwas Verwandtes hat. Die geschilderte Persönlichkeit nimmt zunächst das Interesse in Anspruch; ihren vollen Reiz gewinnt sie aber dann, wenn sie als besonderes Beispiel der Hervorbringungen einer bestimmten Zeit gezeichnet wird.

Die Verfasser haben es verstanden, ihre Helden auf dem Hintergrunde der kurländischen Landesgeschichte zu schildern, so daß sich die Biographien zu einer Darstellung wichtiger Perioden der kurländischen Geschichte erweitern. Daß die Biographie der Elisabeth Magdalene bei weitem mehr kurländische Geschichte bietet, als die des Prinzen Alexander, der, jung gestorben, seine besten Jahre im Auslande verlebte, ist selbstverständlich. In Zukunft wird jede Darstellung der kurländischen Verhältnisse des 17. Jahrhunderts auf die Seraphimschen Arbeiten, in denen eine beträchtliche Summe wissenschaftlicher Forschung niedergelegt ist, zurückgehen müssen. Um nur eins herauszugreifen: Kurland galt bis jetzt als ein Land, das im Gegensatz zu seinen Schwesterprovinzen im 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts im Großen und Ganzen die Segnungen des Friedens ungestört genoß. Cruses Kurland unter den Herzögen, der betr. Theil von Richters Geschichte der Ostseeprovinzen erwähnen den schwedisch-polnischen Krieg unter Gustav Adolf nur kurz, ohne auf Details einzugehen. Was sonst über die Schwedennoth Kurlands in dieser Zeit an gedrucktem Material vorlag, war verborgen und halb vergessen in zerstreuten Artikeln unserer historischen Zeitschriften. Jetzt erst erhalten wir durch E. Seraphim eine ausführliche Darstellung des Krieges, die größtentheils vollständig Neues bietet und uns zeigt, daß auch das Gottesländchen noch vor dem Ueberfall von 1658 Zeiten der Zerstörung und namenloser Kriegsleiden durchgemacht hat, die gewiß nicht geringer waren, als die gleichzeitigen Leiden der deutschen Länder im 30jährigen Kriege. Daß Kurland damals so gründlich verwüstet worden ist, wie Livland zur Zeit Iwan Grosnijs, wird immerhin noch mit Fug bezweifelt werden dürfen.

Zum Schluß sei uns noch die Bemerkung gestattet, daß die Verfasser oder die Setzer die Jahreszahlen etwas stiefmütterlich behandelt haben. Zu Beginn des Nachtrages auf S. 151 fehlt die Jahreszahl ganz; ebenso wird uns auf S. 135 nur der Monatstag der Vermählung Herzog Jacobs, nicht das Jahr desselben angegeben; S. 179 schenkt Prinz Alexander seinem Schwager einen Hund i. J. 1015, und auch zu dem Datum 8. März 1624 auf S. 102 möchten wir ein Fragezeichen machen. Auf derselben Seite ist auch die Numeration der Noten etwas in Verwirrung gerathen. In den Anmerkungen fehlt die im Text angeführte Note 82b.

Bgn.

Die Aufzeichnungen des rigaschen Rathssecretärs Johann Schmiedt zu den Jahren 1558—1562. Bearbeitet von Dr. Alexander Bergengrün. Leipzig. Duncker und Humblot. 1892. Gr. 8. S. 164. 4 M. 40 Pf.

In der Hoffnung, die von ihm aufgefundenen und in eigenhändiger Abschrift bewahrten Aufzeichnungen doch noch einst selbst herausgeben zu können, ist Hermann Hildebrand seiner Arbeit und unserer Mitte entrissen. Die unausgesetzte Beschäftigung mit dem Urkundenbuche mochte ihn schwer zu anderen Unternehmungen, an denen es trotzdem nicht gefehlt hat, gelangen lassen. Nun ist dem berechtigten Wunsche, endlich einmal das vielversprechende Schriftstück veröffentlicht zu sehen, mit verständnißvoller Pietät entsprochen. Der Herausgeber hat die reichlich vorgefundenen Anmerkungen Hildebrands zum Texte der Handschrift, wie dessen Inhaltsangabe und Beschreibung des ganzen von Joh. Schmiedt zusammengestellten Codex der Manuscriptensammlung der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen, dessen wichtigsten Bestandtheil jene Aufzeichnungen bilden, sorgfältig benutzt oder wiedergegeben; die ganze saubere und wohl erschöpfende Bearbeitung des Inhalts ist sein eigenes Werk. Was er zur Charakteristik der Schmiedtschen Darstellung und über ihre Bedeutung sagt, kann ich nur unterschreiben. Was Schmiedt selbst über die Riga betreffenden Ereignisse in den Jahren 1558—1562 Neues oder das Bekannte Ergänzendes mittheilt, ist von Bergengrün hervorgehoben und mag vom Geschichtsfreunde in dem handlichen und sehr lesbaren Buche selbst nachgesehen werden. Auf einige sehr überraschende Ergebnisse der textkritischen Forschungen des Herausgebers sei jedoch ein Hinweis gestattet.

Sobald der Plan der Edition gefaßt worden, mußte sich die Frage aufdrängen, ob Spuren einer Kunde von den Schmiedtschen Aufzeichnungen im Lande vorhanden seien. In der That zeigt Winkelmanns «Bibl. Liv. hist.» Nr. 7321 solche Spuren auf, die einen Theil der Handschrift in der dorpater Universitätsbibliothek abschriftlich vermuthen ließen. Die genannte Nummer führt den Titel „Genaue und vollständige Nachrichten von den Begebenheiten zu Riga in den Jahren 1558 und 1559 und nennt Abschriften dieser „Nachrichten" von Brotzes Hand auf der rigaschen Stadtbibliothek. Es befremdet, daß seit der Anzeige, die Hildebrand von seinem Funde im Jahre 1877 machte, dem 1878, vielleicht auch schon 1869 veröffentlichten Hinweise Winkelmanns — ich habe die erste Ausgabe der Bibl. nicht zur Hand — nicht nachgegangen ist. Bergengrün hat nun den dorpater Codex durchgesehen und in ihm eine vollständige Abschrift des kopenhagener Originalcodex, der Aufzeichnungen Schmiedts sowohl, wie aller Beilagen, gefunden, und er hat ferner festgestellt, daß Brotze wieder den dorpater Codex, „soweit er die von Schmiedt gesammelten Materialien

enthält, theils copirt, theils excerpirt hat", auf Brotze[1] aber drei andere Handschriften zurückgehen, von denen zwei nur die Schmiedtschen Aufzeichnungen, eine die übrigen von Brotze copirten Stücke enthalten. In Betreff dessen, was Brotze nun eigentlich copirt hat, wäre wohl eine schärfere Bezeichnung zu wünschen gewesen, da doch nur mit einigem Zwange die „Aufzeichnungen" Schmiedts unter den Begriff des „von Schmiedt gesammelten Materials" fallen, wie auch nicht abzusehen ist, warum auf den Seiten XII bis XIX in den dem dorpater Codex gewidmeten Columnen der Vermerk fehlt, was davon bei Brotze und wo es sich findet, wie ein solcher Vermerk doch auf Seite XI anhebt. Jedenfalls sehen wir aus diesen Mittheilungen mit verblüffender Klarheit, daß wir den Schatz, den Hildebrand ins Haus zurückgebracht hat, längst besitzen, ohne von ihm eine Ahnung gehabt, geschweige ihn verwerthet zu haben. Eine gewisse Mitschuld daran, wenn von einer Schuld überhaupt die Rede sein kann, trifft den Unterzeichneten ebenso wie viele seiner Gefährten in der heimischen Geschichtsforschung. Sie liegt begründet in der unwillkürlichen Einseitigkeit, mit der man die zur Zeit gerade vorliegende Aufgabe und um so mehr, je weiter sie gesteckt ist, zu verfolgen pflegt, und bei der man, was ihr im Augenblicke abseits liegt, zur Rechten und Linken liegen läßt, ohne später den Moment zu finden, zum Liegengelassenen zurückzukehren. Im besprochenen Falle ist durch dieses Uebersehen glücklich nichts versäumt, es hat sich dadurch keine falsche Auschauung gebildet und fortgesetzt; es erweist sich nur die Sammelarbeit Alexandrows, des Urhebers des dorpater Codex, und unseres alten fleißigen Brotze als vergeudet; denn unserer Geschichtserkenntniß hat sie nichts genützt, und wäre sie genutzt worden, so hätte ihr doch immer der Stempel der Authenticität gefehlt, bis Hildebrand die Originalhandschrift aufgefunden. Aber auch nicht ganz vergeblich ist sie gewesen; denn Bergengrün hat dem dorpater Codex den Anhang zu seinem Buche entnehmen können, dessen Stücke Hildebrand wohl beschrieben, aber nicht abgeschrieben hat und die doch nach mancher Seite hin von großem Interesse sind. — Nach Allem scheint es sehr wünschenswerth, den Manuscriptenbestand der dorpater Universitätsbibliothek, an dem Hildebrand vorübergegangen ist, einer gründlichen Durchsicht und Aufnahme unterzogen zu sehen.

Das zweite überraschende und keinen mehr als mich überraschende Ergebniß der textkritischen Forschungen ist der von Hildebrand durch Feststellung der Identität der Schriftzüge Johann Schmiedts in einer Reihe von Vorlagen meiner „Briefe und Urkunden" begonnene und von Bergengrün durchgeführte Nachweis, daß die von mir dem Bürgermeister Jürgen Padel auf

[1] Auf S. XXVII der Einleitung ist statt S. VI S. X zu lesen.

Grund eines seine Unterschrift tragenden Originalbriefes an den rigaschen Rath zugeschriebenen Schriftstücke nicht von ihm, sondern von Johann Schmiedt herrühren. Der Rathssecretär hat also im Auftrag des Bürgermeisters einen Privatbrief für ihn geschrieben und von ihm die Ermächtigung erhalten, mit des Bürgermeisters Namen zu unterzeichnen. Der Fall ist allerdings so seltsam, daß auf ihn von selbst zu verfallen einem Historiker unmöglich gewesen wäre oder ihn unmöglich gemacht hätte. Wenn aber Hildebrand aus seiner Kenntniß des kopenhagener Autographs die Handschrift Schmiedts in erwähntem Briefe feststellt und Bergengrün zudem nachträglich in einer Schuldverschreibung Jürgen Padels dessen Handschrift kennen gelernt hat und sie als durchaus verschieden von jener der ihm von mir zugeschriebenen Schriftstücke bezeichnet, so kann ich füglich nicht zweifeln, daß ich mich in einem ganz folgerichtig erwachsenen Irrthum befunden habe. Gegenüber einem mit dem Namen des Bürgermeisters unterzeichneten Briefe in gleicher Handschrift mit der ganzer Stöße von Acten und Briefen aus den entscheidungsvollen Monaten jener Jahre, in denen der Bürgermeister auf Gesandtschaften und in Verhandlungen thätig war, konnte ohne Kenntniß der Schriftzüge Schmiedts, die erst später durch Hildebrand erlangt worden, schlechterdings nicht in Schmiedt der Schreiber gesucht werden. Das einzige beglaubigte Zeugniß seiner Hand aber, eine notarielle Vidimation, hat mich, ihren Herausgeber, seiner Zeit nicht im guten Glauben beirren und zu erneuter Prüfung veranlassen können, weil damals nichts vorlag, wodurch das Augenmerk auch nur irgendwie auf Johann Schmiedt gerichtet wurde. Beim Entdecker und Bearbeiter des Mannes, der nun im Vordergrunde ihres wissenschaftlichen Interesses stand, war die Sachlage eine andere geworden.

Bergengrün hat nun ganz Recht, wenn er für Johann Schmiedt einen Theil der von mir Jürgen Padel gespendeten Anerkennung beansprucht; er hat aber Unrecht in der Ansicht, meine auf Grund eines Irrthums über die Handschrift gezogenen Folgerungen zu Gunsten der Person Jürgen Padels seien mit der Erkenntniß jenes Irrthums hinfällig geworden. Jürgen Padel bleibt einstweilen in Gesinnung und Denkweise unverrückt derselbe, wie ich ihn gezeichnet habe. Die besondere Fassung der Gedanken, der specifische Ausdruck, den seine Gesinnung gefunden, dies allein ist ihm nicht mehr zuzuschreiben; ebenso verringert sich das Maß seiner Arbeitsleistung, da die ihm von mir zuertheilten Schriftstücke nicht von seiner Hand verfaßt sind. Was ihm hier abgezogen wird, kommt auf das Theil Johann Schmiedts. Wer im Verkehr zwischen Bürgermeister und Rathssecretär mehr der Gebende, wer mehr der Empfangende gewesen, entzieht sich für immer unserer Kenntnißnahme. Das steht jedoch fest, daß der Secretär so wichtige Meinungsäußerungen und Entschlüsse, wie geschehen, nicht im Namen der Stadt auf-

setzen konnte, wenn sie nicht vom Bürgermeister gebilligt und er sie im Rath und vor den Fürsten zu vertreten bereit war. Folglich war Padel die in den Schriftstücken sich äußernde Gesinnung eigen, denn er hatte vor dem Risse zu stehen. Er war so glücklich, wie wir jetzt sehen, in Johann Schmiedt einen gleichgesinnten Mann, der ihm in die Hand arbeitete, möglicherweise ihn auch förderte und stärkte, zur Seite zu haben. Freuen wir uns also, daß unser Riga 1561 zwei solcher Männer hatte, und erinnern wir uns der Wiederkehr eines ähnlichen glücklichen Verhältnisses im Riga unserer Tage!

Friedrich Bienemann.

Herausgeber: R. Weiß.

Für die Redaction verantwortlich:
N. Carlberg.

Дозволено цензурою. — Ревель, 11-го Марта 1892.
Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Линдфорса въ Ревелѣ.

Die Poesie im Recht.

(Ein Vortrag.)

Manchem mag wohl, wenn er den obigen Titel liest, der Gedanke kommen: Da ist nun wieder absichtlich ein barockes Thema gewählt worden, um das Publicum anzulocken! Recht und Poesie! Klingt das nicht ungefähr ebenso wie die Titel jener Dramen und Novellen, welche schon in ihrer Aufschrift dem Leser eine Frage stellen, deren Auflösung unmöglich erscheint und daher Spannung hervorruft? wie „Haß in der Liebe", „die Schönheit des Häßlichen", „Verbrechen aus Ehre" u. s. w.?

In der That, wollte man dem Beispiel der Wenigen folgen, welche bisher Poesie und Jurisprudenz zu verknüpfen versucht haben, so wäre man entweder gezwungen, die für den oberflächlichen Betrachter fast allein möglich erscheinende *scherzhafte* Beantwortung dieser Frage zu versuchen und zu zeigen, wie die Poesie im Recht nur in der Form von Satyren über Recht und Rechtswissenschaft, in gelegentlichen Epigrammen und Liedern, welche gleichfalls keine große Hochachtung vor dem Recht zu zeigen pflegen, Vertretung gefunden hat und etwa damit schließen, daß die Poesie im Recht gesucht, aber nicht gefunden werden könne. Oder man würde das Thema zwar *ernst* nehmen, sich aber damit begnügen, die poetischen *Formen* und Reimereien in rechtsgeschichtlicher Entwickelung vorzuführen, in welcher sich Rechtssätze seit Alters abgelagert haben, wobei die Darsteller gewöhnlich vergessen, daß hier meist nicht das *Recht* poetisch behandelt wird, sondern Lebensgewohnheiten und tägliche Vorkommnisse, welche zugleich den Stoff für Rechtssätze darbieten, gleich den Criminalnovellen der Neuzeit.

Nichts von alledem! Wir wollen unsere Aufgabe heute in ihrem innersten Kern fassen und versuchen, das gesammte Recht und die Rechts-

wissenschaft dichterisch zu verklären. Wir wollen versuchen, das Bewußtsein von der Großartigkeit und Schönheit unseres Stoffes wieder wachzurufen, wie es in früheren Generationen gelebt und wie es stets nur geschlummert, nie aber ganz vernichtet worden ist. Und wir fürchten nicht, mit diesem Versuch zu scheitern! Ist doch die Liebe, die so Viele zur Rechtswissenschaft empfinden, der beste Beweis für die poetische Kraft derselben. Was in der tiefsten Brust verborgen ruht, ist an sich schon ein Gedicht, wenn auch nur für seinen Besitzer.

Wir wollen uns hier nicht auf den Streit über die Begriffsdefinition der Poesie einlassen, der diese wie alle Künste begleitet und aus der verschiedenen Auffassung des Begriffs der Schönheit entspringt. Für uns genügt es hier, daß Adel der Gedanken und schöne, wohlklingende Form die äußeren Bedingungen jedes dichterischen Erzeugnisses bilden. Und wenn das der Fall ist, welcher Gedanke eignet sich besser zur dichterischen Verwerthung, als der des Rechts, welches schon der römische Jurist Celsus dahin definirte: „Das Recht ist die Kunstübung des sittlich Guten." Der Grundgedanke des Rechts — die große Idee der Wiederherstellung der durch Egoismus und Leidenschaft verletzten Wohlfahrt der Einzelnen, der stete Kampf der gewaltigsten Erdenmacht gegen die gewaltigste Erdenschuld — giebt es einen mächtigeren Vorwurf für den Dichter? Wird hier nicht die ganze Welt und die ganze Weltgeschichte zu einem Riesenepos oder Riesendrama, in welchem sämmtliche Vorkämpfer der Menschheit, bald auf Seiten des Rechts, bald auf Seiten des Unrechts, als Helden figuriren? Wohl mag der einzelnen dichterischen Begabung diese Auffassung der Poesie des Weltgeistes als zu mächtig erscheinen — niemals aber darf man es wagen, diesem Gedanken die Eigenschaften abzusprechen, welche stets die ersten sein werden, die das Dichterfeuer entzünden: Kraft und Erhabenheit!

Und schon im ersten Act dieses Weltdramas finden wir die Dichtkunst auf dem richtigen Wege. Keine poetische Idee vermag sich bei den Griechen in Bezug auf Häufigkeit der Anwendung und ergreifende Darstellung mit jener furchtbaren Macht zu messen,

„die richtend im Verborg'nen wacht,
Die unerforschlich, unergründet
Des Schicksals dunkle Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht."

Die Nemesis, jene Macht der Verfolgung des Bösen, wie sie von Aeschylus und Sophokles für alle Zeiten erschütternd gezeichnet worden, wie sie die Erinnyen oder Rachegöttinnen dem flüchtigen Verbrecher nachsendet, daß sie

„sich heften an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht.
Und glaubt er fliehend zu entspringen,
Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm legend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn ohn' Ermatten —
Versöhnen kann uns keine Reu',
Ihn fort und fort bis zu den Schatten
Und geben ihn auch dort nicht frei,"

die Nemesis, welche nicht in der äußerlichen Strafe, sondern in der innerlichen Qual des Verbrechers ihr durchgreifendstes Zuchtmittel erblickt, ist nichts Anderes als die verwirklichte Rechtsidee, deren gewaltige Macht uns der griechische Mythus nicht besser zu illustriren weiß, als dadurch, daß er auch die Götter ihr unterwirft. Denn ihm verknüpft sich die schreckliche, dunkle und unpersönliche Gestalt des Alles beherrschenden Schicksals mit dem des Strafgerichts — und so ist ihm im erhabensten Sinne „die Weltgeschichte das Weltgericht".

Und wenn schon die Macht allein, ohne Hinzutreten der Sittlichkeit, die Dichter zu großartigen Kunstleistungen begeistert hat, um wie viel mehr muß dies bei der Darstellung der Gerechtigkeit der Fall sein, in welcher sich Macht und Sittlichkeit verbindet? Alle Bedingungen der Dichtkunst treffen in derselben zusammen. Hier tritt uns die für die Poesie unumgängliche sinnliche, äußerliche Gestaltung in gewaltigen Schicksalen entgegen, welche alle von der großen Idee der Gerechtigkeit aus die richtige Beleuchtung erhalten und vor welcher Jahrhunderte zusammensinken in einen Athemzug des Weltgeistes! Hier finden wir die für die Dichtkunst — im Gegensatz zu den plastischen Künsten — erforderliche stete Bewegung, den ewigen Kampf, welcher in jeder großartigen Persönlichkeit, in dem Leben jedes mächtigen Volkes von Neuem hervortritt, mit allen aufregenden Phasen eines solchen, mit dem ewig spannenden Wechsel zwischen Sieg und Tod! Hier ruht endlich die erschütterndste Tragik verborgen, jenes tragische Mitleid, welches der Untergang großartiger Persönlichkeiten und Völker stets erregen wird, auch wenn derselbe durch die Schuld veranlaßt wurde. — Aber, wird man uns antworten, warum wird nur die eine Seite der Rechtsentwickelung hier hervorgehoben, welche die Sühne der Schuld auf Erden übernommen hat — warum nicht die andere erwähnt, welche sich damit begnügt, im Kleinen die Grenzen zu ziehen zwischen den Verhältnissen des Erdenlebens, zwischen Familie und Staat, zwischen Nachbar und Nachbar, zwischen Mein und Dein? Kannten die Alten auch hier eine dichterische Ausgestaltung? Gewiß. Nur war es

hier nicht die Idee der Erhabenheit, welche der Poesie die Flügel lieh, sondern die Idee der Wahrheit! Das Auffinden des Rechts und der Wahrheit in schwierigen Fällen, der Kampf gegen die immer von Neuem heranwogenden Irrthümer und Zweifel, das unbeirrte Verfolgen des Weges durch das schwierigste und unentwirrbarste Dickicht — das war den Alten ein Ideensystem, welches sie — und wohl nicht mit Unrecht — der künstlerischen Ausgestaltung in hohem Grade fähig erachteten. Die Kunst der Rechtspflege, wie sie sich in den Meisterstücken der gerichtlichen Beredtsamkeit, in den warmen Darstellungen der ersten juristischen Schriftsteller äußert, ist älter als die Wissenschaft der Rechtspflege. Die Freude an der mächtigen Methode der Wahrheitsauffindung, wie sie uns das Recht an die Hand giebt, begeisterte deren erste Apostel in ähnlicher Weise zur Verklärung derselben auch in schöner äußerer Form, wie sie die ersten Darsteller der Philosophie, Physik und anderer Wissenszweige anfangs entflammte. Ueberall hat erst die Wissenschaft die Poesie abgelöst.

Und jetzt! Muß jetzt nicht Jeder fürchten, dem Fluche der Lächerlichkeit zu verfallen, der es wagt, Recht und Poesie in Zusammenhang zu bringen? Ich will hier nicht der Schaaren guter und schlechter Gedichte erwähnen, welche sich im Hohn über die Trockenheit, über die Kleinlichkeit, über die hohle Abstraction des Rechts und der Rechtswissenschaft ergehen — ich will hier nur darauf hinweisen, daß auch in der Brust des Juristen selbst selten eine Spur von dem Bewußtsein lebt, als stehe auch seine Beschäftigung mit den erhabensten Ideen der Menschheit im Zusammenhang. Wohl hat so Mancher, welcher dem Studium der Rechtswissenschaft angehörte, seinen Namen den ersten Dichtern zugesellt — aber er hat zugleich aufgehört, seinen Namen unter den Juristen figuriren zu lassen — ich brauche hier wohl nur an Goethe und Heine zu erinnern — und wenn manch' Anderer neben dem Ruhm eines bedeutenden Dichters auch den eines tüchtigen juristischen Fachmannes davontrug — ist doch das phantastischste Kind der romantischen Schule Amadeus Hoffmann ein verdienter juristischer Beamter gewesen — einen Zusammenhang zwischen der Bureauthätigkeit und der poetischen Gestaltung hat Niemand behaupten wollen und behaupten können. In etwas derben Versen drückt eine der bedeutendsten poetischen Begabungen unserer engeren Heimath, der so früh dahingeschiedene Carl Petersen, dies aus, wenn er seinem dichterischen Freunde zuruft:

„Seitdem Du bist ein Actenreiter,
Gehorcht nicht mehr der Pegasus;
Ab wirft er jeden Federstreiter,
Und schlägt ihn mit dem Hinterfuß." —

Woher denn dieser gewaltige Sturz von dem Höhepunkt der Poesie zu dem tiefsten Alltagsleben der Prosa? Haben das Recht und die Rechtswissenschaft es verschuldet, daß die Schönheit und deren Priester ihnen den Rücken kehren, oder theilen sie nur das Loos aller irdischen Ideen? Diesen Gedanken müssen wir einige Augenblicke nachgehen, weil sie uns Gelegenheit geben werden, zu erkennen, was in der Rechtsidee nur vorübergehend und was ewig poetisch war, welche dichterischen Funken durch das kalte Wasser der wissenschaftlichen Behandlung erstickt und welche bestimmt waren, zwar zeitweilig unterzugehen, aber nur um stets von Neuem wieder aufzuglühen.

Wir werden uns drei Fragen zu beantworten haben: Warum besaß das Recht der Alten Poesie? Warum hat *unser* Recht die Poesie verloren? Worin besteht die ewig poetische Kraft alles Rechts?

1.

Warum fanden die Alten im Recht Poesie? Es lag nicht etwa in der Alles dichterisch verklärenden Natur der Griechen. Denn wir finden den poetischen Schauer der Erhabenheit und Wahrheit der Rechtsidee nicht blos bei ihnen, sondern, wenn auch in anderem Maße und in anderer Art, bei den Römern und bei den alten Deutschen. Man braucht hier nur an die Nemesis der Nibelungentragödie zu erinnern. Es lag vielmehr der *erste* Grund der Anerkennung der poetischen Kraft des Rechts darin verborgen, *daß das Recht noch in der Brust des Volkes lebte* und aus derselben geboren war. Es waren seine *innersten* und heiligsten *Anschauungen*, welche die ersten Rechtssätze verkörperten, und nur ungern ließ das Volk sein eigen Fleisch und Blut zu der kalten Form von Rechts- und Gesetzbüchern erstarren. Je theurer der einzelne Rechtsgedanke seinem Herzen war, desto weniger gestattete es der rauhen Hand des Gesetzgebers, ja auch nur des Richters, sich desselben zu bemächtigen. So lange das Recht im Innern jedes Volksgenossen lebte, so lange Niemand also das Unrecht that oder, wer es that, von selbst verfehmt und ausgestoßen war — so lange brauchte das Recht nicht äußerlich hervorzutreten in klarer, aber unpoetischer Gestaltung. Daher finden wir z. B. die Ideen des reinen Familienrechts, der zartesten und innerlichsten Beziehungen der Einzelnen, im Verhältniß zur Neuzeit viel weniger in den ältesten Rechtsquellen und dagegen viel häufiger in der sonstigen Literatur und in der Dichtkunst gestaltet.

Denn aus der Brust des Menschen brach sein Innerstes zuerst nur als Lied. Was ihn daselbst als Ungewöhnliches erschütterte, was nicht bereits zu seiner Alltagsempfindung gehörte und dabei Alle gemeinsam bedrückte oder erregte, *das* zündete jenes Feuer an, an welchem noch die heutige erkaltete Menschheit sich wärmt, *das* entflammte *Homer* zu jenem

Liede, welches aus dem Heldengesang einer kleinen Völkerschaft ein Menschheitsgedicht geworden ist, wie nie ein anderes nach ihm, *das* trieb überhaupt in der Dichtkunst alle jene Blüthen, denen es beschieden war, unvergänglich zu perenniren. Im Vordergrunde steht da die Rechtsidee. Wenn uns schon Homer von den gewaltigen Gestalten der großen Todtenrichter Minos und Rhadamantos singt, wenn er die ganze Erzählung von Trojas Fall als ein Lied von der *Gerechtigkeit* des Schicksals darstellt, wenn er den Untergang der Freier Penelopes trotz der persönlichen liebenswürdigen Eigenschaften des Einen oder des Anderen als *Rechtsforderung* hinstellt, so verherrlicht er damit die grundlegende Idee des *Strafrechts*, die *Sühne der Schuld*. Wenn uns Sophokles und die übrigen Tragiker in dem furchtbaren Verhängniß, welches das Haus des Atreus trifft, das schauerlichste Familiendrama der Weltgeschichte aufrollen, so sehen wir wiederum in einer Folge von Familienverbrechen das eherne Walten der *Nemesis*, welche zuletzt auch den verhältnißmäßig schuldlosen Orest vermittelst ihrer Rachegöttinnen durch die Welt hetzt, bis es ihm gelingt, wenigstens die eine jener Schandthaten zu sühnen, welche seine Väter auf sich geladen. Und auch das deutsche Lied von der Nibelungen Noth ist ein Lied der furchtbaren Gerechtigkeit, wenn dieselbe sich auch in jenen rauhen Zeiten in das Kleid wilder Rache hüllt.

Allen primitiven Völkern ist dieses Verwachsensein mit der Rechtsidee eigen. Kein Wunder. Sind doch die Forderungen der letzteren das einzige Schutzmittel gegen die Wildheit der Leidenschaft, gegen die Unbezähmbarkeit des rohen Egoismus. Im geordneten Staatsleben kann der Einzelne getrost das Wächteramt und das Rächeramt derjenigen Instanz überlassen, welche ihren Endzweck in der Wohlfahrt ihrer Schutzbefohlenen sieht, dem Staat. In jenen staatslosen Zeiten war es die *Achtung* jedes Volksgenossen, welche das Glück des Anderen und sein Recht heilig hielt, war es die *Entrüstung* Aller, in welcher der Verbrecher seinen Richter und seine Strafe sehen mußte. *Nur, weil das Recht in Allen lebte, war es ein wirkliches Recht und weil es Aller Herzen erfüllte und erregte, war es ein Object des Gesanges.*

Daher rührt der Trieb, die Darstellung des Rechts seinem Inhalte gemäß auch *äußerlich* zu gestalten. Der Erhabenheit seiner Befehle sollte die Erhabenheit der *Form* entsprechen. Wir brauchen hier nur an eines der ältesten uns erhaltenen Gesetzbücher zu erinnern, an die *Zehn Gebote*, in welchen die äußere Form der Rechtssätze der großartigen Geschichte ihrer Entstehung entspricht. Und in ihrer äußeren Erscheinung ward die Vertretung des Rechts vor Gericht, die *gerichtliche Beredtsamkeit*, zu einer wahren *Kunst*, welche nicht blos von der Dichtkunst die äußere

Aehnlichkeit entlieh, sondern den gleichen Adel der Gedanken, den gleichen Schwung der Begeisterung den erregten und hingerissenen Zuhörern predigte. Damals war Beredtsamkeit und Rechtskunde identisch — denn das, was damals fast allein die Zungen zu beflügeln und die Herzen zu erwärmen verstand, war das Recht.

Schon damals aber begann sich die Gefahr zu zeigen, daß jene hinreißende poetische Macht der gerichtlichen Beredtsamkeit dazu mißbraucht werden könnte, die Herzen der Hörer und Richter auch dahin zu reißen, wo das Recht selbst auf der anderen Seite stand, und an die Stelle des Rechtsgefühls jene falschen Surrogate, das persönliche Mitleid mit der Lage des Verbrechers, die politische Leidenschaft der Parteisucht in der Brust wachzurufen, mit welcher gegenwärtig gewandte Redner die Ueberzeugung unerfahrener Geschworener irrezuführen pflegen. Schon damals traten jene falschen Gefühlsapostel auf, welche mehr als verderbte Menschen die Sittlichkeit eines Volkes und damit sein gesammtes öffentliches und Privatleben zu untergraben verstehen.

Dieselbe Entwickelung nahm die Rechtspoesie auch bei dem Volk der Römer. Auch hier war es die der Dichtkunst am nächsten stehende Kunst, die Rhetorik, welche blos für die Rechtspflege das Kleid abgab. Und selbst in dem hochcivilisirten Gesetzbuch Justinians sehen wir, wenigstens bei den klassischen Juristen, deutlich das stete Bestreben, durch eine edle Form dem Werthe des in die Form geborgenen Inhalts zu entsprechen. Und endlich auch bei dem uns näher stehenden Volke der alten Deutschen zeigt es sich auf den ersten Blick, daß auch dort das Recht poetisch blieb, so lange es volksthümlich war. Schon die alten sog. Formularien wollen als eine Kunstübung, als die künstlerische Darstellung von Rechtsgeschäften angesehen werden und stellen daher ausdrücklich auch ästhetische Anforderungen an ihre Verfasser. Und es ist nicht Zufall und nicht individuelle Willkür, wenn der Verfasser des verbreitetsten deutschen Rechtsbuches des Mittelalters, des Sachsenspiegels, sein Werk mit einer gereimten Vorrede beginnt. Er will dadurch nur die entsprechende klassische Form einer Gedankenarbeit geben, welche auch inhaltlich sich als den höchsten und erhabensten Ideen entstammend kennzeichnet, indem sie an die Schöpfung der Erde anknüpft und aus den tiefsten Wurzeln die Rechtssätze ihrer Zeit ableitet. Auch hier erlosch die Rechtspoesie erst mit dem Erblassen des eigentlichen Volksrechts, und an die Stelle der gerichtlichen und rechtlichen Beredtsamkeit trat, durch das Christenthum und namentlich durch den Protestantismus hervorgerufen, die Beredtsamkeit der Kanzel. Die Kunst der Rede bildete sich aber naturgemäß stets da aus, wo das Herz des Sprechenden die Zunge führte.

Allein die Innigkeit des Zusammenhanges von Volksgeist und Recht war nicht der einzige Anlaß zur poetischen Verklärung des letzteren. Ein zweiter Grund lag vielmehr in der damaligen Verquickung und Verbindung des Rechts mit der Religion und der Sittlichkeit mit dem gesammten sittlichen und dadurch mit dem gesammten sinnlichen Leben des Volkes. Priester und Richter, Gottesverehrung und Rechtspflege — sie schwammen in einander. Jede Lebensfreude, jede Hochzeit, jedes Volksfest, jedes ernste Vorkommniß, jede Beerdigung, jedes dauernde Volksschicksal erhielt nicht blos seine religiöse, sondern auch seine rechtliche Weihe und seine rechtliche Gestaltung. Alles wurde damals Gewohnheitsrecht, und erst einer späteren wissenschaftlichen Entwickelung war es vorbehalten, die Gewohnheiten der Mittagsmahlzeiten und Hochzeitstänze der rechtlichen Form zu entkleiden, in welche sie sich gehüllt hatten. Die Poesie mußte daher schon deswegen das Recht mit umfassen, weil sie dasselbe überall da mit fand, wo sie eintrat, im Hause wie auf der Straße, in der Freude, wie beim Kummer.

Wenn aber vielleicht Mancher unter den heutigen Juristen mit Wehmuth auf jene Tage der innigen Verbindung von Recht, Sitte und Alltagsleben zurückblickt, dann braucht er nur daran erinnert zu werden, daß dies zugleich die Tage waren, in denen die Rechtsvorschrift sich nicht von der Sittenvorschrift unterschied, in denen der Verbrecher mit dem Irrenden, das harmlose Vergnügen mit der strafbaren Lust zusammengeworfen wurde. Es war die Zeit, wo die inneren Gedanken ebenso vom Strafrichter verfolgt wurden, wie die äußere That, wo das Recht den Menschen zwingen wollte, moralisch zu sein, wo jedes menschliche Gefühl, die Liebe wie der Haß, sein Gewohnheitsrecht erhielt.

Endlich aber lag die poetische Kraft des alten Rechts noch in der größeren Erhabenheit seiner Gedanken. Wie alle Gedankensysteme in den ersten Stufen ihrer Entwickelung, brauchte es sich noch weniger mit dem Kleingeld des Verkehrs, mit dem Detail der Rechtsconsequenzen abzugeben. Noch kämpfte es mehr mit dem zwar rohen, aber poetischen Verbrechen, als mit der spitzfindigen Betrügerei, noch mußte es sich für seine einfachsten, aber machtvollsten Sätze die Existenzberechtigung abringen. Daher steht es nur mit seinen großartigsten Kernforderungen auf der Tagesordnung der Entwickelung und daher leuchtet vor allen seinen Eigenschaften die der Erhabenheit voraus. Diese Idee war es, welche den großen Italiener Dante zu jenem gewaltigen Liede begeisterte, das ein Sang der Gerechtigkeit in Zeiten sein sollte, wo noch das plumpe Unrecht, und nicht das verfeinerte der Neuzeit, die Welt zu überwuchern drohte.

Aus diesen Eigenthümlichkeiten des Rechtslebens, der Innigkeit des Zusammenhanges mit den Gefühlen des Einzelnen, der Ungetrenntheit von Religion und Sitte und der Großartigkeit der allein in Frage stehenden Principien des Rechts erwuchs dann die Rechtsliebe, welche die edleren Geister jener Zeiten erfüllte und zur dichterischen Verklärung begeisterte. Alle Institutionen des Rechtslebens nahmen Theil an der Gabe der Dichtkunst. Von dem obersten Richter der Welt, dem Kaiser, bis zum „letzten Rächer des Gesetzes", dem Scharfrichter, von dem Alles umfassenden Weltstaat bis zur einzelnen Standescorporation und zur einzelnen Stadt wurde Alles in den Rahmen des dichterischen Weltgemäldes aufgenommen. Ja, gerade eine Abtheilung der Rechtspoesie, die Standespoesie, war es, welche damals ihre Flügel am höchsten trug und in der Besingung des Ritterthums, einer Rechtskörperschaft, ihren Hauptberuf fand. Ebenso tritt in der Meister- und Gesellenpoesie jener Tage die rechtliche Seite jener Corporationen, ihrer festen Einrichtung und Form, vor der socialen Eigenthümlichkeit, wie sie z. B. in den Dorfgeschichten unserer Zeit allein besungen wird, in den Vordergrund.

Das Recht war poetisch, weil es noch Allen bekannt, weil es als Ganzes noch in Gefahr, weil es in seinen Grenzen noch nicht scharf umschrieben war.

2.

Und warum wurde dies anders?

Erstens, weil das Recht, seiner organischen Entwickelung gemäß, von den verwandten Gebieten der Sittlichkeit und der blos äußerlichen Gewohnheiten sich zu trennen begann, weil es blos die Vorschriften des äußeren Handelns und nicht mehr des inneren Fühlens sich reservirte und auch von diesen Vorschriften nur die abstracteren, die Grenzen zwischen den Sphären der Einzelnen, nicht aber die concreteren und plastischeren, ihre täglichen Lebensgewohnheiten und Gebräuche regelte. Was die neuere Wissenschaft des Rechts als ihren Anfang, mußte die alte Poesie des Rechts als ihr Ende bezeichnen. Sobald das Recht anfing sich zu vertiefen, verlor es die poetische Verschwommenheit und begann von einer unangenehm prosaischen Klarheit beherrscht zu werden. Der strenge, von der Logik vorgezeichnete Wortlaut der Rechtssätze vertrug jetzt nicht mehr weder die gereimte Form, noch den bildlichen Ausdruck, welchen viele Rechtsnormen damals in den sog. Rechtssprüchwörtern gefunden hatten; und nur als Curiositäten erhielten sich die Ausdrucksformen: „Hand muß Hand wahren", „wo du deinen Glauben gelassen hast, da mußt du ihn wieder suchen", „der Todte erbt den Leben-

digen" einer Generation, welcher das volksthümliche Verständniß für diese poetischen Floskeln zu fehlen begann und der sie einfach zu ähnlichen technischen Juristenausdrücken wurden, wie die Masse der neuen Formulirungen der Wissenschaft. So hat auch die Arbeitstheilung, indem sie die einzelne Arbeit überall verbesserte, sie von den gemeinsamen großen Grundgedanken und dadurch vom Herzen des Volkes mehr und mehr gelöst.

Hierzu trat aber ein zweiter, gleichfalls der Natur jeder wissenschaftlichen Entwickelung entnommener Vorgang, welcher aber gerade für die Rechtswissenschaft die schwersten Consequenzen hatte und sie aus der geehrtesten und dem Volke nächststehenden Geistesbeschäftigung zu der demselben fernsten und von demselben am härtesten beurtheilten machte. Dies war die Entnationalisirung des Rechts.

Es liegt in der Natur der Wissenschaft im Allgemeinen, daß sie nicht sich auf ihre Nation beschränken darf. Machen doch die von ihr gefundenen Wahrheiten den Anspruch, Wahrheiten für alle Menschen zu bilden, und kann doch deren Auffindung auch nur durch eine Methode ermöglicht werden, welche nicht den besonderen Anschauungen einer bestimmten Nation entsprungen ist, sondern so allgemein abstract und kosmopolitisch, wie möglich, operirt. Die Nation vertritt der Wissenschaft gegenüber nur das sie hemmende Vorurtheil, und es ist lächerlich, wenn nationale Heißsporne gegenwärtig im Allgemeinen von der französischen, der deutschen Wissenschaft reden.

Aber mit dem Aufhören des Zusammenhanges zwischen Wissenschaft und Volk schwand auch die Liebe des Volkes zu derselben. Ueberall, in allen Wissenszweigen fehlt es gegenwärtig an jener Verehrung, mit welcher der Forscher des Alterthums und des Mittelalters behandelt wurde, und ist an dessen Stelle meist der Spott über das Gelehrtenthum und seine naturgemäße Einseitigkeit getreten. Keine Wissenschaft aber büßte bei diesem Vorgange so viel ein, wie die des Rechtes. Denn dieselbe war ausnahmsweise, wie eine fortgeschrittenere Einsicht bald zeigen mußte, wenigstens in einem großen Theil ihrer Gebiete, ihren innersten Wurzeln nach national und verlor ihre Hauptkraft, sobald sie aufhörte, die heimische Erde zu berühren. Nur das war dem Volke wirkliches Recht, was seine eigene innere Anschauung gewesen war, nur das konnte den Anspruch auf Gehorsam machen, was aus inneren Gründen dem Volke seine Anerkennung abrang. Das fremde Recht mochte noch so allgemein menschlich, noch so vernünftig sein, es wurde dem Volke doch nie lieb, weil es fremd war, und kein wahres Recht, weil es der Gedankenüberzeugung des Volkes widersprach. Kam nun noch hinzu, daß das seiner Logik und Formvollendung wegen gewählte römische Recht dem Volke auch sprachlich unverständlich blieb, so war es kein Wunder, daß das letztere mit allen seinen Fibern reagirte gegen den Feind, der ihm sein Theuerstes zu rauben drohte,

daß es in dem römisch gebildeten Juristen das Hauptobject seines prosaischen und poetischen Spottes erblickte — ich erinnere z. B. hier nur an den Dr. Olearius im Götz von Berlichingen — und daß es, als es dem gewaltigen Gegner in der Wissenschaft doch den Sieg lassen und seine ihm allein verständlichen Rechtsüberzeugungen unterdrückt sehen mußte, in bittere Klagen über Alterthümlichkeit und Fremdheit seines neuen Rechts ausbrach.

„Es erben sich Gesetz' und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort;
Sie schleppen von Geschlecht sich zu Geschlechte,
Und rücken sacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage;
Weh Dir, daß Du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist, leider! nie die Frage."

Für die Rechtswissenschaft aber war die Lage eine unendlich schwierige geworden. Sie schien wählen zu müssen zwischen dem Verzicht auf ihre Wissenschaftlichkeit und dem Verzicht auf ihre Volksthümlichkeit. Erst als nach der Bezwingung der napoleonischen Zwangsherrschaft auch der Gebildete anzuerkennen begann, daß wir auch in unserem Denkstoff uns nie ganz von dem Boden der Nationalität zu lösen vermögen, der wir entsprossen sind, da begann sich eine richtigere Einsicht Bahn zu brechen, welche zwar die Denkmethode der allgemeinen Logik, den Rechtsstoff aber der Geschichte des eigenen Volkes entnahm und so dem Volke zurückgab, was dem Volke gebührte.

Aber der letzte Rest poetischen Duftes war dem Rechte während dieses Processes entflogen und vermochte auch nicht zurückzukehren, weil auch das neuere Recht seine fremde Sprache und „prosaische" Methode behielt.

Endlich aber hatte das Recht auch schon deswegen seine dichterische Kraft einbüßen müssen, weil es von der Behandlung großer erhabener Gedanken zur Detailforschung überging, weil es die Weite des Horizonts verlor, welche den naturgemäßen Hintergrund der dichterischen Schöpfung bildet. Welcher Poet konnte es übernehmen, einen Gegenstand und eine Beschäftigung dichterisch zu verwerthen, welche in dem Kampfe mit den kleinen Misèren des Lebens, mit Streitigkeiten über erbärmliche Marktbetrügereien und Nachbargrenzen ihr Dasein fristen zu müssen schien, welche, zuwider aller poetischen Gerechtigkeit, den wahren Erben von der Erbschaft seiner Väter ausschloß, weil er irgend eine kleinliche Form versäumt hatte, und den elenden Geizhals und Rabulisten mit dem rechtlichen Siege krönte, weil sein Gegner nicht im Stande war, dem trockenen Juristen den Beweis zu liefern, den für jeden tiefer Empfindenden schon seine bloße Erscheinung

und edle Gesinnung erbrachten. Alle Brücken zu den alten erhabenen Grundgedanken des Rechtes wurden abgebrochen. Die Rechtsphilosophie, welche diesen Zusammenhang mit dem Allgemeingiltigen zu wahren hatte, gerieth hinter der Detailarbeit in Mißcredit und der letzte Rest von Verständlichkeit der ganzen Beschäftigung verschwand für den Laien.

Da wandte sich die verbitterte Dichtkunst mit Recht von dem alten Liebling, um ihn härter zu verfolgen als jeden Anderen. Denn man haßt Niemand ärger als den unwürdigen Geliebten. Aus dem Kummer brach der Spott — und wahrlich! die Rechtswissenschaft hat sich über den Mangel an demselben nicht zu beklagen vermocht. Sie war jetzt die Verkörperung des Prosaismus, weil sie unverständlich, „kleinlich" und antinational geworden war.

3.

Soll nun aber damit das Tafeltuch zwischen Recht und Poesie auf ewig zerschnitten bleiben? Treffen die Vorwürfe der Trockenheit und des Prosaismus überall das Recht selbst oder nur dessen zeitweilige Behandlung? Und wenn diese Behandlung mit dem Wesen der Rechtsentwickelung untrennbar zusammenhängt, können wir nicht gerade in ihr neue Keime für edle Gedanken entdecken, welche gleich Funken unter der Asche die erstickte dichterische Kraft wieder wachrufen? Läßt sich glauben, daß die Macht, welche in ewiger Festigkeit die Erschaffung und Wiederherstellung des Guten und Wahren in seiner äußerlichen Gestaltung auf ihr Panier geschrieben hat, welche also zugleich mit den Wurzeln in das Reich der edelsten Sittlichkeit und mit ihrem Gipfel in das concreteste und plastischste Leben ragt, darauf verzichten muß, Herzen und Sinnen der Menschen zu entflammen?

Mit Nichten! Gewiß liegen in den ewigen Eigenschaften des Rechtes auch die Bedingungen für eine poetische Auffassung noch heutzutage verborgen, und wenn sie sich auch gegenwärtig nicht gerade für die Form der gereimten und metrischen Dichtung mehr eignen, so liegt dies nicht in der Natur des Rechtes, sondern in den engeren Grenzen, in welchen sich das heutige Lied, das heutige Epos, das heutige Drama bewegen. Auch die Poesie hat in höherem Grade, als im Mittelalter, dem Gesetz der Arbeitstheilung erliegen müssen. Aber in der Form der veredelten Prosa, in dem Schwunge gesteigerter Rhetorik kann noch heutzutage Auffassung und Darstellung des Rechtes einherschreiten und ebenso den Werth einer dichterischen Leistung beanspruchen, wie der Roman oder die Novelle. Bevorzugte Geister haben in ihren klassischen Rechtsdarstellungen ebenso Kunstwerke geschaffen, wie wir dieselben beispielsweise in Mirabeaus und Burkes Reden, in Junius' Briefen und in Macaulays Geschichtsdarstellung bewundern. Nur muß

man sich derjenigen Kräfte voll bewußt sein, welche im Recht Dichterfeuer und Dichterschwung zu erzeugen vermögen, um sich von denselben begeistern zu lassen.

Diese poetische Kraft des Rechtes liegt aber Allem zuvor in der *Reinheit*, in welcher dasselbe die *Gerechtigkeitsidee* vertritt. Unbeirrt von den Einflüsterungen der machtvollen Willkür und des rohen Egoismus, frei von den blos momentanen Regungen individueller Empfindungen und individueller Launen, voll Aufopferung des eigenen Glückes und des eigenen Selbst, zeigt uns das Recht seine übermenschliche Seite der vollständigen Entäußerung vom Ich. Wie großartig tritt uns der stolze Ausspruch des vom Könige bedrängten Unterthanen gegenüber: „Es giebt noch Richter in Berlin!" Wie erhebend und tröstend wirkt auf uns, in Zeiten der Parteileidenschaft und Volkserregung, das Recht, wenn es, ohne Menschenfurcht und ohne Vorliebe, rein die Sache anschaut und nie die Person! Und gerade unser heutiges Recht, welches weder das Reich der Ethik mehr antastet, noch die Rücksichten des Standes mehr kennt, wie einst, stellt dieses Festhalten an der Gerechtigkeit in reinerem Maße dar, als das Alterthum.

Eine zweite Anlage zu dichterischer Gestaltung zeigt unser Recht in seiner *Macht*. Unser Recht ist wenigstens in den meisten Ländern Macht geworden, unendlich viel mehr als früher. Es tritt weit leichter und in viel größerer Kraft in äußerliche Gestaltung und läßt daher den Gegner weit ärger zittern, als in jenen Tagen, wo Leidenschaft und Willkür so häufig das Recht zwangen, auf Verwirklichung zu verzichten und besserer Tage zu harren. Das *Vertrauen auf die Macht des Rechtes* aber ist stets ein Vorwurf für den tieferen Dichter gewesen und mit die schönste Novelle, welche in deutscher Sprache erschienen ist, Michael Kohlhaas von Heinrich v. Kleist ist nach dieser Seite hin nichts Anderes als eine in Fleisch und Blut übertragene Apotheose des alten Spruches: „*Recht muß doch Recht bleiben!*"

Endlich aber liegt — so barock dies vielleicht auf den ersten Blick klingen mag — ein mächtiger Reiz des heutigen Rechtes in seiner *Logik*. Der Laie wird vielleicht gerade den prosaischen Eindruck, welchen die Rechtslehre bei ihm zurückläßt, auf die mechanische Logik zurückführen, welche ihren Anhänger mit eiserner Hand leitet und zwingt, auf freiere Speculationen zu verzichten. Wer aber einmal die Mitternachtsstunde bei seinem Grübeln über eine schwierige Rechtsfrage oder einen verwickelten Rechtsfall hat schlagen hören und wer dann endlich rechts und links die Zweifel, falschen Aehnlichkeiten und sonstigen Irrthümer niederfallen sieht, die zwischen ihm und der Wahrheit gestanden haben, der weiß es, daß diese eiserne Consequenz ihre eigene Poesie und ihren eigenen Schwung besitzt, den Schwung der

Wahrheit. Oder ist die innere Freude, welche uns diese Art der Wahrheitserforschung erregt, weniger eine Folge ästhetischer Gesetze als die Freude an einem Dichterwerk? Liegt nicht auch hier der edle Gedankeninhalt in schöner, weil logischer Form der Empfindung zu Grunde, die das Herz erregt, wie sie den Verstand erhellt?

Und so ist uns Themis noch heute „die hohe, die himmlische Göttin", nicht blos „die Kuh, die uns mit Butter versorgt". Noch heute findet der Bergmann, der in die tiefen zweitausendjährigen Schachte der Rechtswissenschaften einfährt, nicht blos Erleuchtung seines Verstandes, sondern Erwärmung des Herzens in denselben. Noch heute ist es nicht blos die kalte Pflicht, welche den Richter an seinen Beruf, den Rechtslehrer an seinen Lehrstuhl kettet, sondern die warme Liebe zu den großen hehren Gedanken, deren Verkündigung und deren wirkliche Durchführung ihm anvertraut worden ist.

Und pflanzt sich diese innerliche Auffassung des Rechtes auch nicht mehr in Liedern von Munde zu Munde, es ist dasselbe „heilige Feuer", welches die Brust des wahren metrischen Dichters erwärmt und welches den Mund des begeisterten Auslegers des Rechtes zum Reden bewegt. Selbstverständlich ist nicht jede Uebung des Rechtes poesiereich. Das Alltagsleben gestattet jedem Berufe verhältnißmäßig nur selten Augenblicke höheren Schwunges. Auch wäre ein derartiges häufiges Hinausreißen aus der gewohnten Temperatur der Seele weder der Objectivität des Richters, noch der Besonnenheit des Forschers günstig. Aber die Kraft der Dichtung schlummert nur und stirbt nicht, und ein Jeder, dessen Leben der Uebung des Rechtes geweiht ist, kennt Stunden, in denen die gesteigerte Wärme der Empfindung in ihm nicht seinem sonstigen Leben, sondern den Gedanken des Rechtes gilt. Mag diese Wärme nun in Schrift oder Wort, auf dem Katheder oder im Gerichtssaal nach äußerer, würdiger Gestaltung suchen — stets bleibt sie ein Theil jener mächtigen Kraft und ein Kind derjenigen Kunst, von der der Dichter singt:

„Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er stürzt mit Donners Ungestüm.
Bergtrümmer folgen seinen Güssen
Und Eichen fallen unter ihm.
Erstaunt, mit wollustvollem Grausen
Hört ihn der Wanderer und lauscht,
Er hört die Fluth vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht."

C. Erdmann.

Die Infectionskrankheiten und ihre Heilung[1].

Wenn je ein Zeitalter sich durch eingreifende Umformungen und Neugestaltungen auf allen Lebensgebieten ausgezeichnet hat, so ist es das unsrige. Wir brauchen nur auf wenig Jahrzehnte zurückzuschauen, um uns davon zu überzeugen, daß die äußeren Lebensbedingungen der civilisirten Menschheit großartige Veränderungen erfahren haben und daß trotz aller, bis zu einem bestimmten Grade gewiß berechtigter Klagen die materielle Lebensbequemlichkeit in allen Bevölkerungsschichten gewachsen ist. Den größten Theil dieses culturellen Fortschrittes verdanken wir der modernen Erleichterung des mechanischen und geistigen Verkehrs. Wie sind uns dadurch alle Herrlichkeiten der Welt näher gerückt und leichter erreichbar geworden! Und vor Allem — wie rasch wird heute zum Gemeingut der ganzen Menschheit, was der einzelne große Geist erdenkt und entdeckt! Was sich heute dem staunenden und kaum sich selber trauenden Auge des Forschers als ein neues Wunder der spröden, geheimnißreichen Natur enthüllt — morgen schon wird es auf dem gesammten Erdenrund von den Fachgenossen geprüft und kritisirt — übermorgen spricht die Straße und der Markt davon. Kein Wunder also, daß die Fortschritte unserer wissenschaftlichen Erkenntniß gegenwärtig einen viel rascheren und tiefer greifenden Einfluß auf die gesammte Denk- und Empfindungsweise der Menschheit ausüben, als in früheren, stilleren Zeiten.

Ein wirkungsvolles Beispiel hierfür bietet uns die mediciniſche Wissenschaft. Erschien sie früher als eine Kunst, die nur ihren speciellen Jüngern

[1] Ein Vortrag, gehalten in der Aula der Universität Dorpat am 25. Jan. 1892.

bekannt und nur für sie von Interesse war, so gehören die neueren Errungenschaften dieser Wissenschaft zu den populärsten Gegenständen des allgemeinen Interesses. Und in der That, ihre Entdeckungen sind bedeutend und großartig genug, um jeden denkenden Menschen anzuziehen und zu fesseln. Handelt es sich doch um das größte der materiellen Güter des Lebens, um die Gesundheit des Einzelnen und die Gesundheit ganzer Völker. Hat es doch den Anschein, als könnte die Heilkunst schon jetzt ganze große Krankheitsgruppen besiegen und zum Verschwinden bringen. Von den Wundkrankheiten können wir wenigstens mit Stolz behaupten, daß es in unsere Hand gegeben ist, dieselben zu verhüten und zu überwinden. Das ist der erste große Triumph, den die Welt der modernen Medicin verdankt. Diese unbekannte, oft belächelte und ob ihrer Ohnmacht verspottete Wissenschaft hat sich damit in die erste Reihe der völkerbeglückenden Culturfactoren unserer Zeit gestellt.

Von dem Studium der Wundkrankheiten ausgehend, hat die medicinische Forschung das Gebiet der Infectionskrankheiten von einer neuen Seite her betreten und hier durch die großartigen Entdeckungen der letzten Jahre eine Umwälzung unserer Anschauungen bewirkt, wie sie durchgreifender nicht gedacht werden kann. Die Zeit der Hypothese und der speculativen Deduction, mit der wir früher dem Wesen der Infectionskrankheiten beizukommen suchten, ist vorüber. An ihre Stelle ist die exacte Forschung getreten, welche in den kleinsten Organismen das lebendige Substrat dieser Krankheiten erkannt und unseren Sinnen zugänglich gemacht hat. Unserer Erkenntniß sind damit neue Bahnen gewiesen. Wir fühlen wieder festen Boden unter unseren Füßen, und vor uns liegt ein weites, noch unbetretenes Forschungsgebiet. Wohin wir den Blick auch wenden, überall eröffnen sich neue Perspectiven, aber das Meiste liegt vorläufig im verheißungsvollen Nebel der Zukunft verschleiert, und Niemand weiß, welche Erkenntnißschätze uns noch vorbehalten sind.

Der Blick ins Künftige ist dem Menschengeist verschlossen, und nur die Erfahrungen der Vergangenheit und die Beherrschung dessen, was wir gegenwärtig als gesicherten Inhalt unseres Wissens besitzen, lehrt uns, was wir von der Zukunft erhoffen dürfen. Auch im Gebiet meiner heutigen Besprechung ist ein klares Verständniß des bisher Erreichten nur möglich, wenn wir rückschauend die Richtung beurtheilen, in der unser Forschen bisher vorgedrungen ist. Nur so läßt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit die Bahn erschließen, die wir ferner wandeln werden.

Darum möchte ich bitten, mir zunächst in frühere Jahrhunderte zurück zu folgen. Wir werden hier die oft gemachte Erfahrung bestätigt finden, daß große Entdeckungen ihre Vorboten haben, die wie Wetterleuchten das Dunkel

erhellen und das Kommende ahnen lassen. Es sind Gedankenblitze hochgearteter Geister, die oft von den Zeitgenossen nicht verstanden und erst von der Nachwelt gewürdigt werden.

Ein solches intuitives Aufleuchten der Erkenntniß begegnet uns in der von Athanasius Kircher, dem Erfinder der laterna magica, zur Zeit des 30jährigen Krieges ausgesprochenen Vermuthung, daß die ansteckenden Krankheiten durch kleinste geflügelte Insecten auf dem Wege der Luft von Mensch zu Mensch übertragen werden. Wenn dagegen eingewandt wurde, daß noch Niemand diese kleinsten Lebewesen gesehen habe, so war die Theorie damit doch nicht widerlegt, und Goiffon, ein Anhänger der Kircherschen Lehre, sagt ausdrücklich: „Obgleich zwischen der Mücke und einem Elephanten ein großer Unterschied existirt, so verbietet die Vernunft doch nicht, Insecten anzunehmen, welche sich an Größe zur Mücke ebenso verhalten, wie die Mücke zum Elephanten." Und gewiß müssen wir die Kühnheit des Kircherschen Gedanken bewundern, welcher in dieser vormikroskopischen Zeit die Existenz kleinster Organismen vermuthete. Gehört doch auch heute, wo wir gewohnt sind mit unendlich großen und unendlich kleinen Maßen zu rechnen, ein gewisser Entschluß dazu, sich Lebewesen vorzustellen, die zu klein sind, als daß wir sie jemals mit unseren schärfsten Vergrößerungen wahrnehmen könnten. Und doch sind wir nach unseren jetzigen Erfahrungen zu einer solchen Annahme gezwungen.

Zu Ende des 17. Jahrhunderts, also wenig Jahrzehnte, nachdem Kircher die Existenz kleinster, unsichtbarer Lebewesen vermuthet hatte, entdeckte Leuwenhoek mit Hilfe des Mikroskops im Mundschleim die ersten Bacterien. Voll naiver Verwunderung berichtet er, daß in seiner Mundhöhle wohl mehr solcher kleinster Organismen existiren, als in seiner Heimath, den holländischen Provinzen, Menschen lebten. Er ahnte zwar nicht, welch' bedeutsame Aufgabe diese kleinsten Wesen im Haushalt der Natur zu erfüllen haben, allein er hat eine gewaltige Erweiterung unserer Naturanschauung bewirkt, indem er zeigte, daß die Grenzen des organischen Lebens unendlich viel weiter reichen als unser Auge. Nun erschien die Vermuthung, daß die ansteckenden Krankheiten durch unsichtbare, lebende Wesen übertragen werden könnten, nicht mehr so abenteuerlich, sondern fand weite Verbreitung. Ja, sie führte zu den sonderbarsten Vorstellungen. Man dachte sich, daß die Träger der Ansteckung, diese schlimmen Thierchen, nach Art der Heuschreckenschwärme in der Luft umherfliegen, und es wurde in vollem Ernst der Vorschlag gemacht, dieselben durch großen Lärm, durch Trommeln und Kanonen zu verscheuchen[1].

In den folgenden Jahrhunderten schlug die naturwissenschaftliche Forschung andere Bahnen ein und förderte andere Theorien zu Tage. Man

[1] cf. Liebermeister in Ziemssens Handbuch. 2. Band. 1. Hälfte. S. 8.

sprach kaum noch von lebendigen Trägern der Krankheiten, desto mehr aber von Miasmen und chemischen Ansteckungsstoffen, und in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts waren nur noch wenig Aerzte zu finden, die sich der Lehre von den belebten Krankheitserregern erinnerten. Es erging dieser Theorie wie allen Hypothesen, für die sich keine Beweise herbeischaffen lassen: anfänglich viel besprochen, wurde sie allmählich vergessen und schlief endlich ein.

Frisches Leben kam erst wieder in diese Fragen, als die großen Entdeckungen, mit denen die Naturwissenschaft sich in unserem Jahrhundert bereichert hat, ihre Rückwirkung auch auf die medicinische Forschung auszuüben begannen. Dem großen französischen Forscher Pasteur verdanken wir die Erkenntniß, daß fast alle in der organischen Welt vor sich gehenden Gährungen und Zersetzungen nur zu Stande kommen durch die lebendige Thätigkeit kleinster Organismen, die wir als Pilze und Bacterien bezeichnen. Diese Thatsache ist es, welche allen unseren Vorstellungen von der Entstehung der infectiösen Krankheiten eine neue Richtung gab und zunächst in der Lehre von den Wundkrankheiten eine gründliche Reform bewirkte.

Jede Hausfrau weiß, daß, wenn sie frisches Fleisch einige Tage in der Wärme und bei offenem Luftzutritt stehen läßt, dasselbe verdirbt und zu faulen beginnt. Untersucht man dieses Fleisch genauer, so findet man, daß es von Milliarden kleinster Pilze und Bacterien wimmelt. Wenn man eben solches Fleisch dagegen in einer wohlverschlossenen Conservenbüchse kocht, so läßt es sich jahrelang in unverändertem, frischem Zustande aufbewahren, und keine Spur von Bacterien ist in ihm zu bemerken. Die Bacterien müssen also daran schuld sein, daß dieses offen stehen gelassene Fleisch in Fäulniß geräth. Analoge Beobachtungen haben die Chirurgen schon längst gemacht: ein Knochenbruch heilt anstandslos zusammen, wenn die Haut des verletzten Gliedes heil geblieben ist; wenn aber auch die umgebende Haut zerrissen ist, so erfolgt die Heilung bei Weitem schwieriger. Nur zu oft beginnt die Wunde zu eitern und sich zu entzünden, und wiederum sehen wir im Eiter Massen von Bacterien auftauchen, während bei unverletzter Haut kein einziger Pilzkeim am zerschmetterten Knochen aufgefunden werden kann. — Nichts liegt näher, als die Vermuthung, daß die Pilzkeime hier ebenso schuld sind an der Eiterung, wie dort an der Verderbniß des Fleisches. Wie das Fleisch durch die Conservenbüchse, so wird der zerbrochene Knochen durch die umhüllende Haut vor dem Zutritt der Luft bewahrt; aus der Luft, also von außen her, müssen die Pilzkeime stammen, welche dort die Fäulniß und hier die Wundverderbniß bewirken. Und in der That lehrt uns das Experiment, daß beide Processe einerlei Ursprungs sind. Wenn

wir faulende Substanzen, in denen eben die Fäulnißbacterien enthalten sind, mit frischen Wunden in Berührung bringen, so entsteht in denselben Entzündung und Eiterung mit allen ihren verderblichen, oft lebensgefährlichen Folgen; und wenn es uns andererseits gelingt, die Bacterien von einer Wunde fern zu halten, so heilt dieselbe ohne jegliche Störung und ohne zu eitern.

Es ist bekanntlich das unsterbliche Verdienst des großen englischen Chirurgen Lister, die praktische Consequenz aus diesen Thatsachen gezogen zu haben. Er hat uns gelehrt, die Wunden, die wir zu Heilzwecken anlegen müssen, reinzuhalten von aller Infection mit Pilzkeimen, um so den günstigen Verlauf der Operation zu sichern. Hierin liegt das Geheimniß der glänzenden Erfolge, deren die moderne Chirurgie sich rühmen kann. Dank dem Listerschen Operationsverfahren darf der Chirurg nun wagen, mit seinem blanken Messer in die verborgensten Tiefen des menschlichen Körpers vorzudringen, ohne fürchten zu müssen, daß er seinen Kranken dadurch den Gefahren der Wundverderbniß und ihren Folgen aussetzt.

Die Erkenntniß, daß die chirurgischen Wundkrankheiten durch kleinste Organismen hervorgerufen werden, hat aber auch nach einer anderen Richtung aufklärend gewirkt. Wenn eine Wunde sich entzündet, so leidet stets auch der übrige Körper, es entsteht Fieber und in schlimmen Fällen die so gefürchtete Blutvergiftung oder das Eiterfieber. Die Untersuchung hat nun gelehrt, daß in solchen Fällen dieselben Bacterien, welche in der Wunde die Eiterung hervorrufen, sich durch den ganzen Körper verbreiten. Aus der Wunde können sie durch den Blutstrom in die inneren Organe verschleppt werden, und überall, wo sie hingelangen, bewirken sie von Neuem Entzündung und Eiterung. So schließt sich an die locale Infection der Wunde die allgemeine Durchseuchung des Körpers, die unter Fieber und Schüttelfrösten zum Tode führt. Das Krankheitsbild erinnert in vielen Stücken an den Verlauf des Typhus und vieler anderer mit hohem Fieber verbundener ansteckender Krankheiten.

Und nachdem wir nun erkannt haben, daß das Eiterfieber durch kleinste Organismen hervorgerufen wird, liegt gewiß der Analogieschluß nahe, daß auch bei vielen anderen acuten fieberhaften Erkrankungen Bacterien die Ursache derselben sein dürften. Diese Vermuthung hat rasch ihre Bestätigung gefunden.

Das neue Licht, in welchem die chirurgischen Krankheiten sich uns darstellten, strahlt erleuchtend auch in die Domänen der inneren Medicin herüber und zeitigt auch hier die glänzendsten Entdeckungen. Schon im Jahre 1857 fand Brauell, daß bei der Milzbrandkrankheit des Menschen Bacterien

sowohl am Ort der anfänglichen Milzbrandpustel, als auch im gesammten Blut vorhanden sind, und im Jahre 1873, als eine schwere Epidemie des sogenannten Rückfallsfiebers fast ganz Europa durchzog, wurde von Obermeier die Entdeckung gemacht, daß im Blut der Kranken kleinste gewundene Stäbchen vorhanden sind, welche allemal verschwinden, sobald das Fieber aufhört. Nun folgten sich die analogen Entdeckungen Schlag auf Schlag. Ich will sie nicht alle einzeln aufzählen, aber den Meisten von Ihnen wird wohl das freudige Staunen erinnerlich sein, mit welcher im J. 1881 die großartige Kochsche Entdeckung des Tuberkelbacillus auf der ganzen Welt begrüßt wurde. Wenige Jahre später geschah es ebenso mit dem Cholerabacillus, und heute kennen wir schon eine lange Reihe der wichtigsten Erkrankungen bei Thier und Menschen, die alle durch Bacterien verursacht werden. Ich nenne nur die verschiedenen Arten der Lungenentzündung, den Abdominaltyphus, die Diphtheritis, den Tetanus oder Wundstarrkrampf, die Gehirnentzündung, den Keuchhusten, viele eitrige Katarrhe der Schleimhäute, den Rotz, die Rose, und darf als neueste Errungenschaft wohl auch die Influenza anführen. Wollten wir auch die bei Thieren vorkommenden Infectionen hinzuziehen, so könnte ich Ihnen gegen 70 Krankheiten nennen, die alle bacteriellen Ursprungs sind.

Dieses schwerwiegende Resultat ist leicht ausgesprochen, allein die Summe der Arbeit, die es gekostet hat, läßt sich schon heute kaum übersehen. Es genügt uns nicht, daß wir bei allen diesen Krankheiten die Bacterien, sei es im Blut, sei es in den erkrankten Organen, nachweisen — der Beweis, daß sie in der That die Ursache der Krankheiten und keine zufälligen Begleiter derselben sind, läßt sich in zwingender Form nur auf dem Wege mühseliger Experimente erbringen. Erst wenn es uns gelungen ist, den verdächtigen Pilz außerhalb des erkrankten Körpers rein zu züchten und dann durch die Ueberimpfung desselben an Thieren die ursprüngliche Krankheit von Neuem zu erzeugen, dann haben wir das Recht, von einer unumstößlichen Thatsache zu reden. Für die von mir genannten Krankheiten ist dieser Beweis fast durchweg gelungen. Ich könnte Ihnen so in unscheinbaren gläsernen Röhrchen, wohlverschlossen, die Krankheitserreger der Tuberkulose, der Cholera, der Lungenentzündung, des Typhus, der Diphtherie ꝛc. vorweisen, wenn ich nicht fürchtete, daß zufällig beim Herumreichen ein Glas zerspringen und die mikroskopischen Uebelthäter, aus ihrem Gefängniß entschlüpfend, Unheil anrichten könnten. Das stolze Triumphgefühl des Pathologen aber ist gewiß verständlich, welcher, ein solches Glas ergreifend, sagen kann: „Hier halte ich, nach meinem Willen gebändigt, die Träger der Kräfte, welche das Wesen der Krankheit ausmachen; ich vermag dieselben nach Belieben wirken zu lassen, nach Belieben die Krankheit zu erzeugen.“ Leider ist das aber nur

ein Triumph des Naturforschers und nicht des Arztes, denn diesem Letzteren kommt es nicht darauf an, die Krankheit willkürlich hervorzurufen, sondern sie zu heilen und zu vertilgen.

Mit dem Nachweis der Bacterien, sowie mit der Reindarstellung und künstlichen Uebertragung der Krankheitskeime sind aber nur die ersten Schritte zur Erkenntniß und zur Bekämpfung der Krankheitsursachen gethan. Was hilft es uns, wenn wir auch wissen, daß die Krankheit entsteht, sobald die Krankheitserreger in den Körper des Menschen eindringen und sich daselbst vermehren. Das Wie und Warum, also der innere Zusammenhang zwischen Infection und Erkrankung, bleibt uns deshalb noch immer verschlossen und unerklärt.

Nachdem die Bacterien entdeckt worden sind, besteht also die nächste Aufgabe des Forschers darin, zu zeigen, wie und wodurch sie gefährlich werden.

Würden die Bacterien so, wie man es eine Zeit lang vom Milzbrandbacillus glaubte, durch ihre einfache körperliche Anwesenheit schädlich wirken, etwa weil sie sich im Blute vermehren und schließlich alle feinsten Blutgefäße verstopfen und den Blutumlauf im Körper behindern, so müßten alle Bacterien die gleichen Krankheitserscheinungen hervorrufen, und es wäre einerlei, ob man sich mit dem Milzbrand- oder mit dem Typhusbacillus inficirt. Dem ist nun aber nicht so. Die Verhältnisse sind viel zu complicirt, um eine solche grobmechanische Auffassung zu gestatten. Wir müssen vielmehr die schädlichen Wirkungen der Bacterien als einen Effect der Lebensthätigkeit dieser kleinsten Organismen betrachten, und es fragt sich nur, worin diese Lebensthätigkeit besteht. Bei der Beantwortung dieser Frage leiten uns wiederum die Erfahrungen, die wir an den gewöhnlichen Gährungs- und Fäulnißpilzen machen, auf den richtigen Weg.

Wenn wir die gewöhnliche Bierhefe in eine wässerige Lösung von Traubenzucker hineinbringen, so beginnen die Hefezellen üppig zu wuchern; dabei wird der Zucker zersetzt, und es entsteht aus ihm Alkohol und Kohlensäure. Der Hefepilz also besitzt die eigenthümliche Fähigkeit, aus dem Zucker Alkohol zu produciren. Ebenso entsteht, wenn wir frische Milch sauer werden lassen, aus dem Milchzucker die Milchsäure durch den Hinzutritt eines stets in der Außenwelt vorhandenen Pilzes, des sogenannten Milchsäure-Bacillus. Die Kraft dieses Bacillus besteht also darin, in der Milch die Milchsäure als das ihm eigenthümliche Stoffwechselproduct zu erzeugen. So hat eine jede Bacterienart ihre besondere Wirkungsweise, und gewiß können wir auch von den kleinsten Krankheitserregern annehmen, daß sie aus den Geweben und Säften des menschlichen Körpers und überhaupt aus allen Medien, in denen sie vegetiren, eigenthümliche Stoffe produciren,

die vielleicht krank machend wirken. Das Experiment hat diese Annahme bestätigt.

Wenn man nämlich faulende, bacterienhaltende Flüssigkeiten durch feinporige Thonfilter durchlaufen läßt, so gelingt es, die Bacterien auf dem Filter zurückzuhalten; die durchgetretene Flüssigkeit aber ist völlig klar, frei von Bacterien und enthält nur die von den letzteren erzeugten gelösten Stoffwechselproducte. Wenn man nun diese Flüssigkeit einem Thier unter die Haut spritzt, so erkrankt dasselbe an hohem Fieber und zeigt dieselben Erscheinungen, wie wenn, etwa im Anschluß an eine Wundaffection, die Bacterien selbst in seinen Körper eingedrungen wären. Diese Beobachtung lehrt uns, daß bei den schweren Formen des Eiterfiebers nicht sowohl die Bacterien an sich, als vielmehr deren Stoffwechselproducte, die sie bei ihrer Vermehrung im Körper erzeugen, die Krankheit hervorrufen. Wie die Fäulnißbacterien, so produciren nun auch die specifischen Krankheitserreger ihre giftig wirkenden Stoffe, und in den letzten Jahren ist es gelungen, mancher dieser Stoffe in der chemischen Retorte habhaft zu werden. So z. B. hat Brieger aus Reinculturen des Tetanusbacillus einen Stoff isolirt und rein dargestellt, welcher auf Thiere ebenso wirkt wie die Bacillen selbst. Er hat diesem Stoff den Namen Tetanotoxin, Tetanusgift, gegeben. Wird nun dieser chemisch reine Giftstoff Thieren, z. B. weißen Mäusen, in das Blut gespritzt, so bekommen sie sofort den Starrkrampf und sterben daran in wenig Stunden. Wenn man die Thiere aber nicht direct mit dem Tetanotoxin vergiftet, sondern ihnen blos die Bacillen des Tetanus einimpft, so dauert es mehrere Tage, bevor sie am Wundstarrkrampf erkranken. Diese Verschiedenheit des Verlaufes ist leicht zu verstehen. Das Tetanotoxin wirkt als Gift sofort, sobald es in den Körper hineingelangt, die Bacillen aber sind an sich noch nicht gefährlich, sondern werden es erst in einigen Tagen dadurch, daß sie das Tetanusgift im Körper der Maus erzeugen. Damit ist der Beweis von der Schädlichkeit und Gefährlichkeit der Bacteriengifte wenigstens für den Krankheitserreger des Wundstarrkrampfes geliefert.

In analoger Weise ist auch das Gift des Typhus, das Gift der Diphtheriebacillen und das Gift der Bacterien der Lungenentzündung aus den Culturflüssigkeiten der betreffenden Bacterien dargestellt und isolirt worden. An dieser Stelle muß ich auch des vielbesprochenen Tuberkulins gedenken. Hat diese geheimnißvolle Flüssigkeit auch nicht die Hoffnungen gerechtfertigt, welche sein großer Entdecker an sie knüpfte, so ist sie doch aller wissenschaftlichen Beachtung werth. Nach dem, was wir bis jetzt über die Herstellung des Tuberkulins wissen, ist dasselbe gleichfalls als eine Flüssigkeit zu betrachten, in welcher Stoffe enthalten sind, die dem Lebensproceß der Tuberkel-

bacillen entstammen und in derselben Weise fiebererregend wirken wie die Tuberkelbacillen selbst, wenn sie sich im lebenden Körper niederlassen.

So weist Alles darauf hin, daß die Infectionskrankheiten als eine Art von Vergiftung des Körpers mit schädlichen Stoffen zu betrachten sind, nur daß diese Stoffe hier nicht schon fertig präparirt in den Körper aufgenommen, sondern im Körper selbst von den Bacterien erzeugt werden. Es ist eine Art von dauernder Selbstvergiftung des Körpers, bei der, so lange die Krankheit anhält, der Giftstoff fort und fort neu entsteht und den Körper permanent im Zustande der Vergiftung erhält.

Würde diese Production der specifischen Giftstoffe ins Unendliche fortgehen, so müßte jede Infectionskrankheit zum Tode führen. Zum Glück ist dem aber nicht so. In den meisten Fällen hört vielmehr nach einer gewissen Zeit der Proceß von selber auf, die Bacterien verschwinden, und es tritt Genesung ein, falls nur der Kranke Kraft genug besitzt, um den Krankheitsvorgang zu überdauern und das natürliche Ende desselben abzuwarten.

Ebenso, wie dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, so geht offenbar auch das Wachsthum der Krankheitsbacterien unter Bedingungen vor sich, die anfänglich der Entwickelung und der Vermehrung derselben förderlich sind, aber schließlich den Stillstand ihres Lebens bewirken, und so die Selbstheilung der Krankheit herbeiführen. — Welches sind nun diese Lebensbedingungen? Sind es äußere Umstände, die das Wachsthum der Bacterien unterbrechen, oder ist ihr schließlicher Untergang im inneren Wesen der kleinsten Organismen selbst begründet? Ich will versuchen, diese wichtige Frage nach dem Stande unseres heutigen Wissens zu beantworten.

Von jeher sind die Aerzte der Ansicht gewesen, daß der infectiöse Krankheitsproceß als ein Kampf zwischen der Krankheit und dem Kranken aufgefaßt werden kann; der günstige oder ungünstige Verlauf dieses Kampfes hängt dann davon ab, ob der Körper über die Krankheit oder die Krankheit über den Körper den Sieg davonträgt. Dieser alten Anschauung hat Metschnikoff, einer der hervorragendsten Schüler Pasteurs, durch interessante Beobachtungen eine moderne Begründung zu geben versucht. Im Jahre 1884 studirte er zum ersten Mal eine bei den Daphniden oder Wasserflöhen vorkommende, durch Pilze verursachte parasitäre Krankheit, an welcher sich die Verhältnisse dieses Kampfes deshalb leicht unter dem Mikroskop beobachten lassen, weil der Pilz groß und das erkrankte Thier fast vollkommen durchsichtig ist. Man erkennt, wie die Pilze, sobald sie in den Körper der Daphniden gelangen, von den weißen Blutzellen, die sich um sie ansammeln, angegriffen und geradezu aufgefressen werden. Das Blutkörperchen, welches selbständige Beweglichkeit besitzt, legt sich so um die Pilzzelle herum, daß

diese ganz ins Innere des Blutkörperchens kommt und gleichsam von letzterem verschluckt wird. Hier geht der Pilz zu Grunde und zerfällt in eine leblose körnige Masse. Im ungünstigen Fall dagegen entgehen die eindringenden Pilze zum Theil dem Vernichtungswerk der Blutzellen und wuchern im Körper des Wasserflohes weiter, bis sie ihn zu Grunde gerichtet haben[1]. Metschnikoff nannte die Zellen, welche in dieser Weise den Körper schützen, Phagocyten oder Freßzellen und nimmt keinen Anstand, die Theorie von den Freßzellen auch auf die Bacterienkrankheiten der höheren Thiere und der Menschen auszudehnen, zumal er ähnliche Beobachtungen auch beim Milzbrand, der Wundrose und dem Rückfallsfieber gemacht haben will. Die geistreiche Weise der Metschnikoffschen Darstellung erwarb dieser Theorie viele Anhänger, und der Schöpfer derselben verfehlte nicht zu betonen, daß wir in diesem Kampfe zwischen den Bacterien einerseits und den Freßzellen andererseits dasselbe Ringen um die Existenz, denselben Kampf ums Dasein wiedererkennen, welchen Darwin als ein Grundgesetz aller lebendigen Entwickelung auf Erden erkannt hat. Allein so sehr diese Theorie mit den Anschauungen der heutigen Naturwissenschaft übereinstimmt, so hat die weitere Forschung doch nicht zur Bestätigung derselben geführt; es läßt sich nicht beweisen, daß die Bacterien im menschlichen Körper thatsächlich durch die Zellen desselben getödtet und vernichtet werden; es hat vielmehr den Anschein, als wenn die Lebenskraft der Bacterien in der Regel den Angriffen der Zellen widersteht, so daß von dieser Seite her ein erfolgreicher Kampf gegen die kleinsten Pilze nicht geführt werden kann.

Wir müssen daher nach anderen Ursachen suchen, welche im Genesungsfalle den Untergang der Pilze bewirken, und wiederum führt die Beobachtung der in der äußeren Natur vor sich gehenden Gährungs- und Fäulnißerscheinungen zum klareren Verständniß. Man erinnert sich des Beispiels der durch Hefepilze bewirkten alkoholischen Gährung einer Zuckerlösung. Hand in Hand mit dem Wachsthum und der Vermehrung der Hefepilze geht die Umwandlung des Zuckers vor sich. Die Lösung wird immer reicher an neugebildetem Alkohol; aber wenn der letztere schließlich einen gewissen Concentrationsgrad erreicht hat, so stockt das Wachsthum der Pilze, die Gährung hört auf, und die Flüssigkeit kommt zur Ruhe. Ebenso wissen wir, daß auch die Fäulniß organischer Stoffe nicht von unbegrenzter Dauer ist, sondern an einem gewissen Punkt Halt macht und mit dem Verschwinden der Fäulnißbacterien endet. Unter den Zersetzungsstoffen der Fäulniß findet sich aber stets auch das Phenol oder die Carbolsäure, von der man ja weiß, daß sie ein Gift für die Bacterien ist. Ebenso wie die Carbolsäure wirkt

[1] Citirt nach Sahli. Volkmanns Sammlung klinischer Vorträge. № 319/20.

nun auch der concentrirte Alkohol tödtend und zerstörend auf die kleinsten Organismen, weshalb ja auch die Chirurgen ihre Hände und Instrumente nicht nur mit Carbolsäure, sondern ebenso gut auch mit Alkohol desinficiren. Der schließliche Stillstand der alkoholischen Gährung sowohl, wie der Fäulniß wird uns nun verständlich; dort ist es der Alkohol und hier die Carbolsäure (vielleicht unter Beihilfe ähnlicher Substanzen), welche schließlich die Bacterien vernichten. Sie sterben an dem Uebermaß der Stoffe, welche sie selber erzeugt haben.

Es ist nun sehr möglich, daß bei den bacteriellen Infectionskrankheiten ähnliche Verhältnisse vorliegen. Es hindert uns nichts an der Annahme, daß die kleinsten Krankheitserreger, die in unseren Körper eindringen, daselbst Stoffe produciren, welche einerseits, wie wir schon gesehen haben, den Körper krank machen, aber andererseits auch den Bacterien selbst schließlich verderblich werden.

Die bacteriologische Forschung ist noch nicht so weit gelangt, die Richtigkeit dieser Hypothese strict zu beweisen; wir sind nicht im Stande, das feine Gewebe zu entwirren, durch welches Erkrankung und Genesung mit einander verknüpft sind, aber immerhin liegen schon einige Thatsachen vor, welche uns zu der Hoffnung berechtigen, daß auch in dieses Dunkel die leuchtende Fackel des Experimentes Licht hineintragen wird.

An dem Beispiel der Lungenentzündung, das ich hier anführen will, wird man erkennen, welche verschlungene Wege die Natur hier wandelt. Es ist ja bekannt, daß, wenn die Mikroben der Lungenentzündung, die sogenannten Pneumococcen, eingeathmet werden oder sonst wie in die menschliche Lunge eindringen, die Lungenentzündung entsteht. Es erkranken jedoch nicht nur die Lungen, sondern der ganze Körper geräth in Mitleidenschaft; es entsteht Fieber und ein schwerer allgemeiner Krankheitszustand, weil der Giftstoff, den die Pneumococcen produciren, das sogenannte Pneumotoxin, aus den Lungen aufgesogen wird und sich im ganzen Körper verbreitet. Nach einiger Zeit, meistens nach einer Woche, hört das Fieber bei günstigem Verlauf plötzlich auf, und es tritt die zur Genesung führende Krise ein, obgleich die Lungen selbst sich noch nicht reparirt haben und der Pneumococcus in denselben noch lange nachgewiesen werden kann. Dieser eigenthümliche Verlauf wird uns durch folgende schöne Untersuchung der Gebrüder Klemperer verständlich: Wenn man den Pneumococcus in einer passenden Nährlösung, z. B. Fleischbouillon, züchtet und sich vermehren läßt, so erzeugt er in der Bouillon das Pneumotoxin. Es ist nun gelungen, das Pneumotoxin als chemisch reinen Körper in Form eines weißen löslichen Pulvers darzustellen. Spritzt man nun eine wässerige Lösung dieses Pulvers

einem Kaninchen ins Blut, so entsteht dieselbe schwere fieberhafte Allgemeinerkrankung, von welcher die richtige Lungenentzündung begleitet ist. War die eingespritzte Giftmenge nicht zu groß, so kann das Kaninchen genesen, und es wird so munter wie zuvor. Dennoch ist eine große Veränderung in dem Körper dieses Kaninchens vor sich gegangen. Man kann dasselbe hinfort mit Pneumococcen impfen oder ihm von Neuem das Pneumotoxin einspritzen — es bleibt gesund, das Gift hat seine Wirksamkeit verloren; das Kaninchen ist gegen dasselbe unempfänglich geworden. Allein noch mehr: man kann nun den Blutsaft dieses unempfänglich gemachten Kaninchens anderen Thieren, ja sogar auch Menschen, die an der Lungenentzündung leiden, unter die Haut spritzen, und Mensch wie Thier verlieren sofort ihr Fieber, gerade so, als wenn die natürliche Krise eingetreten wäre. Es ist ein zauberhafter, eben so neuer wie vielversprechender Heilerfolg, den man auf diesem Wege erzielen kann. Ich muß es mir versagen, Ihnen den Gang der Experimente auseinanderzusetzen, welche zu diesem Ergebniß geführt haben; wir wissen aber durch dieselben, daß im Blut des Kaninchens, dem das Gift der Lungenentzündung eingespritzt wurde, ein neuer Stoff, ein Gegengift entsteht, welches die Wirkung des Pneumotoxin aufhebt und deshalb passend mit dem Namen Antipneumotoxin belegt wurde. — Diese Entdeckung ist von der größten wissenschaftlichen Bedeutung, denn sie erklärt uns den natürlichen Verlauf und die von selbst erfolgende Heilung dieser Krankheit auf folgende Weise: Das Pneumotoxin, welches, wie ich schon sagte, in den Säftestrom des an der Lungenentzündung erkrankten Menschen gelangt und den schweren Allgemeinzustand bewirkt, erzeugt im Blute des Erkrankten das Gegengift, das Antipneumotoxin, und sobald dieses letztere in genügender Menge vorhanden ist, tritt die wohlthätige Krise ein und die ursprüngliche Giftwirkung hört auf. Nun können die noch in den Lungen vorhandenen Pneumococcen nicht mehr schaden, denn das Gift, das sie erzeugen, wird durch das neu entstandene Gegengift unschädlich gemacht.

Man braucht nicht Mediciner zu sein, um die hohe Bedeutung dieser Entdeckungen zu würdigen; sie zeigen uns, auf welchem Wege die Natur ihre Selbstheilungen bewirkt, indem sie dicht neben den infectiösen, verderblichen Stoffen auch die entsprechenden, natürlichen Heilmittel entstehen läßt. Die Natur selbst führt uns auf den richtigen Weg, und wir dürfen hoffen, daß es dereinst gelingen wird, durch die kluge Benutzung dieser natürlichen Heilmittel das Heilverfahren der Natur nachzuahmen und so zu einer wirksamen Behandlung der Infectionskrankheiten zu gelangen.

Es scheint, als wenn Pasteur mit seinen bekannten Heilimpfungen bei der Hundswuth, ohne das Gift dieser Seuche zu kennen, schon diesen neuesten Weg der Therapie betreten habe. Wir bewundern den genialen

Scharfblick dieses Arztes, der hier vorahnend dem mühseligen Gange der Forschung vorausgeeilt ist.

Von den übrigen Bacterienerkrankungen wissen wir überhaupt noch nicht, ob und wie die Selbstheilungen durch die Stoffwechselproducte der Bacterien vor sich gehen. Das Studium der Bacteriengifte hat erst seit wenigen Jahren begonnen, und es wird sicherlich vieler Geduld und noch vieler Arbeit bedürfen, um einen tieferen Einblick in das Wesen und die Wirksamkeit dieser räthselhaften und doch für das Wohl und Wehe der Menschheit so verhängnißvollen Stoffe zu erlangen.

Nicht weniger wichtig als die Heilung der Krankheiten ist jedoch *die Aufgabe, ihnen vorzubeugen*. Auch hierin geht die Natur uns mit gutem Beispiel voran. Ich habe Ihnen schon mitgetheilt, daß ein Kaninchen, welches eine Vergiftung mit dem Pneumotoxin überstanden hat, gegen jegliche weitere Lungenentzündung gefeit ist, weil das im Blut des Thieres circulirende Gegengift eine weitere Infection verhindert. Dieselbe Beobachtung machen wir auch bei der *Diphtherie*, und gerade diese Krankheit ist, wie *E. Fraenkel* gezeigt hat, aufs Beste geeignet, uns ein tieferes Verständniß des Wesens der Unempfänglichkeit gegen gewisse Krankheiten zu eröffnen. Wenn man die Bouilloncultur der Diphtheriebacterien filtrirt, so läßt sich in der klaren, von Bacterien befreiten Flüssigkeit das Diphtheriegift nachweisen und auf chemischem Wege isoliren. Spritzt man die das Gift enthaltende Flüssigkeit den Thieren ins Blut, so erkranken sie gerade so, als ob man ihnen die Diphtheriebacterien selbst in den Körper gebracht hätte. Wenn man aber diese Flüssigkeit erst aufkocht und sie dann den Versuchsthieren unter die Haut spritzt, so bleiben dieselben gesund, weil das Diphtheriegift durch die Siedehitze zerstört worden ist. Dagegen äußert die aufgekochte Flüssigkeit eine andere sehr merkwürdige Wirkung: die mit der aufgekochten Flüssigkeit injicirten Thiere verlieren nämlich im Laufe der folgenden Wochen jegliche Empfänglichkeit für die Erkrankung an Diphtherie; sie sind gegen diese Krankheit immun geworden. Die Diphtheriebacterien haben also in der Bouilloncultur zwei verschiedene Stoffe erzeugt; der eine ist das Diphtheriegift, welches, wie wir sahen, durch Kochen zerstört werden kann, der andere ist diejenige Substanz, welche der Siedehitze widersteht und die Unempfänglichkeit oder die Immunität erzeugt. Man hat auch in früheren Zeiten sehr wohl gewußt, daß viele Infectionskrankheiten, wenn sie einmal überstanden worden, den Körper gegen eine zweitmalige Ansteckung sichern; wer z. B. einmal die Masern durchgemacht hat, wird nie wieder von dieser Krankheit befallen. Diese Thatsache stand lange fest, es war aber Niemand im Stande, dieselbe zu erklären. Erst die soeben von mir referirten Beobachtungen bei der Diphtherie gestatten uns ein gewisses Verständniß

derselben, denn wir haben nun das Recht, anzunehmen, daß die Krankheitsbacterien im Körper einerseits die schädlichen und krankmachenden Stoffe erzeugen, aber andererseits auch Substanzen hervorbringen, die den Körper vor einer weiteren Erkrankung schützen. So entschädigen die kleinen Organismen uns manchmal für die Leiden, die sie bringen.

Ohne Ihre Geduld noch lange auf die Probe zu stellen, möchte ich nur noch auf eine wichtige Eigenschaft der Krankheitsbacterien aufmerksam machen. Diese kleinsten Organismen sind nicht immer gleich giftig, vielmehr verlieren sie, wenn man sie längere Zeit außerhalb des menschlichen Körpers, in Bouillon oder auf Gelatine, fortwachsen läßt, ihre Bösartigkeit und erzeugen nur noch leichte Erkrankungsformen, während sie früher die schwersten Affectionen bewirkten. Hieraus erklärt sich vielleicht die auffallende Thatsache, daß nicht alle Epidemien einer Krankheit gleich schwer sind, sondern bald mehr, bald weniger Opfer fordern. Von der größten praktischen Bedeutung ist nun die Beobachtung, daß die schwach wirkenden Pilzculturen nichts desto weniger ihre immunisirenden Eigenschaften behalten können. Darauf beruht z. B. der Erfolg der im Süden Rußlands schon vielfach an Thieren ausgeführten Schutzimpfung gegen den Milzbrand. Schafe oder Rinder, denen abgeschwächte Culturen des Milzbrandbacillus eingeimpft werden, erkranken nur für wenige Tage mit leichtem Fieber und sind danach für alle Zukunft vor der Erkrankung am schweren tödtlichen Milzbrand gesichert. Es kommt nur darauf an, den richtigen Grad der Abschwächung zu treffen, denjenigen Grad, bei welchem die Culturen nicht mehr das intensive Krankheitsgift zu erzeugen vermögen, aber dennoch im Stande sind, die immunisirenden Substanzen im Thierkörper hervorzubringen.

In Vielen wird wohl die Vermuthung aufgestiegen sein, daß die Wirksamkeit der Pockenimpfung in ähnlicher Weise zu erklären sei, und gewiß muß ich Ihnen in dieser Vermuthung Recht geben. Das organisirte Krankheitsgift der Blattern ist uns zwar noch unbekannt, wohl aber kann als sicher betrachtet werden, daß die bösartigen menschlichen Blattern, auf das Rind übertragen und hier von Euter zu Euter fortgeimpft, schließlich zur unschuldigen Kuhpocke geworden sind. Die Bösartigkeit des Krankheitsstoffes hat sich durch die Uebertragung vom Menschen auf das Rind gerade so abgeschwächt, wie die Giftigkeit des Milzbrandes durch die Uebertragung vom Thier auf den künstlichen Nährboden. Die Analogie geht aber noch weiter: wie die abgeschwächte Milzbrandcultur ihre immunisirende Fähigkeit gegenüber dem eigentlichen Milzbrand bewahrt, so entfaltet auch

die Kuhpocke ihre schützende Kraft gegen die menschlichen Blattern zum Heil des Einzelnen und zum Heil der Menschheit. Wir haben das Räthsel der Schutzimpfung noch nicht gelöst; ich hoffe aber in Ihnen die Ueberzeugung wachgerufen zu haben, daß die Forschung auf dem rechten Wege ist, um endlich auch hier zur Erkenntniß zu gelangen.

Wie mit dieser Frage, so steht es mit allen den Thatsachen, Möglichkeiten und Hoffnungen, die ich hier zur Sprache gebracht habe. Auf dem Gebiet der Bacteriologie und der Infectionskrankheiten sind ja bis jetzt nur die ersten Schritte gethan worden, es liegen nur Einzelbeobachtungen und getrennte Gliedstücke der Erkenntniß vor, die sich noch nicht zur lückenlosen Kette des Systems zusammengeschlossen haben, allein uns doch schon zu den schönsten Hoffnungen berechtigen. Es sollte mich freuen, wenn meine kurze Schilderung einiger Bestrebungen und Errungenschaften, deren meine Wissenschaft sich rühmen darf, Sie in der freudigen Ueberzeugung bestärkt haben sollte, daß, wenn auch sonst im Leben der Welt und des Einzelnen Regen und Sonnenschein mit einander wechseln und oft das Dunkel vorzuherrschen scheint, die Wissenschaft wenigstens stetig aufwärts zu immer klareren und sonnigeren Höhen emporsteigt.

Prof. Dr. Karl Dehio.

Erinnerungen des Bibliothekars Emil Anders
(1810—1840).
(Fortsetzung.)

Im Jahre 1822 als Primaner, 16 Jahre alt, machte ich eine Sommerferienreise nach Petersburg zu der meinem Elternhause so befreundeten Familie Schmidt, gemeinsam mit dem Sohne James Schmidt, einem lieben jungen Freunde, der bei meinen Eltern in Pension war. Diese petersburger Reise ist ein Glanzpunkt in meinem Leben. Ich habe eine Schilderung derselben besonders niedergeschrieben, kann sie also hier übergehen.

Mein Eifer für die Schularbeiten trieb mich frühmorgens heraus; da man damals aber nicht, wie jetzt, sogleich Zündhölzchen zu Gebote hatte, so mußte ich oft in der Nacht die Dienstmagd wecken, um mir Licht anzünden zu lassen, da ich in dem dunklen, von Fensterläden geschlossenen Zimmer, wo ich schlief, nicht wissen konnte, wie viel es an der Zeit sei. Das gefällige Mädchen, ihrer Blöße oft nicht achtend, wurde nie ärgerlich, wenn es zu früh war und ich wieder zurück ins Bett schlich. Und doch hatte sie es so schwer, aus dem Blechkasten Feuerstahl, Feuerstein, Zunder ꝛc. herauszuholen, um mit dem dicken Schwefelholze, das nur die Soldaten der Garnison zu verkaufen das Recht hatten, es bis zum Anzünden des Lichtes zu bringen. Ja, auf dem Lande wurden in jener Zeit oft brennende Kohlen aus der Riege gebracht, um bei Nacht in dem Gutsgebäude Feuer zu erhalten, wie ich später erzählen hörte.

Als Primaner des Gymnasiums hatte ich mit vielen anderen Mitschülern den Confirmationsunterricht beim Pastor Lenz, zu dem wir uns Alle mit guten Vorsätzen in der Sacristei der Johanniskirche einfanden. Der Küster Willers empfing uns dort das erste Mal mit den Worten:

„Diesen Winter kratzen alle Alten ab!“ zog sich aber gleich zurück, als ihm Lenz einen Wink gab, der die lächelnde Miene mehrerer Confirmanden in diesem Augenblicke doch überraschend fand. Lenz war Stadtprediger und genoß als Seelsorger wie als Kanzelredner allgemeine Verehrung, in letzterer Eigenschaft durch ein wohlklingendes Organ unterstützt. Er übte auch auf seine Confirmanden einen wohlthätigen Einfluß aus. Zum Schluß gab er uns am Altar unser schriftliches Glaubensbekenntniß mit freundlicher Ermahnung zurück, und ein jeder der Confirmanden fand unter dem seinigen einige ernste, tröstliche Worte von Lenz' Hand. Später nahm er auch als Professor der praktischen Theologie eine sehr geachtete Stellung ein.

So war der Schluß meiner Gymnasialzeit nach 4½ Jahren endlich herangekommen, und ich fühlte, daß ich meinen Lehrern viel zu danken hatte. Ich war zu ernsterem Nachdenken über mich selbst gekommen. Durch Schillers und Goethes dramatische und lyrische Dichtungen ging mir eine Idealwelt auf, in der ich unendlich glücklich war. Es schien mir nicht unmöglich, für diese Urbilder auch in meiner Wirklichkeit Abbilder zu finden. Für weibliche Schönheit und Liebenswürdigkeit war mir eine größere Empfänglichkeit, ein tieferer Sinn aufgegangen. Emilie T., eine Freundin meiner ältesten Schwester, der ich früher manchen Tort angethan hatte, ward jetzt der Gegenstand meiner Jugendschwärmerei. Ich wäre für sie gern durchs Feuer gegangen. Mehrere Jahre älter als ich und von der Neigung zu einem wackeren Gelehrten in Petersburg gefesselt, der sie auch heimführte, ließ sie sich meine tiefe Ergebenheit und Hingebung gefallen und interessirte sich für mich, den aufstrebenden Jüngling, in mannigfacher Weise. Ja, sie lehrte mich selbst tanzen. Ihre Verheirathung fand statt, als ich bereits Student war, und ihr Hochzeitstag schien mir ein Wendepunkt in meinem Leben. Welche Seligkeit empfand ich, als sie auf ihrer Nachhochzeit mit ihrer leichten schwebenden Gestalt noch einmal mit mir tanzte und aus ihrem Hochzeitskranze mir ein Myrthenblättchen gab, auf das ich zartinnige Verse dichten konnte. Ich brachte ihr zum Andenken die Reichardtsche Composition zu Schillers Glocke, Text und Musikbegleitung zierlich geschrieben, mit kleiner versificirter Zueignung.

Innere Ruhe suchte ich zu gewinnen durch angestrengte wissenschaftliche Arbeit und Unterrichtertheilen im Griechischen und Lateinischen, wozu ich in einem Privathause und in einer Privatschule Gelegenheit fand; auch war mir das Honorar dafür sehr willkommen als Zugabe zu meinem Stipendium, da ich gern meinen Eltern möglichst wenig kosten wollte. Da begegnete mir einmal in der Schule ein amüsantes Ereigniß. In kleineren bekannten Tanzgesellschaften war es nicht ungebräuchlich, daß die jungen Mädchen ohne Mütter dazu eingeladen wurden, und bei einer solchen Gelegenheit wurde ich

einmal von einer lieben Bekannten im Namen ihres Vaters gebeten, sie am Spätabend nach Hause zu begleiten. Fuhrleute waren selten zu haben. Die Damen vertauschten die Tanzschuhe mit Stiefelchen, und ich ließ mir's nicht nehmen, die Tanzschuhe nach Hause zu tragen. Einmal hatte ich diese nach beendigter Begleitung abzugeben vergessen, und am folgenden Morgen in der Schule, noch im Ballkostüm, ziehe ich statt meines Schnupftuches ein kleines Paar Tanzschuhe hervor, damit gesticulirend, bis mich die flatternden Seidenbänder und das fröhliche Gelächter meiner Schüler meinen Irrthum gewahr werden ließen, ohne daß mir das bei ihnen geschadet hätte.

Gegen junge Damen war ich überhaupt aufmerksam und zuvorkommend, was meinem chevaleresken Vater gewiß recht war. Siebzehn Jahre alt und Student geworden, wurde ich auch salonfähig, fühlte mich ganz emancipirt und nahm bald einen Platz in der Gesellschaft ein, nicht durch ein gefälliges Aeußere bevorzugt, aber meiner Unterhaltungsgabe und meines bescheidenen Auftretens wegen von Alt und Jung nicht ungern gesehen.

In meiner Gymnasiastenzeit wurde der Martini- und der Katharinenabend in manchen Häusern, wo junge Damen waren, durch Empfang von Maskenzügen gefeiert. An solchen habe auch ich theilgenommen. Meine älteren Schwestern hatten mir zu solch einer Gelegenheit eine zierliche Spaniermaske sauber genäht. Charaktermasken, Don Quixotes, altmodische Stutzer, Juden, eine Menagerie von allerlei Thieren, selbst ein Elephant, der in jedem der vier Beine einen Gymnasiasten barg, wurden bewundert. Es wurde getanzt und bewirthet und dann in ein nächstes Haus gezogen oder auch in dem ersten geblieben, je nachdem es den Masken gefiel oder je nachdem sie gefielen.

Fanden die hübschen Freundinnen meiner älteren Schwester mehr Beachtung bei mir, als ich bei ihnen, so wandte ich mich doch bald mehr den Freundinnen meiner heranwachsenden jüngsten Schwester zu, die allerliebst waren. Mit ihnen wurden wohl auch kleine Landpartien gemacht, oft getanzt und gesungen, und unsere Pensionäre waren ebenso zu allen kleinen ritterlichen Diensten bereit. Auch mein Vater freute sich des munteren Gesanges und der guten Laune der Jugend, und Mütterchen wußte dazu das ländliche Mahl, wozu Jeder gern mithalf, zu bereiten.

Die jungen Mädchen ließen es sich auch wohl gefallen, von mir zu ihren Geburtstagen kleine sinnreiche Geschenke, mit zierlichen Versen begleitet, zu empfangen. Ich finde in meiner Sammlung kleiner Gedichte gar artige Verse, die bei solchen Gelegenheiten entstanden. Es war ein harmloser Umgang und keine nachhaltige verpflichtende Neigung daran geknüpft.

Auch Theater spielten wir, von meinem Vater dazu sehr ermuntert. Es wurde nicht übel gespielt, und selbst meine Mutter machte in Kotzebues

armen Poeten die Rolle seiner Wirthin ganz ausgezeichnet. Ich war beim Theaterspiel ganz in meinem Elemente, in ernsten wie in komischen Rollen, als Regisseur, Prologdichter oder auch Souffleur. Ja, selbst schwere Liebhaberrollen soll ich mit großem Beifall durchgeführt haben. Ja, ich dachte schon daran, wenn es mit der Wissenschaft auf der Universität nicht recht ginge, Schauspieler zu werden, worin mich die Lectüre von Goethes Wilhelm Meister eher bestärkte, als daß sie mich davon abgebracht hätte.

Was das Studium betrifft, so ging meine Neigung zwar auf Philologie und schöne Wissenschaften, wogegen mein Vater als Liebhaberei nichts hatte; aber als positives und sog. Brodstudium rieth er mir die Jurisprudenz an, der er selbst und sein Vater sich gewidmet hatten. Freilich war er Kreisschulinspector geworden und nachmals Universitäts-Bibliothekargehilfe. Auf seinen Wunsch wurde ich schon in den Sommerferien 1823 als Student der Jurisprudenz von dem damaligen Rector Dabelow immatriculirt, der in der Juristenfacultät eine sehr geachtete Stellung als Hauptlehrer des Römischen Rechtes einnahm. Er war früher anhaltköthenscher Minister in der napoleonischen Zeit gewesen, dann Professor in Halle, aber weil er gegen den 13. Artikel der Bundesacte eine kleine Schrift geschrieben, die auf dem wartburger Feste verbrannt wurde, in Deutschland mißliebig. In Venturinis Chronik ist zu lesen, daß ihm Napoleon, dessen blinder Bewunderer und Nachahmer sein Herzog war, gesagt haben soll: „Sie sind ein eben solcher Narr wie Ihr Herr!"

Als praktischer Jurist hatte Dabelow auch in Deutschland Ruf. Er las sehr monoton, aber mit großem Beifall, auch bei uns, so daß seine Zuhörer bei ihm nie schwänzten; auch war beim Universitätsgericht seine Stimme immer entscheidend. Er selbst hielt nur etwas vom Privatrecht, und dies um so mehr, als er das öffentliche Recht so oft von den Machthabern mit Füßen hatte treten sehen. Mit einer seltenen Offenheit erzählte er mir einmal später, daß er den in Dorpat gerade anwesenden Curator Lieven, der rationalistische Professoren abgesetzt und pietistische dafür eingesetzt, gefragt habe, ob die projectirte Wahl eines juristischen Professors von ihm, dem Curator, bestätigt werden würde, worauf ihm Lieven antwortete: „Was Professoren anderer Facultäten in Dorpat glauben, bekümmert mich nicht, nur die theologischen Professoren erwähle ich mir selbst. Ich denke mir, Sie selbst glauben an gar nichts."

Dabelow las fünf Mal wöchentlich zwei Stunden nach einander, mit einer Pause von zehn Minuten. Als er einmal zur zweiten Stunde wieder ins Collegium trat, fand er nur einen Zuhörer vor, der auf Jemand wartete und Dabelow darauf aufmerksam machte, ein Zettel, daß er nicht lesen werde, hänge ja an der Thür. Am anderen Tage eröffnete Dabelow

seine Vorlesung mit den Worten: „Es hat sich Jemand den dummen Spaß erlaubt, einen alten Zettel, daß ich nicht lesen werde, den ich unjuristisch genug ohne Datum gelassen, an der Eingangsthür aufzuhängen, wodurch wir um die gestrige Stunde gekommen sind. Ich wollte ihn hiermit bitten, seinen blauen Montag ein andermal lieber ohne uns zu feiern." Ein Freund erzählte mir, daß er an einem dunklen Herbstabende Zeuge folgender Unterhaltung gewesen, die zwischen Dabelow und dessen Frau, einem hochgewachsenen Weibe, das volle Gewalt im Hause hatte, stattfand:

Die Frau: „Männeke, die junge Leute, die bei uns Privatissimum habe, müsse Candidate werde."

Dabelow: „Das wird sich ja im Examen zeigen."

Die Frau: „Die müsse Candidate werde, das sind solche fleißige, artige Leut."

Studenten (auf der Straße): „Patentes Weib! Was für ein flotter Burschensinn!"

Dabelow verwendete sich für einen armen, fleißigen Studenten wegen eines Juristenstipendiums in meiner Gegenwart bei seinem Collegen Closius, der einen anderen ihrer Zuhörer protegirte. Dieser Letztere besaß bloß eine Tuchkleidung für Besuche und erschien selbst im Collegium, um jene zu schonen, Sommer und Winter in einem Filzrock, weißen Leinunterhosen und Fettstiefeln. Er saß auf der letzten Bank im Collegium und Dabelow nahm seine leinenen Unterhosen für weiße Tuchhosen. In Folge dessen hielt er ihn für den minder benöthigten Bewerber, trat aber auf meine Schilderung der ärmlichen Garderobe des jungen Mannes lachend mit seinem Protegé zurück.

Dabelow erzählte mir einmal aus der Zeit, wo er in Halle dem Universitätsgericht präsidirte, daß Studentenaufwärterinnen, sog. Löffelinen, eine aus ihrer Mitte dort verklagt hätten, weil dieselbe für das eidliche Bezeugen des Alibi ihres Herrn bei einem Studentenscandal einen ganzen Thaler von demselben gefordert habe, während die streng von ihnen eingehaltene Taxe nur ½ Thl. betragen.

Nach Dabelows Tode vermiethete seine Frau das Haus, das auf ihren Namen gekauft war, an eine uns befreundete Familie, die zu den Sommerferien nach Petersburg zog, während ich als Wächter darin zurückblieb. Eines Morgens früh, als ich aus meiner bisherigen Wohnung ein mir nothwendiges Buch abgeholt und nur im Mantel und in Hemdsärmeln ungesehen über den Hof schleichen wollte, während Frau Dabelow auf einer Mulde da Fleisch klopfte, wurde ich folgendermaßen von ihr begrüßt: „Gu'm Morgen, Herr Anters! Sie ha'n nichts trunder an, ich habe nichts trunder an, wir brauchen uns paide nicht zu scheniren." — Ein anderes Mal, als

ich eifrig studirend im Zimmer saß, störte mich ein sonderbares Geräusch, das mitten im Sommer aus dem Ofen kam. Dabei baumelten an der Ofenthür ein paar Pantoffeln, die sich hin und her schoben, bis ein Paar Füße und ein Paar ziemlich entblößte Beine zum Vorschein kamen, zu denen sich endlich aus dem schmalen Ofenloche die lange Figur der Frau Hauswirthin Dabelow herausdrängte, mit der Erklärung, die Töpferburschen besorgten das Verschmieren der Oefen so nachlässig, daß sie ihnen hätte nachkriechen müssen.

Ein anderer Professor des Römischen Rechtes war Closius, ein jüngerer Mann, mit lebendigem, anregendem Vortrage, von dessen Vorlesungen der Studirende nach beendigtem Cursus noch mehr Nutzen gehabt hätte. Er war ein Anhänger der Niebuhr-Savignyschen historischen Schule und Gegner der neuen Gesetzbücher, für welche die Zeit noch nicht gekommen sei, während ich bald für die entgegengesetzte Schule als die zeitgemäße schwärmen lernte.

Der Professor Closius war mir persönlich befreundet. Er heirathete aus einer meinen Eltern näher stehenden Familie, die Frau ließ sich aber nach ein paar Jahren von ihm scheiden und heirathete einen anderen Professor, mit dem sie auch Kinder hatte. Als sich Closius die Scheidung sehr zu Herzen nahm, forderte mich Dabelow auf, den Verlassenen doch wie bisher zu besuchen, wie auch er es thun wolle, und setzte hinzu, sich darum so zu bekümmern wie Closius, wäre doch unnütz; würde ihm so etwas passirt sein, so wäre es ihm allerdings sehr lästig gefallen, aber er hätte sich nichts daraus gemacht.

Professor Closius blieb mein Gönner, und als ich, schon an der Universitätsbibliothek mit auf seine Empfehlung angestellt, mein Rigorosum bei ihm gemacht und sein Urtheil über mich im Examenprotokoll erfahren wollte, fand ich, daß er mir allein den Candidatengrad zuerkannt hatte, während die anderen Examinanden nach seinem Urtheil nur Graduirte werden sollten. Auf meine Frage, warum dieser Unterschied, sagte er mir: die anderen Examinanden hätten nur aus den Heften geantwortet, ich dagegen aus vielseitiger Lectüre. Sie wurden übrigens doch Candidaten nach Beschluß der Facultät, was mir ganz gerecht erschien, da sie manche Frage rascher beantwortet hatten als ich.

Closius ging, ehe er emeritirt war, nach Darmstadt mit der Aussicht, Kanzler der Universität Gießen zu werden, starb aber bald dortselbst mit einem Herzen voll Anhänglichkeit an die Universität Dorpat und an die livländischen Verhältnisse überhaupt.

Der Professor des russischen Rechtes war Neumann, früher in Charkow oder Kasan Professor, wo er als Ausländer zuerst ein Jahr lang lateinisch vorgetragen, dann seine Hefte ins Russische übersetzen ließ, wozu er sich

einen besonderen Uebersetzer hielt. Er sprach das Russische greulich aus, war aber ein gründlicher Kenner besonders des älteren russischen Rechtes und beschäftigte sich so eingehend und vergleichend mit dem älteren slavischen Rechte, daß er auch seine Zuhörer mit Schaffariks slavonischer Grammatik bekannt zu machen suchte, damit sie die älteren russischen Rechtsquellen verstehen könnten. Die anderen Zuhörer blieben bald weg, ich allein war ihm treu. Er kam von einem eine Meile entfernten Sommeraufenthalte zu der Stunde in die Stadt und sprach dann stundenlang mit solchem Feuer, daß er zuletzt kraftlos zusammensank. Er citirte aus Walter Scotts Waverley über die schottische Clanverfassung und aus Schillers Wilhelm Tell wörtlich ganze Stellen. Ich war oft ganz hingerissen von seinem Vortrage.

Er hatte die zweite Frau aus wohlhabender Familie, die sehr kränklich war; die abgeschiedene erste Frau sah man aber in dem Hause oft die Honneurs machen. Er hatte zwei Söhne und eine Tochter aus der ersten Ehe. Die Ersteren suchte er nach englischem Muster durch Selbststudium zu Hause zu bilden; der ältere von beiden, den ich auch etwas kennen lernte, verwünschte aber diese Methode, die ihn vom Besuche der öffentlichen Schule und der Universität ausschloß und ganz vereinsamen ließ. Während Speranskys Thätigkeit für die Gesetzcommission wurde Neumann nach Petersburg berufen, aber einige Zeit darauf wegen Kränklichkeit voll pensionirt. Er kaufte sich im Pleskauschen ein Landgut in so unwirthbarer Gegend, daß er sich eine Compagnie Soldaten ausbitten mußte zum Schutz gegen Räuber und Diebe.

Neumanns Schrift über die Abstammung der Russen, mit Benutzung orientalischer Quellen, wurde besonders geschätzt. Dieselbe unterstützte Ewers' Meinung, daß die Russen von den skandinavischen Warägern abstammten, und nicht von den Chasaren, wie Ewers' Lehrer, Professor Schlözer in Göttingen, behauptete, der darüber eine für ihn wenig ehrenvolle bissige Polemik losließ, während Ewers sich in diesem wissenschaftlichen Streite gegen seinen früheren Universitätslehrer höchst ehrenwerth benahm.

Der Nachfolger Neumanns in der Professur des russischen Rechtes war der bisherige Docent von Reutz, ein noch junger Mann von Geist und liebenswürdigem Charakter, eine fein organisirte, aristokratisch-liberale Natur, durch seine russische Rechtsgeschichte auch als Gelehrter bekannt. Seine Professur ward ihm mit der Zeit lästig, er dankte wegen Kränklichkeit vor der Emeritur ab und zog auf ein Gut seiner zweiten Frau, einer sehr liebenswürdigen Russin, wo er auch gestorben ist. Seinen eben so liebenswürdigen Sohn, der gegenwärtig General ist, habe ich früher in Pension gehabt und war dadurch auch dem Vater näher getreten.

Den Professor des Provinzialrechtes Bunge, den Begründer der Provinzialrechtswissenschaft, habe ich während meiner Studentenzeit nicht

kennen gelernt und seine Vorlesungen nicht besucht, die auch entbehrlich waren, wenn man seine sorgfältig ausgearbeiteten Hefte, denen er mündlich nichts zugesetzt haben soll, sich zu verschaffen wußte. Dieser ausgezeichnete gewissenhafte Gelehrte ist bis in sein hohes Alter auf dem Gebiete des Provinzialrechtes schöpferisch thätig gewesen.

Als ich Student wurde, war Bunge nur Docent, außerordentlicher Professor des Provinzialrechtes dagegen Bröcker, obwohl der Erstere dem Letzteren an gründlicher Kenntniß des Provinzialrechtes weit überlegen war. Bröcker war in Riga praktischer Jurist gewesen und las in Dorpat auch nur praktische Fächer, die er mit guten Witzen und Anekdoten gelegentlich zu würzen wußte. Als die Professur des Völkerrechtes, Staatsrechtes und der Politik frei wurde, erhielt er diese, um Bunge Platz zu machen. Er dictirte sehr langsam. Ein Zuhörer neckte ihn aber damit, daß er aus einem früheren Satze immer halblaut Worte wiederholte:

Bröcker: „Ich kann hier nicht buchstabiren!"

Cavietzel (ein witziger Studiosus, der häufigen Anschlagzettel am Juridicum gedenkend, daß Reutz wegen Heiserkeit nicht lesen könne): „Es ist doch schlimm für die Juristen, daß der eine Professor nicht lesen, der andere nicht einmal buchstabiren kann!"

Aber Bröcker hatte einen leichten fließenden Stil, war zu allem Guten immer bereit und gefällig gegen Jedermann. Ich habe ihn nie anders als bei guter Laune gesehen. Als ich zum Neujahrsgruß als junger Student zugleich mit dem Todtengräber eintrat, rief er diesem zu: „Wollen Sie mich schon haben?" — Auf dem Kirchhofe, als ein College von ihm begraben wurde und eine alte Frau keifend in der Nähe der Gruft ein Grab ihrer Angehörigen zu schützen suchte, auf das Bröcker seinen lahmen Fuß gesetzt hatte, hörte man, während vom Pastor mit hohler Stimme geredet wurde, folgendes Gespräch in der Nähe:

Die Frau: „Nehmen Sie Ihren Fuß weg! Sie können doch sehen, daß dies kein gemeines Grab ist!"

Bröcker (mit seiner überlauten Stimme): „Ach, meine Liebe, hier sind wir Alle gleich."

Als auf dem Markte der gelehrte, immer fleißige Professor der Philologie Francke in seinem neuen Bärenpelze der Länge nach hinfiel und bei seiner Unbeholfenheit sich nicht sogleich aufrichten konnte, rief Bröcker mit seiner Stentorstimme: „Ach, lieber College! Sie hat wohl noch Niemand auf der Bärenhaut liegen sehen!"

Hatte ich nun auch gern die Gelegenheit wahrgenommen, die Glieder der Juristenfacultät, zu der ich mich zählte, kennen zu lernen, so lag es mir doch eben so nahe, mich mit der Studentenwelt zu befreunden, um so

mehr, als ich schon aus der Gymnasiastenzeit manche ältere Commilitonen kannte. Ich meldete mich natürlich bei den Livländern, ward mit anderen Füchsen auf den Fechtboden bestellt und mußte mit Handschlag mehrere Vorschriften zu halten geloben, wurde auch mäßig beschatzt mit Abgaben für Fechtboden, Commerse u. dgl. m. Von diesen Vorschriften war mir eine höchst ärgerlich, mit den Kurländern, die als Corporation geächtet waren, keinen Umgang zu pflegen, ja sie nicht einmal zu grüßen, obwohl ich gerade ein paar gute Bekannte schon von früher her unter den Kurländern hatte. Die Vorschrift für die Füchse, vier Mal wöchentlich am Vormittag auf dem Fechtboden sich zu üben, befolgte ich gern und erfuhr nur ein Mal die verdiente gesetzliche Strafe wegen Nichtbeachtung derselben, daß ein guter alter Fechter mit mir einen sog. Rappirjungen ausmachte. Dabei war ich in Hemdsärmeln, der Executor dagegen im dicken Filzrock. Er parirte keinen meiner Hiebe, sondern drosch a tempo auf mich los, was sich für alle Zuschauer sehr lustig ausnahm, mir aber für den ganzen Tag Brust und Arme schmerzhaft machte.

Auf dem ersten Commers in Novum interessirte mich Alles sehr, besonders der sog. Landesvater weckte in mir ein erhebendes Gefühl, auch machte ich da angenehme Bekanntschaften, z. B. die des nachmaligen Professors Hueck, der damals Landsmann der Estonia war und sich am Vormittage desselben Tages auf der Mensur sehr hervorgethan hatte. Er wurde mir später sehr befreundet. Ein alter Livländer, der sich freundlich mit mir unterhalten und mit mir schmolliren wollte, nannte mir seinen Namen und fragte: „Wie heißest Du?" Ich erwiderte: „Anders". Er wiederholte seine Frage; ich antwortete sehr munter: „Anders". Aergerlich wollte er mir für meinen unzeitigen Vorwitz eine Schnödigkeit sagen, da klärte ihn ein Dritter über seinen Irrthum auf, und unser freundliches Verhältniß war gleich wieder hergestellt. — Als wir bei den Burschenliedern und zumal beim Landesvater an langer Tafel saßen, mußte ich mich wundern, wie zwischen den braunlehmeren Schalen mit Glühwein und Punsch die Burschen an den Talglichten ihre Tabakspfeifen anrauchten, die auf dem Grunde der Schalen eine Tabaksjauche zurückließen, von welcher der größere Theil beim Trinken mit verschluckt wurde.

In einem Anrichtezimmer bekamen die älteren Corpsburschen auch wohl Butterbrod mit Käse. Die Füchse wurden da nicht geduldet; ein älterer Corpsbursch aber, der mich hungrig wußte, schmuggelte mich da mit hinein, und nun bekam ich ein so kolossales Butterbrod, daß ich dieses wie auch den Käse zuerst mit den Fingern zertheilen mußte, weil mein Mund, der nichts weniger als klein ist, sich nicht so weit aufsperren konnte. So einfach ging es damals her, und welcher Luxus wird jetzt auf den Commersen im Essen und Trinken getrieben!

Paukereien auf dem Fechtboden sah ich gern zu, um zu wissen, wie man sich in einem solchen Falle zu benehmen habe. Sie kamen sehr häufig vor, wozu die Füchse den Paukapparat heranzuschleppen und abwechselnd die Thür vor einem Ueberfall durch Pedelle zu überwachen hatten. Nach der Ursache der Paukerei erkundigte man sich selten; sie wurde damals als bloße ritterliche Uebung betrachtet und oft für den Betreffenden, wenn er selbst behindert war, von einem guten Freunde übernommen, der seine Geschicklichkeit als Fechter zeigen wollte. Es schmerzte mich stets, wenn dabei nicht ehrlich verfahren, ein legaler Hieb abgeleugnet, ein Burschenschafter gelegentlich schnöde abgefertigt wurde. Ich wollte, nach meinem idealen Maßstabe, alle Verhältnisse der Studenten ehrlich behandelt wissen, mußte aber schweigen. Die Burschenschafter hatten, nach einem ausländischen Corporationsgebrauch, das Ehrengericht bei Streitigkeiten unter einander eingeführt und paukten sich nur mit fremden Corporationen. Erst Jahrzehnte später kam das Ehrengericht in Dorpat allgemein in Gebrauch, während es früher von den Meisten für etwas Unerhörtes gehalten wurde.

Während jetzt alle Corporationen Quartette sorgfältig pflegen und eine Masse klangvoller Lieder zu singen wissen, kannte man damals nur wenige alte Burschenlieder, und die Kurländer z. B. konnten, wenn sie in Masse versammelt waren, kaum das Gaudeamus ordentlich zu Stande bringen; bei Privatkneipereien ging das oft besser.

Außer in der Corporation hatte ich als Student auch noch andere freundschaftliche Beziehungen, die mir werth waren. So erinnere ich mich namentlich gern einiger junger Russen, durch welche ich die damals neue romantische Richtung in der russischen Literatur kennen lernte, die mich in hohem Grade anzog. Neben Philologie und Alterthumswissenschaft beschäftigte ich mich besonders gern mit schöner Literatur und neueren Sprachen. Nächst den deutschen waren es zuerst die französischen Klassiker und französische Romane, wie Madame Staëls Corinne und Madame Krüdeners Valérie, nicht minder die Allemagne der Ersteren, die mich fesselten und von denen ich lebhaft zu unterhalten verstand. Jetzt ging mir durch die Russen, insbesondere Puschkin, der damals eben aufgetreten war, ein ganz neues Gebiet auf. Durch einen unserer Pensionäre, meinen sehr nahen Freund Studiosus Tatarinow, lernte ich den damals in Dorpat lebenden Dichter Jasykow, meinen Coetanen, kennen und trat mit ihm in recht warme freundschaftliche Beziehung. Diese beiden Freunde waren es, die mir zuerst die eben erschienenen Dichtungen Puschkins zu lesen gaben, welcher damals auf seinem Gute im Pleskauschen consignirt war, nachdem er aus der Verweisung in den Kaukasus hatte zurückkehren dürfen.

Jasykow war ein mittelgroßer, starkbeleibter junger Mann, der zu

Hause beständig im Schlafrock und Pantoffeln lebte. Sonst freisinnig, beobachtete er doch streng alle vaterländischen Sitten. Vom Weine animirt, wußte er glänzende Verse zu improvisiren. Die deutsche Literatur liebte er. Ich habe manche seiner Gedichte ganz zu seiner Zufriedenheit metrisch übersetzt. Aus Moskau hat er mir später die 2 Bände seiner Dichtungen, mit schriftlicher Einzeichnung seines Namens, freundlichst übersandt.

Tatarinow verließ die Universität nach bestandenem Examen i. J. 1829, und das ihm am Embachufer bei „Lokkus" gegebene Abschiedsfest ist mir noch lebhaft in der Erinnerung. Es war ein schwüler, gewitterdrohender Sommerabend, der die lebhaft erregte Gesellschaft am gastlichen Tische vereinigte. Plötzlich brachte Tatarinow, der mich sehr liebte, meine Gesundheit aus, und als ein greller Blitz die Luft durchzuckte, dem ein lautkrachender Donnerschlag folgte, rief er begeistert aus: „Богъ свидѣтель!" (d. i. Gott ist Zeuge!). Ich hatte ihm zum Andenken Schillers Gedichte geschickt mit begleitenden Versen von mir, die ihn sehr ergriffen. Als er später im Apanagendepartement in Petersburg diente, habe ich ihn dort aufgesucht und dann später noch einmal in Helsingfors getroffen, wo er mit Frau und Tochter sich zeitweilig aufhielt und mich mit einem Freudengeschrei begrüßte. Als großer Grundbesitzer im Gouvernement Simbirsk ist er auch, seiner liberalen Gesinnung getreu, für die Freilassung der Bauern sehr thätig gewesen. Seine Anhänglichkeit an Dorpat und sein Vertrauen zu der gründlichen Bildung der deutschen Aerzte hatte ihn dazu veranlaßt, gegen die Meinung Vieler in Simbirsk seine schöne leidende Schwägerin nach Petersburg in die Cur meines Schwagers Dr. J. Schmidt zu bringen, der sein Mitpensionär in meinem elterlichen Hause gewesen war. Diese Cur hatte ihr wohlgethan, und auf Schmidts Rath gebrauchte sie auch das Bad in Helsingfors.

Tatarinow starb im Jahre 1862 im Gouvernement Simbirsk; unser gemeinsamer Freund Jasykow war schon vor ihm im Jahre 1848 in Moskau gestorben.

Unter den Universitätslehrern lernte ich außer den schon besprochenen Gliedern der juristischen Facultät noch manche andere kennen.

In meinem ersten Semester ging nach langem Dienste der Professor der Dogmatik, Lorenz Ewers, ab, meines Vaters ehemaliger Kreisschuldirector und mein Taufvater. Ich könnte sagen, er war der beste Mensch, den ich je gekannt; und ich habe doch in meinem langen Leben viele hochachtbare Persönlichkeiten kennen gelernt. Seine Professur gab er trotz seines hohen Alters nur ungern auf, aus Besorgniß, daß ein Nichtorthodoxer sein Nachfolger werden könnte. Er hielt noch eine Abschiedsrede in der Aula, die er theils ablas, theils frei sprach, mit Citaten aus Plato und den Kirchenvätern

im Original, und sprach in dieser Rede zum letzten Mal sein Glaubensbekenntniß aus. Er pflegte seinen Zuhörern, wenn sie fleißig waren, am Ende des Semesters das Honorar zurückzugeben. Jetzt gab er ihnen bei Gelegenheit seines Abganges noch eine Kneiperei in seiner Wohnung.

Auf einem Fuchscommers hatte Ewers mit dem Dichter Shukowsky, der ebenfalls als Gast anwesend war, schmollirt. Shukowsky richtete aus diesem Anlaß ein längeres Gedicht „An den Greis Ewers", ein rührendes Denkmal für beide betheiligte Personen. Ich habe dieses Gedicht metrisch ins Deutsche übersetzt. Ewers hat mir auch sein Schenkexemplar der Shukowskyschen Gedichte in 2 Bänden vermacht, das mir unendlich werth ist.

Ewers' Wohlthätigkeit ist oft mißbraucht worden. So wurde erzählt, eine alte Frau, die er jahrelang unterstützt, habe ihm dankbar einmal erklärt, sie wolle seine Hilfe nicht weiter in Anspruch nehmen, Gott habe ihr schon geholfen. Ewers: „Wie denn?" Die Frau: „Ich habe mir eine kleine Wirthschaft angelegt." Es war dies aber eine liederliche, wie Ewers bei näherer Nachfrage erfuhr.

Er hörte sich gern den alten Ewers nennen und verbat sich alle Titulaturen. Einem Fuhrmann, der ihn unvorsichtigerweise überfahren hatte, zahlte er Geld, damit er diesen Unfall seiner Frau nicht erzählen sollte. In seinem hohen Alter hatte er die ältliche Schwester des Professors Ledebour geheirathet, wohl um ihr die Wittwenpension zu sichern; doch sagte man, sie habe seine Eigenheiten und seinen einfachen Hausrath nicht so zu beachten gewußt, wie man es ihm gewünscht. In der letzten Zeit trug ich ihm seine Pension zu, wobei er mich bat, die zweirubligen Klubbenmarken von den rubligen und halbrubligen ja zu trennen, da er bei seiner Blindheit sie nicht unterscheiden könne und beim Ausgeben der Marken oft getäuscht werde.

Er vermachte seine ansehnliche Büchersammlung zur Hälfte der dorpater Universitätsbibliothek, zur anderen Hälfte der nach dem Brande Åbos neuerrichteten Universität zu Helsingfors. In seinem Testament hatte er angeordnet, daß ihm die Embleme des Freimaurerordens, in welchem er eine höhere Charge bekleidet hatte, in den Sarg gelegt würden (Kranz, Hammer, Schöpfkelle ꝛc.); ferner, daß er ohne alles Gepränge auf einem einfachen Leiterwagen zur Gruft gebracht würde. Mein Vater, zu seinem Testamentsexecutor von ihm ernannt, war anfangs bedenklich wegen des ersteren Auftrages, da vor einer Reihe von Jahren jeder Beamte hatte reversiren müssen, daß er keiner solchen Verbindung angehöre. Nachdem aber mein Vater sich mit mir darüber berathen, führte er den Willen des Verstorbenen dennoch aus, da jenes Verbot nur auf den Lebenden bezogen werden könne. Statt des Leiterwagens mußte schon der alte Leichenwagen ohne Baldachin und ohne allen Schmuck den alten würdigen Universitätslehrer zu Grabe tragen.

Studirende der Theologie gingen zur Seite, und eine große Menschenmenge folgte unaufgefordert, in warmer Anerkennung der Verdienste des Verstorbenen.

In seinen Vorlesungen bediente sich Ewers oft der drolligsten Vergleiche, z. B. in der Moral in Beziehung auf die sinnlichen Triebe. Als er seinen Abschied erhalten, hielt er meinen Vater auf der Straße an mit den lauten Worten: „Ach, sagen Sie doch Ihrem Peetz, meine Professur ist ja nun vacant, da kann er sich ja darum bewerben." Peetz, ein Protegé des herrnhutisch gesinnten Curators Lieven und der Frau v. Krüdener, war, um vorläufig placirt zu werden, mit Uebergehung meines Vaters zum Bibliothekfecretär gemacht worden und wartete nur auf eine Professur, nicht der Theologie, sondern etwa der Geschichte oder eine andere Professur der historisch-philologischen Facultät, zu der er sich durch seine elegante Bildung berechtigt glaubte. Leider gelang ihm dies nicht, und auch die Stellung als Bibliothekfecretär, die er als Sinecure behandelte, verlor er durch einen skandalösen Polizeiproceß und seine Arbeitsscheu, wodurch er seiner frommen Partei sehr schadete.

Von den unter dem Curator Lieven entlassenen rationalistischen Professoren der Theologie sind mir noch zwei sehr erinnerlich, Böhlendorf und Segelbach. Der Erstere begleitete seine akademischen Vorträge mit den lächerlichsten Handbewegungen. Bileam ritt auf dem Esel, indem er den Zeigefinger der einen Hand über zwei Finger der anderen Hand hängte. Er demonstrirte, man müsse eine Predigt so machen, daß man nach dem üblichen Gebet in der Einleitung Alles aus einem Princip entwickelt, wie aus einer Quelle (mit der Hand von oben herabfahrend), dann den Inhalt in Fächer theilt (mit der Hand wie in Schachteln ordnend) und zuletzt das Ganze mit Blumen bestreut u. dgl. m. Ein halbirrer Bruder dieses Professors, der an der Einbildung litt, daß Dorpat untergehen müsse, wenn er nicht täglich und bei jedem Wetter zwei Mal die Stadt umwanderte, ist uns auf Spaziergängen mit dem Vater außerhalb derselben öfters begegnet. — Der andere rationalistische Theolog, Segelbach, erwarb sich ein großes Verdienst im Publicum dadurch, daß er mit Geschick und Eifer geistliche Lieder-aufführungen einübte und leitete. Seine lange Frau, auch eine Ausländerin und kinderlos, trug auf der Straße immer einen Mops auf den Armen.

Als Professor der praktischen Theologie nahm später eine sehr geachtete Stellung der frühere Oberpastor an der Johanniskirche, Lenz, ein, Nachfolger seines Vaters in diesem Amte, als Seelsorger, Kanzelredner und Gelegenheitsredner mit seinem klangvollen Organ sehr beliebt und in der Gesellschaft gesucht. Beim Altardienste sang er auch in den Responsorien, was von den späteren Predigern in Dorpat nicht nachgeahmt wurde. Daß Lenz auch mein Confirmationslehrer gewesen, habe ich bereits früher erzählt. Als die neue

evangelische Kirchenordnung in Petersburg berathen wurde, berief man auch Lenz dorthin, um an den Sitzungen Theil zu nehmen, und dort ist er bald darauf gestorben.

Sehr lebhaft erinnere ich mich ferner zweier älteren Glieder der medicinischen Facultät, des klinischen Professors Erdmann aus Sachsen, der früher Professor in Kasan gewesen, und des Anatomen Eichorius. Erdmann, ein langer wohlgebauter Mann mit männlichen, ausdrucksvollen Zügen, stets maßvoll und durchaus Gentleman im Umgange, war als klinischer Lehrer sehr geliebt und wußte bei den lateinischen Doctorpromotionen der Mediciner als Decan, selbst sehr schön Latein sprechend, die Würde der Feier stets aufrecht zu erhalten. Er hatte sein eigenes Haus, dem Rathhause gegenüber am Domabhang und ein zierliches Lusthäuschen darin, in gothischem durchbrochenen Style, nach Art altdeutscher Brunnenverzierungen; vom Dome aus erfreulich zu sehen, gegenwärtig aber leider nicht mehr vorhanden. Nach dem großen russisch-französischen Kriege berief ihn sein früherer Landesherr, der König von Sachsen, als Leibarzt zu sich, und Erdmann folgte pietätvoll diesem Rufe, kehrte aber nach des Königs Tode wieder nach Dorpat zurück, um hier die Professur der Materia medica zu bekleiden. Sein Wirkungskreis war dabei naturgemäß weniger bedeutend als früher bei der klinischen Professur, die frühere geachtete Stellung aber nahm er auch jetzt ein. In seinem Verhalten den hohen Oberen gegenüber nahm er sich äußerlich sehr ehrerbietig und genoß das besondere Vertrauen des Curators.

Als Präsident einer Revisionscommission der Bibliothek, die gegen Professor Morgenstern als den Director derselben gerichtet war, eigentlich aber mich traf, hielt Erdmann es für allein möglich und richtig, diese Revision mir zu übertragen, und nahm sich dabei so tactvoll und wohlwollend, daß ich mich ihm schon dadurch allein verpflichtet fühlte. Ueber den Modus der Revision eifrig discutirend, warfen wir unversehens ein großes Tintenfaß um, das meine stahlgrauen Pantalons, die ich zum ersten Mal anhatte, über und über begoß, so daß ich gezwungen war, um nach Hause gehen zu können, mir ein anderes Hosenpaar holen zu lassen. Das Komische für mich aber war dabei, daß Erdmann, sich die Schuld beimessend, vor mir niederkniete, er, der alte ceremonielle Mann, meine Modesten trotz aller meiner Bitten mit seinem Taschentuch betupfte und ganz untröstlich über diesen Unfall war. Meine schönen Stahlgrauen waren allerdings ruinirt. Um sie nicht ganz einzubüßen, brachte ich sie zum Schneider, der sich erbot, sie aufzutrennen, schwarz färben zu lassen und dann wieder zusammen zu nähen, was auch geschah. Aber ich erkannte sie kaum wieder. Sie waren beim Färben ganz eingeschrumpft; ich mußte sie wegschenken und hatte obendrein den Färber- und Schneiderlohn zu zahlen.

Beim 25jährigen Jubiläum der Universität Helsingfors vertrat Erdmann im Verein mit dem Archäologen Preller die dorpater Universität in so würdiger Weise und mit so schönen lateinischen Reden, daß sie von den begeisterten Studenten dort emporgehoben und umhergetragen wurden. Als ich Erdmann nach seiner Rückkehr im Lesezimmer der Universität traf und ihm sagte, wir fühlten uns alle in ihm mit geehrt, antwortete er, der stramme, förmliche Mann: „Unverdiente Ehre! Wir haben dort gezecht, — gerast, — getobt!"

Mit guten Freunden im terrassirten Garten seines neuen Hauses auf dem Techelferschen Berge (jetzt das von Zur Mühlensche Haus) ein Glas Wein zu trinken, verschmähte er nicht, und wenn er mich und meinen Freund Brock geladen hatte und mit uns bei dem Credenztischchen saß, das er an romantischer Stelle hatte aufstellen lassen, war er bei liebenswürdigster Laune. Auf Brocks Bemerkung, daß die Berge drüben jenseit des Embachs Weinbergen glichen, rief er aus: „Der Mensch sollte nirgend wohnen, wo der Wein nicht wild wächst!"

In seiner Familie war er leider nicht glücklich. Seine beiden älteren Töchter wurden nach Kurland verheirathet, die dritte, ein allerliebstes Kind, vertraute er einem petersburger Erziehungshause an, wo sie sich aber sehr unglücklich fühlte und zurückwünschte. Man hoffte, das werde vorübergehen, bis sie am Heimweh dort starb. Der bekümmerte Vater konnte nur ihr Herz zurückbringen, das er wohlverwahrt in seinem Park unter einem hölzernen Sarkophag mit lateinischer Inschrift bestattete. Er zeigte mir diesen Ort einst selbst mit den Worten: „Sie hatte das beste Herz."

Sein älterer Sohn studirte in Dorpat und wurde Arzt, der jüngere starb vor ein paar Jahren als russischer Admiral in Reval. Die Mutter zog ihren Töchtern nach Kurland nach. Der Vater, unser hochverdienter Professor, ging, nachdem er seinen Abschied genommen, ins Ausland. Er lebte in Mannheim oder Carlsruhe wohleingerichtet als Garçon, empfing Besuch bei sich und hielt es für seine Pflicht, Vorurtheile und falsche Gerüchte über Rußland ehrlich und offen zu bekämpfen. Da wurde er verdächtigt, wie weiland Kotzebue, besoldeter Spion Rußlands zu sein. Alles zog sich von ihm zurück, und er sah sich gezwungen, nach Frankfurt a. M. überzusiedeln, wo er Landsleuten, die ihn besuchten, sein bitteres Loos klagte. In Frankfurt a. M. ist er auch gestorben.

Ein zweiter medicinischer Professor der älteren Zeit mit charakteristischer Persönlichkeit war Eichorius, der Anatom und Physiolog. Er war der vollkommene Gegensatz zu Erdmann: höchst formlos, höchst rücksichtslos in seinen Aeußerungen, durchaus ein Bonvivant. Er las früh um 8 Uhr Morgens und verdoppelte gegen Schluß des Semesters die Stunden, wo er

dann oft schon um 6 Uhr Morgens begann. In seiner Vorlesung über gerichtliche Medicin bin ich mehrmals als Hospitant gewesen. Er citirte da höchst ausdrucksvoll Stellen aus Schillers Gedicht „Die Kindesmörderin" u. a. m. Pitavals Causes célèbres, der Universitätsbibliothek entlehnt und von ihm beständig benutzt, konnten trotz aller Ermahnungen erst nach seinem Tode dorthin zurückgelangen.

Mit seinen Zuhörern stand Eichorius auf einem guten Fuße. Jeder Mediciner hatte damals beim Schlußexamen eine anatomische Demonstration auf dem Anatomicum zu leisten; dann konnte Eichorius bei Kuchen und Wein, unter Glasburken mit mißgestalteten Fötus und anderen anatomischen Präparaten sehr unterhaltend sein, oft auf Kosten seiner Collegen. Auch ich überwand den Ekel bei der Demonstration manches medicinischen Freundes, dort etwas zu genießen. Einmal wurde während dieser kleinen Kneiperei ein abgeschnittenes Menschenbein aus dem Keller heraufgewunden u. dgl. m.

Mit seinem Prosector, dem nachherigen Professor Eschscholtz, der die Präparate zur Vorlesung bereit halten mußte, stand Eichorius anfangs sehr gut; als dieser ihm aber einmal auf seinen Wunsch eine Purganz verschrieben, die zu stark wirkte, glaubte er, daß er ihn umbringen wolle, um seine Professur selbst zu bekommen, schrieb ihm empörende Briefe, mit der Bemerkung auf dem Couvert: „zum Erbrechen" oder „zur Oeffnung", bis es zur Klage kam. Einem anderen Prosector soll er oft gesagt haben: „Sie sind noch dummer, als es die russischen Gesetze erlauben" u. dgl. m.

Seine schon aus dem Bisherigen ersichtliche Grobheit zog ihm in der Gesellschaft manche Unannehmlichkeit zu, die er aber durchaus nicht schwer zu nehmen pflegte. So hatte er sich einmal in der sog. Alten Musse (der nachherigen Ressource) höchst rücksichtslos gegen einen Offizier geäußert, der fortging und ihn durch den Diener hinaus bitten ließ.

Eichorius (zum Diener): „Fragen Sie den Herrn doch, was er von mir haben will."

Diener (dies ausführend und zurückkommend): „Herr Professor, ich wage es nicht zu wiederholen."

Eichorius: „Sagen Sie es nur!"

Diener: „Er sagt, er will Ihnen eine Ohrfeige geben."

Eichorius: „Sagen Sie ihm, und wenn er mir auch zwei geben will, ich gehe doch nicht hinaus."

Vom Duell hielt er schon als Student nichts und soll in Halle einen Commilitonen, der ihm eine Ausforderung brachte, mit einem Os femoris treppab geschleudert haben.

Seine Trunksucht brachte ihn bisweilen in eigenthümliche Lagen. Als er einmal in Dorpat im Rinnstein neben einem gleich ihm Betrunkenen lag,

soll ihm dieser ein Empfehlungsschreiben seines Vaters überreicht haben. Als er sich darauf bemühte, den Herrn Professor aufzurichten, soll ihm Eichorius lallend gesagt haben: „Lassen Sie mich liegen! Ich will dieser verfluchten dörptschen Polizei doch einmal zeigen, daß hier Einer eine ganze Nacht im Rinnstein liegen kann, ohne daß sie es bemerkt."

Er starb pensionirt. Der Prosector Wachter meldete in der Vorlesung: „Der Herr Professor Eichorius sind diese Nacht gefälligst gestorben, ein starker Körper, aber ein verdrehter Geist." — Sein wunderliches Wesen ist allen Zeitgenossen unvergeßlich geblieben.

Als Gynäkolog war in alter Zeit sehr geschätzt der Professor Deutsch, der sich auch auf Veterinärkunde verstand, aber auf die plumpe Frage, ob er auch Vieharzt sei, immer dieselbe Antwort hatte: „Wollen Sie sich curiren lassen?" Auf das Opponiren bei den lateinischen Doctorpromotionen ließ Deutsch sich nie ein; es hieß, weil er nicht Latein spreche. Unter seinen Anschlag am schwarzen Brett: „Ich kann heute nicht lesen, Deutsch", hatte ein Witzling die Worte geschrieben: „Nun, so lesen Sie doch Lateinisch."

Der Professor Moier, ein Estländer, war ein tüchtiger Chirurg, und man wußte in Dorpat viel von seinen geschickten Operationen zu erzählen. Später wurde er sehr bequem und schob solche und andere Arbeiten oft zu lange auf. Als er gerade Rector war, meldete sich bei ihm ein ihm bekannter Examinand: „Ich habe bei Ew. Magnificenz den Professor Moier zu verklagen, bei dem ich das einzige Fach noch abzumachen habe und der mich wiederholt abgewiesen." Moier: „Nun, kommen Sie morgen! Ich stehe Ihnen dafür, er wird Sie vornehmen."

Moier war persönlich sehr beliebt und bekam während meiner Studentenzeit auch einen solennen Fackelzug. Er war musikalisch, konnte stundenlang auf dem Clavier phantasiren und sich ganz dabei vergessen.

Moier erwarb in Dorpat eine sehr liebenswürdige Frau, eine Russin, geb. Protassow, deren ehrwürdige Mutter auch in seinem Hause lebte. Der Pflegesohn dieser Letzteren, der berühmte Dichter Shukowsky, der die Moier und ihre Schwester, die schöne Wojeikow, in schönen Liedern besungen, kam um dieser Beziehungen willen ebenfalls nach Dorpat zum Besuch. Er soll zum Curator der Universität bestimmt gewesen sein, und sein Freund, der Dr. Seidlitz, hatte schon ein Quartier für ihn gemiethet; aber es kam doch nicht dazu.

Von dem nachmals so bekannten Dr. Seidlitz, der auch Shukowskys fesselnde Biographie geschrieben, will ich eine kleine Geschichte aus der Studentenzeit erzählen. Seidlitz und sein Freund, der Theologe Taubenheim, hatten sich Beide für die Ordnung bei einer Studentenkneiperei verbürgt, aber eine Verletzung derselben doch nicht hindern können. Dafür

erhielten sie Carcerstrafe und ließen sich nun mitten am Tage auf einer Bahre vom Klinikum, wo Taubenheim bisher krank gelegen, unter großer Begleitung anderer Studenten in den Carcer tragen, wobei Seidlitz, ein Meister auf der Clarinette, einen Trauermarsch blies, während Taubenheim die verlogenste Miene von der Welt machte. Seidlitz und Taubenheim blieben auch in ihrem nachherigen Wirkungskreise in Petersburg gute Freunde.

Der Prosector Dr. Wachter war auch als praktischer Arzt thätig. Sein Hauptmittel für äußere Schäden soll ein Fettlappen gewesen sein, für innere Kamillenthee. Einst verordnete er einem Kranken wiederum Kamillen, bemerkte aber dann, daß derselbe unbeweglich dalag, und rief: „Ach so, Sie sein schon dot!" Nichts desto weniger war Wachter bei der Bürgerschaft ein sehr beliebter Arzt, und als Kaiser Nikolais Gemahlin in Palermo krank lag, meinte eine Bürgersfrau in Dorpat, es sei doch unrecht, daß sie in der Ferne Hilfe für ihr Leiden suche, da sie die beste von Dr. Wachter in Dorpat haben könne, der sich auf vieles Bitten wohl auch entschließen würde, die Kaiserin in Petersburg zu behandeln.

Dem Dr. Faehlmann auf der Straße zwischen 12—1 begegnend, wo Seelglocken für Gestorbene aus höheren Ständen geläutet wurden, fragte Wachter: „Ist das Ihrer?", worauf Jener ihm zunickte. Am anderen Tage zwischen 11—12 Uhr, wo für bürgerliche Gestorbene geläutet wird, wieder dem Dr. Faehlmann begegnend, rief er ihm zu: „Das ist meiner!"

Als ich Student wurde, waren noch die Matadore unter den Professoren der ältesten Zeit in voller Wirksamkeit: Parrot der Aeltere, Jaesche, Morgenstern, Struve, Gust. Ewers, der Historiker, und Krause.

Parrot, der beim Kaiser Alexander I. sehr in Gunst stand und sogar freien Zutritt bei ihm hatte, könnte der Mitbegründer der Universität genannt werden. Er war Franzose von Geburt, ein fester, energischer Charakter; sein Fach war die Physik. Bei seinen Experimenten in den Vorlesungen ließ er dem witzigen Diener des physikalischen Cabinets, Simon, große Freiheit. Dieser copirte ihn manchmal vor Beginn der Vorlesung auf dem Katheder sehr komisch, wobei Parrot ihn einmal überraschte, ohne sich zu ärgern. Wie eigensinnig Parrot an seinen Behauptungen festhielt, lehrt das folgende Beispiel. Er behauptete einmal, man könne nicht unter dem Wasser sehen. Der als russischer Schriftsteller nachmals so bekannte Woldemar Dahl (Владиміръ Луганскій), damals Student, wandte ihm dagegen ein, daß er bei klarem Wasser auf Fadentiefe eine Silbermünze aus der Tiefe geholt.

Parrot: „Konnten Sie das Gepräge deutlich erkennen?"

Dahl: „Das Gepräge nicht."

Parrot: „Also, meine Herren, man kann nicht unter dem Wasser sehen."

Für Energie und persönlichen Muth spricht das Folgende. Schon ein bejahrter Mann, befand sich Parrot in einem Leichenzuge, als ein Pferd vor einer Droschke, auf der ein College saß, sich hoch aufbäumte. Parrot stieg eilig von seinem Fuhrwerk ab und zerrte so lange an dem Zügel des wildgewordenen Pferdes, bis er es in Ordnung brachte.

Bei der Organisation der Universität als Rector thätig, soll er zur Aufrechterhaltung persönlicher Ehre und Sitte das Duell unter den Studenten selbst eingeführt und die erste Paukerei eingeleitet, ja sich selbst mit einem berühmten ausländischen Fechter in Dorpat gemessen haben.

Großes Verdienst erwarb sich Parrot durch seine Plantationen auf dem Dom, der sich unter seiner Leitung allmählich begrünte und zum Lieblingsspaziergang der Dorpatenser wurde. Hatte Krause dort die wissenschaftlichen Gebäude (Anatomicum, Klinicum, Sternwarte, Bibliothek) errichtet, so sorgte Parrot für schattige Alleen, Bänke und einige Lusthäuschen, an welchen allerdings bisweilen boshafte Kritiken mit Bleifeder aufgezeichnet waren, z. B.:

Herr Parrot, mit dem Zahnarzt einverstanden,
Sind's wohl, die dieses Zugnest hier erfanden.

Christian Simon, der Diener, verfehlte nicht, Parrot auf dergleichen aufmerksam zu machen, mochte aber gelegentlich selbst solches Gekritzel veranlaßt haben.

Parrot wurde später nach Petersburg an die Akademie der Wissenschaften versetzt und bewahrte auch hier seine unabhängige Gesinnung. Als Glied der Commission, welche über die bei Petersburg zu errichtende Sternwarte berathen sollte, gerieth er in heftigen Streit mit den anderen Gliedern derselben, sowie namentlich mit dem Präsidenten der Commission, Grafen Kleinmichel. Die Anderen waren für Pulkowa als Ort der neuen Sternwarte, Parrot dagegen für Oranienbaum, weil hier mehr heitere Tage für die astronomische Beobachtung zu erwarten waren. Parrot schrieb schließlich in den härtesten Ausdrücken über diese Angelegenheit an den Kaiser Nicolai: „Er wisse nicht, ob er die Commission mehr dumm oder frech nennen sollte." Der Kaiser verlangte von dem Grafen Kleinmichel Auskunft über die Sache und fügte die ihn ehrenden Worte hinzu: „Только не трогать старика!" (d. h. nur den Greis nicht verletzen!)

Wie nahe das Verhältniß Parrots zum Kaiser Alexander I. war, geht auch aus Korffs Biographie Speranskys hervor. Als nämlich die Franzosen 1812 in Rußland eindrangen und Speransky von der aristokratischen Partei so arg als Vaterlandsverräther verdächtigt war, daß der Kaiser ihn erschießen lassen wollte, war es Parrot, der ihm dies aufs Beweglichste ausredete, obgleich er kein Anhänger Speranskys war. Speransky hat übrigens in späteren

Jahren, mit seiner Tochter aus dem Auslande kommend, auch Dorpat und die Universitätsbibliothek besucht, bei welcher Gelegenheit auch ich ihn kennen lernte: ein langer wohlgebauter Mann, in schlichtem braunen Ueberrock und rundem Hut, ohne jede Ordensauszeichnung. Der damalige Rector Parrot der Jüngere begleitete ihn. Speransky sprach mit uns französisch, wünschte ein anderes Mal bei längerem Besuch die Universität näher kennen zu lernen, die er die fleur de la Russie nannte. Seine ruhige, besonnene Ausdrucksweise, seine hohe gedankenreiche Stirn, der man es ansah, daß große Schicksale an ihr vorübergegangen waren, ließen mir einen tiefen Eindruck zurück.

Den alten Akademiker Parrot besuchte ich in seinen letzten Lebensjahren in Petersburg, ohne ihm früher persönlich näher gestanden zu haben. Er empfing mich sehr gütig; für Dorpat hatte er ein warmes Herz bewahrt. Ich habe der Universitätsbibliothek ein schönes Porträt Parrots, Brustbild in Kupferstich, verehrt, das ihn auf dem Höhepunkt seiner Wirksamkeit als Professor in Uniform darstellt und jetzt in der Abtheilung der Morgensternschen Bibliothek steht.

Ein zweiter von den Matadoren der alten Zeit war der Professor der Philosophie Jaesche, ein wohlwollender, kindlicher Charakter, ein wackerer Kantianer, der auch zuerst Kants Logik herausgegeben hat. Logik mußte bei ihm jeder Student ohne Ausnahme hören, und sein Collegium war auch immer besetzt. Ich konnte demselben keinen Geschmack abgewinnen und habe für speculative Philosophie wohl überhaupt nicht Scharfsinn genug. Doch hatten mich die Denkübungen, die Jaesche durch seine Seminaristen bei sich zu Hause mit mir und anderen Kreisschülern bisweilen Sonnabends anstellen ließ, sehr interessirt. Jaesche war unser Nachbar; seine Tochter war mit meiner ältesten Schwester gut bekannt, und ich stand mit seinen Söhnen dauernd in freundschaftlicher Beziehung.

(Fortsetzung folgt.)

Indiſche Weisheit[1].

I.

Gieb nimmer auf das eig'ne Streben
Und denk': das Schickſal wird es geben!
Glaubſt du, wenn man das Seſamkorn nicht preßt,
Daß ſich das Oel gewinnen läßt?

II.

Nimmermehr in ſand'ger Wüſte
Kommt der Tſchampaka zum Blühen,
Weil im heißen, trock'nen Sande
Durſtig ſeine Wurzeln glühen.

Armer, den ein böſes Schickſal
An den falſchen Ort verſchlagen!
Wenn du nur dein Leben friſteſt,
Haſt du noch von Glück zu ſagen.

III.

Vielleicht, wenn man den Sand nur gründlich preßt,
Wird doch zuletzt noch Oel draus fließen;
Vielleicht wird doch ein Durſt'ger noch ein Mal
Das Waſſer der Luftſpiegelung genießen;

[1] Die mitgetheilten Gedichte ſind einer „Sammlung indiſcher Lieder und Sprüche in deutſcher Nachbildung" von L. v. Schröder entnommen, welche unter dem Titel „Mangablüthen" demnächſt im Verlage von J. G. Cotta in Stuttgart erſcheinen ſoll.

Vielleicht gelingt's noch einem Wand'rer einſt
Ein Haſenhorn nach Haus zu bringen;
Doch zu gewinnen den verſtockten Sinn
Der Thoren — das wird nimmermehr gelingen.

IV.

Ein Waſſertropfen fällt auf glühend Eiſen,
Und ziſchend allſogleich muß er vergehen;
Denſelben Tropfen ſieheſt du wie Demant
Hellleuchtend auf dem Lotusblatte ſtehen;
Und läßt ein gütig Schickſal ihn den Weg
Ins Meer und in der Muſchel Höhlung finden,
Wird er zur echten Perle! — ſieh, mein Freund,
Wie viel es ausmacht, wem wir uns verbinden.

Miscellen.

Hermann Marsow.

Die drei ersten evangelischen Prediger Revals waren Johann Lange, Zacharias Hasse und Hermann Marsow, die seit 1525 das reine Wort Gottes predigten. Diesen dreien wurde vom Rathe aufgetragen, die erste evangelische Kirchenordnung für die Gemeine in Reval zu verfassen. Nach dieser ruhte die oberste kirchliche Gewalt beim Rathe, der von altersher die jura spiritualia hatte. Das Hauptorgan der Kirchengewalt war der „oberste Pastor", gewählt vom Rath und der Gemeine und ausgerüstet innerhalb seines Amtes mit selbständiger Machtvollkommenheit, „so weit er sein Thun vor Gott und jedermann zu verantworten weiß", heißt es wörtlich. Daher war er nicht einfach ein Diener oder Beamter des Rathes, sondern war Mitinhaber des Kirchenregiments. Die Ordnung des Gottesdienstes billigte der Rath auf seine Vorstellung und befahl sodann den ausschließlichen Gebrauch der deutschen Sprache, an Stelle der bis dahin beim Gottesdienste gebräuchlichen lateinischen. Alle gottesdienstlichen Bestimmungen waren nur Sache dieses „obersten Pastors".

Die Wahl und Anstellung der Prediger und Kirchendiener und sogar die Festsetzung ihrer Zahl war Befugniß des obersten Pastors, jedoch mit Zustimmung des betreffenden Kirchspiels, d. h. der sich zur Kirchengemeinde haltenden Personen. Sehr bemerkenswerth ist es, daß der Rath als solcher nichts mit der Wahl und Einsetzung zu thun hatte. Es genügte ihm an der Einsetzung des Hauptes, und dann ließ er dieses weiter sorgen. — Die Verwaltung des Kirchengutes lag aber gänzlich außer der Befugniß und Mitwirkung des „obersten Pastors". Er hatte nur das Recht, Vorschläge nach allen Richtungen kirchlich-ökonomischer Fürsorge zu machen, sowohl beim

Rathe, als bei den Kastenvormündern der einzelnen Kirchspiele. Dem Rathe stand die Aufsicht und die Verfügung über die Kirchengebäude zu.

Es tritt uns hier der eigenartige, in der evangelisch-lutherischen Kirche beispiellose Charakter der ersten revaler Kirchenordnung in der strengen Scheidung der Spiritualien von den Temporalien hervor. Während Rechte und Pflichten in ersteren dem „obersten Pastor" nahezu schranken- und rechenschaftslos übertragen werden, hat er mit letzteren gar nichts zu thun, und Rath und Gemeine besorgen ausschließlich deren Verwaltung.

Diese in den Hauptgrundzügen erwähnte Kirchenordnung, die ausführlich bei Bienemann: „Aus Livlands Luthertagen" nach den Acten des revaler Stadtarchivs mitgetheilt ist und die ich deshalb hier übergehe, wurde vom Rathe und den Gilden bestätigt, und Johann Lange zum evangelischen Prediger zu St. Nicolai und Olai als „oberster Pastor", d. i. Superintendent gewählt und ihm die Seelsorge in beiden Kirchspielen auferlegt. Darauf übergab Lange die Olai-Gemeinde dem Hermann Marsow, der 1525 aus Dorpat nach Reval gekommen war, und dem Zacharias Hasse die Kirche zum heil. Geiste, um dort das Predigtamt und das Kirchenregiment zu führen. In der Nicolai-Gemeinde fungirte Lange selbst als Prediger. Der christlich brüderliche Geist, der, fern von Eifersucht und Eitelkeit, diese drei Männer beherrschen sollte, fehlte jedoch dem Marsow. Er, der da vermeinte, bei der neuen Kirchenordnung das Meiste gethan zu haben, fühlte sich bei der Wahl Langes zum „obersten Pastor" zurückgesetzt und übertrat bald selbst die kirchliche Ordnung, griff in vermessener Weise von der Kanzel den Lange an und überhäufte ihn mit Spott und Hohn, wie es seine Art gewesen sein soll. Lange aber schwieg bei diesen Angriffen. Es ist überhaupt eine trübe Erscheinung in den ersten Reformationsjahren, daß sowohl bei Predigern unter sich, als auch bei Laien an vielen Orten über Bibelerklärungen, Textauffassung und über das zulässige Maß der Strafpredigten Meinungsverschiedenheiten bestanden, die innerhalb der Gemeinden häufig zu heftigem Streit führten.

Ein tüchtiger, mit Feuereifer für die neue Kirche überhaupt, wie auch für das Kirchenwesen speciell Revals einstehender Mann war Marsow jedenfalls, und noch ehe er mit seinen Amtsgenossen völlig brach, schrieb er an den Bürgermeister Jacob Richerdes einen Brief, der zwar nicht datirt ist, wohl aber aus dem Jahre 1526 stammen muß. In diesem Schreiben bittet er Richerdes' Unterstützung bei Durchführung folgender Vorschläge: Da das Läutegeld bei Sterbefällen in verschiedenen Kirchen verschieden hoch erhoben würde, wodurch namentlich die Glieder der Nicolai-Gemeinde (an der Lange Prediger war) sehr beschwert wurden, da dort das Läuten theurer war, als in der Olaikirche, so wünschte er gleiche Preise an allen

Kirchen. Wie denn überhaupt im Kirchenregimente mehr Gleichförmigkeit herrschen müsse, wenn auch in manchen Dingen Verzichtleistungen nicht zu umgehen seien. Ferner müßte man ein aufmerksames Auge auf die Kirchenleute lenken, die öffentlich dem Laster des Saufens und der Unzucht fröhnten. Es sei überhaupt im Kirchenregimente manches abzuändern und dazu auch zu beklagen, daß beim Gottesdienste in den Werkeltagen zu wenig gesungen werde. Zum Schluß ersucht er den Bürgermeister, die tags vorher vermeldeten Artikel recht zu Herzen zu nehmen. Diese tags vorher von ihm übergebenen Artikel konnten bisher nicht in Erfahrung gebracht werden.

Ein unzweideutiges Zeugniß für die Meinungsverschiedenheiten der Prediger ist Luthers herrliches zweites Schreiben vom 17. Juni 1525; nachdem er erfahren, daß etliche unserer Prediger nicht einhellig lehren und handeln, sondern einem Jeden sein Sinn und Vornehmen das Beste dünkt, so wendet er an diese seine wahrhaft pastorale Mahnung zur Einigkeit. „Meine liebe Herren," wendet Luther sich am Ende des Briefes an die Prediger, „lasse ein Jeglicher seinen Sinn fahren, und kommt freundlich zusammen, und werdet fein eins, wie ihr die äußere Seite des Gottesdienstes halten wollt." — Die Mahnung hat nun doch nicht immer Früchte getragen, die Prediger wollten sich nicht immer dem „obersten Pastor" fügen, und der Rath mußte eingreifen und auf Eintracht sehen, zunächst in der Ordnung des Gottesdienstes. Da riß denn später der Rath die ganze Kirchengewalt an sich, zumal das Beispiel aller anderen evangelisch gewordenen Städte ihn darauf hinwies.

Als ein Widerspenstiger zeigt sich besonders Hermann Marsow. Er widersetzte sich bald aus Ehrgeiz der auch von ihm ausgearbeiteten Kirchenordnung, beleidigte die anderen Prediger öffentlich, erregte in der Stadt Zwietracht, nahm keine Ermahnung seiner Amtsbrüder an, so vom Pastor Johann Osenbrügge, der wahrscheinlich auch an der Nikolaikirche angestellt war, da er als mit Lange zusammenwirkend angegeben wird. Marsow zeigte sich ihnen gegenüber sehr aufgeblasen. Man hatte ihn einst, ich weiß nicht, in welcher Veranlassung, einen Bucknecht, einen Bauchknecht genannt. Dieser Spitzname, der ihm blieb, erbitterte ihn dermaßen, daß er Uneinigkeit und Zwietracht zwischen nahen Verwandten und Freunden anrichtete. Die besten Freunde kamen durch ihn aus einander. Auch hat er vom Predigtstuhle, klagte der Rath, die von Gott verordnete Obrigkeit ohne angeführte Gründe, gegen Recht und Billigkeit, gegen die apostolische christliche Lehre gelästert und geschändet, indem er gesagt, daß der Rath nach Lübeck zwei falsche Urtheile gefällt habe. Dadurch hat er nicht nur unsere Personen, sondern die Ehre unseres hohen Amtes angegriffen. Der Rath begehrte von ihm zu erfahren, aus welchem Grunde er diese schwere Anklage geführt hätte,

erhielt aber keine Antwort. Marsow hat mehrmals diejenigen Bürger, die nicht seine Ansicht theilten und nicht zu ihm hielten, ohne sie wegen ihrer häufig angedichteten Fehler und Schwächen vermahnt zu haben, öffentlich von der Kanzel höhnisch bekrittelt, und wenn er auch nicht Namen nannte, so war doch der gemeinte Mann sogleich zu erkennen.

Man warf auch dem Marsow vor, daß er sich seiner göttlichen Lehre des Evangeliums in dem Maße gerühmt habe, daß die hervorragendsten Lichter der Christenheit, Martin Luther, Philipp Melanchthon und Johann Bugenhagen, ihn niemals hätten tadeln können.

Vier Jahre war Marsow als Prediger in Reval thätig gewesen, ohne die vielen gegen ihn gerichteten Angriffe zu berücksichtigen. Wegen seiner Zwistigkeiten mit den Bürgern war er mehrmals in die Schreiberei des Rathes citirt worden, damit er in Güte sich mit ihnen aussöhnen sollte. Marsow erschien jedoch nicht. Da faßte der Rath den Beschluß, ihn seines Amtes zu entheben und aus Reval zu verweisen.

Es war am 13. Mai 1529, als dem Pastor Hermann Marsow bei offenen Thüren im Rathe vorgehalten wurde, daß er den Befehlen des Rathes nicht nachkomme, daß er Leute, die ihm Wohlthaten erwiesen haben, verachte und in der Stadt Haß und Neid errege. Ferner habe er den Herrn Pastor Zacharias Hasse am letzten Sonntage in der Olaikirche mit stolzen, vermessenen Worten angegriffen und auch Joh. Osenbrügge nebst allen Kirchendienern mit Verachtung behandelt, vermeinend, daß er mehr Schriften kenne, als sie Alle zusammen. Seinetwegen wolle fast Niemand mehr, wird ihm vorgeworfen, das Predigtamt führen und mit ihm zusammen leben. Gottes Wort habe er bereits das vierte Jahr schon vom Predigtstuhle gepredigt, aber derartig, daß er nicht nur seine persönlichen Gegner, sondern auch solche, die ihm Gutes gethan, mit Spott verfolgte.

Auch ehrbare Frauen und Jungfrauen habe er verunglimpft. Er verachte das Gebot der Obrigkeit, und wollte auch nicht dem Joh. Osenbrügge auf dessen schriftliche Vermahnung schriftlich antworten und seine Sache mit göttlicher Schrift verfechten, sondern habe erklärt, nicht der Rath sei sein Richter, sondern die Gemeinde.

Er wiegele die Bürger auf und errege unter ihnen viele Parteien und Secten, wie sich das noch neulich auf der Gildestube offenbart habe, wo es beinahe zu Schlägereien gekommen wäre. Häufig habe er sich von der Kanzel mit Verachtung über den Rath geäußert, weil dieser zwei falsche Sententien gefällt haben soll.

Nachdem man ihm diese Vorwürfe gemacht hatte, fragte man, wer ihn zum Pastor an St. Olai gewählt habe, worauf er die Antwort gab: die Gemeine mit Erlaubniß des Rathes.

Weil er nun je länger, desto mehr Schlimmes in der Stadt veranlaßt und viel Erbitterung erregt habe, so hält der Rath für das Beste, daß er die Stadt verlasse, und zwar müsse er von diesem Tage, als am Donnerstage vor Pfingsten, bis Sonnabend vor Sonnenuntergang die Stadt und die Stadtmarken räumen. Geschähe das nicht, so habe er selbst für die Folgen zu stehen.

Darauf sprach Marsow: Man vergreife sich an seiner Unschuld, man hätte gerecht in der Sache sein sollen. Er sei ein geschworener Bürger des Herrmeisters und dieser Stadt, führte dann Manches zu seiner Entschuldigung an und schloß mit den Worten: „Er lasse dieses Urtheil des ehrbaren Rathes über sich ergehen und befehle seine Sache dem höchsten Gott zu richten." Damit trat er ab.

Marsow konnte im gegebenen kurzen Termin nicht abreisen und bat brieflich den Rath am 21. Mai 1529 ihm Aufschub zu gestatten. Nach seinen treuen Diensten und seiner reinen Lehre göttlicher Schrift ist er elendiglich und jämmerlich ausgewiesen, jedoch verhindert abzureisen, weil er Gefahr für sein Leben zum Nachtheil seines armen Weibes und Kindes sieht. Er habe keine Reisegesellschaft gefunden und könne nicht allein fahren, da ihm weder Wege noch Stege in diesem Lande bekannt und dazu seine Augen krank und schwächlich zur Reise seien. Man möge den Aufschub der Reise nicht für Ungehorsam halten und ihm, dem armen, elenden Manne, der sich zu bessern bereit ist, bis Michaelis seinen Lohn aus dem Gotteskasten gewähren.

Aber schon waren die Gilden für ihn eingetreten. Am Sonnabend Abend vor Pfingsten erschienen im Rath die Aelterleute der drei Gilden, nämlich Jürgen v. d. Heide aus der Großen Gilde, Tile Schroder aus der Canuti-Gilde und Hans Wagehals aus der Olai-Gilde, nebst 17 Aeltesten und in ihrer Aller Namen bat Jürgen von der Heide, den Termin für die gar kurz gesetzte Zeit der Abreise Marsows zu verlängern. Auf ihre Bitte schob der Rath den Termin des Abzuges auf 8 Tage hinaus; Marsow sollte den nächsten Sonnabend vor Sonnenuntergang Stadt und Stadtmark verlassen haben und in der Zwischenzeit sich nirgends an öffentlicher Stätte oder auf der Straße finden lassen. Der Rath befürchtete Volksaufläufe und Parteinahme für den Verstoßenen, wie es aus einem Rathsprotokoll hervorgeht. — Ob ihm sein Gehalt bis Michaelis gewährt wurde, geht aus den vorliegenden Acten nicht hervor; wohl aber hat er sich in den nächsten Tagen fortbegeben, und schon am 1. Juni schreibt er aus Dorpat an Aelterleute und Aelteste aller drei Gilden und an die „kräftigen" Schwarzenhäupter und beklagt sich, daß man ihm eine schriftliche Vertheidigung im Rathe nicht vergönnt habe und er ungerechter Weise angeklagt sei. Er habe stets den Frieden gewollt, habe nie Aufruhr angefacht (man weiß wohl, was Aufruhr nach Kaiserlichem und lübischem Rechte ist), sondern sich

mit Predigen des reinen Wortes Gottes beschäftigt. Ein schmähender Angriff auf Frauen und Jungfrauen habe seinem Herzen fern gelegen. Was er aber früher über diese gepredigt habe, ist vom Rathe damals beifällig aufgenommen worden. Wenn er bisweilen Zwistigkeiten mit Predigern gehabt, wie es Alle wissen, so sind sie bald beigelegt worden. Er, der den Bürgereid in Reval abgelegt, verdiente nicht für seine große, schwere Arbeit und seine treuen Dienste aus der Stadt wie ein Mörder und Bösewicht vertrieben zu werden. Man hat ihn einen falschen Propheten gescholten, was aber Niemand wahrmachen könne; wohl aber will er vor dem Gerichte des Herrn verantworten, daß er nur aus göttlicher Schrift zur Ehre Gottes gelehrt habe. Deshalb bittet er um christlicher Liebe willen, ihm ein Zeugniß über seine Lehre geben zu wollen. Eine ehrliche Gesellschaft weiß aber wohl, wie man es mit muthwilligen Schwätzern zu halten hat. Er bittet nicht, ihm in seinen Angelegenheiten förderlich und behilflich zu sein, wohl aber bittet er demüthiglich Alle, die er in Reval mit Worten und Zeichen erzürnt habe, in christlich brüderlicher Liebe von Herzen vergeben und vergessen zu wollen und für ihn zu beten, daß er sich bessere und selig mache durch das ihnen gepredigte Wort Gottes. Er wünscht, daß seinem Weibe und Kinde das zu gute komme, was er Verdienstliches der guten Stadt Reval geleistet.

Aus Reval war er nach Dorpat zurückgereist, woselbst ihm ein Seelsorger-Amt zu Theil wurde, wie er sich dann später Pastor zu Darbt nennt. Von dort schrieb er am 31. Jan. 1539, also nach 10 Jahren nach seiner Ausweisung aus Reval, an den revaler Rath und bat um allendliche Aussöhnung und Vergebung, nicht um Geld und Gut. Der Rath kenne diejenigen Männer, auf deren Veranlassung er Reval habe verlassen müssen. Die Zeit schwäche den Zorn ab und mache geneigter zur Vergebung, und unparteiische Richter, die nicht zugleich Kläger sind, urtheilen mit gerechtem Maße. In seiner Stellung in Dorpat berührten ihn böse Nachreden gar peinlich, zumal man in Umlauf gesetzt hatte, daß schandbare und maßlose Reden und Thaten seine Entfernung aus Reval verursacht hätten. Er selbst hatte von Anbeginn an seine Vertreibung aus Reval in Geduld aufgenommen, bedauerte aber Weib und Kinder wegen der entehrenden Gerüchte, die über ihn im Schwunge waren. Er hatte gehofft, seinen Zweck hinsichtlich der Aussöhnung mit dem revaler Rathe am leichtesten zu erreichen, wenn sich der Comtur von Reval, Remmert von Scharenberg, für ihn beim Rathe verwenden würde, und schrieb deshalb an denselben, erhielt aber von Scharenberg keine Antwort. Deshalb fühlte er sich gedrungen, wenn auch nach 10 Jahren, sich selbst an den Rath zu wenden, und erbat sich ein schriftliches Zeugniß seiner Unschuld und völligen Aussöhnung mit dem Rathe.

Aus einem ganz kurzen und unbeendigten Rathsconcept scheint hervor-

zugehen, daß der Rath seine Ansicht über Marsow aufrecht erhalten und in die Aufhebung des früheren richterlichen Beschlusses nicht gewilligt habe.

Auf einen erneuerten Antrag Marsows erklärte der Rath den 10. Juli 1540, daß, falls er in Geschäften nach Reval wolle, ihm die Reise nach Reval und aus Reval gestattet werde. Später erklärte der Bürgermeister Jakob Henke, er seinerseits vergebe und wolle vergessen und sei überzeugt, daß die anderen Rathsverwandten ohne Zweifel auch vergeben werden. Was aber die Vorväter in der Angelegenheit beschlossen hatten, müßten die Nachfolger nach dem Wortlaut aufrecht erhalten.

Actenmäßig ist Marsows Schuld keineswegs erwiesen; so viel geht aber aus dem Dargelegten hervor, daß er sich über seine Amtsbrüder erheben wollte und beim regsten Eifer für die neue evangelische Kirche sich als Sittenrichter gar sehr hat hinreißen lassen, wodurch er sich Feinde, zumal unter den Gliedern des Raths, bereitete.

Aus den Protokollen des dorpatschen Rathes erfahren wir über Marsows dortige Wirksamkeit, daß er Pastor an der Liebfrauen- oder Marienkirche gewesen und anfangs keinen Grund zur Unzufriedenheit gegeben hat. Am 23. März 1547 schlug der Bürgermeister Ewert Neustede vor, Mittel ausfindig zu machen zwecks Vermehrung der Zahl der Prädicanten, Kirchendiener und Diakonen. Der Rath beschloß die Sache einem Ausschuß des Rathes und den Vorstehern des gemeinen Kastens zu übergeben, doch sollte man sich mit dem Pastor Hermann Marsow in Relation setzen.

Bald konnte sich Marsow mit seinen Amtsbrüdern in Dorpat auch nicht vertragen. Am 6. Juli 1547 beschwerte sich Joachim Melzow, Prädicant an der Liebfrauenkirche, beim Rathe über Marsow, daß dieser trotz wiederholtem Vergleiche ihm häufig Aergerniß bereite, und wünschte, wenn ihm nicht Frieden geschaffen werde, seinen Abschied zu erhalten. Der Rath versprach sich der Sache anzunehmen, vertagte sie aber, weil die Uhr bereits 11 gewesen. Bevor der Rath am 13. Juli vollständig versammelt war, ließen sich der Hausbesitzer Heinrich Sudert und der deutsche Prädicant der Johanniskirche Franz v. Witte melden, und machten die Mittheilung, daß es ihnen gelungen sei, die Parten Marsow ꝛc. auszusöhnen; zum Zeichen dessen hätten sie sich die Hände gereicht und verziehen.

Vom August 1547 bis Dec. 1549 ist über Marsow nichts zu entnehmen, weil die Protokolle dieses Zeitraumes im vorliegenden Einband fehlen.

Der Luxus in der Kleidung, zumal des weiblichen Geschlechtes erregte Marsows Unwillen, und am 30. April 1550 läßt er durch den Gerichtsvogt Heinrich Cornelius eine Kleiderordnung für Jungfrauen überreichen. Es scheint jedoch, daß der Rath in keine Verhandlung getreten ist, wenigstens keinen Beschluß gefaßt hat.

Wie in Reval, so gerieth Marsow auch in Dorpat mit dem Rathe in Collision, der ihn jedoch milder behandelte, denn der Rath beschloß 1551, den Pastor Marsow wegen seiner dem Rathe angethanen Kränkung nicht gerichtlich zu verfolgen. Zur Zeit gab es zwei Pastore, nämlich Marsow an der Marienkirche und Johannes Vegesack an der Johanniskirche. Am 22. April 1552 berichten die Abgesandten beider Gilden, daß unter den Pastoren ein heftiger Streit entstanden und in Folge dessen zu befürchten sei, einer der Pastoren werde sein Amt niederlegen. Sie wünschten, daß der Rath sich ins Mittel lege. Dieser vertagte die Angelegenheit bis nach Ostern.

Als ein Schulmeister in Gegenwart der Abgeordneten der Gilden eine Supplik übergab, in der er sich gegen einen Pastor (Marsow) wegen erlittener Injurien beklagt hatte, und Klagen des Prädicanten Albanus Krüger einliefen, gab der Rath mit Einwilligung der Gilden am 26. Oct. 1552 dem Hermann Marsow den Abschied, nachdem Letzterer sich wiederholt ausgesprochen hatte, von seiner Stellung zurücktreten zu wollen. Bis Ostern behielt er Amtswohnung und Gehalt. Ob er die gewünschte Pension auch erhalten hat, ist nicht erwähnt. Dem Prädicanten wurde aufgetragen, statt Marsow an Sonntagen die Predigt zu halten, dem Schulmeister aber, sich der Schule besser anzunehmen. Nach Gadebüsch livländ. Jahrbücher I. 2, S. 392 ist Marsow 1555 gestorben.

Nach Marsows Abgang trat im Amte eines Pastors an der Marienkirche eine längere Vacanz ein, während der Pastor zu St. Johannis, Johannes Vegesack, den Auftrag vom Rath erhielt, bis zur Erwählung eines Pastors (Oberpastors) an der ersteren Kirche „das ganze Regiment über die „Cleraesie" zu führen". Erst nach wiederholten Verhandlungen mit den Gilden und der Geistlichkeit wird endlich am 2. Nov. 1554 Johannes Crispinus zum Pastor an der Marienkirche bestimmt. Derselbe war erst im Oct. 1553 „im Namen der heil. hochgelobten Dreieinigkeit" vom Rathe als „Kirchendiener" (Prädicant) bestätigt worden.

In der Rangordnung nahm die Marien- oder Liebfrauenkirche zur Johanniskirche die höhere Stellung ein. In letzterer Kirche wurde sowohl estnisch als deutsch gepredigt.

Die Zahl der städtischen „Kirchendiener" betrug im J. 1551 zehn und zwar functionirten 6 an der Marien- und 4 an der Johanniskirche; im J. 1552 aber im Ganzen nur sieben. Zu den Kirchendienern zählte man nicht nur die beiden Pastoren (Oberpastoren) und Prädicanten (Prediger), sondern auch die Küster. Gotthard von Hansen.

Bücherschau.

Das mittelalterliche Riga. Ein Beitrag zur Geschichte der norddeutschen Baukunst herausgegeben von der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands. Bearbeitet von W. Neumann. Mit einem Titelbilde, 26 Tafeln und zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen. Berlin. Verlag von Julius Springer. 1892. Folio. 56 S.

Während unsere an Specialarbeiten sehr reiche politische Geschichtsliteratur auffallend arm an tüchtigen zusammenfassenden Darstellungen größerer Epochen ist, hat ein anderes Forschungsgebiet, das erst seit wenigen Jahren mit Erfolg betreten worden ist, durch übersichtliche Zusammenfassungen das Glück gehabt, in weiteren Kreisen rasch beliebt zu werden. Die kunstgeschichtliche Forschung in unseren Landen verdankt ihren plötzlichen Aufschwung der durch die rigasche culturhistorische Ausstellung vom Jahre 1883 gegebenen Anregung. Schon im folgenden Jahre wurde an die Begründung des Dombauvereins geschritten, der sich zunächst die Restaurirung der rigaschen Domkirche zur Aufgabe setzte, aber doch über diesen Rahmen hinaus anregend und befruchtend wirkte und thatsächlich die kunstgeschichtlichen Bestrebungen in sich concentrirte. Die letzteren fanden ihren Ausdruck in zahlreichen Arbeiten, welche in der „Baltischen Monatsschrift", in den Publicationen der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde zu Riga und in den Sitzungsberichten des Dombauvereins niedergelegt wurden. Als ein besonders günstiger Umstand muß es bezeichnet werden, daß sich in W. Neumann sehr bald ein Mann fand, der es übernahm, eine Uebersicht der in unseren Provinzen vorhandenen Kunstdenkmäler und der in Anwendung gekommenen Stilformen zu geben. Sein im Jahre 1887 erschienener „Grundriß einer

Geschichte der bildenden Künste und des Kunstgewerbes in Liv-, Est- und Kurland" trug das kunstgeschichtliche Interesse aus der Stube des Kenners und Fachgelehrten in die weiten Kreise der Gebildeten. Mittlerweile hatte sich die Zahl der speciell auf die Bau- und Kunstgeschichte Rigas bezüglichen Arbeiten derart gemehrt, daß sich aus ihnen ein recht anschauliches Bild von dem baulichen Entwickelungsgange der hervorragenderen öffentlichen Gebäude Rigas gewinnen ließ. Es bedurfte nur einer kundigen Hand, welche das in diesen Arbeiten Gegebene zusammenfassend in solcher Form zur Darstellung brachte, welche ein allgemeines Interesse für sich in Anspruch nehmen konnte. Dieser Aufgabe hat sich Neumann in dem vorliegenden Buche unterzogen. In Text und Bild liefert Neumann uns das, was die Specialforschung auf dem Gebiete des mittelalterlichen Riga bis zum Erscheinen seines Buches gebracht hat, bereichert um das, was er durch eigene Forschung ermittelte.

Nicht mit einer Baugeschichte Rigas im Allgemeinen, sondern mit einer Baugeschichte der öffentlichen Gebäude der Stadt und einer kunstgeschichtlichen Würdigung derselben haben wir es zu thun. Den Abschnitten über die öffentlichen Gebäude gehen, gleichsam nur als Einleitung, zwei die Gründung, die bauliche Entwickelung und Befestigung der Stadt behandelnde Capitel voraus. In den folgenden werden die Kirchen, das Schloß, das Haus der Großen Gilde und das Schwarzhäupterhaus besprochen. Von jedem Gebäude wird zunächst erzählt, was über seine Geschichte bekannt geworden ist, dann folgt die Beschreibung und künstlerische Beurtheilung desselben. Das Buch ist in seinem erzählenden Theile angenehm geschrieben; dagegen möchte ich die Frage, ob nicht eine kürzere Behandlung der rein descriptiven Partien desselben am Platze gewesen wäre, nicht unbedingt verneinen. Wem die bautechnischen Ausdrücke fremd sind, der wird trotz des beigefügten Verzeichnisses derselben, das natürlich kein vollständiges sein konnte, sich nur mit Mühe durch einige der Detailbeschreibungen hindurcharbeiten, so sehr das Verständniß derselben durch die zahlreichen Abbildungen und Pläne erleichtert wird. Es wäre vielleicht zweckmäßiger gewesen, dem beschränkten Verstande des Laien noch etwas mehr Rechnung zu tragen und einige Details in die Anmerkungen zu versetzen oder für sie auf die entsprechenden Specialarbeiten zu verweisen.

Indem wir von einer Wiedergabe des reichen Inhaltes absehen, beschränken wir uns darauf, diejenigen Partien des Buches hervorzuheben, welche culturgeschichtlich von hervorragendem Interesse sind. Neumanns Ausführungen über die Stadtbefestigung und das Ordensschloß wird jeder mit Vergnügen lesen. Das Interesse an denselben wird erhöht durch die zahlreichen Abbildungen und Pläne. Die Palme unter den letzteren möchten wir dem vom Verfasser angefertigten Stadtbilde Rigas um das Jahr 1400

zuerkennen. Was er uns über die Stadtbefestigung, Lage und Bedeutung der Thürme, Zwinger und Wälle erzählt, wird erst an der Hand dieses Planes anschaulich. Neumann hat in demselben die Gebäude nicht nur ihrer Lage nach angedeutet, sondern diese selbst in der Gestalt, wie sie sich für jene Zeit vermuthen läßt, skizzirt. Auf absolute Richtigkeit macht dieser Plan, den der Verfasser selbst nur einen Ergänzungsversuch nennt, selbstverständlich keinen Anspruch; dem subjectiven Ermessen war hier ein weiter Spielraum gelassen, da wir keine Pläne Rigas aus so alter Zeit besitzen. Aber trotzdem sind wir geneigt, dem Verfasser gerade für diesen Stadtplan ganz besonders zu danken. Die Anfertigung desselben erforderte die mühevollsten Vorstudien. Mag auch diese und jene Einzelheit der Wirklichkeit, wie sie damals gewesen, nicht völlig entsprechen; in der Hauptsache haben wir hier einen vortrefflich belehrenden und orientirenden Plan des alten Riga erhalten, wie er uns früher immer gefehlt hat.

Zu den bemerkenswerthen Mittheilungen Neumanns über Anlage und Einrichtung der Ordensburgen überhaupt und des Ordensschlosses zu Riga im Besonderen möchten wir uns nur die Bemerkung erlauben, daß es doch zweifelhaft erscheint, ob unter Remter immer der Speisesaal der Ordensbrüder zu verstehen ist. Jedenfalls hat er auch zu Versammlungen gedient. S. 49 sagt Neumann unter Berufung auf Richters Geschichte der Ostseeprovinzen I, 2, 362 ff.: „Im Kapitelsaale des Schlosses zu Riga übergab Kettler am 5. März 1562 ... dem Bevollmächtigten des Königs von Polen Radziwill sein Ordenskreuz ꝛc. ..., um dafür ... die Herzogskrone von Kurland zu erhalten." Die angezogene Stelle bei Richter, der selbst den Kapitelsaal nicht erwähnt, verweist auf Hiärn und Kelch, und auch diese nennen keine bestimmte Räumlichkeit im Schlosse. Dagegen bemerkt der rigasche Rathssecretär Johann Schmiedt in seinen kürzlich veröffentlichten Aufzeichnungen S. 118 ausdrücklich, die Feier habe im „großen reventer" stattgefunden.

Der reichen Ausstattung des Buches haben die im selben Verlage erschienenen Arbeiten C. Steinbrechts: „Preußen zur Zeit der Landmeister" und „Thorn im Mittelalter" als Muster gedient. Auch in der Disposition des Inhalts zeigt das Neumannsche Buch einige Aehnlichkeit mit dem zuletzt genannten Werke. Zu besonderer Zierde gereichen dem Buche die auf Grund einer vom Verfasser mit Herrn C. v. Löwis angestellten Untersuchung in den Farben ihrer ursprünglichen Bemalung wiedergegebenen Standbilder der Madonna und Plettenbergs am äußeren Burgthor des Schlosses. Vielen Genuß bereitet auch die Betrachtung der hie und da in den Text verstreuten kleineren Abbildungen, unter denen wir die des rothen Wachthurmes, des Marstalthurmes, sowie des Schalthurmes hervorheben, die dem schon stark

verwischten und undeutlich gewordenen Mollynschen Kupferstiche von 1612 entnommen und vom Verfasser wieder klar gezeichnet worden sind.

Zu bedauern ist, daß der Preis des vortrefflichen Buches, 20 Mark, d. h. nach der Berechnung unserer Buchhändler 12 Rbl., ein so hoher ist. Wir fürchten, daß es in Folge desselben nicht die Verbreitung finden wird, welche es durchaus verdient. Würdig stellt es sich den gleichartigen Publicationen des Auslandes an die Seite und einzig steht es in seiner künstlerischen Ausstattung unter den literarischen Erzeugnissen unseres Heimathlandes da[1]. Bgn.

Rußlands Bedeutung für den Weltgetreidemarkt. Von Dr. Oscar Mertens. In Dr. Georg von Mayrs Allgemeinem statistischen Archiv. Tübingen, Verlag der Lauppschen Buchhandlung.

Von einer umfassenden Darstellung des Gesammtgebietes der internationalen landwirthschaftlichen Concurrenz, die Dr. Ruhland in Gemeinschaft mit anderen wissenschaftlichen Kräften geplant hatte, deren vollständige Ausführung aber an verschiedenen Hindernissen scheiterte, liegt uns hier ein Theil vor, der gewiß auch bei uns auf Interesse rechnen kann, vornehmlich in landwirthschaftlichen und kaufmännischen Kreisen. Hat doch das Agrargebiet nicht nur in der Wirthschaftsgeschichte unserer Provinzen immer im Vordergrunde gestanden, sondern ist auch für deren gesammte sociale und culturelle Verhältnisse von großer Bedeutung gewesen, für das Land in unmittelbarer Weise, für unsere Städte aber, speciell die Seestädte, durch den Handel, der sie zu Wohlstand und Ansehen bringen half.

Rußlands Agrarproduction nun erhält in der vorliegenden Studie auf statistischer Grundlage eine sorgfältige Darstellung. Von den vier Abschnitten (53 Seiten umfassend), die bisher erschienen sind, giebt der erste eine Classification der Bodenverhältnisse des europäischen Rußlands und illustrirt die Verwendung der verschiedenen Wirthschaftssysteme in den einzelnen Theilen desselben; der zweite Abschnitt orientirt über die Productions- und Exportfähigkeit der einzelnen Theile. Der Entwickelung des Exports im Zeitraume von 1859 bis 1888 ist der an Zahlentabellen besonders reiche dritte Abschnitt

[1] Eine kleine Confusion, welche bei der Revision des Textes übersehen worden ist, findet sich auf S. 15 und mag auch an dieser Stelle angemerkt werden. Die ersten Worte des dritten Absatzes sind auf das Jahr 1549 zu beziehen, und weiterhin muß es offenbar heißen: im Jahre 1551 erhielt der Erzbischof für die Abtretung der Domkirche eine Abfindungssumme von 18,000 Mark; aber erst 1582 ging die Kirche durch eine Schenkungsurkunde des Königs Stephan Bathory in den unangefochtenen Besitz der Stadt über.

gewidmet, worauf im vierten die landwirthschaftlichen Nebenbetriebe behandelt werden, unter denen die auch für unsere Provinzen so bedeutungsvolle Branntweinbrennerei eine wichtige Stelle einnimmt.

Müssen wir es uns leider versagen, auf Dr. Mertens' verdienstvolle Arbeit hier näher einzugehen, so wollten wir doch nicht unterlassen, von derselben Notiz zu nehmen. Wer sich über die Entwickelung der russischen Agrarproduction und ihre Bedeutung auf dem Weltmarkte orientiren will, dem wird die vorliegende Studie hierin gute Dienste leisten.

B. v. S.

Auf die dem vorliegenden Hefte beigefügten Beilagen sei auch an dieser Stelle hingewiesen. Die literarische Anzeige von H. Reuthers Verlag in Berlin bringt eine Empfehlung von Martensens „Christlicher Ethik" und anderen Werken des berühmten Verfassers, während die Anzeige von N. Kymmels Buchhandlung in Riga uns das bevorstehende Erscheinen einer Reihe hochwichtiger Publicationen über die Kunstdenkmäler und Kunstschätze unserer Heimath in erfreuliche Aussicht stellt.

Herausgeber: R. Weiß.

Für die Redaction verantwortlich:
R. Carlberg.

Дозволено цензурою. — Ревель, 4-го Апрѣля 1892.
Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Линдфорса въ Ревелѣ.

Alexander Graf Keyserling.

Ein Gedenkblatt dem Naturforscher und Menschen; zur Erinnerung an den Todestag desselben, den 8. Mai 1891.

L'ardeur du travail c'est le génie. Buffon.

Sein Herz, das nur Wenige kannten, war so groß wie sein Verstand, den Alle kannten.

Er war unser, mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!

Mit diesen Worten, die Goethe, schmerzerfüllt, seinem großen Freunde Schiller bei dessen Scheiden nachrief, ließe sich der Grundton jener Stimmung kennzeichnen, welche bei der Nachricht von dem plötzlichen Tode Alexander Graf Keyserlings, des zwar hochbetagten, aber geistig wie körperlich noch vollkommen frischen Mannes, die Herzen aller derjenigen, welche ihn gekannt, erfüllte und die auch in unserer Tagespresse öffentlichen Ausdruck fand. Wir vermögen nicht zu sehen, wenn unser Auge von Thränen umflort ist, nicht zu reden, wenn unsere Stimme vom Schmerz erstickt wird; es ist daher verständlich, daß sich bisher keine Stimme an die Oeffentlichkeit gewagt, um den Landsleuten, zumal der jüngeren Generation derselben zu zeigen, was wir am Grafen Alexander Keyserling besessen, was für uns mit ihm ins Grab gesunken!

Wenn ich mich nun, nachdem fast ein Jahr seit jener Trauerbotschaft verflossen, dem Drängen meiner Freunde, Verehrern des Verstorbenen nachgebend, in Folgendem der Aufgabe unterziehe: ein kurzes Lebens- und Charakterbild Keyserlings zu skizziren, so muß ich vor Allem um die Nachsicht meiner Leser bitten, denn „es ist ... gefahrvoll ... bei dem Bewußtsein eigener Beschränktheit sich über die relative Wichtigkeit ruhmvoller Bestrebungen der Mitlebenden oder Nächsthingeschiedenen auszusprechen". Mit diesen Worten des „Kosmos" leitete einst Keyserling seinen Vortrag über

Alexander von Humboldt bald nach dessen Tode ein[1]. „Eingedenk dieser Worte des Kosmos," fährt der Redner fort, „sollte die Gegenwart nicht versuchen, besonders einen Alexander v. Humboldt zu beurtheilen. Ist es schwer, die Ausdehnung seines Wissens und Forschens zu verstehen, so ist es vielleicht noch schwieriger, die Erhabenheit seiner Lebensrichtung zu ermessen und für diejenigen, die ihn gesehen und gehört, unmöglich, dem Einflusse seiner liebenswürdigen, wohlwollenden und wohlthuenden Persönlichkeit ihr Urtheil zu entziehen." Wir brauchen in diesem Citat nur den Namen Humboldt mit Keyserling zu vertauschen, und das Gesagte trifft in vollem Umfange zu.

Das Genie wird als solches geboren und ist uns im Grunde unbegreiflich wie jeder Gedanke des Lichts; es ist daher, wenn auch nicht ohne Interesse, doch nicht von entscheidender Bedeutung bei großen Männern nach ihrem Stammbaum zu forschen. Wo dieses möglich, werden wir finden, daß unter den Ascendenten derselben ein und das andere Glied durch Begabung vor den übrigen Zeitgenossen und ebenso vor den anderen Gliedern desselben Stammes sich auszeichnet. Doch auch in solch einer genetisch zusammenhängenden Gruppe bedeutender Menschen tritt das Genie sporadisch, unvermittelt, gleichsam sprungartig auf, und so will ich, keineswegs die Macht der Vererbung verkennend, darauf verzichten, auch wenn ich in der Lage wäre es thun zu können, einen Stammbaum der Familie Keyserling dem Leser vorzuführen; es hätte dieses nur dann einen Sinn, wenn wir die genannten Glieder des Stammbaumes auch alle schildern und charakterisiren könnten, was, wenn möglich, weit über den Rahmen dieser Skizze hinausgreifen würde. Wir wollen hier nur mittheilen[2], daß das durch zahlreiche hervorragende Männer wie Frauen ausgezeichnete Geschlecht der Keyserlings (ursprünglich der Keseline oder Keselingk, später Keyserlingk genannt), 1492 nach Livland einwandernd, in Kurland von Walter von Plettenberg für geleistete Heeresdienste mit den Gütern Okten und Useken belehnt wird. Der Okter-Linie und zwar dem Hause Rautenburg entstammt unser Held. Unter seinen Ahnen werden zahlreiche ausgezeichnete Staatsmänner genannt, die am russischen, polnischen, preußischen und braunschweiger Hofe eine sehr hervorragende Rolle gespielt. Allen diesen Männern wird ungewöhnliche Bildung, lebhaftes Interesse für Kunst und

[1] Vortrag, gehalten vom Präsidenten der Ehstländischen literärischen Gesellschaft, Grafen Keyserling, zur Erinnerung an A. von Humboldts Geburtstag (2. Sept. 1859) in den Mittheilungen der Estl. litt. Gesellschaft I. Heft. Reval 1860.

[2] Zufolge einer hochinteressanten Zusammenstellung einer „kleinen Chronik" auf Grundlage des ritterschaftlichen Urkundenbuches der Familie Keyserling durch Frau Baronin Helene Taube, der Tochter des Grafen Alex. Keyserling.

Wissenschaft nachgerühmt; sie zeichnen sich durch große Arbeitslust und Arbeitskraft aus. Besonders hervorheben wollen wir den Freiherrn Dietrich Keyserlingk, den berühmten Freund Friedrichs des Großen, von diesem Césarion oder Schwan von Mitau genannt (geb. 1698, † 1745). Friedrich der Große drückt sich über ihn Voltaire gegenüber aus: „Erinnern Sie sich, daß Césarion mein Alles ist" Ihm hat der große König viele Gedichte gewidmet, unter welchen das unter der Aufschrift «Aux mânes de Césarion» rührende Liebe für den dahingeschiedenen Freund ausspricht und dessen stoischen Muth im Tode rühmt. Wir wollen noch erwähnen, daß ein Neffe zweiten Grades des eben genannten Césarion ein intimer Freund des Philosophen Kant war, der, Hauslehrer in der Familie des Aeltervaters unseres Helden, von dessen Aeltermutter, der Gräfin Caroline Amalie, die Kunst der feinen Unterhaltung gelernt zu haben behauptet.

Vom Vater unseres Keyserling erfahren wir, „daß er ein überaus thätiger Mann war, vom Morgen bis zum Abend beschäftigt und der Wissenschaft und Kunst ergeben. Er war ein vollendeter Cavalier und Klavierspieler. Das Kabillensche Haus war durch und durch musikalisch, und mein Vater hatte Gelegenheit, von frühester Kindheit an die klassische Musik in vollendeter Ausführung zu hören, auch Streichquartett, in welchem der bekannte Freund Mendelssohns, Amende, die erste Violine spielte. Den Unterricht genossen die Söhne bei dem ausgezeichneten Philologen Riemschneider, der seinen Zöglingen Begeisterung und Liebe sowohl für die klassischen Sprachen, die er cursorisch mit ihnen las, als auch für Mathematik und andere Wissenschaften in hohem Grade beibrachte. Er brachte meinen Vater bis zur Universität."

Alexander Friedrich Michael Lebrecht Nicolaus Arthur Graf Keyserling wurde zu Kabillen in Kurland am 15. August 1815 geboren, in dem denkwürdigen Jahre des Wiener Congresses, 5 Monate nach seinem Freunde, dem Heros unserer Zeit, Otto von Bismarck, und 9 Tage nach seinem Landsmann, dem berühmten Naturforscher und Reisenden Alexander Th. v. Middendorff. Eine merkwürdige Constellation, ähnlich der des Jahres 1769, in welchem der Welterschütterer Napoleon und zwei der größten Naturforscher, Alex. v. Humboldt und George Cuvier, das Licht der Welt erblickten.

Erziehung und Unterricht genoß Keyserling, wie wir bereits erfahren, im Elternhause bis zum neunzehnten Lebensjahre, um sodann im J. 1834 die Universität Berlin zu beziehen, wo er anfänglich Jurisprudenz studirte, doch bald zum Studium der Naturwissenschaften überging. Hier erwarb er sich bald die Gunst und Zuneigung von Männern wie Alex. v. Humboldt und Leopold von Buch und knüpfte mit mehreren Alters-

und Studiengenossen Verbindungen fürs ganze Leben und manchen engen Freundschaftsbund; so vor Allem mit dem damaligen stud. jur. Otto v. Bismarck, dem er, eine Wohnung mit ihm theilend, durch seine musikalische Begabung Verständniß für die Musik, speciell für die unergründliche Tiefe und Größe des Beethovenschen Genius erschloß.

Einen engen Freundschaftsbund knüpfte er ferner mit August Grisebach, dem nachmaligen berühmten Pflanzengeographen und Systematiker, einer vornehmen und edlen Natur, die sich schon in der Jugend nach Keyserlings eigenem Zeugniß durch „hellenische Besonnenheit (σωφροσύνη)" auszeichnete. Mit diesem unternahm Keyserling wiederholt wissenschaftliche Reisen in die Alpenwelt; eine in die rumelischen Gebirge geplante gemeinsame Forschungsreise unterblieb[1]; zu den Vorbereitungen jener Reise gehörte auch das Studium der türkischen Sprache. „Wir versuchten das Gedicht „Die Rose und die Nachtigall" gemeinsam zu lesen, brachten es aber nicht weit in diesen Bemühungen[2]."

Von nachhaltigem Einfluß auf die späteren wissenschaftlichen Arbeiten Keyserlings gestaltete sich die Freundschaft mit J. H. Blasius, der schon 1836 Professor der Naturgeschichte am Collegium Carolinum in Braunschweig wurde, welchen Ort wir nunmehr Keyserling wiederholt aufsuchen sehen, um die in Berlin in Gemeinschaft mit Blasius begonnene Arbeit über die Wirbelthiere Europas fortzusetzen.

Außer diesen beiden jungen Naturforschern gehörten zu dem Keyserlingschen Freundeskreise noch zwei aufstrebende junge Männer, die bald, gleich zwei leuchtenden Meteoren, am Horizonte der modernen Naturwissenschaft aufsteigen sollten: Schleiden und Schwann, die Begründer der neuen Lehre von der Zelle, dem vegetabilischen und animalischen Formelement.

„Grisebach wohnte mit Schwann," berichtet Keyserling, „einige Zeit in demselben Hause, und erzählte mir viel von diesem damals unermüdlichen und erfinderischen Experimentator. Als dieser fand, daß der Thierkörper aus ganz ähnlichen Zellen erwächst, wie sie Schleiden als Grundelement aller pflanzlichen Gebilde entdeckt hatte, meldete mir Grisebach mit großer Freude, es sei für alle organische Structur gleichsam die einheitliche, elementare Krystallform gefunden."

Von den zahlreichen an der berliner Universität wirkenden bedeutenden Lehrern Keyserlings wollen wir hier nur den großen Physiologen Johannes Müller besonders hervorheben.

[1] Von Grisebach allein wurde einige Jahre später, 1839, die Reise nach Rumelien ausgeführt und 1841 in einem ausgezeichneten, zweibändigen Werke einem größeren Leserkreise geschildert.

[2] Bot. Zeitg. 1879, S. 526. A. Grisebach, ein Nachruf von J. Reinke.

Einen weitgehenden Einfluß auf die Entwickelung Keyserlings gewann Alexander von Humboldt. Hören wir, was Keyserling selbst hierüber berichtet: „Nachdem ich im Jahre 1835 die Ferienzeit an der berliner Universität zu Studien in den Karpathen benutzt hatte (in Gemeinschaft mit Blasius), war ich so glücklich, die Aufmerksamkeit Humboldts zu erregen, und seitdem habe ich die Freude gehabt, von Zeit zu Zeit Zeichen seiner wohlwollenden Theilnahme zu erhalten. Als im Jahre 1836 der große Geognost Leopold von Buch mich veranlaßte, eine Schilderung des Ueberganges über die Alpen durch das Martell-Thal, in der Nähe des Stilfser Joches, zu machen, die er zum Druck beförderte[1], hatte Humboldt von meinem Manuscript Notiz genommen und ermuthigte mich zu Reiseunternehmungen. Ideen, sagte er, habe er in meinem Aufsatz wahrgenommen, die ein nothwendiges und oft nicht genügend vorhandenes Erforderniß reisender Naturforscher wären. . . . Humboldts Empfehlungen trugen später wesentlich mit bei, mir eine angemessene wissenschaftliche Berufsstellung in Rußland zu eröffnen. Als ich ihm einen Brief über einige Reliefverhältnisse des europäischen Rußlands schrieb, veranlaßte er dessen Abdruck. Er sprach mit Antheil von meinen Untersuchungen im Petschoralande. „Ein Jeder," äußerte er sich scherzweise an der Tafel der Großfürstin Helene, wo ich im Jahre 1847 im Schloß Bellevue bei Berlin zum letzten Mal mit dem verehrten Greise zusammentraf, „ein Jeder müsse sich eine Art Henkel anschaffen, bei dem er gleich einem Gefäß leicht könnte gehandhabt werden. Er sei gewohnt, den Chimborasso als seinen Henkel anzusehen, bei dem er unendlich oft gefaßt und in Gang gebracht worden wäre. Ich müßte mir vorläufig die Petschora zum Henkel machen." Er hielt es nämlich für förderlich, wenn die Männer der Wissenschaft in der Unterhaltung sich leicht und viel mittheilten und hatte mir schon in früheren Jahren sagen lassen, ich sollte nur mehr sprechen."

Diese anziehenden Mittheilungen haben uns bis zu einer Zeit fortgerissen, wo in den wissenschaftlichen Arbeiten Keyserlings ein zeitweiliger Stillstand eintritt, hervorgerufen durch die Beschäftigung mit der Landwirthschaft und den Landesinteressen. Kehren wir zurück zu den Lehr- und Arbeitsjahren in Berlin. Bis zum Jahre 1839 finden wir ihn hier vertieft in die Untersuchungen der ornithologischen Schätze des Museums der Universität und die mit Blasius aufgenommene Bearbeitung der Wirbel-

[1] Im „neuen Jahrbuch für Mineralogie, Geographie, Geologie und Petrefactenkunde", herausgegeben von Dr. K. C. von Leonhard und Dr. H. G. Bronn, Jahrgang 1837, S. 389—402. Dieser Aufsatz, mit welchem Keyserling seine schriftstellerische Laufbahn begann, gab Veranlassung, die 50jährige schriftstellerische Thätigkeit Keyserlings im Jahre 1887 am 27. Dec. festlich zu begehen.

thiere Europas so weit fortführen, daß der erste Band dieses auf dem Gebiete der classificatorischen Systematik bahnbrechenden Werkes zum Abschluß gebracht werden konnte[1]. Leider haben äußere Umstände die Verfasser an der Vollendung dieses Werkes im geplanten Umfange verhindert, doch wird die Nachwelt den Autoren auch für das von ihnen Veröffentlichte zu stetem Dank sich verpflichtet fühlen, und wir können nicht umhin, die Arbeitskraft zu bewundern, welche in relativ äußerst kurzer Zeit ein Werk von solchem Umfange und solcher inneren Vollendung geschaffen. Wir werden später diesen Katechismus der Wirbelthier-Systematik noch eingehender zu besprechen haben.

„Bald nach dem Erscheinen dieses Werkes sollten die beiden Freunde wieder Gelegenheit haben, gemeinsam eine wissenschaftliche Aufgabe zu lösen," heißt es in einem Artikel der „St. Petersburger Zeitung"[2], dem wir nun im ferneren Bericht über den äußeren Lebensgang Keyserlings folgen:

„Der wirkliche Staatsrath Baron Alex. v. Meyendorff wurde nämlich 1840 von der russischen Regierung beauftragt, eine Enquête über die Gewerbsthätigkeit, die Vertheilung der Hauptgewerbe und deren natürliche Vorbedingungen im Inneren Rußlands anzustellen; als Naturforscher wurde ihm der braunschweiger Professor Blasius beigeordnet. Von Letzterem aufgefordert, schloß sich auch Keyserling dieser Expedition an, zu welcher von Seiten des Finanzministeriums der Kammerjunker Sinowjew abcommandirt war. Für den Anfang gesellten sich ihnen noch der berühmte englische Geognost Murchison und der französische Geognost de Verneuil zu, welche in Begleitung des damaligen Bergoffiziers, jetzigen Akademikers Kokscharow eine geologische Studienreise machten. Am 2. Juni 1846 verließ die Gesellschaft Petersburg in zwei getrennten Abtheilungen, um sich am 19. Juni in Wytegra zu vereinigen. Von dort gingen Murchison, de Verneuil, Keyserling und Kokscharow nach Archangel, um in Ustjug mit den Reisegefährten zusammenzutreffen. Darauf ging es auf verschiedenen Wegen nach Moskau, wo man am 10. August eintraf. In Moskau trennten sich Murchison und Verneuil von den übrigen Reisegefährten, welche, theils über Pleskau und Livland, theils über Tula und Smolensk ihren Weg nehmend, am 6. Oct. in Witebsk eintrafen, um von hier in zwei Expeditionen nach Charkow zu gehen. Ende Januar 1841 traf die ganze Gesellschaft in Petersburg ein.

Das nächste Resultat dieser Expedition für Keyserling war die Verleihung

[1] Die Wirbelthiere Europas von A. Graf Keyserling und Prof. J. H. Blasius. Erstes Buch: Die unterscheidenden Charaktere. Braunschweig 1840.

[2] In der Nr. 364 vom 30. Dec. 1887. Dieser Aufsatz erschien in Veranlassung des am 27. Dec. festlich begangenen fünfzigjährigen Schriftstellerjubiläums des Grafen Alex. Keyserling.

des Doctortitels seitens der Universität Berlin, nachdem er mit Blasius die geologischen Resultate der Reise kurz dargestellt hatte[1].

Im Jahre 1841 trat Keyserling als Beamter zu besonderen Aufträgen, hauptsächlich für das gelehrte Bergfach, in den Staatsdienst und wurde gleich im Frühjahr desselben Jahres zum Mitgliede der Expedition der Geologen Murchison und de Verneuil ernannt, welche von unserer Regierung aufgefordert worden waren, die geognostischen Formen des Uebergangsgebirges auch im Süden und Osten Rußlands (Ural, die südlichen Gouvernements und das Donez-Steinkohlenbecken) zu untersuchen. Nachdem die Reisenden mit Keyserling in Lithauen und den Ostseeprovinzen geologische Untersuchungen angestellt, brachen sie in Begleitung des ihnen auch diesmal zucommandirten Bergoffiziers Kokscharow von Petersburg aus auf, um zunächst den Bergkalk bei Serpuchow, Tula, Kaluga und an anderen Orten südlich von Moskau zu untersuchen und sich dann in zwei Partien nach Orenburg zu begeben, wo die große kupferführende Formation, welche sie schon bei Perm kennen gelernt hatten, ihre Aufmerksamkeit besonders fesselte; auch wurde der Salzstock von Iletzkaja besucht. Von Orenburg ging Keyserling über Uralsk nach der unteren Wolga zum Berge Bogdo, um im Donez-Gebirge sich mit seinen Reisegefährten wieder zu vereinigen. Im Herbst 1841 kehrte die Expedition, nachdem noch Charkow, Kursk und Orel, sowie der Don bis Woronesh bereist waren, nach Petersburg zurück.

Nachdem ein vorläufiger Bericht über diese Reise von Murchison, de Verneuil und Keyserling im April 1842 gedruckt worden war[2], erschien ihr gemeinsames großes Reisewerk[3], welches nicht nur die Resultate dieser Reisen und der später zu erwähnenden Expedition Keyserlings in das Petschora-Gebiet, sondern auch viele Beobachtungen enthält, die früher von in- und ausländischen Geologen in Rußland angestellt worden. Der erste Band dieses bedeutenden Werkes, von Murchison bearbeitet, enthält die geologischen Resultate der Reisen; der zweite Band, von Verneuil und Keyserling bearbeitet, denen sich Alcide d'Orbigny anschloß, giebt in den paläontologischen Beobachtungen und der Beschreibung der Petrefacten den

[1] Notiz über Verbreitung von geognostischen Formationen im europäischen Rußland von Prof. J. H. Blasius und Alex. Graf Keyserling; im Bulletin de la Société Impériale des naturalistes de Moscou. S. 871—900.

[2] In den Memoiren der geologischen Gesellschaft in London, unter dem Titel: On the geological structure of the central and southern regions of Russia in Europe, and of the Ural-mountains.

[3] Murchison, Rod. Impey, Verneuil, Ed., and Keyserling, Count Alex. The geology of Russia in Europe and the Ural-mountains. Vol. I. London and Paris 1845. 4. Vol. II. Géologie de la Russie de l'Europe et des montagnes de l'Oural. Ib. 1845. 4.

bis dahin vollständigsten Beitrag zur Kenntniß der vorweltlichen Fauna Rußlands. Eines der wichtigsten Ergebnisse dieses Werkes ist die definitive Bestimmung des Alters der am Westfuß des Urals weitverbreiteten kupferführenden Formation.

Zur Bearbeitung dieses großen Reisewerkes nach Frankreich und England abcommandirt, brachte Keyserling bei seiner Rückkehr nach Rußland im September 1842 eine bedeutende paläontologische Sammlung für das Museum der Berg-Ingenieure in Petersburg mit.

Im März 1843 zum Kammerjunker ernannt, unternahm Keyserling bald darauf mit dem Capitän-Lieutenant Paul von Krusenstiern eine neue Expedition in das nördliche Rußland zur geognostischen Erforschung des Petschoralandes. Auf dieser Expedition mußten die Reisenden von der Mündung der Petschora bei Oksina im Hochsommer (Juli) Rennthierschlitten zur Fahrt nach der Timan-Tundra bis an das Nordende des Timangebirges zum Cap Barmin und dem Waschkina-Flusse benutzen. Im November 1843 trafen sie wieder in Petersburg ein. Die wichtigsten Resultate dieser Reise sind die geologischen Untersuchungen auf dem Ural, die Constatirung des bis dahin so gut wie unbekannten Landrückens des Timangebirges und die Bestimmung der geologischen Formation desselben. Für das Werk[1], in welchem die Resultate dieser Reise niedergelegt sind, wurde den Verfassern die Demidow-Prämie zuerkannt.

Seit 1844 mit einer Tochter des Finanzministers Grafen Cancrin vermählt, zog sich Keyserling 1847 auf sein Gut Raikül in Estland zurück und schied im Januar 1850 aus dem Staatsdienste aus. Dennoch wurden seine Dienste wieder in Anspruch genommen, als die Großfürstin Helene Pawlowna, welche er bereits 1846 ins Ausland begleitet hatte, 1850 wieder eine Reise dahin unternahm. Er benutzte diese Gelegenheit zur Theilnahme an einer geognostischen Excursion der Société géologique de France im westlichen Frankreich. In der Heimath widmete er sich mit Eifer der Landwirthschaft und den Landesinteressen; so wurde er Präsident des estländischen landwirthschaftlichen Vereins, diente 1852 und 1856 als Kirchspielsrichter, wurde Kreisdeputirter und zwei Mal, 1857 und 1860 zum Ritterschaftshauptmann gewählt, 1861 zum Landrath und 1871 wiederum zum Kreisdeputirten.

Im Sommer 1860 unternahm er mit seinem alten Reisegefährten de Verneuil eine Expedition in die Pyrenäen, deren Ergebniß in den Verhandlungen der französischen geologischen Gesellschaft veröffentlicht wurde[2].

[1] Alex. Graf Keyserling und Paul von Krusenstiern, Wissenschaftliche Beobachtungen auf einer Reise in das Petschoraland im J. 1843. Petersburg 1846, 4° und Atlas in Folio.

[2] Verneuil et Keyserling, Coupes du versant méridional des Pyrénées, im

Ein völlig neues Gebiet der Thätigkeit erschloß sich dem 1859 zum Kammerherrn ernannten Grafen Keyserling, als er am 17. April 1862 als

---

Bulletin de la Société géologique de France, 2-e série, tome XVIII, Paris 1860 und 1861, S. 341—357.

Wir fügen hier die übrigen, bisher nicht genannten, seit dem Jahre 1841 von A. Graf Keyserling publicirten Arbeiten hinzu. Es sind folgende:

Keyserling, Graf Alex., und Blasius. Beschreibung einer neuen Feldmaus Arvicola ratticeps. (Lu le 19. mars 1841.) Mém. des sav. étr. T. VI. p. 319–334. (Extrait par M. Brandt.) Bull. Sc. T. I. p. 33—34.

— Notiz über den alten rothen Sandstein an der Ishora, in den Verhandlungen der Russ. Kais. Mineralog. Gesellschaft zu Petersburg 1884. S. 25—30.

— Id. Separatabdruck (Petersburg 1844). 8.

— Beobachtung eines Elasmotherium, mit einer geschichtlichen Notiz über dasselbe von G. Fischer von Waldheim. Bull. de la Soc. Imp. des Naturalistes de Moscou. T. XV. 1842. S. 454—461.

— Beschreibung einiger Goniatiten aus dem Domanik-Schiefer. Verhandlungen der Russ. Kais. Mineralog. Gesellschaft zu Petersburg 1844. S. 217—238.

— Phosphorsaure Kalkerde in der russischen Kreideformation, chemisch nachgewiesen von A. Chodnew, geognostisch beobachtet von Jasykow, Murchison, Verneuil und Graf Keyserling. Verhandl. der Russ. Kais. Gesellschaft zu Petersburg 1845—1846. S. 140—143.

— Ueber den Domanik. Verhandl. der Russ. Kais. Mineralog. Gesellschaft zu Petersburg. 1845—1846. S. 144—160.

— Beschreibung einiger von Dr. A. Th. von Middendorff mitgebrachten Ceratiten des arktischen Sibiriens. Avec 3 pl. (Lu le 12. déc. 1845.) Bull. phys.-math. T. V. S. 161—174. — Id. Separat-Abdruck (Petersburg 1846). 8.

— Bemerkungen über das Werk: Russia and the Ural-Mountains by R. J. Murchison, de Verneuil and Count Keyserling, und dessen Ergänzung: Beobachtungen auf einer Reise in das Petschoraland. Mitgetheilt in einer Versammlung von Freunden der Naturwissenschaften in Wien am 5. Oct. 1846. (Aus den österr. Blättern für Kunst und Literatur bes. abgedruckt.) Wien 1846. 8.

— Bemerkungen über einige Structur-Verhältnisse der Nummuliten, nebst einigen brieflichen Mittheilungen von Prof. Zeuschner. Verhandl. der Russ. Kaiserlichen Mineralog. Gesellschaft zu Petersburg 1847. S. 17—22.

— Fossile Mollusken, in Middendorffs „Sibirische Reise". T. I, 1-re partie. S. 241 bis 258 (1848).

— Notiz zur Erklärung des erratischen Phänomens (mit Zusatz von dem Akademiker v. Baer). (Lu le 24. avril 1863.) Bull. de l'Acad. T. VI, p. 191—217. Mél. phys. et chim. T. V, p. 505—542.

— Aus den Reisetagebüchern des Grafen Georg Cancrin. Mit einer Lebensskizze Cancrins. Bd. 1—2. Braunschweig 1865. 8.

— Polypodiaceae et Cyatheaceae Herbarii Bungeani. Lpzg. 1873 (Engelmann). gr. 8.

— Gen. Adiantum L. (avec 1 pl.). (Lu le 17. septembre 1874.) Mém. de l'Acad. des Sc. de Pétersbourg. VII-e Série. T. XXII, № 2. 1875.

— Antrag auf Versuche mit einer Wald-Grund-Einschätzung bei der bevorstehenden Haken-Revision. (Reval 1878.) 4.

Nachfolger von Bradkes zum Curator des dorpater Lehrbezirkes ernannt wurde."

Bis hierher sind wir dem Gewährsmanne der „Petersburger Zeitung" gefolgt. In der Absicht, auf die nun folgenden acht Jahre des Curatoriums später näher einzugehen, wollen wir hier noch hinzufügen, daß Keyserling am 23. Oct. 1869, nachdem er im Jahre vorher zum Meister des Hofes Sr. Kaiserlichen Majestät ernannt worden war, die erbetene Entlassung aus dem Staatsdienste Allergnädigst gewährt wurde. So weit die Stellung als Landrath seine Anwesenheit in Reval nicht erforderlich machte, brachte Keyserling die Zeit der nun folgenden 22 Jahre, mit einer kurzen Unterbrechung von kaum einem Jahre, wo er 1872 bis 1873 in Deutschland, vorherrschend in Weimar weilte, auf seinem Landgute Raikül in Estland zu, der Wissenschaft und den Landesinteressen lebend. Von Weimar aus besuchte er seine alten Jugendfreunde Grisebach und den Fürsten Bismarck, lernte in Berlin in Veranlassung seiner pteridologischen Studien den damals würdigsten Vertreter der morphologischen Botanik Alexander Braun kennen und machte in Jena die persönliche Bekanntschaft mit drei der Hauptrepräsentanten des Darwinismus in Deutschland: Gegenbaur, Haeckel und Strasburger.

Neun Monate vor seinem Tode führte ihn eine Aufforderung des einstigen Stubengenossen, des Fürsten Bismarck, zu einem mehrwöchentlichen Besuch desselben nach Friedrichsruh.

Daß es an Zeichen äußerer Anerkennung der Thätigkeit eines so großen Gelehrten wie Staatsmannes nicht gefehlt, ist selbstverständlich; wir wollen hier nur erwähnen, daß er Ehrenmitglied der höchsten wissenschaftlichen Institution des Reiches, wie zahlreicher in- und ausländischer Universitäten und Körperschaften war, desgleichen ordentliches und correspondirendes Mitglied, Ehrendoctor der berliner und dorpater Universität, Geheimrath und Ritter hoher Orden. Die Anerkennung seiner Verdienste um die Wissenschaft, wie um die Landesinteressen fand einen schönen Ausdruck in der schlichten, aber herzerhebenden Feier seiner fünfzigjährigen schriftstellerischen Thätigkeit am 27. Dec. 1887 zu Raikül, worüber seiner Zeit unsere Tagesblätter eingehend berichtet haben.

Wenden wir uns jetzt, nachdem wir den äußeren Lebensgang Keyserlings in den Hauptzügen kennen gelernt, der Betrachtung seines inneren Lebens, des Geistes- wie Gemüthslebens zu. Bestreben wir uns, seine Geistesrichtung zu erfassen und aus dieser die Eigenartigkeit seines Wirkens und Schaffens als Forscher, Gelehrter und Denker zu verstehen, versuchen wir es, seinen Charakter, die ethische Seite seiner Persönlichkeit kennen zu lernen, um den ganzen Menschen würdigen zu können.

Ein nie rastender Trieb nach Wahrheit, gezügelt durch die Skepsis eines eminent kritischen Verstandes, verleiht der Geistesrichtung Keyserlings charakteristisches Gepräge. Die Neigung, einerseits mit unerbittlicher Logik die Begriffe zu analysiren, andererseits sie in origineller, für den Leser oder Hörer höchst überraschender Weise zu combiniren, bildet einen weiteren hervorragenden Zug seines Geistes, der eben so kritisch als productiv ist, gleich groß in Analyse wie Synthese.

Halten wir hieran fest, so wird es uns verständlich, daß Keyserling bei seiner eminenten Begabung während der längsten Zeit seines Lebens, bei der Mehrzahl seiner wissenschaftlichen Arbeiten hat Befriedigung finden können in der classificatorischen Systematik. Hierin liegt der Schwerpunkt seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, und somit ist es nicht zutreffend, ihn als Mann der Wissenschaft, wie es allgemein geschieht, unter die Geologen zu rubriciren. Er war Morpholog, d. h. Zoolog und Botaniker, auf dem Gebiete classificatorischer und beschreibender Systematik. Mehr Berechtigung hätte es, ihn als Paläontologen zu bezeichnen, denn die Paläontologie ist, kurz ausgedrückt, angewandte systematische Zoologie und Botanik; sie wird zu einem integrirenden Theil der Geologie durch die Kenntnißnahme der fossilen Thiere und Pflanzen zum Zweck geologischer Altersbestimmung. Keyserlings Leistungen auf dem Gebiete der Geologie und Geognosie treten durchaus zurück gegen seine hervorragenden Verdienste auf dem Gebiete der Paläontologie, so im zweiten Bande des oben erwähnten, großartigen Werkes von Murchison, Verneuil und Keyserling, das die Grundlage der Geologie Rußlands bildet; in diesem Werke tritt er uns im Grunde als systematischer Zoolog entgegen.

Die größten Verdienste um die Wissenschaft hat er sich, wie mir scheint, durch die bei der Bearbeitung der Wirbelthiere Europas zuerst von ihm angewandte „antithetische Methode“[1] der Classification erworben. Die Bedeutung dieses oben erwähnten Werkes: „Die Wirbelthiere Europas ꝛc.“, hebt in richtiger Würdigung der antithetischen Methode Dr. G. v. Seydlitz in seiner **Fauna baltica**, die Käfer ꝛc.[2] hervor, wenn er sagt: „Das Werk „Die Wirbelthiere Europas“, welches Sie zusammen mit Prof. Blasius herausgaben, ist nun ein halbes Jahrhundert alt, aber heute noch ein Muster natürlicher Systematik und unübertroffen dastehend. Jedem, der sich mit

[1] Sich selbst hat Keyserling über die antithetische Methode eingehend ausgesprochen in der Vorrede zu einer Abhandlung über die Polypodiaceae et Cyatheaceae herbarii Bungeani, 1873. Hier findet auch der Leser eine Auseinandersetzung der Begriffe Art, species, die Unterscheidung von absoluter und relativer Art. Den Naturforschern unter meinen Lesern möchte ich die Lectüre dieser Vorrede angelegentlichst hiemit empfehlen.

[2] Dr. G. v. Seidlitz hat das oben genannte Werk dem Grafen Keyserling zu dessen 50jährigem Schriftsteller-Jubiläum als Festgabe gewidmet.

Säugethieren oder Vögeln Europas wissenschaftlich beschäftigt, ist es ein Katechismus. Aber auch für andere Gebiete der Zoologie war die durch Ihr Werk eingeführte Methode, welche das Ganze der morphologischen Thatsachen in der knappen Form dichotomisch angeordneter Synthese darstellt, bahnbrechend. Statt endloser Coordination von zusammenhanglosen Einzelbeobachtungen und Einzelbeschreibungen brachte diese Methode die wahre vergleichende Morphologie zu logischer Geltung, übertrug die Forderung unseres Altmeisters Carl Ernst von Baer, Beobachtung und Reflexion zu verbinden, vom Gebiete der Entwickelungsgeschichte auf das der natürlichen Systematik und machte diese dadurch zu einer logischen Wissenschaft. Ohne diese Methode hatte sich die sog. Systematik, weil eben nichts von System in ihr zu finden war, die Bezeichnungen „trocken", „geistlos" u. s. w. erworben, mit derselben aber wird sie befähigt, weit über die Grenzen der Fachgenossen hinaus an der geistigen Schulung der Jugend theilzunehmen und so der ganzen Menschheit zu gut zu kommen."

Die modernen Morphologen, Zoologen wie Botaniker, pflegen meist achselzuckend auf die „Systematiker" herabzusehen, befangen in ihrer Einseitigkeit und irregeleitet durch das Treiben der auf dem Gebiete der Systematik sich gern tummelnden Dilettanten, die meist nur Sammler sind; es kommt ihnen daher nicht zum Bewußtsein, daß die von dauerndem Werth begleitete Arbeit auf dem Felde der Systematik mindestens eben so viel Begabung, Gewissenhaftigkeit, Fleiß, Mühe, Geduld ꝛc. erfordert, als auf dem Gebiete der Anatomie, Entwickelungsgeschichte und Physiologie. Wer auf beiden Gebieten gearbeitet, wird meinem Urtheil gewiß beistimmen. Keyserling besaß alle zu einem ausgezeichneten Systematiker erforderlichen Eigenschaften nicht nur in hohem, sondern im höchsten Maße, woher er auf diesem Gebiete Ewiges geleistet.

War Keyserling auf dem Gebiete der modernen Morphologie und Physiologie nicht selbst thätig, so beherrschte er doch dieselben vollkommen, so weit dieses möglich ist durch Aufnahme und Aneignung fremder Arbeit; ja, noch viel mehr, er war nicht nur zu Hause auf dem Gebiete der gesammten Naturwissenschaften, sondern, wie wir weiterhin noch sehen werden, er war auf keinem Gebiete des menschlichen Wissens ein Fremdling.

Als Naturforscher gehört er zu den letzten derjenigen, welche wir als Naturforscher im großen Styl zu bezeichnen pflegen, wie z. B. einen Pallas, Cuvier, Humboldt, K. E. v. Baer. Heute hat die Wissenschaft durch den Ausbau ihrer einzelnen Disciplinen einen so riesenhaften Umfang gewonnen, daß solch eine Universalität, wie sie uns bei den genannten Männern entgegentritt, nicht mehr möglich erscheint.

Als Keyserling seine Studien begann, herrschte in der Zoologie wie

Botanik noch die systematische Richtung, seine Freunde Grisebach und Blasius waren ausgesprochene Systematiker. Freilich lernte er auch früh die Begründer der heutigen mikroskopischen Forschung: Schleiden und Schwann kennen und verkehrte mit ihnen; somit fand er Gelegenheit, auch den Gebrauch des Mikroskops kennen zu lernen und zu schätzen, doch hat er auch bis ins spätere Lebensalter bei seinen Untersuchungen vom Mikroskop Gebrauch gemacht, so geschah es doch in der Weise der älteren Forscher, die moderne mikroskopische Technik hatte er sich nicht angeeignet und sah sich daher, wenn seine Untersuchungen es erforderten, namentlich bei seinen Farn-Studien, nach jüngeren Hilfskräften um. So fand Schreiber dieser Zeilen Gelegenheit dem großen Manne hilfreiche Dienste zu erweisen und das seltene Glück, ihm persönlich nahe zu treten. Wie mir scheint, hielt Keyserling ein gewisser Mangel manueller Geschicklichkeit ab, sich an der mikroskopischen Forschung zu bethätigen, denn er bezeigte ihr das lebhafteste Interesse und überschätzte vielleicht die Arbeiten Anderer auf diesem Gebiete[1], während er seiner eigenen classificatorisch-systematischen Untersuchungen nur mit der größten Bescheidenheit gedachte und ihnen gewissermaßen einen untergeordneten Werth beilegte. Sehr bezeichnend in dieser Richtung ist eine Auslassung in einer brieflichen Mittheilung (aus Weimar 1873):

„Ob Sie einst von der via regia der Entwickelungsgeschichte und Histiologie aus in die Straßen und Gäßchen dringen werden, in denen die tribus, genera und species der Farne etablirt sind? Sie haben noch zu viel große Gebiete wegbar zu machen, um an die kleinen Städtchen und Dörfer viel zu denken. Indeß könnte es sich doch einst zu Ihrer Erholung machen, daß Sie mit einzelnen Farngattungen in ein vertrauteres Verhältniß treten. Dann, denke ich, könnten einzelne Bemerkungen auf meinen Blättern[2] auch für Sie etwas sachliches Interesse haben. Vorläufig kann es Sie nur

[1] Ich möchte hier ein Erlebniß mit Keyserling am Mikroskop erzählen, das mir persönlich außerordentlich werthvoll ist, insofern mir dadurch der Blick für das Gefühlsleben Keyserlings geöffnet wurde. Es war zu der Zeit, wo er sich eifrig mit dem Studium der Farnkräuter beschäftigte und mehrfach meine Hilfe in Bezug auf mikroskopische Untersuchung in Anspruch nahm. Zufällig legte ich ihm eines Tages ein wohlgelungenes Präparat eines Querschnittes durch einen Farnblattstiel vor; ich muß hinzufügen, daß solch ein mit geeigneten Reactiven behandeltes Object allerdings einen farbenprächtigen, ästhetischen Anblick gewährt. Keyserling prallte wie geblendet zurück, und ein tiefes „Ach! das ist prachtvoll!" entrang sich seiner Brust. Ich war nicht weniger consternirt, als ich den ruhigen, ernsten Mann, bei dem ich bisher noch nie, auch nicht den leisesten Gefühlsausbruch wahrgenommen, so tief ergriffen sah durch den Anblick eines Präparates, wie andere mehr ich zu Demonstrationszwecken hergestellt hatte.

[2] Polypodiaceae et Cyatheaceae Herbarii Bungeani.

persönlich, wegen des Antheils, den Sie an meinen Beschäftigungen stets so freundlich genommen haben, interessiren." Ferner noch eine Stelle (aus einem Briefe aus Reval, den 7. Sept. 1884): „Als Nebenbeschäftigung würde ich jedem neueren Botaniker etwa ein kleines Gehege anrathen zu systematischen Exercitien, um mit dieser relativ für Auge und Einbildungskraft weniger angreifenden Beschäftigung für den Fall der Altersmüdigkeit versehen zu sein!" In Bezug auf die Werthschätzung der vergleichenden Methode und der Entwickelungsgeschichte bei Entscheidung morphologischer Fragen möchte ich noch eine Stelle aus einem Briefe (vom März 1871) mittheilen, in der zugleich ein charakteristischer Zug der originellen Denk- und Ausdrucksweise Keyserlings hervortritt: „Die vergleichende Methode ist gewiß ein königlicher Weg, aber man kann schlecht vergleichen, und das hat oft phantastisch gewirkt. Die Entwickelung wird wohl der päpstliche Weg sein, wenn man die Infallibilität dafür beansprucht. Der Papst hält aber freilich nichts von der Entwickelung, und daher wird er wohl auch nicht infallibel sein."

Der Naturforscher der Neuzeit wird in Bezug auf seinen Standpunkt in erster Linie beurtheilt nach seiner Stellungnahme zur Descendenztheorie, resp. zum Darwinismus. Wir müssen daher noch die Frage beantworten: wie stand Keyserling zum Darwinismus?

Die Frage nach der Abstammung und Entstehung der Arten hat Keyserling fast 40 Jahre seines Lebens beschäftigt, doch hat er seine Ansichten hierüber, mit Ausnahme einer beiläufigen Notiz, nicht durch den Druck veröffentlicht, wohl aber mündlich sehr häufig, seltener brieflich, sich über den beregten Gegenstand ausgesprochen. Unter seinen Vorgängern auf dem Gebiete der Descendenzlehre führt Darwin in der Vorrede zu seinem berühmten, allbekannten Werke: „Ueber die Entstehung der Arten", auch Keyserling an[1] mit den Worten: „Im Jahre 1853 hat ein berühmter Geologe, Graf Keyserling (im Bull. de la Société géologique, tome X, p. 357), die Meinung vorgebracht, daß zu verschiedenen Zeiten eine Art Seuche, durch irgend welches Miasma veranlaßt, sich über die Erde verbreitet und auf die Keime der bereits vorhandenen Arten chemisch eingewirkt habe, indem sie dieselben mit irgend welchen Molekülen von besonderer Natur umgab und hierdurch die Entstehung neuer Formen veranlaßte!"

Als Keyserling die Feier seiner fünfzigjährigen schriftstellerischen Thätigkeit beging, unterhielt er nach aufgehobener Tafel seine Gäste mit gewohnter Liebenswürdigkeit in anregendster Weise durch Mittheilungen über Darwin (dem er persönlich befreundet war), Darwinismus und seinen Standpunkt

[1] Charles Darwin. Ueber die Entstehung der Arten im Thier- und Pflanzenreich, übersetzt von Bronn, Stuttgart 1860. S. 5.

zu demselben. Er wurde von den anwesenden Naturforschern gebeten, seine Ideen über die Lehre Darwins zu veröffentlichen, welche Bitte später noch mehrfach von seinem Sohne wiederholt wurde, mit dem Wunsche, der Vater möge die Gedanken und Ansichten, welche er (der Sohn) gesprächsweise so häufig vernommen, in an ihn gerichteten Briefen formuliren. Zu unserer Freude ist die Bitte erfüllt worden; in zwei Briefen, vom Dec. 1888 und Mai 1889, die bald der Oeffentlichkeit übergeben werden sollen, legt Keyserling seinen Standpunkt in prägnanter Kürze klar und offen dar. Leider ist es nicht möglich, einen kurzen Auszug dieser Briefe zu geben, da sie selbst ein Extract seiner im Laufe eines langen Lebens gereiften Ansichten und Erfahrungen darstellen. Nur die Hauptgesichtspunkte andeutend, möchte ich in wenigen Sätzen, die dem hochinteressanten Aufsatz entnommen werden mögen, die Endresultate der Keyserlingschen Gedankenarbeit dem Leser vorführen.

Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß die Naturforscher mit dem Begriff „Art", «species» operiren, ohne festgestellt zu haben, was man unter diesem Begriff zu verstehen hat; der Eine giebt diese, der Andere jene Definition, der Eine nennt Art, was der Andere als Varietät bezeichnet und umgekehrt. Man spricht von „guten" und „schlechten" Arten, von Anschauungs- und Begriffsarten, von physiologischen Arten. Um nun Mißverständnissen vorzubeugen, sucht Keyserling zunächst den Begriff „Art" festzustellen; er gelangt hierzu auf dem Wege seiner alten „antithetischen Methode" oder, wie er hier sagt, durch ein „System disjunctiver Begriffe".

„Disjunctive Begriffe sind solche, wo Prädicate, die sich wechselseitig ausschließen, zwei oder mehreren Subjecten durch disjunctive Urtheile beigelegt werden." Demnach ist die Art *ein Begriff* und *keine Anschauung*. „Art ist in einem *System disjunctiver Begriffe ein untheilbarer letzter Begriff*, der unbestimmt viel Einzelwesen umfaßt; ein wissenschaftlicher Begriff — so lange leer, bis die Anschauung ihm einen Inhalt giebt. Die Anschauung liefert wiederum nur Typen, um die herum die Einzelwesen schwanken, ist aber für die Begrenzung der Art, mit Kant zu sprechen, „blind". . . . Viele Naturforscher sprechen so, als wären die Typen der *Anschauung* Arten und verlassen damit eigentlich den Boden der wissenschaftlichen Systematik."

Auf die Lehre Darwins nun eingehend, macht er ihr drei Vorwürfe, „sie habe nicht erklärt oder verständlich gemacht: 1) die unvermittelten Grenzen zwischen den Arten; 2) die von der Paläontologie auf der ganzen Erde nachgewiesene identische Ordnung der Folge von Faunen und Floren mit *vorherrschend ähnlichen* Typen; 3) den Fortschritt dieser Typen in geologischer Zeit von dem Allgemeinen zum Besonderen in ihren

Organen, von dem Niederen zum Höheren — bis hinauf endlich zu dem Menschen, mit seinem übermächtigen Gehirn." . . . Er fährt fort: „Es scheint aber die Lehre Darwins ohne wesentliche Abänderung ihrer Grundlage recht wohl dahin ausgebildet werden zu können, um auch das zu erklären, was bisher der Erklärung fehlte. Das soll im Folgenden versucht werden, freilich nur in Gedanken."

Die Lehre Darwins, so weit sie durch Beobachtung und Experiment begründet ist, sei zureichend nur so lange es sich um die Entstehung von Racen und Varietäten handelt, in Bezug auf die Arten sei sie nur Hypothese. Hier möchte ich eine Stelle aus einem Briefe Keyserlings (vom 7. Sept. 1874) einrücken:

„Nur Ideencombinationen hat der Darwinismus gefördert, aber . . . wo uns die exacten Beobachtungen im Stich lassen und doch Erklärungen gefordert werden, da drängt er sich unwiderstehlich auf. Es giebt bisher nicht eine andere, eben so glückliche Combinationsweise, trotz aller seiner unleugbaren Schwächen," und aus einem anderen Briefe desselben Jahres noch eine Bemerkung, die gegen die Anhänger des Darwinismus gerichtet ist, welche meinen, mit den Ausdrücken „Vererbung" und „Variabilität" sei eine Erklärung gegeben, die eine weitere Erforschung entbehrlich machte. „Die Vererbung muß doch durch den Keim gehen, in einer Beschaffenheit des Keimes begründet sein, die ein Problem der Forschung ist. Die Gräfin Belgiojoso, die viel in den Harems der Türkei verkehrt hat, bemerkt, wie unmöglich es ihr gewesen wäre, den Grund und die Zweckmäßigkeit des westeuropäischen Familienlebens den türkischen Frauen verständlich zu machen; sobald man ihnen aber sagte, so ist bei uns der Gebrauch, so glaubten sie Alles verstanden zu haben. Mit den Worten „Vererbung" eine Erklärung gegeben zu haben, die keiner weiteren Forschung bedarf, scheint mir ungefähr der Standpunkt jener türkischen Frauen."

In dem Chemismus des Keimplasmas, der Keimelemente und zwar des Chromatins, in welchem die heutigen Morphologen wohl allgemein den Träger der erblichen Eigenschaften sehen, erblickt Keyserling die reelle Bedingung, den wahren Grund der Entstehung der Arten. „Die Keimelemente bestehen aus Atomgruppen von außerordentlicher Mannigfaltigkeit, in Zahl und Lage; ändern aber ab, wie alle chemischen Verbindungen, nicht nach continuirlichen, sondern nach rhythmischen Verschiebungen. Die blos continuirlichen Steigerungen und Minderungen mögen Anlaß geben zu Racen und Varietäten — und mögen den Eintritt von rhythmischen Aenderungen der Constitution in den Keimelementen vorbereiten. . . . So, denke ich mir, wirkten die von Darwin hervorgehobenen drei Vorgänge: die Variation, Ausmerzung und Vererbung, vorbereitend, bis nach einer

langen Reihe von immer in etwas anderer Weise wiederholter Auflösung und Ausscheidung der Keimelemente ihre Zusammensetzung an eine Grenze gelangt. In der bisherigen Weise geht es nicht weiter. Aufhören oder nach einem neuen Rhythmus sich fortpflanzen, ist dann der Ausweg. Aussterben oder Metamorphose ist die Alternative." ... „Ueber Stufen und nicht über eine schiefe Ebene hat sich die Thier- und Pflanzenwelt auf Erden zu immer höherer und mehr und mehr differenzirter Organisation emporgehoben."

Ist diese Definition richtig, so kann es keine Uebergangsformen zwischen Arten geben, und thatsächlich ist es so; denn wo man geglaubt hat, solche Zwischenformen zu finden, beruht die Behauptung auf mangelhafter Beobachtung oder unrichtiger Fassung des Begriffes Art, muß Schreiber dieser Zeilen behaupten, auf Grundlage seiner eigenen Untersuchungen an einer sehr polymorphen Pflanzengruppe, in welcher die Heißsporne des Darwinismus eine wahre Fundgrube für Artentstehung durch ganz allmähliche Uebergänge entdeckt zu haben glauben.

Schließen wir mit den letzten Sätzen des Briefes: „Erst wenn man genau die atomistische Constitution des Chromatins erkannt haben wird, läßt sich hoffen, daß wir den realen Grund der Specificationen in der Natur ein wenig mehr werden kennen lernen. Jetzt kennen wir davon nur so viel, daß die Albuminate überraschend vielatomige und durch Gährungen und andere Wirkungen leicht veränderliche Körper sind, von sogenanntem labilen Gleichgewicht. So viel Species, so viel chemisch zu charakterisirende Protoplasten! Darauf, denke ich, wird diese Aufgabe hinauslaufen."

Bevor wir von Keyserling dem Naturforscher scheiden, möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß sein großer Freund, dessen hundertsten Geburtstag wir kürzlich gefeiert, K. E. von Baer, durchaus die Auffassung Keyserlings in Bezug auf die Entstehung der Arten durch sprungartige Entwickelung theilte, desgleichen sein Freund Alex. von Bunge, der eben so geistvolle als gründliche Systematiker.

Indem wir uns zur Betrachtung des Gelehrten und Menschen Keyserling wenden, drängen sich uns ganz unwillkürlich die Worte Goethes auf:

„Willst du in's Unendliche schreiten,
Gehe im Endlichen nach allen Seiten!"

denn gleich dem Autor dieser Worte war Keyserling bestrebt den in jenem Spruch enthaltenen Rath zu befolgen, und zwar mit einem Eifer und in einer Ausdehnung, wie es wohl kaum je in höherem Maße von einem Sterblichen geschehen ist.

Die Befriedigung seines unbegrenzten Dranges nach Wahrheit ver-

anlaßte ihn zu steter Arbeit, die sein eigentliches Lebenselement bildete, und zwar Arbeit, welche den ewigen Interessen der Menschheit zugewandt war. Er war ein Genie der Arbeit und erblickte das Genie, mit Buffon, in dem brennenden Durst nach Arbeit. Ausgestattet mit einer enormen Arbeitskraft (er bedurfte in 24 Stunden nur 4 bis 5 Stunden Schlafes), einem ganz außergewöhnlich treuen Gedächtniß, einer leicht und rasch, auch verwickelte Verhältnisse bewältigenden Auffassungsgabe, einem außerordentlichen Scharfblick in Bezug auf das körperliche wie geistige Auge und begabt mit einem eminent kritischen Verstande, hatte er sich ein Wissen zu eigen gemacht, das eben so sehr in die Breite als Tiefe ging, das ebenso durch Vielseitigkeit, als Gründlichkeit Staunen und Bewunderung erregte. Sein Verstand war aber nicht nur von kritischer Schärfe, zersetzend und zerlegend, er war, wie wir schon früher bemerkt, in gleichem Maße productiv, originell, combinatorisch, daher sein treffender, glänzender Witz, häufig von kaustischer, zermalmender Wirkung; kein Wunder, daß Viele eine große Scheu vor solcher geistigen Ueberlegenheit hegten. Hat doch sein Freund Bismarck, der eiserne Kanzler, dem Sohne Keyserlings das Geständniß abgelegt: „Ihr Vater war in meiner Jugend der einzige Mensch, dessen Verstand ich fürchtete!"

Denken wir uns mit diesen hervorragenden Eigenthümlichkeiten des Geistes die trefflichsten Eigenschaften des Herzens, von denen weiterhin die Rede sein soll, vereinigt, so werden wir nicht anstehen, dem Inhaber solcher Schätze das Prädicat wahrer Humanität beizulegen. Es hätte daher die Regierung wohl keine glücklichere Wahl treffen können, als sie 1862, nach dem Ableben v. Bradkes, Keyserling das Amt eines Curators des dorpater Lehrbezirks anvertraute. Er war wie prädestinirt, oberster Leiter eines Lehrbezirks, einer Universität zu sein, er, der die universitas litterarum in sich selbst vereinigte, und daher wie kein Anderer in der Lage, die Bedürfnisse und Leistungen einer Universität zu würdigen. So hat man denn auch stets in Bezug auf die Universität, mit verschwindenden Ausnahmen, seine segensreiche Thätigkeit anerkannt, während von Seiten der Schulmänner mehrfach Aeußerungen der Unzufriedenheit laut wurden, ja, ist er doch sogar als Gegner der allgemeinen Bildung, d. h. Volksbildung, verketzert worden.

Wie mir scheint, haben die Unzufriedenen unter den Schulmännern Keyserlings Intentionen nicht verstanden, er war ihnen zu weitblickend; überdies ist die Schulfrage eine so schwierige und complicirte, daß sie wohl nie und nirgends zu allgemeiner Befriedigung gelöst werden wird. Die Unvollkommenheit des menschlichen Könnens auf diesem Gebiete ist uns in jüngster Zeit besonders nahe vor Augen gerückt worden im großen Nachbarstaate, der gerade durch seine Schulen eine so hervorragende Stellung unter den Culturvölkern einnimmt. Wie eng der Horizont jener Schreier gewesen,

die in Keyserling einen Gegner der allgemeinen Bildung erblickten, tritt uns heute recht drastisch entgegen, wenn wir auf den Westen Europas blicken. Wohin hat die sogenannte Volksbildung geführt, d. h. die Verbreitung von Wissen, nicht Bildung, unter die Massen? Denn wahre Bildung unter das Volk zu tragen, ist einfach unmöglich. Wissen allein, selbst wenn es ein ausgedehntes ist, macht den Menschen eher unglücklich als glücklich, mindestens unzufrieden. Wir erleben jetzt die Folgen der Verbreitung von Wissen unter das Volk: es sind dadurch jene Geisteskrüppel gezüchtet worden, welche als Socialdemokraten und Anarchisten zu einer ernsten, den Culturfortschritt der Menschheit bedrohenden Gefahr geworden sind. Keyserling war kein Doctrinär, er kannte die menschliche Natur, die menschliche Gesellschaft und deren Bedürfnisse besser als jene Liberalen, welche sich gern in den Mantel der Humanität hüllen.

Die Universität Dorpat hat unzweifelhaft ihre glänzendsten Tage unter dem Curatorium Keyserlings erlebt, vollends als sich noch ein anderer Stern erster Größe in Dorpat niederließ, K. E. v. Baer. Die Führung der Musen in der Stadt am Embach hatten nun zwei leibhaftige Dioskuren (Διος κουροι) übernommen.

Ein Jahr nach seinem Amtsantritt veranlaßte Keyserling die Berufung Schleidens nach Dorpat, des berühmten Reformators der botanischen Wissenschaft, der freilich schon seit einem Decennium in seiner Wissenschaft thätig zu sein aufgehört hatte und sich mit Anthropologie, Philosophie und ästhetischen Studien beschäftigte; ein sehr beweglicher Geist und glänzender Redner. Wer die Zeit erlebt, wird sich der gewaltigen Erregung erinnern, welche sich der Gemüther in Dorpat bemächtigte, als Schleiden seine Vorlesungen über Anthropologie eröffnet hatte. Ganz Dorpat war in zwei Lager gespalten, nicht nur die akademischen Kreise. Die Geister platzten auf einander, die bisher so ruhig neben einander gelebt. Bot Schleiden in seinen Vorlesungen nichts positiv Neues und wurde die Wissenschaft nicht direct durch ihn gefördert, so ist doch der Einfluß nicht zu unterschätzen, welchen er durch seine scharfe und heftige Polemik auf die Gemüther ausübte; es wurden durch ihn doch manche neue Gesichtspunkte eröffnet. Schleidens Stellung war unhaltbar geworden, er erkannte das und verließ nach neun Monaten Dorpat. Es war durch ihn in die studirende Jugend ein frischer Zug gekommen, der durch ihre Lehrer weiter unterhalten wurde, welche in dem neuen Curator eine bis dahin ungeahnte Quelle geistiger Anregung fanden. Wer aus jener Zeit erinnerte sich nicht mit Freuden der genußreichen, die allgemeine Bildung fördernden „Montag-Abende", der Diners im engeren Kreise von meist Naturforschern. Hier hatte man Gelegenheit, den großen Mann von stupender Gelehrsamkeit kennen zu lernen

und das gesellschaftliche Talent des feinen Weltmannes zu bewundern. In der Kunst der feinen Conversation war er ein unübertrefflicher Meister. Drei Eigenschaften verliehen, wie mir scheint, seiner Unterhaltung einen unwiderstehlichen Zauber: die Kunst zu reden, zu hören und zu schweigen; drei Gaben, die selten vereinigt zu finden sind, noch seltener in so hohem Grade ausgebildet, wie sie bei Keyserling angetroffen wurden. Das Gespräch, an welchem er sich betheiligte, verflachte nie; eine Trivialität, von seiner Seite ganz undenkbar, ließ er auch bei einem Anderen nicht aufkommen; was er aus Anderen hervorlockte, wußte er, wenn es nicht bedeutend war, so zu wenden und zu beleuchten, daß eine interessante Seite hervorschaute. In die Enge getrieben, wußte er stets durch einen überraschenden Witz, eine verblüffende Bemerkung oder eine geschickte Wendung sich aus der Affaire zu ziehen. Obgleich seine Stimme keinen Wohllaut besaß und der Rede Fluß, wie auf Widerstände stoßend, sich langsam fortbewegte, wurde man doch stets von dem Inhalt seiner Worte gefangen genommen in einem Maße, daß man darüber die physischen Unvollkommenheiten meist nicht empfand.

Kein Gebiet des menschlichen Wissens war ihm fremd. Nicht selten ereignete es sich, daß Fachgelehrte in einzelnen Theilen ihres Gebietes bei ihm Belehrung fanden, daß er ihnen in Bezug auf die Kenntnißnahme neuester Errungenschaften ihrer Wissenschaft voraus war, oder er beleuchtete, indem er sich von eigensten Untersuchungen von Fachgelehrten Mittheilungen machen ließ, diese in einer originellen überraschenden Weise, wobei dem Autor neue Gesichtspunkte aufgingen. Alles, was er aufgenommen hatte, war bei ihm gleichsam durch einen Schmelztiegel gegangen und kam dann zu geeigneter Zeit unter dem Gepräge seines Stempels wieder zum Vorschein, neu und glänzend. Die Goldbarren des Wissens, die er, durch einen Schmelzprozeß sich aneignend, zu werthvollen Kleinoden verarbeitet hatte, theilte er freigebig und freudig aus, den erstaunten Empfänger überschüttend.

Durch und durch Aristokrat, in dem edelsten Sinne des Wortes, ein vollendeter Hof- und Weltmann, war er doch frei von jeglichem Standesvorurtheil; schlicht und bescheiden in seinem Wesen, wie in seiner äußeren Erscheinung, imponirte er doch durch edle Würde und Vornehmheit. Sein hoher Wuchs kam nicht ganz zur Geltung durch eine nach vorn etwas gebeugte Körperhaltung. Das leicht zur Seite geneigte, mächtige Haupt, auf dessen Antlitz unter einer herrlichen Denkerstirn milder Ernst lagerte, flößte Ehrfurcht und Vertrauen ein. Auch nach kurzem Verkehr gewann man die Ueberzeugung, daß ihm die seinem Freunde Grisebach nachgerühmte Sophrosyne oder hellenische Besonnenheit im höchsten Maße eigen war.

Außerordentlich mittheilsam in Bezug auf Alles, was Sache des Verstandes ist, war er gleichermaßen zurückhaltend in Betreff aller Aeußerungen

des Gemüthes; nur intimen Bekannten gestattete er Blicke in seinen inneren Menschen. Nehmen wir dazu sein ruhiges, gemessenes Wesen, so wird es verständlich, daß er bei den Meisten, die nicht in dauernde Berührung mit ihm traten, für einen vornehmen, kühlen Verstandesmenschen galt von unheimlicher Größe, dem nichts imponirte, der sich selbst genug war. Es ist mir das um so verständlicher, als auch ich anfänglich Keyserling für einen Mann hielt, der zwar wohlwollend, doch jeder tiefen, warmen Empfindung und Begeisterung nicht fähig sei, der sich das nil admirari zur Lebensregel gemacht, bis mir durch ein zufälliges Ereigniß[1] die Augen für sein Innenleben geöffnet wurden.

Ich habe ihn in der Folge kennen gelernt als einen Menschen von durchaus warmem, liebevollem, zartfühlendem, selbstlosem, opferbereitem Herzen, tief empfänglich und begeisterungsfähig für alles Große, Gute und Schöne. Er war der zärtlichste, liebevollste Gatte und Vater; die schöne Eigenschaft, seinen Freunden Treue bis ans Ende zu bewahren, welche Tugend er an seinen Jugendgenossen Grisebach und Bismarck rühmend hervorhebt, übte er in vollstem Maße. In seinen Briefen unterließ er es fast nie, theilnehmend sich nach seinen Freunden zu erkundigen, an sie Grüße aufzutragen.

Wenn er von Humboldt sagt, daß er geneigt war, „jungen Männern Aufmerksamkeit zu schenken, um sie zu ermuthigen, zu berathen und mit dem ganzen Gewicht seines wissenschaftlichen Ansehens zu unterstützen", so trifft das in vollem Umfange bei Keyserling zu.

An sich selbst die höchsten Anforderungen stellend, war er nachsichtig und anerkennend in der Beurtheilung der Leistungen Anderer, besonders auf wissenschaftlichem Gebiete. Innige Freude empfand er an jedem Fortschritt in der Wissenschaft, zumal wenn derselbe von befreundeter Seite errungen oder gar durch von ihm angeregte und durch ihn geförderte Arbeiten erzielt worden war. Mit einer geradezu rührenden Bescheidenheit wies er seinen Antheil, seine Verdienste zurück, wenn ihm für die geleistete Unterstützung und Förderung der ihm gebührende Dank vom Autor ausgesprochen wurde. Frei von Neid und Eitelkeit, war es ihm im Hinblick auf den Fortschritt der Wissenschaft gleichgiltig, ob *er* oder ein *Anderer* eine neue Wahrheit fand; er freute sich, wenn sie überhaupt gefunden wurde.

Wer an sich die Förderung durch Keyserlings lebhaftes Interesse erfahren, wer die wohlthuende und erwärmende Theilnahme, die aus seinem guten Herzen floß, genossen, wem das Glück zu Theil geworden, seine Gunst, seine herzliche Zuneigung zu erwerben, fürwahr, dessen Leben hat eine Weihe erhalten, der kann, was ihm das Schicksal auch Schweres bringen mag, nicht dauernd unglücklich werden.

[1] Vgl. die Fußnote auf S. 261.

Die großartige Selbstlosigkeit und Opferfähigkeit Keyserlings tritt uns in seinem Patriotismus, seiner Liebe zur Heimath entgegen. Er hat mehr als die Hälfte seines Lebens und zwar die besten Jahre desselben, in welchen der Mann seine größte Productivität entfaltet, den Interessen des Landes gewidmet, in welchem er, ein Fremdling, in Anlaß seiner Verheirathung seßhaft wurde. Es liegt außerhalb des mir gesteckten Rahmens, auf die politische Thätigkeit Keyserlings einzugehen; der Leser mag in dieser Beziehung auf die Darstellung von Harald Baron Toll verwiesen sein[1], in welcher Keyserling ihm auch groß auf dem Gebiete der Landespolitik entgegentreten wird. Der Mann der Wissenschaft jedoch, zumal der Naturforscher, wird nicht umhin können, sein schmerzliches Bedauern auszudrücken darüber, daß Keyserlings eminente Arbeitskraft der wissenschaftlichen Forschung auf mehr als ein Decennium so gut wie gänzlich entzogen wurde, und das während des productivsten Lebensalters; er wird es um so mehr bedauern, als die Erfolge, welche Keyserling auf dem Gebiete der Landespolitik erzielt, so glänzend sie auch sein mögen, nicht den Hoffnungen entsprachen, die er selbst an seine Hingabe für die Interessen des Landes geknüpft hatte. Die Verhältnisse waren zu eng, zu klein für den hohen Flug seines Kosmopolitismus, er konnte seine Schwingen nicht entfalten, gleich einem Aar, den man in einen zu engen Käfig geschlossen.

Ach! unsere Thaten selbst, so gut als unsere Leiden,
Sie hemmen unseres Lebens Gang.

Die herbe Wahrheit dieser Worte hat Keyserling reichlich erfahren, gerade auf dem Gebiete seiner politischen Thätigkeit. Es liegt hierin die Tragik seines scheinbar so harmonischen Lebens. Stille Wehmuth beschleicht uns nun, wenn wir die Worte Keyserlings in seinen Aeußerungen über das Leben seines Freundes Grisebach lesen. „A. Grisebach gehört zu den Glücklichen, die den Beruf, der ihnen innerlich am meisten zusagt, früh erfaßt haben und ihm ungestört haben folgen können, bis ans Ende.“ Fühlen wir nicht aus diesen Worten uns das Geständniß entgegen klingen: Ich war nicht einer jener Glücklichen?

War sein Leben nicht ohne Disharmonie, so war doch seine Natur eine durchaus harmonische, und daher fand er das Gleichgewicht der Seele bald wieder. Ließ ihn „in des Lebens labyrinthisch irrem Lauf“ der Verstand im Stich, so brauchte er nur in die Tiefe seiner Brust zu greifen, und die Widersprüche glichen sich aus. Kunst und Religion bildeten bei ihm das nothwendige Complement der Wissenschaft, und so besaß er Alles, um ein Philosoph zu sein. Er war Kantianer; von den Alten schätzte er Plato am höchsten.

[1] In der „Rigaschen Zeitung“ 1888, auch im Sonderabdruck erschienen unter dem Titel: Landrath Alex. Graf Keyserling.

Für seine durchgeistigte Natur ist es bezeichnend, daß von den Künsten die beseelteste und beseligendste, die Musik, seinem Wesen am meisten entsprach und unter den Componisten der eben so gefühls- als geistestiefe Beethoven ihm vor allen zusagte. „Gern spielte er auch Mendelssohn, und in seiner Jugend hat er manches Lied componirt, das leider nicht aufgeschrieben worden ist," heißt es in einem Briefe, welchen ich von competentester Seite erhalten[1].

Wie in der Wissenschaft, war er in der Poesie zu Hause; seine vielseitige und große Sprachkenntniß unterstützte ihn hier in ausgiebigster Weise. Von den Alten war Homer sein Liebling, den er wiederholt im Original, wie in der Voßschen Uebersetzung gelesen. „Für die großartige Poesie der Bibel, die er am höchsten stellte, war er sehr empfänglich. Vielseitig war seine Kenntniß der deutschen, englischen, italienischen, französischen und russischen Literatur. Shakespeare, Molière, Dante, Tasso las er im Original. Unsere großen deutschen Dichter Schiller und Goethe gehörten natürlich zu seinen Lieblingen. Aus dem Faust kannte er viele Stellen auswendig, besonders aus dem Spaziergange und declamirte sie oft, wenn wir im Frühling in Raikül durch Wald und Wiesen wanderten. Er hob in Goethes Werther die ausgezeichneten Naturschilderungen und feinen psychologischen Bemerkungen hervor, wie sie auch in den Wahlverwandtschaften vorkämen, und meinte, daß die Gegenwart diese Werke unterschätzte. . . . Eine gewisse Vorliebe hatte er für Theodor Hoffmanns phantastische Märchen, dagegen hatte er sich für Jean Paul, den er zu geschmacklos fand, nie begeistern können."

Die Religion war Keyserling tief innerlichste Herzenssache; er war frei von jeglichem Mysticismus, frei von den beengenden Fesseln des Confessionalismus. Als diesen seinen Standpunkt bezeichnend, möchte ich einen Ausspruch, den er gelegentlich eines Gedankenaustausches über David Strauß' „Der alte und neue Glaube" brieflich gethan (März 1873), hier mittheilen: „Unsere Pastoren sollten nicht auf Concordienformel und andere symbolische Bücher verpflichtet werden — der falsche Eid rächt sich — sondern auf christliche Liebe, lauteres Wahrheitsstreben und Pflege der Empfindung des Ewigen im Menschen. Diese drei Gelübde sollten sie in Thaten und Worten vor Augen haben, und es wäre das besser als irgend ein Bekenntniß mysteriöser Art." In Betreff seines Christenthums kann ich noch folgende Mittheilung von competentester Seite machen: „Bei aller Schärfe seines eminent

[1] Frau Baronin Taube, die Tochter des Grafen Keyserling, hat die große Güte gehabt, auf die Bitte um Nachrichten über das Innenleben ihres Vaters mir die gewünschte Auskunft zu ertheilen; ihrem Briefe sind außer der oben angeführten Mittheilung noch die weiter unten folgenden entnommen.

kritischen Verstandes legte er in der Religion den größten Werth auf die sogenannte „Liebesmacht", die er im höchsten Maße in Christus fand und der nachzufolgen, sowohl in unseren Beziehungen zu Gott, als zu den Menschen, er für unsere höchste Aufgabe hielt; war ja das dreizehnte Capitel im ersten Corintherbrief, sowie das Evangelium Johannis ihm besonders lieb."

Dem Unsterblichkeitsglauben, wie er uns in der Bibel entgegentritt, hat er ein besonderes Studium gewidmet und das Ergebniß desselben unter dem Titel: „Bibelstellen über die Zukunft der Verstorbenen" als Manuscript drucken lassen, das in zweiter Auflage 1876 erschienen ist und mit einigen Zusätzen aus dem Nachlasse des Verstorbenen bald in dritter Auflage erscheinen wird.

„Der Tod entriß ihn uns plötzlich inmitten seines Strebens, als die Lectüre von Wundts physiologischer Psychologie ihm neue Gesichtspunkte öffnete", heißt es zum Schluß jenes dankenswerthen Briefes.

So finden wir Keyserling fast bis zum letzten Athemzuge bei der Arbeit, um den Drang nach Wahrheit zu befriedigen, immerfort bestrebt, die Geistesschätze der Menschheit zu mehren und sich anzueignen; sonst bedürfnißlos, dem Streben nach Erlangung materieller Güter durchaus abgewandt, in selbstlosem Interesse dem Wohle des Landes seine besten Kräfte leihend, jedes edle Streben nach Kräften unterstützend, seinen nächsten Angehörigen der liebevollste Gatte, Vater und Großvater, seinen Freunden treuester Freund. In den letzten Jahren in freigewählter Einsamkeit lebend, den Blick aufs Ewige gerichtet, erscheint er uns in seinem Alles umfassenden Wissen, in seiner hohen, lauteren Gesinnung ein ehrfurchtgebietendes und erhabenes Bild menschlicher Größe und Vollkommenheit — ein Weiser,

„denn hinter ihm, im wesenlosen Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine!"

Edm. Russow.

Die holsteinschen Truppen bei der Thronbesteigung Katharinas II.

Aufzeichnungen eines holsteinschen Officiers.

Der Staatsstreich von 1762, welcher Katharina II. auf den russischen Thron führte, war in tiefem Geheimniß vorbereitet; die Ausführung geschah so rasch, daß wenige Stunden zu Katharinas Gunsten entschieden. Peter III. war gewarnt, aber er hatte nichts gethan, das Unheil rechtzeitig von sich abzuwenden. Und als die Bewegung gegen ihn am 28. Juni (9. Juli) plötzlich ausbrach, fand sie keinen nennenswerthen Widerstand. Peter war unentschlossen und was er zu unternehmen versuchte, geschah zu spät und ohne die rechte Energie. So dankte er am 29. Juni (10. Juli) ab.

Die Ereignisse dieser zwei bedeutungsvollen Tage liegen im Allgemeinen klar vor Augen. Eine weniger bekannte Episode daraus bilden nun die Vorgänge bei der kleinen holsteinschen Truppe von Oranienbaum, mit der Peter III. am 28. Juni einen Augenblick wohl gedacht hat sich vertheidigen zu können. Auch die neueren Darstellungen sind hier nicht ganz klar und übereinstimmend. Wann tauchte dieser Plan auf? Wie weit war man, als er gefaßt wurde, in der Umgebung des Kaisers unterrichtet über das, was in Petersburg vorging? In wie weit sind diese Truppen wirklich in Action getreten? Eine präcisere Beantwortung dieser Fragen dürfte nicht ganz des Interesses entbehren.

Aus den Familienpapieren eines livländischen Edelmannes gelangten nun zufällig Aufzeichnungen eines holsteinschen Officiers und Augenzeugen zu unserer Kenntniß, welche hierin eine deutlichere Beleuchtung zu ermöglichen scheinen und welche trotz ihres anspruchslosen Charakters und andererseits gerade deswegen einen nicht uninteressanten Beitrag zur Geschichte jener Tage bieten. Mit der größten Freundlichkeit wurde ihre Benutzung uns freigestellt.

Der Verfasser stammte aus Livland, war aber in Kiel aufgewachsen, wo auch seine Familie lebte. Officier im holsteinschen Regiment des Herzogs Georg Ludwig, war er von Peter III. wenige Monate vor seiner Abdankung, im März 1762, zum Obersten ernannt worden. Er genoß als Flügeladjutant das Wohlwollen des Kaisers, und sein Bruder bekleidete eine höhere Stellung bei Hofe. Am 28. und 29. Juni befand er sich bei dem holsteinschen Regimente in Oranienbaum und Peterhof und theilte dessen Schicksal. Durch seines Bruders Vermittelung wurde er schon nach einem Tage freigelassen und erhielt sodann eine Anstellung als Amtmann in Holstein, wohin er schon Mitte Juli (etwa 13./24.) wieder zurückkehrte. Bereits im Frühjahr hatte er in Petersburg für seine Familie bestimmte Nachrichten über seinen bisherigen Lebenslauf niederzuschreiben begonnen. Ihnen fügte er nun eine Schilderung des jüngst im Juni Erlebten hinzu. Diese bildet den hier mitgetheilten Abschnitt seiner Aufzeichnungen. Am Anfang sagt er: „Nachstehendes habe ich bei meiner Herausreise aus Rußland vor Kronstadt oder eigentlich bei der kleinen Schanze Kronschlott in der Newamündung nach der Ostsee geschrieben." Noch auf derselben Seereise in der Nähe von Reval am 28. Juli (8. August) führt er seinen Bericht zu Ende. Man sieht, es ist ein offenbar noch unter dem frischen Eindruck des vor kaum einem Monat Erlebten von einem unmittelbaren Augenzeugen niedergeschriebener Bericht. Das tritt auch deutlich hervor in einer gewissen Erregung und scharfen Ausdrucksweise, mit welcher der Verfasser sich an einigen Stellen ausläßt.

Bevor wir die Aufzeichnungen selbst mittheilen, soll der Versuch gemacht werden, einige Angaben daraus in der angedeuteten Richtung zu verwerthen.

Am Morgen des 28. Juni (9. Juli) befindet sich Peter III. in Oranienbaum. Nachdem Vormittags die gewöhnliche Parade gehalten worden, bricht er zwischen 11 und 1 Uhr[1] mit seiner Begleitung zu Wagen nach dem ungefähr 10 Werst entfernten Peterhof auf. Erst einige Werst hat er

[1] Die Stunde der Abfahrt wird verschieden, von den Einen auf 10 Uhr (Solowjew, Gesch. Rußl. XXV, 113. Auch der österreichische Gesandte Mercy Argenteau in der Depesche an Kaunitz 1./12. Juli. Mag. d. hist. Ges. XVIII, 419), von den Anderen auf 1 Uhr (Mercys Depesche an Kaunitz 13. 24. Juli. Ebenda, S. 471. Biographie Peters des Dritten. Tübingen 1808. I, 123 [nach Castera]. Brückner, Geschichte Katharinas, S. 101. Bilbassow, Gesch. Katharinas, Bd. I, 437) angesetzt. Wenn unser Officier auch 11 Uhr angiebt, so dürfte ein späterer Termin, etwa zwischen 12 und 1 Uhr, doch das Richtigere treffen; denn mehr als 2½ bis 3 Stunden werden die Truppen kaum gebraucht haben, sich fertig zu machen und nach Peterhof zu marschiren. Dort kommen sie um 4 Uhr an; Peter ist in diesen Nachmittagsstunden im Garten, was wir auch anderweitig wissen (vgl. unten den Bericht). Die Stunde „11 Uhr" mag dann wohl ein Versehen sein, indem der Verf. dabei etwa an den Beginn der Parade dachte.

zurückgelegt, als der vorausgeeilte Generaladjutant Gudowitsch in größter Hast wieder zurückgesprengt kommt und ihm eine Mittheilung macht, deren Tragweite man zwar noch nicht ganz überblicken konnte, die aber doch sehr geeignet war, Besorgnisse zu erregen. Von einem entgegenkommenden Kammerherrn hatte Gudowitsch erfahren, daß die Kaiserin aus Peterhof verschwunden sei[1]; auch mochten irgend welche Gerüchte über Vorgänge in der Hauptstadt schon bis Peterhof gedrungen sein. Der Kaiser steigt aus dem Wagen und tritt, mit Gudowitsch sich besprechend, ein wenig abseits. Dann wird die Fahrt wieder fortgesetzt. Etwa auf dem halben Wege kommt ein Bauer entgegengefahren, der durch Winken den kaiserlichen Wagen offenbar zum Halten zu bewegen sucht; man beachtet ihn nicht. In Peterhof überzeugt der Kaiser sich davon, daß Katharina fort ist. Inzwischen ist auch jener Bauer wieder umgekehrt und in Peterhof angelangt; er überbringt eine eingehendere Meldung des Directors der Gobelinfabrik Bresson über die Vorgänge in Petersburg: Katharina ist zur Kaiserin ausgerufen, die Regimenter haben sich für sie erklärt, Alles ist in Bewegung. Man geräth in die größte Bestürzung; der Kanzler Woronzow und Andere werden hingesandt, um noch Genaueres über die Situation zu erfahren; man denkt an allerlei Pläne zur Rettung, zur Vertheidigung, man schwankt, man ist unentschlossen. Zu den Maßregeln, die jetzt ergriffen wurden, zählt man gewöhnlich auch das Herbeiholen des kleinen Häufleins Holsteiner aus Oranienbaum. Hier findet man von Aelteren und Neueren auf der einen Seite nur in allgemeinem Ausdruck angeführt, der Kaiser habe „zuerst" oder „anfangs", d. h. als er in Peterhof angelangt war und jene genaueren Nachrichten erhalten hatte, daran gedacht, sich mit den Holsteinern zu vertheidigen[2]; Andere wissen wenigstens, daß Peter, als er seine Gemahlin in Peterhof nicht vorfand, „nach allen Seiten Leute ausschickte, um die da stehenden Regimenter zu versammeln"[3], oder daß er „nach der Abreise Woronzows aus Peterhof" die Holsteiner zu holen befahl[4].

---

[1] Depesche Mercys vom 13./24. Juli l. c. Biographie Peters (Tüb. 1808) I, 123 (nach Castera). Hermann, Gesch. Rußl. V, 295, der auch einen handschriftlichen Bericht vom 13. Juli benutzte, dessen Verfasser in Oranienbaum war. Vgl. auch Solowjew, Gesch. Rußl. XXV, 113. Bilbassow, Gesch. Kath. I, 437 läßt Peter irrthümlicher Weise erst in Peterhof das Verschwinden Katharinas erfahren.

[2] Von Aelteren sagen dies: Mercys Depesche vom 1./12. Juli. l. c. S. 420. Russ. Anekdoten od. Briefe eines deutschen Officiers ꝛc. (Wansbeck 1765) S. 182. Merkwürd. Lebensgeschichte d. unglücklichen K. Peter d. Dritten (Leipzig 1773), S. 289 und darnach Hist. de Pierre III. (Londres 1774), S. 113. Ebenso von Neueren Solowjew, Gesch. Rußl. XXV, 114 und Brückner, Gesch. Kath. S. 101.

[3] Merkwürd. Lebensgesch. Peters d. Dritten (Frankf. u. Lpz. 1763), S. 40.

[4] Biographie Peters III. (Tüb. 1808), I, 135.

War das der Fall, dann war eine solche Maßregel zu diesem Zeitpunkte eine zweck- und aussichtslose, welche durch das zagende Schwanken zwischen verschiedenen Plänen ihre scharfe Beleuchtung erhält. Verhielt es sich jedoch wirklich so? Die genauen Angaben unseres Officiers über die zwischen der Abfahrt Peters aus Oranienbaum und dem Alarmiren der Truppe verflossene Zeit lassen nun, will uns scheinen, kaum einen Zweifel darüber, daß der Kaiser die Holsteiner nach Peterhof beorderte, als er über die Vorgänge in der Residenz noch nicht genauer unterrichtet war. Daraus ergiebt sich vielleicht ein Gesichtspunkt, von welchem aus der Versuch, das Handvoll Holsteiner zu verwenden, weniger lächerlich und zerfahren erscheinen mag, als man sonst wohl zu urtheilen geneigt ist. Daß Gudowitsch selbst den Marschbefehl bringt, weist auf den Zusammenhang der Dinge hin. Gudowitsch hört, die Kaiserin ist fort; zurückreitend meldet er das dem Kaiser; Peter bespricht mit ihm, was nun zu thun sei, und da beschließt man, doch für alle Fälle die Holsteiner nachkommen zu lassen. Gudowitsch selbst jagt sofort nach Oranienbaum, alarmirt die Truppe und jagt wieder zurück auf der Peterhofer Straße dem Kaiser nach[1]. Wir wissen, daß er wieder bei ihm war, als Peter, um sich zu überzeugen, in seiner hastigen Weise Alles nach Katharina absuchte

Inzwischen sind die Holsteiner auch ausgerückt und kommen um 4 Uhr schon in Peterhof an[2]. Hier war unterdeß die Beurtheilung der Sachlage doch eine andere geworden. Der Kaiser gab ihnen zwar auch eine Instruction, ja er fragte, ob sie zu Allem bereit seien; aber das geschah jetzt, wie wir annehmen dürfen, wohl, ohne daß man an einen wirklichen Erfolg dabei dachte. Da die Truppen nun einmal da waren, so mochten sie eben irgend wie verwerthet werden, und der Befehl, daß sie nicht zuerst schießen sollten, zeigt, daß Peter sich ernstlich auf sie zu stützen jetzt wohl nicht mehr im Auge hatte[3]; auch Münnich wies ja auf das Unzulängliche hin. Wir erfahren, daß er ihre Aufstellung in einem Walde anordnete[4]. Abends 9 Uhr, als er seine verspätete Excursion nach Kronstadt antrat, ließ er sie wieder nach Oranienbaum zurückmarschiren[5]. Am anderen Tage erfolgte dann ihre

[1] Gudowitsch kann nicht gut mit dem Kaiser nach Peterhof zurückgekehrt und dann erst nach den Holsteinern geritten sein, wie eine einfache Berechnung der dazu nöthigen Zeit ergiebt, unter Berücksichtigung der genauen Angaben unseres Officiers.

[2] Also nicht erst um 8 Uhr, wie Solowjew XXV, 114, doch ohne Angabe der Quelle, sagt.

[3] Daß in dem Ukase vom 29. Juni — Bartenjew, Achtzehntes Jahrh. IV (Mosk. 1869, russ.), S. 214 — steht, Peter sei nach Kronstadt gegangen, „indem er seine vermeintlichen holst. Truppen im Stich ließ", ist doch kaum geeignet, die Annahme von ernsten Absichten mit denselben zu unterstützen.

[4] Biographie Peters (Tüb. 1808) I, 135. — [5] Ebenda S. 140.

Entwaffnung, über welche unser Gewährsmann manche nicht uninteressante Einzelheit zu erzählen weiß. Ueber diese Episode war nur wenig mitgetheilt. Abgesehen von einigen Notizen in den Aufzeichnungen Stählins, hat man darüber eigentlich nur noch Aeußerungen eines französischen Agenten, welche nach den Papieren Monmorins, des französischen Ministers des Aeußeren, in einer Biographie Peters verwerthet wurden. Wir theilen beide Stellen weiter unten an zugehörigem Orte mit. Die letztere Nachricht mochte in ihrer etwas schroffen Form leicht wie starke Uebertreibung aussehen, durch den unmittelbaren Bericht unseres Officiers wird sie dennoch im Wesentlichen bestätigt.

Wir lassen hier den Bericht selbst folgen und begleiten ihn nur mit einigen erläuternden Bemerkungen.

„Anno 1762 den 28. Junii (9. Julii) fuhren Ihro kaiserliche Majestät von allen Reußen Peter der Dritte um 11 Uhr von Oranienbaum nach Peterhof, in der Absicht, den künftigen Tag, als den 29. Junii (10. Julii) auf einen Sonnabend, daselbst Dero Nahmenstag Peter recht fröhlich zu feiern. Diese Abfahrt geschahe gleich nach der Wacht-Parade in vollem Vergnügen und Zufriedenheit; aber leider es währete keine halbe Stunde, so war diese Zufriedenheit auf ewig gestöret und Peter, der vor dieser Zeit Selbsthalter von ganz Rußland und ein Schrecken von Europa, hauptsächlich aber für Dännemark seyn konnte, war nach diesen wenigen Minuten der erste Unglücklicher dieser Welt. Als der Herr abreiste, so begleitete denselben Alles zu seinem Wagen; ich weis aber nicht, was meiner Seele sich für Bilder zeigen mochten, ich war nicht zufrieden und ich muß sagen, daß meine Zufriedenheit während der Trohnbesteigung nicht gar lange dauerte und da in dieser Zeit zu St. Petersburg und Oranienbaum von dem Kaiser vielerlei Lustbarkeiten angestellet wurden, so war mir doch Alles auf eine Art zuwider und es kam mir allezeit so etwas Trauriges vor.

Es begleitete also den Herrn Alles zum Wagen, ich blieb ganz allein oben im Palais ins Fenster liegen und sahe diese Abfahrt mit meiner mir beiwohnenden Traurigkeit zu, und als der Herr weg war, so ging ich nach den Kasernen, wo ich mein Quartier hatte vor der kleinen sogenannten Festung Peterstadt. Es war dieses eine kleine Vestung, welche der Herr zu seinem Vergnügen hatte machen lassen, nahe bei dem Palais zu Oranienbaum. Ich hatte mich etwas ausgekleidet und dachte nach, wo ich etwas zu Essen bekommen könnte und was es seyn solte, weil außer etwas Milch und Brod nichts sonderliches zu bekommen war. In diesem Augenblick kam einer geritten bei der Kaserne vorbei nach der Vestung hinein, als wenn er

Hals und Beine brechen wolte. Als ich zusahe, so war es des Kaisers General-Adjutant Hudowitz[1]; gleich darauf wurde die Trommel gerührt und Lärmen geschlagen; als ich dieses hörete und dabei des Hudowitz gewahr worden war, welcher eben so stark zurückritte, meinete ich der Herr wolte die Leute versuchen, ob und wie bald sie ins Gewehr kommen könnten. Es wurde aber bald bekannt, daß in Petersburg ein Aufstand sei, und weiter war für uns nichts nöthig zu wissen, denn dieses Unglück mußte man seit einiger Zeit schon immer befürchten.

Nunmehro war Alles in Unordnung, es wurde nach Kanonen und scharfe Patronen, ja nach Alles gegriffen, was zur Vertheidigung unser Aller nötig war. Der Kaiser war nur eine Viertel Meile von Oranienbaum gewesen, als man ihm die Zeitung gebracht, es sey ein allgemeiner Aufruhr und man habe ihn abgesetzt, die Kaiserin Seine Gemahlin hätte man wieder zur Souverainen Monarchin gemacht. Der Herr sandte also gleich genannten Hudowitz zurück, um die in Oranienbaum befindlichen holsteinischen Truppen nach Peterhof zu beordern. Diese machten überhaupt an wehrhafter Mannschaft 800 Mann aus!! Diese gegen eine Armee von mehr als 14000 Russen! Als man nun von diesem Unglück vollkommen sichere Nachricht hatte, so kann man denken, wie uns zu Muthe gewesen seyn müsse und welch ein Schrecken uns überkommen; es wurde uns dabei verkündiget, daß ein grausames Morden unter den Teutschen vor sey[2] und hieraus konnten wir für uns ein schlechtes Glück für unser Leben weissagen. Doch in der Unordnung achtete man nicht so viel darauf, weil ein Jeder dergleichen Fatalitäten bei solchen Vorfällen für natürlich und unvermeidlich ansahe; mithin machte sich alles fertig sein Leben zur Wahlstätte hinzubringen, denn was konnte man wohl anders denken, 800 Mann ohne fast allen nötigen Kriegsvorraht gegen 14 bis 15 Tausend Mann, welche alle mit einem bösen Gewissen zum Streit ausgingen, weil sie Verräther an ihrem Kaiser geworden waren. Wir marschirten so eilig als willig zum Kampf aus und nach Peterhoff, welches eine gute Meile von Oranienbaum liegt, und kamen um 4 Uhr da an.

Dem Kaiser wurde die Ankunft dieser unnützen Hülf-Armee gemeldet, welches ihm lieb zu vernehmen war, wobei Er mich frug, ob die Leute willig und zu allem bereit wären. Die Antwort war Ja! Der General Löwen[3], ein Liefländer von Adel, der so zu reden wie Champion von einem

---

[1] Graf Andrej Wassiljewitsch Gudowitsch.

[2] Solcher Gerüchte erwähnt auch Bolotow, Memoiren (ed. Pbg. 1871) II, S. 276, 278; ebenso Pauzié in seinen Aufzeichnungen, Russk. Starina I, S. 217.

[3] Friedrich Baron Löwen, Besitzer von Schloß Lohde in Estland. Vgl. Hupel, Nord. Misc. St. 18 und 19, S. 197. 276. Vgl. St. 18, S. 180. Nr. 36.

Landjunker zu dieser Charge gestiegen war, führete das wichtige Commando bei unserem unglückseligen Haufen. Wenn er nun in 4, höchstens 5 Jahren so hoch gestiegen war, so war er zu diesem Geschäfte im geringsten nicht fähig, und wenn ich die Wahrheit sagen soll, so diente bei unsrem Haufen bewandten Umständen nach just ein solcher Held, denn es war doch nichts, wie ein jeder leicht einsehen kann, für uns auszurichten. Als wir nun eine kurze Weile uns ausgeruhet hatten, so ritt ich zum Kaiser, um zu vernehmen, wie diese Armee von 800 Mann ausgestellet werden solte, oder wie selbige agiren solte. Ich ging als ein alter Favorit und allezeit treuer Diener, auch als Flügeladjutant gerade auf den Kaiser zu, obgleich noch andere von denen Russen mich aufhalten wolten, um wie sie sagten mich zu melden.

Als ich nun bei Ihm kam und sagte warum ich gekommen, so gab der Kaiser mir eine mündliche Disposition, womit ich sodann forteilete[1]. Der Kaiser war im Garten zu Peterhof und zwar unten an der Newa[2]. Er saß auf einem Stuhl neben der Gräfin Woronzowen[3], welche weinte und mußte sie nun wohl merken, daß nunmehro auch für sie ein vollkommenes Unglück bereitet worden. Der Herr sahe ziemlich ruhig aus, jedoch schien er etwas matt zu seyn und roch auf sein Tuch, welches mit Lavendel-Wasser angenetzet war. Hier habe ich Ihn zum letztenmale in meinem Leben gesehen! Die Cavaliers und Dames, die bei Ihm waren, hielten sich alle etwas entfernt von Ihm, welche wohl insgesamt den Ausgang ihrer Mitverräterei erwarteten, denn ich glaube, daß da bei Ihm sehr wenige gewesen, welche nicht Theil hatten an dieser Freveltat. Hauptsächlich befahl der Kaiser, daß unsre wenige Mannschaft nicht zuerst schießen solte. An General Löwen sagte ich sodann, was er thun solte; er war aber ganz confus und ich konnte nebst den Uebrigen deutlich genug einsehen, daß es weit schwerer sei, die Dienste eines Generals zu thun, als den Namen zu führen. Gleich darauf hieß es, die Russen hätten 50 Mann Cavallerie nahe bei uns, mithin würde das Eyereſſen bald angehen; ein Jeder nahm daher mit lachendem Munde Abschied von seinen Cameraden. Ich war neugierig zu wissen, ob die Russen schon nahe wären, und bot mich an bei unsrem General und großen Held von Löwen, ich wolte herum reiten und zusehen, ob etwas vom Feinde so nahe wäre; er gab es gerne zu.

Ich nahm einen Lieutenant und etliche Husaren mit und ritt aus auf Partei. Von diesen Husaren sandte ich Etliche voraus und auf den Seiten, behielte auch Etliche bei mir zu meiner Sicherheit. Ich ritte Anfangs etwas langsahm einige Werste oder kleine vierteil (Meile) Weges, wurde aber nichts

[1] Vgl. oben S. 276.

[2] So auch Biographie Peters (Tüb. 1808) I, 135.

[3] Elisabeth Woronzow.

gewahr. Die ausgesandten Husaren mußten mir immer rapportiren und sodann sandte ich wieder frische Partei aus. Als ich nun eine ganze Strecke geritten und nichts gesehen hatte, ritte ich etwas stärker zu, bis ich auf die 14 Werste oder 2 gute Meilen avanciret war. Ich hatte ein sehr gutes Pferd und schön Wetter, deswegen wagte ich mich so weit, welches sonsten nicht rathsam gewesen wäre. Als ich beinahe die letzte Viertelmeile zu Ende geritten hatte, sandte der liebe Gott mir einen kleinen Knaben entgegen, der ein Russe war und sich ganz durch Umwege so weit geholfen hatte, um vermuthlich seinen Angehörigen zu Peterhof oder Oranienbaum Nachricht zu geben, wie es in Petersburg zuginge. Diesen Jungen examinirte ich so gut als möglich, wodurch ich erfuhr, daß ohngefähr 2000 Schritte die feindlichen Vorposten stünden mit scharfgeladen Gewehr und auch gespanntem Hahn[1]. Man kann denken, daß ich froh war diesen Boten hier vorzufinden, weil die Ueberlegenheit an Mannschaft mir leichte den Garaus hätte zuwege bringen können. Ich kehrete also gleich um und ließ den Jungen mit aufs Pferd bei einem Husaren setzen und frug ihn ferner, wo er herkäme, da er mir dann im Fortreiten antwortete, man habe von des Morgens früh an in St. Petersburg ein großes Lärmen auf den Straßen gemacht mit Marschiren und Reiten, nachhero hätte man beständig hurra geschrieen, weil die Kaiserin den Trohn bestiegen, und dabei gerufen: wir, nemlich das rebellische Volk, haben keinen Kaiser mehr, sondern eine Kaiserin! Weil nun doch alles so seyn mußte, so war mir für mein Leben nicht mehr so bange, welches ich hätte seyn müssen, wenn ein Russe wäre auf den Trohn erhoben worden. Nunmehro ließ ich mein Pferd laufen, was es konnte nach Peterhof zu und als ich des Nachts ungefehr um 12 Uhr ankam, so war alle unsre Mannschaft fort und ich wußte nicht wohin und es war sogleich kein Mensch da von dem ich es erfahren konnte. Ich ritte hinunter in den Garten, aber der Kaiser war auch fort; endlich begegnete mir ein geringer Hofbedienter, der sagte mir, daß der Kaiser mit allen nach Kronstadt hin wäre[2], auf die zwei Jagdten, die vor Peterhof lagen, und unsre Soldaten nach Oranienbaum zurückgekehret. Der Kaiser hatte von Frauensleuten bei sich in den Jagden ... die Gräfin Woronzowen — 1, die Madame Brüs[3] eine Officiersfrau — 2, die Oberjägermeistern[4] Narischkin — 3, die Knesin Gagarin mit

[1] Schon um Mittag war Militär unter Menschikow aus Petersburg auf dem Wege nach Peterhof ausgerückt. Mercys Depesche an Kaunitz 1. (12.) Juli. Mag. d. hist. Ges. XVIII, 419. Katharina II. selbst ritt erst um 10 Uhr Abends aus. Auf dem Wege nach Peterhof stand aber auch das gleichfalls für Katharina gewonnene Regiment des Prinzen von Holstein-Beck. Hermann, Gesch. Rußl. V, 290.

[2] Peter III. fuhr etwa um 10 Uhr Abends von Peterhof aus nach Kronstadt.

[3] Gräfin Bruce.

[4] Maria Naryschkin, Gemahlin Simeon Naryschkins.

zwei Töchter — 6, die Gräfin und Landräthin Steinbocken[1] und ihr Mann — 7, sie ist eine Brockdorffen aus Holstein, die Stallmeistern[2] Löf Narischkin — 8, ihr Mann war bei dem Kaiser sehr in Gnaden und spielete eigentlich einen Narren, er war auch mit. Diesen sein Bruder, der Oberhofmarschall[3], der holsteinsche Oberjägermeister Bredahl[4] und seine Frau — 9; diese kann ich mir nur erinnern, es waren aber noch mehr Frauensleute mit[5]. Der preußische Minister Baron Goltze[6] war auch auf dieser Wallfahrt.

Hier säumete ich nun auch nicht lange mehr, sondern ging mit nach Oranienbaum. Die Leute fand ich Alle beim Gewehr und sie blieben auch die Nacht (bis) gegen Morgen stehen; ich ging, als Volontair, der ich kein eigentliches Commando hatte, weil mein Regiment 20 Meil davon in Narva war, zu Bett mit völliger Kleidung. Um 4 Uhr[7] kam Lärm, der Kaiser wäre von der Reise nach Kronstadt wiedergekommen, indem sie Ihm nicht einlassen wollen; wäre Er aber gleich dahin gegangen, als der Lärm anfing und der Feldmarschall Münich[8] ihn gut gerathen, so könnte vielleicht Alles gut abgegangen seyn. Um 10 Uhr kam ein General Ismailoff[9], der vorhin ein guter Freund zu seyn schien, den auch der Kaiser kurz vorher vom Oberstlieutenant zum General erhoben und ihm den Annenorden gegeben hatte, mit dem Begehren von der Kaiserin, daß der Kaiser auf das Reich renonciren solte und Seine Leute zur Ruhe weisen, und wenn dieses geschehe, so solte Niemanden einiges Leid geschehen. Mit dieser Versicherung war ein Jeder zufrieden, weil man gegen 12 und mehr Tausend Mann, die die Kaiserin bei sich auf Peterhof hatte, nichts ausrichten konnte, und diese Armee war dazu mit 60 oder 70 Kanonen versehen. Um halb 11 Uhr mußte der Kaiser mit diesem Ismailoff nach Peterhof[10] und nahm seine Gräfin Woronzowen und Hudowitz[11] — welcher letztere sehr viele Schläge bei der Ankunft zu Peterhof bekommen hat — mit. Nun hatte der Kaiser

[1] Gräfin Stenbock.

[2] Die Gemahlin des Lew Naryschkin.

[3] Alexander Naryschkin.

[4] Peter von Bredal.

[5] Bilbassow, Gesch. Katharinas II. Bd. 1, 437, giebt 17 Damen an, Hermann; Gesch. Rußl. V, 294, nur 15.

[6] B. W. Freiherr v. d. Goltz.

[7] D. h. Morgens, den 29. Juni.

[8] Münnich.

[9] Michael L. Ismailow, der die wenigen in Oranienbaum befindlichen russischen Truppen befehligte. Er war bekanntlich der Kaiserin nach Peterhof entgegengeschickt und kehrte nun mit deren Instructionen zu Peter III. zurück.

[10] Er kam dort etwa um 1 Uhr an.

[11] Bekanntlich nahm Gudowitsch nach kurzem Arrest seinen Abschied und zog sich auf sein Gut im Tschernigowschen zurück.

bei uns Holsteinern seine völlige Endschaft erreicht. Ehe der Kaiser wegging, befahl Er noch Allen ein Monats-Sold zu geben, welches auch geschahe.

Des Nachmittags 2 Uhr ging mit uns armen Kriegsmännern die traurigste Commedie an, inmaßen ein russischer General Suworow (nachher Graf und Feldmarschall[1]) mit etlichen von der Garde zu Pferde und ein Regiment Husaren bei uns ankam und verlangte, daß alles Gewehr abgegeben werden solte[2], da denn der Anfang bei den Officiers gemacht wurde, wonächst sämmtliche holsteinische Truppen in die kleine Vestung Peterstadt getrieben wurden und kein Mensch wieder ausgelassen. Dieser Suworow war ein Elender, den nichts als eine niederträchtige Wuth der alten Russen zu Masregeln diente, mithin mußte er denen gefangenen Teutschen alles Herzleid anthun; während der Zeit, daß die Leute nach der Vestung gesammelt wurden, so war sein Zeitvertreib denen Officiers die Hüthe vom Kopf mit seinem Degen herunterzuschlagen, und wobey er sich beständig beklagte über wenigen Respekt. Hierauf fing er an das vorrätige Geld, Sachen und Kostbarkeiten zu suchen. Die armen Leute und Officiers mußten unterdessen in der kleinen Vestung fast auf einander liegen und unter Furcht und Hofnung warten, was ferner von diesem Esel angenommen (l.: vorgenommen) werden solte. Wir mußten die Nacht hindurch uns kümmerlich behelfen und schliefen ein Theil draußen auf dem Wall, andere in den paar Häusern, welche in der Vestung waren. Elend genug! Ich für meine Person kam noch auf etwas Bettzeug zu liegen. Nun fing ich an Betrachtungen über meinen Zustand zu machen und ich sahe in einem Augenblick ein, daß ich mit Frau und Kindern ein höchst unglücklicher Mensch war, denn es war mir unmöglich zu begreifen, wo ich mit Frau und Kindern mein Brod einigermaßen finden solte, zudem ich noch glauben mußte, daß das holsteinische Land nunmehr dem Könige von Dännemark Niemand streitig machen würde. Mit diesen elenden Betrachtungen schlief ich ein und beim Erwachen waren selbige noch weit stärker da; doch dachte ich, Gott wird ja wohl ferner für mich und die meinen sorgen.

Des Nachmittags kam der Suworow wieder zum Vorschein und fing an die Leute zu sortiren; die Unterthanen von Rußland mußten da bleiben[3] und die Ausländer mußten fort nach Kronstadt[4]; bei dem Auslesen so gab

[1] Zusatz späterer Abschrift.

[2] Auch die in Petersburg vorgefundenen holsteinschen Officiere waren zeitweilig arretirt worden.

[3] Unter den Holsteinern befanden sich z. B. auch Livländer, Ukrainer u. a., denen freigestellt wurde, in russische Dienste zu treten oder den Abschied zu nehmen. Vgl. Mercys Depesche 13. (24.) Juli. l. c. S. 476.

[4] Im Rescript an Admiral Talysin, 29. Juni, hieß es: „Die zu Schiff angelangten holsteinischen Officiere und Soldaten halten Sie bis auf weitere Befehle unter Aufsicht

er einem Jeden einen ziemlichen Schlag und Schub im Nacken, besonders denen Preußen. Als dieses zu Ende war, mußten die Ersteren nach der russischen Kirche und die Huldigung leisten, woselbst ein Jeder seinen Namen unter den Eid schreiben muste, alsdenn bekamen die Officiers auf ihre Parole die Freiheit nach ihrem Quartier zu gehen. Auf Fürbitte meines Bruders in St. Petersburg, dessen Eingangs genug gedacht ist, erhielt ich auf allerhöchsten Befehl der Kaiserin von Suworow meinen Degen und gänzliche Freiheit[1]; indessen hielte er mich noch bis zum andern Abend (d. h. des 1. Juli) auf unter allerlei Vorwand, glaubend, ich würde ihn noch viel gute Worte geben. Diese Verzögerung verdroß mich ungemein, denn ich hatte keine Zeit übrig bei diesen kritischen Umständen auf eine solche Art zu verschleudern, indem ich auf die Versorgung der Meinigen bedacht sein muste und also meine Gegenwart in St. Petersburg sehr nothwendig war. So wurde ich nun auch wieder lebendig und nahm mir vor diesem elenden Kerl die Wahrheit zu sagen und zu sehen, ob ich sein Blut auch ein wenig in Wallung bringen könnte. Mein Schwager S. war zugegen; wie ich nun ein wenig laut an zu reden fing und zwar ohne sonderliche Complimente, — gerieht (er) zuerst in Verwunderung und zuletzt wurde er böse; als ich dieses merkte, so zog ich noch mehr aus und gab ihm Alles, was die Kürze der Zeit erlauben wollte. Weil ich nun bei meiner Dreistigkeit gegen diesen Narren auf der Kaiserin Gnade pochte, so wurde er endlich stille und er mußte mich denselben Abend fortlassen und dadurch kam mein Schwager auch mit fort, sonst hätte er ihn noch länger festgehalten. Wie grob er war, kann man daraus abnehmen, daß er einen General en chef, einen General-Lieutenant und einen General-Major andeutete, sie solten dicht hinter seinem Pferde gehen und die übrigen vornehmen Officiers könnten sodann mit denen übrigen folgen; auch bot er einem Brigadier an, wie derselbe einige Schritte auf und nieder ging, etliche Musikanten holen zu lassen, wenn derselbe Lust zu tanzen hätte. Einige Officiers bekamen viele Schläge und Rippenstöße in Menge. In der Zeit als nun alle in der Vestung unter Wache waren, so plünderten die Husaren, Küraſſiere, Spitzbuben

---

und mit Vorsicht in Kronstadt fest, und wenn etwa Russen sich unter ihnen finden sollten, so schicken Sie diese ins Kriegscollegium zur Einreihung (in die russischen Regimenter). Mag. d. hist. Ges. VII, S. 106. — Suworow erhielt 6. Juli 2000 Rbl. zum Unterhalt der Holsteiner und 10. Juli noch 1000 Rbl., um sie zu Schiff nach Kiel zu befördern. Ebenda S. 121, 122.

[1] So erhielt von den holsteinschen Officieren z. B. auch Oberstlieutenant Kiel die Vergünstigung, frei in sein Haus in Oranienbaum entlassen zu werden, da er „durchaus nicht verdächtig sei". Mag. d. hist. Ges. VII. S. 107.

und Bedienten die Quartiere, so daß Mancher nichts nachbehielt, als was er am Leibe hatte[1].

In St. Petersburg kam ich des Nachts um 4 Uhr an und bezog mein verlassenes Quartier bei meinem Bruder." . . . .

Dr. Fr. Bienemann in Birkenruhe.

[1] Stählin in seinen Aufzeichnungen (Tschtenija d. Kais. Ges. für Gesch. d. d. Mosk. Univ. Jg. 1866. Miscellen S. 108) erzählt, ein Husarenlieutenant habe den Landrath Grafen Stenbock um ein Trinkgeld gebeten und ihm dabei den ganzen Beutel weggenommen. Und über die Entwaffnung in Oranienbaum: „Der abscheuliche Mensch, der Senateur Suworow, ruft den Soldaten zu: Haut ein auf die Preußen! und will haben, daß sie alle entwaffneten Soldaten niederschlagen. Die Husarenofficiere aber beruhigen sie und sagen: Fürchtet euch nicht, wir werden euch nichts übles thun; man hat uns betrogen und gesagt, daß der Kaiser gestorben ist." — In der Histoire de Pierre III. (Paris, an VII d. l. rep. = 1798) I, 278 heißt es über die Holsteiner: «Les troupes d'Oranienbaum éprouvèrent des traitements différens; elles furent pillées, maltraitées et chassées de l'Empire. Souvorof, qui fut chargé de la commission de s'assurer de ce corps de troupes ne démentit pas son caractère naturel et se distingua par sa brutalité. Il traita comme les dernieres des hommes des officiers, qui étoient des meillieurs familles de Livonie et de Courlande» ꝛc. Viele seien von allem entblößt nach Hause gekommen. Die nach Kronstadt gebrachten Truppen hätten nicht genug zum Leben bekommen. Vgl. dazu oben S. 283 Anm. 1.

Erinnerungen des Bibliothekars Emil Anders.

(1810—1840).

(Schluß.)

Professor der Geschichte war Gustav Ewers, ein Hannoveraner von Geburt, der aber eine Livländerin, Baronesse Maydell, geheirathet hatte. Der Curator und nachherige Minister Lieven war ihm sehr gewogen. Ewers war ein als Professor und Rector sehr verdienter Mann, der sich durch ein leutseliges Wesen auszeichnete. Er soll, wenn ihm von Studenten Nachts die Fenster eingeschlagen wurden, was in jener Zeit öfters vorkam, gleich neue Scheiben haben vorsetzen lassen, die er in Vorrath hatte. Sein Handbuch der russischen Geschichte bis auf Peter den Großen, in knappem kernhaften Style, mit Berücksichtigung des Cultur- und Verfassungslebens, wurde hoch geschätzt. Sein Vortrag war immer fesselnd, auch wenn er gelegentlich einmal aus Rottecks Weltgeschichte Seiten lang vorlas. Auch ich folgte seinen Vorträgen stets mit gespanntester Aufmerksamkeit. Ewers las Allgemeine Geschichte, Russische Geschichte, Geographie und Statistik und Politik durchaus zur Zufriedenheit der Zuhörer, wie auch des damaligen Curators Lieven, der ihn durch Orden und Rang besonders auszeichnete.

Mich persönlich fesselten in nicht geringerem Grade die Vorträge des Professors Morgenstern über Alterthumswissenschaft, Antiquitäten, Archäologie und Aesthetik, über Plato und Horaz. Drei Jahre lang habe ich eifrigst bei ihm gehört und ward ihm als fleißiger Schüler, wie auch durch die Semestralprüfungen näher bekannt. An seine Weitläufigkeit gewöhnte ich mich bald. Seine Gelehrsamkeit war groß, und dabei verstand er in seinem Vortrage so viel Neues und mit so viel Geschmack vorzubringen und durch Vorzeigen großer archäologischer Kupferwerke anschaulich zu machen, daß ich durch ihn für das klassische Alterthum begeistert ward.

Er las in einem kleinen Auditorium neben der Zeichenanstalt im alten Universitätsgebäude. Hinter seinem Katheder führte eine verschlossene Thür in die Zeichenanstalt. Einmal in der Aesthetikvorlesung, als er gerade mit erhöhter Stimme sprach, drang durch das Schlüsselloch hinter ihm Rauch hindurch, der ihn wie den olympischen Zeus in Wolken einhüllte. In seinem Eifer merkte er nichts davon, wir Zuhörer aber um so mehr. Der einarmige Oberst Reutern, Shukowskys späterer Schwiegervater, der gerade in der Zeichenanstalt arbeitete, hatte sich diesen Spaß erlaubt.

Morgenstern schrieb Deutsch und Lateinisch klassisch schön, und seine Reden, in der Aula vor einem zahlreichen Publicum über Klopstock, Winkelmann u. s. w. ausdrucksvoll vorgetragen, fanden immer große Bewunderung.

Beim Professor Francke hörte ich Aristophanes' Frösche und Taciti Germania erklären. Ich erinnere mich noch, daß er das Gequak der Frösche sehr komisch vortrug. Francke war sehr gelehrt. Mit Morgenstern gerieth er in einen wissenschaftlichen Streit über Inschriften, die ein Reisender, der livländische Edelmann Herr von Richter, aus dem Orient mitgebracht hatte. In diesem Streit hatte Morgenstern den jüngeren Collegen etwas vornehm abgefertigt, wofür sich dieser aber bei seiner abweichenden Interpretation gründlich zu rächen wußte. Leider starb dieser verdienstvolle Gelehrte als ein noch junger Mann.

Nächst den genannten Professoren besuchte ich drei Jahre lang fleißig die Vorlesungen des Professors der russischen Literatur, Perewoschtschikow, der in des famosen Magnitzky Zeit klösterlich im Seminar erzogen, die Universität nur als Schule betrachtete, ohne das geringste Verständniß für akademische Freiheit. Beim Vortrage der russischen Literaturgeschichte sprach er allein, die übrigen Lectionen behandelte er als Privatstunden, in denen er übersetzen ließ und die eingelieferten Aufsätze, nachdem er sie corrigirt, beurtheilte. Ich war sein fleißigster Schüler, und er zeichnete mich dafür aus; doch mußte ich es mir gefallen lassen, daß er in der ersten Stunde des Semesters regelmäßig den Scherz anbrachte: „Теперь великій знатокъ русскаго языка г. Андерсъ намъ отвѣчать будетъ“ ꝛc. (d. h. Jetzt wird der große Kenner der russischen Sprache, Herr Anders, uns erwidern ꝛc.). Ich schwärmte, wie schon früher erzählt, angeregt durch meine russischen Freunde, für die neuere romantische Poesie der Russen und war dreist genug, die ältere russische Poesie eines Cheraskow und Anderer in meinen Aufsätzen herunterzureißen. Perewoschtschikow warnte mich sehr vor dieser freien Richtung, ja selbst mit Thränen in den Augen, und bat meinen Vater, seinen Einfluß über mich in derselben Richtung geltend zu machen, was mir äußerst rührend war. Er empfing mich auch gern in seinem Hause, wo ich ihn als zärtlichen Familienvater kennen lernte.

Die sog. Professorstudenten, junge Leute, die auf russischen Universitäten schon einen akademischen Grad erworben und sich in Dorpat oder auch im Auslande noch weiter ausbilden sollten, um später auf einer russischen Universität eine Professur zu bekleiden, waren hier Perewoschtschikows besonderer Aufsicht unterstellt. Er besuchte sie auf ihren Zimmern, und da mehrere von ihnen ziemlich unordentlich und cynisch lebten, meldete er Solches aus Gewissenhaftigkeit dem Curator Lieven, dabei äußernd, daß sich der Geist unter den Studenten unter dem Rectorat von Ewers verschlimmert habe. Namentlich hatte er sich ungünstig ausgesprochen über den nachher so berühmt gewordenen Professorstudenten Pirogoff. Dieser aber hatte eben der Universität eine ausgezeichnete chirurgische Preisarbeit eingeliefert, die am 12. December mit der goldenen Medaille gekrönt wurde. Ewers, über jene Anklage von Lieven befragt, sandte diesem das Urtheil der medicinischen Facultät (über Pirogoffs Arbeit) und veranlaßte zugleich das Conseil die Frage zu beantworten, ob der Geist unter den Studenten sich unter seinem Rectorat verbessert oder verschlimmert habe. Die Professoren sprachen sich einstimmig für das Erstere aus. Pirogoff erhielt darauf von der Kaiserin eine kostbare goldene Uhr nebst goldener Kette, Ewers den Annenstern, Perewoschtschikow aber einen Verweis. Nach einigen Verdrießlichkeiten mit den Studenten wurde Perewoschtschikow pensionirt und verließ Dorpat.

Da ich als Jurist immatriculirt war, gestattete man mir auch nur ein juristisches Gradualexamen zu machen. Darauf war ich am Schluß meines dreijährigen Universitätscursus eigentlich gar nicht vorbereitet und hätte mich lieber zu einem Examen als Philologe gerüstet. Nun aber war ich gezwungen, juristische Disciplinen zu bearbeiten, über die ich nie Vorlesungen gehört. Es war noch gut, daß ich wenigstens Pandecten bei Dabelow fleißig besucht hatte, wenn ich auch nicht von ihm, sondern von Closius examinirt wurde. Es gelang mir das Examen zu absolviren; meine ausführliche Candidatenschrift habe ich erst nach Jahren eingeliefert und sie wurde von der Juristenfacultät für des Druckes würdig erklärt.

Ich war am 1. Mai d. J. 1826 als stellvertretender Bibliothekargehilfe angestellt worden und bezog auch das Gehalt dieses Amtes. Bibliothekdirector war Morgenstern, Bibliothekscretär mein Vater, damals schon ein älterer Mann; Kanzlist der noch ältere Rath Leibnitz, dessen Finger schon so steif waren, daß ich genöthigt war, auch alle Schreibereien allein zu besorgen. Ich wurde mit Uebergehung des alten Leibnitz angestellt und zahlte ihm daher, ebenso wie auch mein Vater, monatlich 8 Rbl. Banco auf meines Vaters Wunsch, mit Rücksicht auf seine zahlreiche Familie. Ich machte mich gleich mit den Geschäften bekannt, hatte es aber schwer, nothwendig gewordene Aenderungen in dem Gange derselben durchzusetzen, da von dem

bisherigen Usus nicht abgegangen werden sollte. Von dem Bibliothekdirector hing jede Bücheranschaffung ab. Die Facultäten wie auch die einzelnen Professoren wandten sich aber mit ihrem Begehren lieber an mich, da ich dann mit dem Bibliothekdirector mündlich oder schriftlich verhandelte. Mündliche Verhandlung mit ihm scheute jeder Professor wegen Morgensterns Weitläufigkeit. Ich kam recht gut mit ihm zurecht, war sein Schüler gewesen und genoß sein volles Vertrauen und besonderes Wohlwollen, das er mir unverändert bewahrte. Neue Einrichtungen mit ihm vorher zu besprechen, führte zu nichts, wenn er sie aber unerwartet vorfand und billigte, sagte ich ihm, ich hätte sie in seinem Geiste ausgeführt, was er dann gern hörte.

Leider hatten wir nur zwei Bibliothekdiener, von denen Morgenstern den jüngeren und brauchbareren den größten Theil des Tages bei sich behielt, auch mit ihm ausfuhr; den älteren, der nur heizen, stäuben und reinigen konnte, ließ er mir zurück. Dieser war nicht einmal im Stande, mir große Folianten zuzutragen. Ich war genöthigt, die Bücher selbst aus ihren Fächern zu holen, darüber quittiren zu lassen und die zurückgelieferten wieder einzureihen. Professoren holten sich die Bücher selbst heraus, die Beamten aber hatten sie zurückzustellen. Jeder Professor hatte ein besonderes Ausleihebüchlein, in welchem er die entlehnten Bücher notirte. Da die Professoren aber häufig ihre Bücher unter einander austauschten, requirirte man oft vergeblich nach den Ausleihebüchlein, bis ich durchzusetzen wußte, daß ein jeder Professor wie jeder andere Bibliothekbesucher für jedes entlehnte Buch eine besondere Quittung ausstellen mußte.

Mit den Studenten, denen ich Bücher auszutheilen hatte, kam ich ganz gut zurecht, obwohl sie in der ersten Zeit sehr legère Manieren hatten und z. B. ihre Mützen, Reitgerten, ja selbst die geschriebenen Bibliothekkataloge auf dem Ausleihetisch herumwarfen, was ich durch ruhige Vorstellung abzuändern wußte.

Mancher komischen Scene erinnere ich mich dabei. So wünschte z. B. ein Pole Sokrates' Werke zu haben.

Ich: „Sie wollen Platos Werke im Original oder in der Uebersetzung, der die sokratische Philosophie behandelte."

Pole: „Nein, Sokrates' eigene Werke."

Ich: „Vielleicht habe ich nicht recht gehört; Sie wollen den attischen Redner Isokrates?"

Pole: „Den will ich nicht."

Ich: „Da kann ich Ihnen nicht dienen; Sokrates hat nichts selbst geschrieben."

Ein Studiosus der Theologie fragte nach Büchern der schönen Literatur,

die aber ausgeliehen waren. Ich bot ihm Jean Pauls Flegeljahre an, die ich mit großem Behagen gelesen, er wies dieselben jedoch sichtlich verletzt zurück. Er hatte mein Angebot für eine Schnödigkeit gehalten, wie er mir nach Jahren, wo er ein geachteter Prediger und mir sehr befreundet war, lachend erzählte. — Wenn ein Student nach einer Notiz in seinem Taschenbuch von Friedrich von Schillers Werken etwas verlangte, so wußte ich gleich, daß ich einen Studiosus der Militärwissenschaften oder einen Pharmaceuten vor mir hatte. Diese waren mit der schönen Literatur meist ganz unbekannt; übrigens waren die deutschen Klassiker damals in den Familien noch wenig verbreitet.

Unser Kanzlist Leibnitz, ein alter Mann von stattlichem, ehrwürdigen Aeußeren, stand mit den Studenten vielfach auf dem Neckfuß. Den stud. Schulz fragte er, als derselbe lange Zeit nicht auf die Bibliothek gekommen, wo er denn gewesen sei.

Schulz: „Ich war in Kurland.“ Leibnitz: „Was haben Sie denn da gemacht?“ Sch.: „Ich suchte bei meinen Verwandten Geld.“ L.: „Bekamen Sie denn welches?“ Sch.: „Nein.“ L.: „Ach, wären Sie doch zu mir gekommen! Ich hätte Ihnen allerdings auch kein Geld geben können, aber Sie hätten doch nicht nöthig gehabt, nach Kurland zu reisen.“

Ein anderer Student erbat sich den Band aus Krünitz' ökonomisch-technologischer Encyklopädie zur Ansicht, wo der Artikel „Haarsalbe“ stehe.

Leibnitz (der einen ganz kahlen Scheitel hatte): „Bekommt man durch diese Haarsalbe sein Haar wieder?“ Student (spöttisch): „Nun, Sie wollen doch nicht mehr davon Gebrauch machen?“ L.: „Nein, aber ich habe einen alten Muff, dem ist das Haar ausgegangen.“

Den Professor Morgenstern, unseren Bibliothekdirector, chicanirte Leibnitz auf mancherlei Weise. So trank er ihm bei einer Neujahrsgratulation eine ganze Flasche schönen Wein aus, während Morgenstern sich mit anderen Gratulanten unterhielt. Als der Curator Lieven bei seinem Besuche Dorpats auf der Bibliothek äußerte, man werde dort wohl bald an Raum zu kurz kommen, sagte Leibnitz: „Ich habe schon Herrn Director Morgenstern gerathen, die Puppen (damit meinte er die schönen Gypsabgüsse der antiken Musen aus dem Vatican, die sinnreiche Zierde des mittleren Bibliothekſaales) hinausbringen, grün anstreichen und auf dem Dom aufstellen zu lassen.“ Morgenstern (ganz empört): „Herr Leibnitz, es hat Sie Niemand um Ihre Meinung befragt!“ Wir konnten uns schwer des Lachens enthalten, und darauf hatte es Leibnitz abgesehen.

Als ein Schnellläufer an einem Sommernachmittag auf dem Wege nach Rathshof seine Kunst producirte und nach der Uhr lief, sah ich nicht

weit von mir Freund Leibnitz unter anderen Bürgern mit geschwungenem Rohrstock dastehen, den er jedoch sogleich sinken ließ, als der Schnellläufer vorübergelaufen war. Auf meine Frage, was das bedeute, sagte er mir vor den Umstehenden, er habe bemerkt, daß der Schnellläufer mit einer Peitsche Knaben, die ihm zu nahe gestanden, aus dem Wege gepeitscht; da nun sein eigener (Leibnitzens) Sohn auch nahe gestanden, so habe er, falls diesem dasselbe passirte, den Schnellläufer auf seiner glänzenden Laufbahn mit einigen Stockprügeln aufhalten wollen, was er auch gewiß ausgeführt hätte.

Ich stand mit dem alten Leibnitz im besten Verhältniß, schaffte aber den Mißbrauch ab, daß die Doctoranden, die ihre Abhandlungen aus einer Anzahl der auf der Bibliothek vorhandenen Inauguraldissertationen verschiedener Universitäten zusammenschrieben, drei Rubel dafür zahlten, daß Leibnitz sie ihnen zusammenkramte. Ich war ihnen gern selbst dabei behilflich, ersetzte aber dem Leibnitz diese Einbuße, die damals bei der geringen Zahl der Mediciner nicht so oft in Betracht kam. Leibnitz weigerte sich anfangs das Geld zu nehmen, that es aber schließlich doch, da er viele Kinder und nur ein mäßiges Gehalt hatte.

Er wußte viel von Weimar zu erzählen, wo seine Familie, entfernte Verwandte vom großen Philosophen Leibnitz, zu den Honoratioren-Familien gehörte. Als Knabe hatte er von Goethe ein paar tüchtige Hiebe erhalten, als er im großherzoglichen Parke sich von einem edlen Baume eine Reitgerte geschnitten. An seinem Confirmationstage sollten die Confirmanden, die Söhne der Honoratioren und die der Handwerker, die sich draußen oft auch während der Lehrzeit geholzt hatten, hinter dem großen Altarbilde noch einmal zusammentreffen, und benutzten dies, um sich unbemerkt von der Gemeinde die letzten Püffe zu ertheilen und dann von verschiedenen Seiten an den Altar zum Abendmahl zu treten. Dergleichen wäre doch in Dorpat undenkbar gewesen.

Wenn der berühmte Herder als Generalsuperintendent katechisirte und von den Katechumenen dumme Antworten bekam oder dieselben auch gar nicht zu antworten wußten, soll er oft mit dem Katechismus zugeschlagen haben. Ueberhaupt sei er in dem Publicum wenig beliebt gewesen; seine Gattin aber um so mehr. Diese hat nach seinem Tode auch seine Biographie in zwei Bänden geschrieben, die ich mit größtem Interesse vor Jahren gelesen habe. Herder bildete mit Wieland zusammen gegenüber der Goethe-Schillerschen Partei eine Gegenpartei, die weniger schroff als jene war und auch mittelmäßige Talente beschützte und ermunterte. — Auch von Christiane Vulpius, der Geliebten und nachherigen Frau Goethes, die nicht bei Hofe erscheinen durfte, wußte Leibnitz zu erzählen; sie habe sich später auch mit Studenten herumgetrieben u. dgl. m.

Endlich nahm Leibnitz selbst seinen Abschied, da ihm der Gang zur Bibliothek den Dom hinauf schon zu beschwerlich geworden, namentlich bei schlimmer Witterung, wo er dann oben oft unmuthig ausrief: „Lieber gar kein Wetter, als so ein Wetter!" Ich konnte noch zu seiner Beerdigung einen Beitrag liefern, wies aber die Zumuthung seiner Tochter, der Wittwe eines jüdischen Schankwirths in Moskau, kurz ab, als sie, während der Vater noch im Dienste war, bei mir eindrang und mich brutal mit den Worten anredete: „Sie haben nun lange genug meinen Vater unterstützt, jetzt bitte ich mir auch Geld von Ihnen aus!"

Auf Leibnitzens Grabe fand ich später einen Denkstein mit der Inschrift, die er sich wahrscheinlich selbst bei Lebzeiten gesetzt:

Als Knabe kannt' ich kaum des Lebens Lust,
Als Mann und Vater füllte Sorg' die Brust,
Als Greis beinahe hoffnungslos,
Voll Hoffnung nur im Grabesschooß.

Mein Verhältniß zum Bibliothekdirector Morgenstern gestaltete sich immer freundlicher und er lud mich öfters zu Tische, wo mich seine Gattin, eine geborene Lesedow, die er nicht mehr jung geheirathet, empfing und sich gern mit mir unterhielt. Sie war sehr gebildet, hatte eigene Gedanken und war dazu auch sehr musikalisch. Morgenstern mußte seine Wohnung im alten Universitätsgebäude zur Aufnahme des Curators räumen und bezog sein eigenes Haus, dessen Hauptsaal mit schönen Gemälden und anderen Kunstwerken geziert war. Seine Unterhaltung war mir immer sehr interessant. Er sprach langsam und mit sehr gewählten Ausdrücken. Ein Dienstmädchen, Lyddi mit Namen, schien ihm besonders recht zu sein und er gab ihr von seinem Teller oft einen Rest, den sie zwar annahm, aber nichts desto weniger hinter seinem Rücken ihm Fratzen schnitt; dabei war sie nicht hübsch. Sie brachte Morgenstern einmal, wo er größere Mittagsgesellschaft hatte, in große Verlegenheit, indem sie dem Professor Ledebour, der im Frack und in weißtuchenen Pantalons und Glanzstiefeln dasaß, eine heiße Bratensauce über den Kopf goß, daß die silberne Saucenschale auf seinem kahlen Schädel sich umkehrte. Ledebour mußte aufstehen und fortgehen. Morgenstern, der ihm nachrannte, konnte den ärgerlichen Collegen nicht mehr zurückbringen und rief der Lyddi, die auf das Gespräch bei Tisch mehr geachtet hatte als auf die Saucenschale, aufgeregt zu: „Lyddi, sag' doch, wie kam denn das?" und diese Frage wiederholte er dem verdutzten Mädchen mehrmals, bis der Rector Moier, der dem Professor Ledebour an dem großen runden Tische gerade gegenüber gesessen, rief: „Ach, ich habe ja Lyddi angestoßen, so kam es!" worauf Morgenstern Lyddi tröstete: „Nun, beruhige

dich, Lyddi, Moier hat dich selbst angestoßen!" welcher Ausspruch die ganze Tischgesellschaft wieder erheiterte.

Ich habe bei Morgenstern auch mit dem Professor Aderkas, dem letzten Professor der Militärwissenschaften in Dorpat, dinirt. Er war ein liebenswürdiger, sehr unterhaltender Greis, der auch mir sehr zugethan war, mich immer „kleinster Emil" nannte, und lateinische Sprüchwörter, sowie Reminiscenzen aus römischen Dichtern passend anzubringen wußte. Als seine Professur aufgehoben wurde, ging er nach Herrnhut ins Ausland. Er war in Preußen der Lehrer des berühmten Diebitsch-Sabalkanski gewesen, der ihn auch in Dorpat besuchte. Am Vorabend seiner Abreise hatte ich mich, vor der Gluth des Sommertages flüchtend, etwas hingelegt und war eingeschlafen. Beim Erwachen fand ich ihn an meinem Bette sitzen. Er wollte mit mir noch zum Abschied eine Flasche guten Rheinwein bei einer Fahrt auf dem Embach leeren. Leider durfte ich dieser gemüthlichen Einladung nicht folgen, da sich ein aus dem Auslande kommender durchreisender Freund bei mir zum Abend angemeldet hatte.

Im Jahre 1829 besuchte Kaiser Nicolai I. Dorpat, was die ganze Stadt natürlich in die größte Aufregung versetzte. Er war begleitet von dem damaligen Generalgouverneur und Curator Baron Pahlen, und besuchte bei dem schönen Maiwetter auch die Anstalten der Universität auf dem Dom. In den Straßen der Stadt war er, von einer zahlreichen Menschenmenge umgeben, auf einer Droschke umhergefahren und hatte, wie erzählt wurde, einen Studenten in den Carcer abführen lassen, der ohne Halstuch mitgezogen. Im Kanzleizimmer des Conseilsecretärs hatte der Kaiser, Tintenflecke auf dem Fußboden bemerkend, geäußert, das müsse nicht sein. Auf der Bibliothek hatte ich vom Rector Moier die Weisung, dem Kaiser links zur Seite zu gehen, einen halben Schritt zurück, um auf jede Frage desselben rasch antworten zu können, damit der weitläufige Morgenstern ihn nicht begleiten sollte. Beim Eintreten in den großen mittleren Bibliothekssaal machte der Kaiser die Bemerkung, daß der Ofen links schief sei und umgesetzt werden müsse. Vergebens hoffte ich auf ein Zeichen des Beifalls über den architektonisch so geschmackvoll ausgebauten Saal mit den Gypsstatuen der Musen. Der Kaiser, ein Heros an Gestalt und edler Haltung, das Ideal eines absoluten russischen Herrschers, stieg rasch die Stiege hinauf in den oberen Saal, wo er sich der Aussicht über den grünen Dom hinweg auf die Stadt erfreute. Er sprach mit uns Beamten nur deutsch, mit dem Generalgouverneur Pahlen russisch. Er ließ sich auch ein paar große Kupferwerke zeigen und fragte nach Manuscripten und Seltenheiten, deren wir aber nur wenige besaßen. Wir wiesen ihm orientalische Handschriften vor, die nach dem glorreichen persischen Feldzuge aus dem

Kloster Edschmiadzin an unsere Bibliothek gekommen waren. Als er fragte, ob an der Universität ein Katheder für orientalische Literatur sei, antwortete Morgenstern rasch, der Professor der biblischen Exegese vertrete zwar die orientalischen Sprachen, die zur Bibelerklärung dienten, aber der Universität wäre eine besondere Professur der orientalischen Sprachen sehr erwünscht. Pahlen wandte dagegen ein, wichtiger wäre für die Ostseeprovinzen wie für das ganze Reich eine Veterinäranstalt, worauf der Kaiser entschied, die letztere solle sogleich errichtet werden, die Bibliothek aus dem Chor der Kirche anderswohin übergeführt und die ganze Domruine zur Kirche ausgebaut werden. Der schiefe, aber gute und brauchbare Ofen wurde erst 20 Jahre später umgesetzt; eben so lange dauerte es mit der Errichtung der Veterinäranstalt, und der Plan des Ausbaues der Domruine unterblieb ganz. In den nächsten Tagen nach der Abreise des Kaisers wurde die Bibliothek von mehreren Damen besucht, die an dem Fenster des oberen Saales und zwar an der Stelle, wo der Kaiser gestanden, auf die Stadt sehen wollten. Da die drei Fenster neben einander dieselbe Aussicht boten, wies ich bald auf das eine, bald auf das andere Fenster hin, wo sie dann fanden, daß gerade dort die schönste Aussicht sich biete, und sich frommgerührt dort hinstellten. Den Ausspruch des Kaisers, daß die Bibliothek zum Ausbau der Kirche anderswohin verlegt werden sollte, benutzte der spätere Curator Kraffström dazu, mir jede Bitte um nöthige Reparaturen im Bibliotheklocale abzuschlagen.

Einen sehr freundlichen Eindruck ließ der Besuch der Großfürstin Helene Pawlowna in mir zurück, die ich schon als Student auf dem Platze vor der dorpater Poststation zuerst gesehen, als sie, von ihrem Bräutigam, dem Großfürsten Michael, begleitet, nach St. Petersburg reiste. Sie verließ damals ihren Wagen nicht. Wir Studenten begleiteten sie bis zur petersburger Nagatka und sie wehte uns mit ihrem Taschentuch beständig Grüße zu. Als sie später auf der Durchreise ins Ausland Dorpat im Frühling besuchte, begleitet von dem Dr. Seidlitz, den ich aus Petersburg kannte, sandte mir dieser am frühen Morgen ein Billet mit dem Auftrag, mich schleunigst auf die Bibliothek zu begeben, die die Großfürstin, sobald sie bei dem schönen sonnigen Morgen die Domruine betrachtet, sehen wolle. Er habe sie benachrichtigt, daß ich sie dort empfangen werde. Ich möge nicht in Uniform erscheinen, sondern im schwarzen Frack und Niemanden sonst davon benachrichtigen, da sie alle Förmlichkeiten sich verbeten und gleich nachher abreisen wolle. Sie ließ sich von mir in den Sälen umherführen, that kluge Fragen in deutscher Sprache, auf die ich nicht blos mit Ja und Nein zu antworten hatte, und war äußerst liebenswürdig und gütig gegen mich. Morgenstern bedauerte schmerzlich, sie nicht selbst haben empfangen zu können und ließ mich umständlich von ihr erzählen.

Auch einen Prinzen von Hessen-Darmstadt habe ich auf der Bibliothek empfangen, begleitet vom Curator Krafftström. Der Adjutant des Prinzen, ein Fürst Wittgenstein, unterhielt sich noch lange nachher mit mir und suchte mich die verdrießliche Aeußerung des Curators vergessen zu machen, der im Dämmerlichte des Vorsaales über ein Fußeisen gestolpert war.

Auch sonst hat die Bibliothek zu meiner Zeit noch manchen vornehmen Besuch in ihren Räumen gesehen. So beehrte uns der Minister der Volksaufklärung Norow, der bei Borodino ein Bein verloren und als Stelzfuß umherging, mit seinem Besuch. Er ließ sich einige Incunabeln zeigen und erzählte lächelnd, er habe sich sehr gefreut, beim Besuch der dörptschen Schulen nicht in derselben Weise regalirt zu werden, wie sonst überall auf seinen Revisionsreisen durch Rußland, nämlich durch die Declamation eines Gedichtes auf die Schlacht bei Borodino, das ihn überall verfolgt hatte. — Der Feldmarschall Graf Friedrich v. Berg besuchte die Bibliothek in Begleitung des Curators v. Bradke. Er unterhielt sich viel mit uns und ließ uns auch eine Bananenfrucht mitkosten, die man ihm im botanischen Garten dargeboten. — Auch der chevalereske Generalgouverneur Fürst Suworow erfreute sich des Anblickes der Bibliothek und der Aussicht aus ihren hohen Bogenfenstern.

Als Personen, die aus Petersburg ins Ausland reisten, noch den Weg über Dorpat nahmen, ehe die Eisenbahnen benutzt werden konnten, wurde die Bibliothek wie die anderen Anstalten der Universität viel besucht, und ich hatte manche Gelegenheit, mich in fremden Sprachen zu unterhalten, im Französischen, im Russischen, später ein paar Mal im Englischen, einmal auch im Lateinischen mit einem hohen griechischen Prälaten. Ein russischer Besucher fragte mich einmal, ob ich ein geborener Russe sei. Ich antwortete lächelnd: „Soll das Malice sein? Sie werden doch an meiner Aussprache meine deutsche Abstammung hören." Er: „Ich dachte, bei einem längeren Aufenthalte unter Deutschen in Dorpat könnte sich auch die Aussprache eines Russen etwas verändern." Ich: „Auch sonst möchte wohl nichts an mir an einen Russen erinnern, wenn auch die romantische Poesie der Russen und der Wohlklang der Sprache, die ich überhaupt für sehr bildsam halte, einen besonderen Reiz für mich hat." Er (mit freundlichem Lächeln): „Ihre freimüthige russische Physiognomie!"

In meinem Freundeskreise hatte ich später oft zu hören: „Da kommt Anders mit der freimüthigen russischen Physiognomie!"

Als ich später eine große Vorliebe für das Englische faßte, trat bei mir das Russische sehr zurück, auch hatten die mir befreundeten Russen Dorpat verlassen, und es fehlte mir die äußere Anregung zu dem Russischen. Aber bekannt war ich auch mit Perewoschtschikows Nachfolger Professor Rosberg,

der aus Odessa nach Dorpat berufen wurde, um hier die Professur der russischen Literatur zu bekleiden. Er war ein gründlicher Kenner seiner Sprache und Literatur und auch sonst ein sehr gebildeter Mann, ideenreich und für einen gewissen Cultus des Geistes schwärmend, vielleicht der einzige Cultus, den er anerkannte. Er mied jeden Familienverkehr, war aber immer unterhaltend. Ein paar Mal bei öffentlichen Diners bat er mich, sein Nachbar bei Tische zu sein, und ich fand großen Genuß an seinen feinen und geistreichen Bemerkungen. Als Professor leistete er nichts, schwänzte mehr, als daß er Collegia las, und war zufrieden, daß jeder Student mehrere Semester hinter einander Vorlesungen bei ihm belegen und bezahlen mußte. Er rühmte sich, beim Examen so humane Forderungen zu stellen, daß kein Student sein wissenschaftliches Fach deshalb zu vernachlässigen brauchte. Man erzählt, daß ein Student, der mehr Russisch verstand, einmal auch für einen Anderen zum Examen vorging, der in diesem Fache schwächer war. Rosberg soll ihn ruhig examinirt und dann gesagt haben: „Als Sie neulich Schmidt hießen, bestanden Sie besser als heute, wo Sie Schulz heißen."

Im Jahre 1827 den 12. December wurde das 25jährige Jubiläum der Universität Dorpat groß gefeiert und brachte uns das Wiedersehen mancher älteren Commilitonen.

In meinen amtlichen Verhältnissen konnte ich zufrieden sein, wenn ich auch bei meiner großen Arbeitslast wenig Unterstützung hatte und fast Alles selbst machen mußte. Für juristische Studien hatte ich keine Zeit und keinen Sinn. Es war wichtiger, daß ich meine allgemeine Bildung vervollständigte, um als Bibliothekar immer genügend Auskunft geben zu können. Auch beauftragte mich Morgenstern noch damit, Fremden das Kunstmuseum zu zeigen, wo ich auch zu diesem Zwecke bald hinreichend bewandert war.

Der erste Curator des dörptschen Lehrbezirkes, der seinen ständigen Wohnsitz in Dorpat nahm, war der Generallieutenant Kraffström, der im Jahre 1836 sein Amt antrat. Die früheren Curatoren residirten in Petersburg und kamen nur von Zeit zu Zeit zum Besuch nach Dorpat. Mit Kraffström begann für Dorpat eine neue schwere Zeit, die noch jetzt in der Erinnerung auf denjenigen, welche gleich mir seine 19 Jahre dauernde Verwaltung mit erlebt, wie ein Alp drückt. Alle Harmlosigkeit hörte damit auch bei der Universität auf.

Ohne Bildung, aber nicht ohne Verstand, ein strenger unbeugsamer Charakter, der für akademische Freiheit durchaus keinen Sinn hatte, die Universität wie eine Schule behandelte und überall Betrug gegen die Krone witterte, hätte Kraffström gern in Schule und Universität militärische Disciplin eingeführt. Mit der Competenz ausgestattet, jeden Untergebenen bis zum Hofrathsrang ohne Weiteres zu entlassen, ist es ihm doch zur Ehre

anzurechnen, daß er davon höchst selten und nicht ohne zureichenden Grund Gebrauch machte; auch war er allmählich uns für ehrlich zu halten genöthigt. Den Schulen war er geneigter als der Universität, da jene ihm ganz ergeben sein mußten, während diese ihm doch gegen Willkür ihr Universitätsstatut, wenn auch oft schwach, entgegensetzte. Lieb hat Krafftström die Universität nie gewonnen; in diesem Sinne äußerte er sich auch gegen den Pastor Frommann aus Petersburg, der ihn in Dorpat besuchte.

Als der Bibliothekdirector Professor Morgenstern einen längeren Urlaub ins Ausland erbeten hatte, verlangte Krafftström zuvor eine Revision der Universitätsbibliothek. Professor Erdmann, zu dem er besonderes Vertrauen hatte, sollte dieselbe leiten. Dieser besprach sich deshalb mit mir, da man den alten Director Morgenstern in dieser Angelegenheit gern ex nexu stellen wollte. Erdmann wollte die ganze Sache mir übertragen. Auf meine Einwendung, daß die Revision ja gegen mich als den eigentlichen Verwalter der Bibliothek gerichtet wäre, bemerkte er, eine zuverlässige Revision könne auch nur von mir ausgeführt werden und werde dann Glauben finden. Er fragte mich, wie viel Zeit ich dazu wohl brauchte? Ich antwortete: Wenn die Benutzung der Bibliothek wie bisher fortgehen solle und ich die Accessionskataloge seit Beginn der Bibliothek, d. h. seit dem Jahre 1802, mit den systematischen Katalogen vergleichen müsse, nach denen die Bücher selbst aufgestellt seien, so werde das wenigstens ein Jahr Zeit erfordern; übrigens werde die Revision nicht nur zur Beruhigung der Universität, sondern auch zu meiner eigenen dienen, da meines verstorbenen Vaters und mein eigener guter Ruf daran hafte, wiewohl die Bücher alle in offenen Schränken ständen und wir dort keine Wohnung gehabt.

Ueber diese Mittheilung höchst ungehalten, hatte der Curator geäußert, er übernähme die Revision eines Regiments in drei Tagen und ich wollte zur Revision der Bibliothek ein ganzes Jahr beanspruchen! Mir selbst sagte er bei Gelegenheit, er wolle die Sache eine Zeit lang noch so ansehen, dann aber andere Maßregeln ergreifen.

Unterdeß konnte Morgenstern nicht abreisen und war über meine Weitläufigkeit ziemlich ärgerlich. Ich aber betrachtete nun die Revision als Ehrensache und wollte sie zu Ende führen, dann aber, da mein guter alter Vater nicht mehr zu unterstützen war, ins Ausland reisen und später in Petersburg eine passende Anstellung suchen, wozu meine dortigen Verwandten gern behilflich sein wollten. Nach Ablauf eines Jahres war die Revision beendet und die Zahl der in 36 Jahren abhanden gekommenen Bücher so gering, daß von einem Ersatz derselben nicht die Rede sein konnte.

Charakteristisch für Krafftströms Verwaltung war, daß beim Umbau der großen Dombrücke die sinnreiche Inschrift Otio et musis sacrum,

gewiß mit Rücksicht auf die wissenschaftlichen Institute des Domes von Morgenstern gewählt, gegen die glatte Inschrift Otium reficit vires vertauscht wurde.

Sein Uebelwollen gegen die Studenten zeigte Krafftström gleich. Als dieselben nach gewohnter Weise am 21. April vom Dome aus unter Gesang zum sog. Völkercommers hinausziehen wollten, gestattete er dies nur jeder einzelnen Gruppe in aller Stille (Corporationen waren ja verboten). Es wurde dies auch so ausgeführt, aber bei der Rückkehr sang ein Haufe Kurländer auf dem Markte das Gaudeamus und rief vor der Universität ein Vivat Academia, während ein Rigenser einen umflorten Pristaw als Symbol der niedergetretenen akademischen Freiheit in die Vorhalle des Universitätsgebäudes warf. Die Namen dieser Schuldigen, von den Pedellen notirt, mußten dem Curator gemeldet werden. Mehrere wurden gestrichen und durften nach den damaligen Universitätsvorschriften nicht ohne des Curators Bewilligung wieder aufgenommen werden. Unter ihnen war ein Kurländer Otto, stud. juris, dessen letztes Semester nach ein paar Monaten zu Ende gehen sollte und der sich wenig daraus machte, früher gestrichen zu werden. Als er sich aber zu Beginn des neuen Semesters zum Gradualexamen meldete, verbot der Curator dies, da Otto sonst ohne Strafe geblieben wäre. Dieser war nun längere Zeit in einer sehr peinlichen Lage. Er sollte in Bauske die Stadtsecretärsstelle antreten, konnte dies aber nicht, bevor er das Examen gemacht, und die Stelle mußte inzwischen stellvertretend für ihn verwaltet werden. Als einige Zeit darauf der Curator eine Reise nach Petersburg machte, hatte der Decan Bröcker ihn bei so guter Stimmung gefunden, daß er ihm noch beim Hineinsteigen in den Wagen die Begnadigung des unglücklichen Otto abzuringen vermochte. Als Bröcker später dem Curator den tiefgefühlten Dank der in ärmlichen Verhältnissen lebenden Familie abstatten wollte, erhielt er zur Antwort: „Es thut mir noch leid, daß ich damals so schwach gewesen bin nachzugeben."

Den späteren Dr. Hermann Girgensohn, der in Wolmar Geisteskranke glücklich behandelt hat, ließ er in seinem Fuchssemester streichen, als er nach einem heiteren Frühstück, ohne betrunken zu sein, mit anderen Commilitonen über den Markt gehend, ziemlich laut gesprochen hatte. Als der Oberlehrer Girgensohn den Curator bat, seinem Neffen doch nicht seine ganze Zukunft zu zerstören, antwortete ihm dieser, der Neffe könne ja noch Schuster oder Schneider werden. Später gestattete er indessen die Wiederaufnahme des jungen Mannes mit Rücksicht auf dessen achtbare Verwandten.

In die Verwaltungszeit des Curators Krafftström fiel auch meine Sendung nach Petersburg zum Empfang der Klingerschen Bibliothek, welche durch die testamentarische Schenkung von Klingers Wittwe der Universität

Dorpat zugefallen war. Ich wurde von dem Rector Neue dazu aufgefordert, dem der Curator bei seiner Abreise zu einer Schulrevision gesagt hatte, man möchte mir ordentliches Reisegeld dazu geben. Da ich noch denselben Tag nach Petersburg abreiste, bat ich, man möchte mir das Nöthige bei der Rückkehr zahlen. Im Departement der Volksaufklärung in Petersburg empfing man mich ganz freundlich. Der in die Klingersche Bibliothek geschickte Beamte zog sich gern zurück. Ich meldete dem Rector Neue, wie ich die Sache vorgefunden und daß ich den mitgebrachten schriftlichen Katalog der Bibliothek mit dem Bestande derselben in den Bücherschränken vergleichen und die Bücher wohlverpackt nach Dorpat senden wolle. Der Rector antwortete mir, er habe meinen Brief dem Curator gleich mitgetheilt, der Alles zum Voraus genehmige, was ich für nothwendig finde, auch den Bibliothekdiener Part, falls ich es wünsche, mir nachgeschickt wissen wolle, was ich jedoch ablehnte, da Part in Dorpat nicht entbehrt werden konnte. Ich hatte in Petersburg bei schönem Sommerwetter täglich 4—5 Werst von der Wohnung meiner lieben Verwandten auf dem Stückhofe bis nach Wassili-Ostrow zum Klingerschen Hause zu machen. Sonntags besuchte ich sie in Pargola. Das Schlafzimmer Klingers fand ich noch unverändert. Ich benutzte die Klingerschen Dienstleute zur Reinigung des Locals; anderweitige Hilfe konnten sie mir nicht leisten.

Die Bücher standen ungeordnet in den einfachen Glasschränken und es kostete mich sieben Wochen Zeit, sie nach dem Katalog zu numeriren und wieder einzustellen. Ich freute mich zu sehen, daß diese Sammlung von Werken allgemein-wissenschaftlichen Charakters der deutschen, französischen, englischen und italienischen Literatur unsere Universitätsbibliothek in Dorpat vortrefflich ergänzen würde. Klinger war Vorleser der Kaiserin Maria, der Gemahlin Pauls, gewesen, und diese ließ ihn von den meisten Werken zwei Exemplare anschaffen, von denen das eine für ihn bestimmt war. So hatte er diese Bibliothek, darunter Serien kostbarer Werke, zusammengebracht. Seine Gemahlin war von Klingers Freunden dazu bewogen worden, diese werthvolle Bücherssammlung der Universität Dorpat zu vermachen, deren erster Curator Klinger gewesen.

Einmal während dieser Wochen ging die Newa am Morgen so hoch, daß Kanonenschüsse schon das Publicum warnten. Ich bestieg eine kleine Schaluppe, um für den Fall der Wassersnoth zeitig im Klingerschen Hause zu sein, bemerkte aber, daß mein stämmiger Fährmann ein Greis mit halben Beinen war, der seine lappenumwundenen Kniee beim Ausholen mit den Rudern fest gegen die Ruderbank stemmte. Es dauerte eine Weile, bis wir aus der Brandung am Ufer herauskamen. Ich faßte eine Stange des Baldachins fest an, um in dem Falle, daß das Fahrzeug umschlug, mich

noch halb schwimmend erhalten zu können; wir erreichten aber glücklich Wassili-Ostrow, wo die Holzbrücke unter dem Andrang der Wogen schon Schlangenlinien bildete. Doch legte sich der Sturm allmählich, und ich kehrte glücklich wieder zu Fuß nach Hause zurück. Später las ich in Dorpat in der „Petersburger Zeitung", daß ein Bootsfährmann ohne Beine in Petersburg eingefangen sei, der nach und nach acht Passagiere mit seinem Ruder plötzlich niedergeschlagen und dann in die Newa geschleudert habe. Es war dies offenbar mein Fährmann von damals, dessen Heldenkraft ich sehr bewundert hatte.

Auf Anfrage des Departements der Volksaufklärung hatte ich einige Mal über meine Arbeit demselben kurze Berichte abzustatten, die ich selbst in russischer Sprache abfaßte, mit der Bitte um Nachsicht, wenn ich den Kanzleistyl verfehlt, worüber man mich freundlich beruhigte. Der Departementsdirector sagte mir beim Abschied, ich möchte selbst dafür sorgen, daß ich von der dorpater Universität zu einer anständigen Belohnung für meine mühsame Arbeit vorgestellt werde; hier werde er die Sache bestens unterstützen.

Auch vom Minister Uwarow wurde ich bei meinem Abschiedsbesuch gütig empfangen, ebenso in Dorpat vom Curator und Rector, die sehr zufrieden damit waren, daß ich die einfachen Klingerschen Bücherschränke als Appertinenz der Bibliothek mit nach Dorpat hatte bringen lassen. Mit Oelfarbe neu gestrichen bergen dieselben noch jetzt die Klingersche Bibliothek im oberen Bibliothekssaale. Ein lebensgroßes Brustbild Klingers, Kupferstich, wußte ich in dem Raume passend anzubringen. Die vom Curator angeordnete Revision der Bücher fiel auch sehr günstig aus, und ich bekam ein Lob in meine Dienstliste. Damit aber war die Sache auch für mich geschlossen. Progon und Diäten wurden mir im Betrage von ca. 50 Rbl. erst nach einem halben Jahre gezahlt; nach meinen anderweitigen nothwendigen Ausgaben in der Klingerschen Wohnung wurde aber nicht weiter gefragt, noch ein Ersatz derselben von mir in Antrag gebracht, was in jener geizigen Zeit auch dem Rector Neue gewiß lieb war.

In das erste Jahrzehnt nach meiner Anstellung bei der Universitäts-Bibliothek fielen Ereignisse, die in unser häusliches Leben tief eingriffen. Drei Geschwister, meine dritte Schwester und meine beiden jüngeren Brüder, und ich selbst befielen ziemlich gleichzeitig am Typhus. Der ältere Bruder war Mediciner und wahrscheinlich bei der Pflege des jüngeren angesteckt. Beide Brüder erlagen dem typhus abdominalis, den man damals noch nicht zu behandeln verstand. Ich, damals nicht in unserem Hause wohnend, überstand die Krankheit leichter. Die gute Familie Scharte nahm meine

kaum genesende Schwester bei sich auf, damit sie die Brüder nicht sterben sehen sollte. Mein Vater ward seit dieser Zeit nie wieder heiter, und mit der Geselligkeit in unserem Hause war es für lange Zeit aus.

Meine älteste Schwester, die sich gern wissenschaftlich beschäftigte, französische und englische Bücher las und sich auch im Generalbaß unterrichten ließ, bereitete sich zu einem Gouvernantenexamen vor und trat als Lehrerin in das Haus der Baronin Uexküll in Linamäggi, um dort zwei junge Mädchen, die Pflegetöchter der Baronin, zu unterrichten. Während des Winters lebten sie in der Stadt und die jungen Mädchen besuchten in dieser Zeit auch unser Haus. Die Eine von ihnen, Gräfin Pauline Stenbock, fesselte bald meine ganze Seele, wogegen alles frühere Wohlgefallen an weiblichen Wesen ganz bei mir zurücktrat. Ich fühlte mich so glücklich, daß sie meinem Gespräche immer gern zuhörte und ihr seelenvoller Blick mir ein freundliches Vertrauen schenkte. Auch waren wir (damals lebten noch meine beiden jüngeren Brüder) im Sommer nach Linamäggi geladen, wo ich ihr näher treten konnte. Das Cholerajahr 1831 führte sie zu ihrer Mutter zurück, und daß ich auf ihre Nähe verzichten mußte, machte mich unendlich traurig. Auch ohne Hoffnung, sie je zu besitzen — wie konnte ich daran bei der Ungleichheit des Standes nur denken? — für sie zu leben, auf ihr Leben irgend einen wohlthätigen Einfluß auszuüben, schien mir schon ein hohes Glück, und dieses hoffte ich zu erreichen.

Mein Junggesellenleben bei emsiger Arbeit und im Umgange mit gebildeten jüngeren Männern, die meine Gesellschaft suchten, war aber nicht trostlos. Der Bruder einer der Freundinnen meiner jüngsten Schwester, Fritz Brock, der aus Berlin kam, wo er fünf Jahre lang Hegel gehört, schloß sich mir bald an, und es war ihm oft heimischer in meiner Wohnung, als in seinem Studentenquartier. Ja, da er mich abgehärtet wußte, legte er sich gelegentlich, wenn er mich am Abend nicht zu Hause fand, in meinem Bette schlafen, sicher, daß ich auf meinem Sopha eben so fest wie in meinem Bette schlafen würde. Mein Vetter Vogelsang, der eine Zeit lang als Arzt auf dem Lande fungirt hatte, ließ sich jetzt als solcher in Dorpat nieder und machte mich mit dem Dr. Fählmann bekannt, den ich hoch verehren lernte. Unserem Kreise schlossen sich auch noch andere junge Gelehrte an. Brock war in unserem Kreise wohl der gebildetste. Er dichtete ganz artig und sang ausdrucksvoll zur Guitarre, blieb aber im Leben ziemlich unmündig und holte sich in seinen wichtigeren Angelegenheiten oft bei mir, dem viel Jüngeren, Rath und Unterstützung.

Selbst älter und reifer geworden, suchte ich mein Leben durch Bekanntschaft mit fremder neuerer Literatur vor Einseitigkeit zu bewahren.

Im Jahre 1833 starb auch der letzte der Brüder meines Vaters und

hinterließ mir ein kleines Vermögen, das mir die Möglichkeit gab ins Ausland zu reisen. Allein der Rector Moier, der von meinem Wunsche gehört, machte mich darauf aufmerksam, daß dies die Pensionirung meines kränklichen alten Vaters zur Folge haben würde, und Morgenstern hatte erklärt, daß er dann selbst als Bibliothekdirector abdanken müsse. Während meines Typhus hatte er sich aus Besorgniß, mich zu verlieren, oft nach meinem Befinden erkundigen lassen, und als ich, kaum genesen, ihm meinen ersten Besuch machte, war er so bestürzt und erfreut zugleich, daß er aufschrie und eine Rede, die er gerade für den Vortrag in der Aula memorirte, zur Erde warf und mit Füßen trat. Meine Reise wurde unter solchen Umständen auf Jahre hinausgeschoben, Morgenstern aber blieb mein großer Gönner, und ich habe seiner lebhaften, von Anderen oft redselig genannten Unterhaltung viel zu danken. Er war gereist, hatte viele bedeutende Persönlichkeiten im Leben kennen gelernt und stand mit ihnen in Correspondenz. Auch als Bibliothekdirector wußte er sich im Fall der Noth energisch zu nehmen.

Miscellen.

Eine Bekanntschaft mit Hans von Bülow.

Es war in Petersburg im Frühjahre 1873, als ich Hans v. Bülow zum ersten Mal hörte und Zeuge des großen Aufsehens war, welches sein eminentes Gedächtniß und seine geistreiche Interpretation klassischer Werke hervorriefen. Bülow durfte mit seiner Aufnahme zufrieden sein; das russische Publicum ist bekanntlich sowohl einheimischen als ausländischen Künstlern gegenüber außerordentlich liebenswürdig und trägt denselben nicht nur warmherzige Anerkennung, sondern auch richtiges Kunstverständniß entgegen. Das ist die Ansicht der Ausländer, das ist auch die Bülows über das russische Publicum. Er hat außerdem bewiesen, daß er Rußland in musikalischer Beziehung eines besonderen Interesses würdigt, und die Russen haben gewiß Ursache, ihm dafür dankbar zu sein, denn die russische Musik würde sich nur langsam, vielleicht gar nicht im Auslande verbreiten, wenn sich nicht geniale und einflußreiche Männer wie Bülow darum bemühten.

Im Jahre 1875 reiste Hans v. Bülow nach Amerika, wo er sich verpflichtete, in einer Reihe von 140 Concerten aufzutreten. Die geistige und physische Anstrengung dieses colossalen Unternehmens untergruben vollends seine schon stark angegriffene Gesundheit; kurz vor dem 139. Concerte fand man ihn eines Tages an seinem Flügel zusammengebrochen bewußtlos am Boden liegen. Das Engagement wurde aufgehoben, an Musik war für lange Zeit nicht mehr zu denken; Bülow kehrte in einem Zustande vollständiger Nervenzerrüttung nach Europa zurück, und anderthalb Jahre hat die Musikgeschichte kein Mal seinen Namen auf der Liste der Activen verzeichnen dürfen.

Ein bedeutungsvoller Tag war es für die Musikannalen, als im August des Jahres 1877 in Baden-Baden der Name Hans von Bülow wieder ein Concertprogramm adelte; — charakteristisch für den Künstler war der Zweck seines Auftretens. Er verhalf einer jungen russischen Pianistin zu einem nicht erwarteten Erfolge durch seine liebenswürdige Mitwirkung in ihrem Concert; er leitete das Concert und gestaltete es zu einem national-russischen, indem er in Deutschland zum ersten Male die Ouvertüre zu „Shisn sa Zara" (das Leben für den Zar) zur Aufführung brachte, das Concert mit Anklängen an die russische Nationalhymne eröffnete und außerdem noch Werke russischer Componisten dem deutschen Publicum vorführte.

Doch auch außerhalb seines künstlerischen Berufes sehen wir in Bülow einen höchst anziehenden und bedeutenden Menschen, dessen außergewöhnliche Begabung und vielseitige Bildung selbst bei oberflächlicher Bekanntschaft einen Jeden fesseln muß. Seine Aussprüche und Schlagworte, die ihn in seiner Liebenswürdigkeit zum beliebtesten, in seinem Sarkasmus zum gefürchtetsten Gesellschafter machen, tragen zur Charakteristik dieser eigenartigen Natur nicht wenig bei.

Bülow brachte mehrere Wochen in Baden-Baden zu; ich hatte kurz vor seinem „Debut" (wie er in scherzhafter Weise sich ausdrückte) das Vergnügen gehabt, ihn kennen zu lernen; ich besuchte als Musikfreund jedes Concert, jede Probe. Bülow benutzte das badische Curorchester, das bekanntlich ein sehr gutes ist, und das nun unter der Leitung eines so genialen Capellmeisters Vorzügliches leistete. Bülow war beim Dirigiren so lebhaft, so eifrig, so nervös, daß ihm bei seinen hastigen Bewegungen das porte-cigares aus der Rocktasche flog und seine Hand, die den Stab schwang, wund war und blutete. „Das thut nichts," sagte er auf meine Bemerkung, „lieber ein unangenehmes Gefühl empfinden, als gar keines, — lieber Schmerz als Langeweile." Er dirigirte die Ouvertüre zu „Shisn sa Zara" einmal nach der Partitur, das zweite Mal bereits auswendig. Als ich mein Erstaunen darüber äußerte, meinte er: „Ich habe ja die Oper einmal in Mailand gehört; sie hat mir sehr gefallen; Glinka ist ein capitaler Musiker," und er drückte sein Bedauern darüber aus, daß er gerade zur Zeit der großen Fasten in Rußland gewesen sei, wo die Theater geschlossen und er die Oper auf nationalem Boden nicht hatte besuchen können. Ich erinnerte ihn an eine Matinée in Petersburg, in welcher er nach einander 6 Sonaten von Beethoven, verschiedene Variationen desselben — und auf stürmisches Verlangen des Publicums noch eine siebente Sonate zum Besten gegeben. „Ja," erwiderte er, „es war eigentlich ein Unsinn; jetzt würde ich so etwas nicht mehr thun."

Bei einer anderen Gelegenheit sagte Jemand zu Bülow: „Man erzählt sich eine Geschichte von Ihnen" . . .

„Man erzählt sich viele Geschichten von mir," unterbrach ihn Bülow mit sarkastischem Lächeln, — „was soll ich dieses Mal gethan haben?"

„Man erzählt sich, Sie hätten einmal eine Composition öffentlich vorgetragen, die Sie nie vorher gespielt, die Sie nur den Noten nach memorirt? Das klingt unglaublich!"

„Und doch hat man sich gerade dieses Mal etwas Wahres von mir erzählt. Ich hatte einem Freunde versprochen, eine Composition von ihm in meinem nächsten Concerte vorzutragen, ich hatte nicht die Zeit, das Stück auch nur einmal durchzuspielen; ich nahm das Heft mit auf die Reise, studirte meine Rolle im Waggon und spielte die Composition am Abend direct im Concert. — Diese Art und Weise zu studiren, zuerst mit dem Kopfe und dann mit den Fingern, möchte ich jedem Musiker ans Herz legen! Musiker sollten sich nie ohne ein Notenheft auf Reisen begeben."

Bülow wohnte auf dem Schloßberge an einem der malerischsten Punkte des lieblichen Baden, angesichts der alten Schloßruine; er bezog, so oft er nach Baden kam, stets dasselbe Haus, weil es seinen Ansprüchen entsprach. „Ich rechne im Stillen darauf," sagte er lächelnd, „daß es für Andere beschwerlich sein möge, den Berg zu ersteigen." Doch weder dieser artige Ausspruch, noch der hohe Berg schützten ihn vor manch lästigem Besuch: Musiker warteten ihm auf, gute Freunde wollten ihn sehen. Diese Alle waren nicht wenig überrascht, eines schönen Tages an der Außenthür seiner Wohnung einen Zettel angebracht zu sehen, auf welchem mit deutlichen Buchstaben geschrieben stand: „Vormittags nicht zu sprechen, Nachmittags nicht zu Hause." Man stand vor der Thür, man hörte Bülow im Hause spielen, man lachte und stieg die Treppen wieder hinab. — Bülow bewohnte allein den zweiten Stock eines Privathauses; aus seinen Fenstern hatte man die schönste Aussicht auf Berge, Wälder, Ruinen, Thäler, blühende Gärten und hübsche Villen. Alles, was zum alten Schloß hinauf wollte, mußte an seiner Wohnung vorbei. Oft hatte er auf diese Weise aufmerksame Zuhörer; man schritt vor seinem Hause auf und ab, man setzte sich sogar draußen auf die Schwelle seiner Hausthür.

Auch ich hatte den lebhaftesten Wunsch, Bülow üben zu hören und sann auf eine Möglichkeit, meinen Zweck auf schickliche Art zu erreichen. Der Hauswirth Bülows, Herr Gimpel, war unter Anderem Kunstfreund und Antiquitätensammler. Ich führte mich bei ihm ein, indem ich vorgab, besonderes Interesse für Alterthümlichkeiten zu hegen. Herr Gimpel öffnete mir auf die verbindlichste Weise seine Kunstkammer, die gerade unter Bülows Musiksalon lag und in welcher man jeden Ton hören konnte. Mein Interesse war anfangs ein sehr getheiltes; ich wünschte jedem musikalischen Gedanken zu folgen, und konnte doch nicht anders, als die wirklich bemerkens-

werthen antiken Sachen bewundern. Endlich war ich damit fertig und statt mich zu verabschieden, brachte ich nach meinem Dank die Bitte vor, noch einige Zeit in dem Raume verweilen zu dürfen, um Bülow spielen zu hören. Die Bitte wurde mir mit Vergnügen gewährt, und in vollkommener Stille und Abgeschlossenheit brachte ich längere Zeit dort zu und hörte mit Interesse und Staunen diesem Studium zu. Bülow spielte Beethoven; so oft ich seinem Hause vorübergegangen bin und ihn spielen gehört habe, war es stets Beethoven. Er memorirte einen Satz einer der letzten Sonaten; er wiederholte einzelne musikalische Sätze zu je 10—12 Mal, bald die rechte, bald die linke Hand einzeln beschäftigend; technisch gelangen die Passagen schon längst vortrefflich, dennoch hörte ich ein und dasselbe häufig wiederholen. „Ich kann nie ein Stück spielen, das ich nicht Note für Note im Kopfe habe," sagte er mir später einmal. Allmählich kamen die Abrundungen in den Nüancen und dem Tempo dazu, und so hörte ich mit namenlosem Interesse das Kunstwerk entstehen, das Bülow bald darauf in einem Concerte vollendet vortrug. — Ich drückte beim Abschiede Herrn Gimpel meinen Neid aus um solchen Hausgenossen und die täglichen interessanten Concerte.

„Ich genieße diese Musik auch wirklich mit Bewußtsein," sagte er mir, „und sei es auch um 3 Uhr in der Nacht."

„Wie? spielt denn Herr von Bülow so spät noch?"

„Ja, in der letzten Zeit leidet er an Schlaflosigkeit; da geschieht es häufig, daß er erst um 2 Uhr Nachts nach Hause kommt, lange auf und ab geht, endlich sich an den Flügel setzt und bis zum nächsten Morgen spielt. Wenn andere Menschen aufstehen, legt er sich hin."

„Und das stört Sie nicht?"

„Eben weil Herr v. Bülow weiß, daß es mich nicht stört, lebt er stets bei uns, wenn er in Baden ist. Er kann in seiner Lebensweise keinerlei Zwang ertragen, Herr v. Bülow ist unvernünftig fleißig; er spielt mehr, als er spielen darf; hören Sie, nun studirt er schon mehrere Stunden ohne Unterbrechung, während der Arzt ihm darin große Mäßigkeit anempfohlen hat. Er ist ja noch Reconvalescent. Wenn's einmal Tage lang da oben schweigt, so ist das ein böses Zeichen; dann hat Herr v. Bülow einen Anfall seiner schlimmen, nervösen Kopfschmerzen."

Am häufigsten verkehrte Bülow mit dem Violoncellisten Coßmann und dem der musikalischen Welt wohlbekannten Wagnerverehrer und Kritiker Dr. Richard Pohl; er war mit Beiden intim befreundet. Ich erinnere mich eines genußreichen Abends im Hause des Dr. Pohl. Es war sein Geburtstag und Bülow hatte seinem Freunde als Geburtstagsangebinde versprochen, am Abend bei ihm zu spielen. Es versammelte sich eine große Gesellschaft, in welcher eine eben so schöne als liebenswürdige Wirthin die Honneurs machte;

sie war gleichfalls mit Bülow gut befreundet. Man war an dem Abend besonders heiter; Bülow war sehr aufgelegt und wie überall, so auch hier die Seele der Gesellschaft. An dem versprochenen Geburtstagsgeschenk sollte die ganze Gesellschaft Theil haben: Coßmann holte sein Instrument hervor, Bülow wählte eine Sonate von Saint-Saëns für Pianoforte und Violoncello und nahm seinen Platz am Flügel ein. Der Stuhl erwies sich als zu niedrig.

„Du, Pohl!" rief er, „gieb mir ein Notenheft zum Sitzen, hast Du nicht die „Schöpfung" von Haydn?"

Dr. Pohl reichte ihm lachend einen Packen hin, mit dem Bemerken, er besitze leider nicht das gewünschte Werk, ein anderes Heft würde es wohl auch thun. Da rief Bülow:

„Es ist noch zu niedrig! Du kannst mir recht noch das „Frühlings-Lied" von Mendelssohn geben!"

Wie er hier mit Worten sein musikalisches Glaubensbekenntniß theilweise kund gegeben, so that er es später in Tönen; er spielte viel und meist seine Lieblinge: Saint-Saëns, Chopin, Liszt, Rubinstein, Raff. Von Chopin spielte er gern und häufig das vierte Scherzo in E, „weil es" — wie er sich etwas derb ausdrückte — „zu den Stücken gehört, die Einem noch nicht zum Halse herauswachsen."

„Chopin," sagte er, „können eigentlich nur Russen gut spielen; die Polen haben oft zu wenig Rhythmus, und die Deutschen sind zu schwerfällig und zu sentimental. Mir kann es gestohlen werden, dieses „deutsche Gemüth," diese deutsche „Innerlichkeit", die doch nie herauskommt[1]."

Rubinstein spielte er mit großer Vorliebe und sprach sich mit Wärme über den „großen Zug" aus, der durch alle seine Compositionen gehe; er nannte ihn eine „groß angelegte Natur". Jemand aus der Gesellschaft sprach die Ansicht aus, daß man an dem Spiele Rubinsteins die Accuratesse vermisse, die den anderen großen Künstlern eigen sei. . . .

„Ich wollte nur," meinte Bülow, „ich könnte alle meine falschen Noten mit solch einer Liebenswürdigkeit nehmen, wie Meister Anton."

Es wurde ein Concert besprochen, in welchem ein junger Sänger, dem sowohl die Stimme, als auch die Schule gefehlt, mit sehr wenig Erfolg debutirt hatte.

„Um so singen zu dürfen, hätte Herr S. wenigstens Gesandtschafts-attaché sein müssen," sagte Bülow. „Ich begreife nicht, woher der junge Mensch die Unverfrorenheit nimmt, sich Sänger zu nennen. Das ist der schädliche Einfluß der Conservatorien! Seitdem die vielen Conservatorien

[1] Es war damit Robert Franz gemeint.

Europas die Kunst „künstlich" betreiben, sieht es um die Förderung der wahren Kunst traurig aus. Jeder, der sein Diplom in der Tasche hat, nennt sich „Künstler" und will sich produciren; da aber in den verschiedenen Conservatorien jährlich „Künstler" in beträchtlicher Anzahl in die Welt gesetzt werden, die alle den Trieb haben sich zu produciren, so übersteigt leicht das Angebot die Nachfrage und erwächst den jungen, oft strebsamen Menschen ein kümmerliches Dasein. Das Conservatorium ist die Pflanzstätte des musikalischen Proletariats." Er warf den Conservatorien Einseitigkeit vor; Selbststudium, Reisen und Rathschläge der verschiedensten bedeutenden Künstler seien für einen angehenden Musiker, dessen Fortkommen vor allen Dingen Talent garantire, der Weg zur Vervollkommnung.

Die anwesende russische Pianistin ermuthigte er auf die liebenswürdigste Weise. „Sie müssen reisen, und zwar fangen Sie mit dem Gewandhause an. Ich kann leider nichts dazu thun, um Ihnen zu diesem für alle jugendlichen Künstler wichtigen Debut zu verhelfen; ich bin etwas brouillirt mit Leipzig, seitdem ich einen unvorsichtigen Ausspruch gethan; ich behauptete einmal: ich spiele lieber im „Hausgewande" als im „Gewandhause", und seitdem will man dort nichts mehr von mir wissen. — Spielen Sie öffentlich, so viel Sie können, arbeiten Sie weiter, — haben Sie aber einige Monate nichts zu thun, dann gehen Sie zu Liszt und lernen Sie von dem."

Einige Tage nach diesem Abend fand das Concert des Violoncellisten Coßmann statt, in welchem Bülow als Dirigent, sowie als Pianist zum zweiten Male in jenem Sommer die Concertestrade betrat, zum größten Jubel des Publicums, das an jenem Abend seinen Liebling besonders auszuzeichnen gedachte. Das solide deutsche Publicum versteigt sich selten zu glühenden Ovationen; was in unseren Concertsälen mit Leichtigkeit ausgeführt wird, trägt in Deutschland oft den Stempel der Schwerfälligkeit und muß sogar, wie in dem nachstehenden Falle nach unseren Begriffen als vollständig mißlungen angesehen werden.

Es hatten sich Bülows Freunde verabredet, den großen Künstler bei seinem Erscheinen vor dem Beginn der Symphonie mit einem Regen von Lorbeerkränzen zu begrüßen. Als das Publicum sich versammelte, sah man mehrere Herren und Damen mit enormen Kränzen bewaffnet in den Saal treten, stehen bleiben, mit Spannung den Moment des Sturmes erwartend. Bülow erschien, der große Moment war da — doch keine Hand rührte sich, Keiner hatte den Muth, der Erste zu sein, Alles blieb still, und die Symphonie begann. Auch in den Pausen blieb Alles ruhig; zum Schluß endlich, als das Publicum sich bereits erhob, um den Saal zu verlassen, kam etwas geflogen, ein vereinzelter Kranz, der, mit zu wenig Schwungkraft geschleudert, die Estrade nicht einmal erreichte und auf den Boden fiel, gerade in dem

Moment, wo Bülow die Estrade verlassen, also nichts davon gesehen hatte. Die übrigen Kränze wurden alle einem Capelldiener übergeben, der sie, 6—8 an der Zahl, wie Bretzel auf seinen Arm reihte und sie schließlich auf dem Instrumente aufthürmte. Bülows Seele ahnte nichts von dieser Feier, und wir wollen hoffen, daß er nie etwas davon erfahren hat, denn er ist kein Freund von dergleichen Auszeichnungen, wovon Baden einige Zeit nachher ein Beispiel erlebte.

Im Sommer darauf brachte Bülow wieder mehrere Wochen in Baden zu; er lebte abermals im Hause des Herrn Gimpel, er studirte nach wie vor, war derselbe witzige, liebenswürdige, unbarmherzig sarkastische Gesellschafter — leider aber auch eben so nervös und reizbar, wie zuvor. In Momenten des bis zur Krankhaftigkeit hinaufgeschraubten Affects konnte er Alles um sich her vergessen und dann bis über die Grenzen der Schicklichkeit hinaus rücksichtslos sein.

In einem Concert, in welchem er fast ausschließlich allein spielte, dessen Ertrag er aber einer jungen unbemittelten Sängerin bestimmte, wurde in einem Zwischenact von einem Diener ein schöner Lorbeerkranz hereingetragen und über die Lehne des Stuhles vor dem Instrument gelegt. Bülow, der eben im Begriff war, an den Flügel zu treten, blieb stehen, als er den Kranz erblickte, stampfte mit dem Fuße und rief: „Heraus damit!" Der Diener nahm erschreckt den ihm anvertrauten Kranz von der Lehne und deponirte ihn behutsam in einer bescheidenen Ecke der Estrade. „Zum Teufel! heraus damit, sage ich" — rief er außer sich — „ganz heraus!" — Der Kranz mußte den Weg wieder durch den Saal machen. Im Publicum machten sich Regungen von Verlegenheit, Schreck und Unwillen bemerkbar; dem Spender des Lorbeers, falls er sich im Saale befunden, mochte dabei nicht wohl zu Muth gewesen sein. Bald darauf setzte sich Bülow an den Flügel und spielte — wunderbar! Es waren Compositionen von Händel, Beethoven, Schubert, Raff, Tschaikowski und Rubinstein. Alle die widerstreitenden Empfindungen, die seine gesellschaftlichen Rücksichtslosigkeiten kurz zuvor im Publicum heraufbeschworen, wußte der Künstler von Gottes Gnaden zu lösen und in den Ausdruck des enthusiastischen Entzückens, der höchsten Bewunderung und Verehrung zu verwandeln.

Nach dem Concert trat er in den Saal und war bald von Bekannten und Freunden umringt; Jeder wollte ihm Dank sagen und einen Händedruck von ihm empfangen. Aus einer Gruppe junger Mädchen, mit denen er lebhaft scherzte, trat eins auf ihn zu und sagte:

„Aber wie konnten Sie heute nur so heftig werden, Herr v. Bülow? Sie haben gewiß dem sehr wehe gethan, der mit dem Kranz doch nur seiner Verehrung für Sie einen Ausdruck geben wollte. Das war böse von Ihnen."

„Wann werden die Menschen endlich begreifen," rief Bülow, „daß ich dergleichen nicht mag; ich bin kein Jüngling mehr, den man zu ermuthigen hat. Wenn man mir zum Lorbeer doch wenigstens Salz und Pfeffer spenden wollte, dann könnte ich mir einen Salat daraus machen; aber was fange ich so mit dem Grünwerk an? — Und was die „Verehrung" des Publicums anbetrifft, so zum Kuckuck mit der, ich habe sie nicht nöthig. — Uebrigens, war der Kram von Ihnen?"

„Nein."

„Von Ihnen? — von Ihnen?"

Ueberall antwortete man ihm mit einem Kopfschütteln.

„Nun, dann liegt mir nichts daran."

Bülow hatte, da man ihn nie zu Hause traf, die Höflichkeit, einen Besuch sofort zu erwidern. Er erhob sich gewöhnlich vom Stuhle, nachdem er eben Platz genommen: „Sie entschuldigen, wenn ich umhergehe, ich bin ein wenig nervös" — pflegte er zu sagen. Seine Unterhaltung war stets lebhaft und im höchsten Grade anregend; sie bot reichlich Gelegenheit, seinen sprühenden Geist und seine weitumfassenden Kenntnisse zu bewundern; vier Sprachen, deutsch, französisch, englisch und italienisch, beherrschte er in gleicher Vollkommenheit.

Eines Sonntags Vormittags lud er einige Bekannte zu sich ein: „wenn es Sie interessirt, etwas Musik zu hören" — setzte er hinzu. Bülow war bei der Gelegenheit, wie die Damen sich ausdrückten, „dämonisch" liebenswürdig; er spielte Stunden lang, sich Bestellungen einholend, auf alle Bitten eingehend. Alle Anwesenden waren wie von einem Zauber befangen. In den Pausen scherzte er auf die heiterste Weise, Schlagworte flogen hinüber, herüber; er reizte durch seinen frivolen Ausspruch: er finde es geradezu verbrecherisch, wenn eine Dame nicht kokett sei — die anwesende Damenwelt zum verzweifeltsten Widerspruch und erging sich in Auseinandersetzungen, die auf eine religiös-freisinnige Denkungsweise schließen ließen. Ein junges Mädchen, das sich seines besonderen Wohlgefallens erfreute und sich lange mit ihm angelegentlich unterhielt, sagte darauf hin halb zaghaft, halb vorwurfsvoll: „Aber, Herr von Bülow, wie kann man nur so wunderschön spielen und dabei an keinen Gott glauben?"

„Mein Fräulein, woher nehmen Sie an, daß ich an keinen Gott glaube?" antwortete Bülow. „Vielleicht ist der Gott, der in meiner Brust lebt, derselbe, an den Sie glauben, wir nennen ihn nur bei verschiedenen Namen! Der Mensch kann meiner Ansicht nach ohne einen Gott gar nicht existiren; doch jeder Mensch hat seinen Gott" — und er ging ins Nebenzimmer, holte ein Buch heraus, Goethes Faust, schlug die Stelle auf, in welcher Gretchen den Faust fragt: „Glaubst du an Gott?" und Bülow las laut die Antwort Fausts:

„Mein Liebchen, wer darf sagen:
Ich glaub' an Gott!
Magst Priester oder Weise fragen,
Und ihre Antwort scheint nur Spott
Ueber den Frager zu sein
— — — — — — — — — —
Ich habe keinen Namen dafür!
Gefühl ist Alles!"

„Glauben Sie mir, mein Fräulein," rief Bülow, das Buch schließend, „wenn ich eine Sonate von Beethoven spiele und dabei etwas fühle, wenn ich durch Töne auf meine Zuhörer wirke und in ihnen Empfindungen erwecke, in solchen Stunden steckt mehr Religion in mir, als in manchem „gläubigen" Gemüth."

Bald darauf rüstete sich Bülow zur Abreise; er hatte das Capellmeister-Amt am Hoftheater zu Hannover angenommen. Am Tage vor seinem Abschiede begegnete ich ihm in Gesellschaft einiger Freunde auf der Promenade. Ein herzliches Lachen empfing mich.

„Hören Sie doch nur," rief mir Bülow entgegen, „was der Coßmann eben für einen prächtigen Witz gemacht hat; er meinte: „also morgen wird man singen können: Ueber allen Gimpeln ist Ruh'!" . . . Ist das nicht köstlich?"

Im Winter darauf erschien ein kleines literärisches Werk, das sehr viel Aufsehen erregte und überall mit dem größten Interesse gelesen wurde: „Eine Liebesepisode aus dem Leben Lassalles". Auch ich hatte die Broschüre gelesen und theilte mit Allen den Wunsch, den Namen der sympathischen jungen Heldin des Romans, der anonymen Schreiberin jener Episode, zu erfahren. Sie erwähnt eines genußreichen Abends bei Lassalle, an welchem sie mehrere seiner Freunde kennen gelernt, unter Anderen die Herren Pritzel, Scherenberg und Bülow. Ich hoffte jetzt durch Letzteren zu erfahren, wer die junge Dame gewesen, und schrieb ihm zu dem Zweck nach Glasgow, wo er sich gerade aufhielt. Umgehend erhielt ich folgende Antwort:

„Wohlerzogenheit und Eigenliebe kämpfen einen harten Kampf in mir seit Empfang Ihrer Zeilen: die erste trägt den Sieg davon — ich will Ihnen aufrichtig ein Geheimniß verrathen, dessen Entdeckung meinen Ruf vernichten kann. Mein Gedächtniß ist bei weitem nicht so wunderbar, als Fama zu rühmen beliebt. Habe absolut keine Erinnerung mehr an russisches Fräulein nebst dero Vater, die ich einmal mit anderen Schriftstellern in meines hochverehrten unglücklichen Freundes Lassalles Hause getroffen haben könnte. May be; wenn ich bei Lassalle war, hatte ich nur Augen und Ohren für den mir so sympathischen heldenhaften Mann,

— alle übrigen Anwesenden waren für mich Statisten, Figuranten, Schatten, Tagesgespenster. Agréez mes respects. — Herren Pritzel und Scheerenberg u. s. w. möchten eher Aufschluß geben können.

Ich habe die Ehre Sie zu grüßen

Ganz ergebenst (wiewohl eilig)

Hans v. Bülow.

Seitdem haben wir das Glück gehabt, zu wiederholten Malen Bülow in Rußland zu sehen und zu hören. Bis jetzt können die Besucher der Symphonieconcerte in Petersburg die Saison nicht vergessen, in welcher er als Orchesterdirigent an Interpretation so Vollendetes leistete, und selbst russische Compositionen in so charakteristischer und genialer Weise zu Gehör brachte, wie es, weder vor noch nach ihm der Fall gewesen ist. Wie interessant war es, den Proben beizuwohnen, Bülows treffende Bemerkungen zu hören und zu beobachten, wie er jedem Instrument seinen Geist einzuverleiben wußte, bis die Composition schließlich als vollendete Verkörperung seiner Idee vor uns stand. Daß es in solchen Stunden bei einer so nervösen und eigenartigen Individualität wie Hans von Bülow an den malitiösesten, originellsten und beißendsten Bemerkungen nicht fehlte, kann man sich denken. — So war es bei dem Einstudiren eines Chorwerkes, daß Hans Bülow zu einer geistreichen Parallele durch die mitwirkenden Damen des Chores herausgefordert wurde, welche, wie leider üblich, in der Probe die Zeit dazu benutzten, sich ihre Tagesneuigkeiten mitzutheilen.

„Meine Damen," unterbrach sie Bülow, „es handelt sich hier nicht darum, das Capitol zu retten, sondern ein Chorwerk einzustudiren!"

Es werden wohl wenig Personen mit Hans von Bülow in Berührung gekommen sein, die nicht ähnliche originelle Episoden und geistreiche Aussprüche[1] von ihm zu verzeichnen hätten.

O. Eblis.

[1] Meist aber auch sehr unfeine Aussprüche. Die Red.

Karl von Ditmar †.

Am 13. (25.) April d. J. ist in Dorpat ein an Erfahrungen und Erlebnissen, an Arbeit und Erfolg mannichfacher Art reiches Leben erloschen: Karl von Ditmar, Besitzer des Gutes Kerro im Pernauschen Kreise Livlands, als wissenschaftlicher Reisender und Erforscher Kamtschatkas in den weitesten Kreisen rühmlichst bekannt und hochgeachtet, ist aus dem Leben geschieden.

Sohn des Dr. juris und weiland Privatdocenten in Dorpat Woldemar von Ditmar und seiner Gemahlin, geb. Baronesse von Stackelberg, wurde K. v. Ditmar am 27. August 1822 auf dem großväterlichen Gute Fennern im Pernauschen geboren und erhielt seine Schulbildung in der bekannten Krümmerschen Anstalt in Werro. 1841 zur Universität gelangt, begann er erst Landwirthschaft zu studiren, verharrte jedoch, von einer bereits im Knaben ausgesprochenen Liebe zur Natur beseelt, bei den naturwissenschaftlichen Fächern derselben und gab sich schließlich, durch den eben damals nach Dorpat berufenen Professor Hermann Abich, nachmaligen Akademiker in St. Petersburg und berühmten Kaukasusforscher, mächtig angeregt, voll und ganz dem Studium der Mineralogie und Geologie hin. Nachdem er 1847 die Universität mit dem Grade eines Candidaten dieser Wissenschaften verlassen und darauf dasselbe Studium noch in der Bergakademie in Freiberg in Sachsen und in Leipzig fortgesetzt und später eine Bildungsreise durch Deutschland, Frankreich, Italien und die Schweiz gemacht hatte, kehrte er 1850 in die Heimath zurück und wurde auf Verwendung des Herzogs Maximilian von Leuchtenberg beim Kriegsgouverneur von Kamtschatka, Capitän (nachmals Admiral) Sawoiko, als Beamter für besondere Aufträge im Bergfach angestellt. Der forschungslustige, zu allen Entbehrungen bereite und vor keinen

Mühen und Gefahren der Reise durch unwirthbare Gegenden zurückschreckende junge Gelehrte gewann bald das besondere Wohlwollen seines Chefs und erhielt durch ihn Gelegenheit, die im Inneren noch fast unbekannte, durch ihre zahlreichen und riesigen Vulcane hochinteressante Halbinsel mehrfach sowohl ihrer ganzen Länge nach, wie kreuz und quer zu bereisen. Die Rückreise von Kamtschatka fand zur See nach der Amurmündung, diesen damals noch wenig bekannten Strom aufwärts und durch Sibirien statt, und das Weihnachtsfest 1856 sah Ditmar wieder in seiner Heimath.

Hier erwartete ihn eine Thätigkeit, der er sich anfangs nur ungern hingab, da er am liebsten sogleich an die wissenschaftliche Bearbeitung des in Kamtschatka zusammengebrachten Materials an Beobachtungen, Sammlungen, Karten- und Tagebuchaufzeichnungen gegangen wäre. Aber die Umstände erheischten es dringend, daß er sich des inzwischen von seiner Mutter in umsichtiger Fürsorge für ihn gekauften Landgutes Kerro annähme, das in landwirthschaftlicher Beziehung zwar sehr verkommen war, bei seiner großen Ausdehnung aber und seinem colossalen Waldareal einen sehr ansehnlichen Schatz in sich barg. Um diesen zu heben, bedurfte es nur einer starken, mit voller Hingebung arbeitenden Kraft. Und diese, am anderen Ende der Welt im Kampf mit der Natur und mit Hemmnissen und Hindernissen aller Art gestählte Kraft war jetzt da, um Vieles noch verstärkt dadurch, daß Ditmar, der Reiselust entledigt, jetzt sein eigenes Haus gründete und damit feste Wurzeln in der Heimath faßte. Auf die hier entwickelte Thätigkeit im Einzelnen einzugehen, gebricht es hier an Raum. Es genüge nur anzuführen, daß in der Waldeinöde von Kerro im Laufe eines Menschenalters, außer dem großen schloßartigen Wohnhause und allen erforderlichen, in demselben Maßstabe gehaltenen Wirthschaftsgebäuden, eine ganze Reihe von industriellen, mit Dampfbetrieb arbeitenden Gewerken und daneben — last not least — auch eine Kinderbewahranstalt und Schule entstand, die, mit besonderer Liebe und Sorgfalt gepflegt, Zeugniß von der humanen Gesinnung ihres Begründers gab und ihm die Herzen aller Untergebenen gewann.

Inmitten dieser von einer glücklichen und sonnigen Häuslichkeit erhellten und getragenen Thätigkeit kehrte Ditmar in den Mußestunden gern zur Bearbeitung seiner Reise-Erfahrungen und Erlebnisse nach den an Ort und Stelle niedergeschriebenen Tagebüchern zurück. Einen rascheren Fortgang konnte diese jedoch erst im letzten Decennium nehmen, als er, zum Theil auch seines Herzleidens wegen, den Winter stets in Dorpat zu verbringen beschloß, wo ihm manche literärische Hilfsmittel geboten werden konnten. Erst zwei Jahre sind es her, daß sein Werk „Reisen und Aufenthalt in Kamtschatka in den Jahren 1851—1855, erster Theil" im Druck erschien und durch seinen reichen wissenschaftlichen Inhalt, wie durch die einfache und

und anspruchslose Schilderung gefahrvoller Reisen, wechselnder Naturbilder und eines eigenartigen Völkerlebens allgemeines Interesse erregte. Seitdem war er anhaltend bemüht, das dort entworfene Bild nach allen Seiten wissenschaftlich zu vervollständigen und zu vertiefen — bis ihm die Feder, leider ohne ganz abgeschlossen zu haben, der müden Hand entsank. Hoffen wir, daß auch dieser zweite Theil, wenngleich nicht in dem ursprünglich beabsichtigten Umfange, im Druck erscheinen wird, um mit jenem ersten zusammen ein schönes Denkmal von Ditmars Thätigkeit im äußersten Nordosten Asiens abzugeben.

Ich kann, so gering der mir zugemessene Raum ist, nicht schließen, ohne noch ein Wort über die Persönlichkeit Ditmars gesagt zu haben. Allen, die auch nur in flüchtige Berührung mit ihm gekommen, wird seine einnehmende, überaus liebenswürdige, selten reich begabte Persönlichkeit stets in freundlichster Erinnerung bleiben — die fesselnde Macht seiner mündlichen Rede, die drastische, farbenreiche Ausdrucksweise, die überraschenden, immer treffenden Bilder und Vergleiche, der nie versiegende frische Humor. Wer ihn näher und tiefer gekannt, wem es beschieden gewesen, mit ihm ein Stück Lebens zu theilen, der konnte in ein wunderbar harmonisches Innere blicken, in welchem neben starker Willenskraft und Energie ein unendliches Wohlwollen und eine milde Humanität das Scepter führten. Und diese letzteren blieben sich immer treu, seinen engeren Heimathsgenossen, wie den fernen Kamtschadalen und Korjaken gegenüber, ja, im Verkehr mit diesen trat seine Menschenfreundlichkeit erst recht hervor, denn er sah in ihnen nur erwachsene Kinder, und in seiner eigenen Brust schlug, trotz aller Männlichkeit, ein kindlich weiches und warmes Herz — die tiefste und mächtigste Triebfeder seiner Handlungen. Liebe und Ehre seinem Andenken! Friede seiner Asche!

St. Petersburg, 22. April 1892.

L. v. Schrenck.

Herausgeber: R. Weiß.

Für die Redaction verantwortlich:
R. Carlberg.

Дозволено цензурою. — Ревель, 30-го Апрѣля 1892.

Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Линдфорса въ Ревелѣ.

Die Fürstin Natalie Borissowna Dolgoruki,

geb. Gräfin Scheremetjew.

Die Fürstin Natalie Borissowna Dolgoruki beansprucht unter den hervorragenden Frauen des 18. Jahrhunderts unsere besondere Aufmerksamkeit durch ihre ideal angelegte Natur und den Adel ihres Charakters, der sich unter den härtesten Schicksalsschlägen bewährte. Wir sehen sie schuldlos hineingerissen in die entsetzliche Katastrophe, die im Intriguenspiel um Macht und Herrschaft ihren Mann und seine ganze Verwandtschaft in Verbannung und Elend und dann mit durch eigene Unvorsichtigkeit aufs Blutgerüst zu qualvollem Tode führte. In allem Unglück und Kummer zeigt sich uns das menschlich schöne Bild einer gottergebenen Dulderin, deren ganzes Leben erfüllt war von hingebender selbstloser Liebe.

Die Hauptquelle für ihr Leben sind ihre als Bruchstücke hinterlassenen Aufzeichnungen, ein rührendes Zeugniß kindlichen Gemüthes und edler Weiblichkeit. Ihre Denkwürdigkeiten schrieb sie kurz vor ihrem Tode im Jahre 1767 als Nonne nieder, auf Bitten ihres ältesten Sohnes und ihrer Schwiegertochter[1]. In diesen Aufzeichnungen tritt ihre hingebende warme Liebe, freilich auch ihre naive Parteilichkeit deutlich hervor. Die Ihrigen, besonders ihren Mann und dessen Wohlthäter Peter II. idealisirt sie, seine Gegner und die Kaiserin Anna, unter der er gelitten, schildert sie ungünstig, aber auch bei diesen subjectiv gefärbten ungünstigen Urtheilen tritt ihre christliche, milde, dem Hasse und der Rachsucht abgewandte Gesinnung wohlthuend hervor. Bei solchen Eigenschaften der Verfasserin ist besonders wichtig, was und wie sie Selbsterlebtes erzählt, und wohl zu unterscheiden von dem, wo

[1] Die Denkwürdigkeiten sind gedruckt mit dem Nachweise der früheren Ausgaben und anderen Mittheilungen aus ihrem Leben im Русскій Архивъ 1867. S. 2—63.

sie die damals gang und gäben Legenden wiedergiebt. Sie schrieb ihre Aufzeichnungen 1767, zu einer Zeit, als sich über das Schicksal der Fürsten Dolgoruki schon die verschiedenartigsten Legenden gebildet hatten, Legenden, deren Unrichtigkeit und mangelnde Begründung jetzt durch Nachweise aus dem Staatsarchiv dargethan ist. Besonders ist dies der Fall mit dem, was die Fürstin über den Urheber der Verfolgung gegen die Fürsten Dolgoruki sagt. Sie hält Biron dafür — denn so bezeugte es die Legende. Dem widerspricht die einfache Thatsache, daß im Jahre 1720, wo der Sturz der Fürsten Dolgoruki erfolgte, Biron ein noch wenig einflußreicher Mann war, der eben erst begann den Boden für künftige Erfolge zu sondiren und vorzubereiten. Es ist urkundlich nachgewiesen, daß die Dolgoruki selbst für ihre Hauptfeinde Jagushinski, Golowkin, Ostermann, Wolynski, Theophan Prokopowitsch gehalten haben und allen Grund dazu hatten, da diese von ihnen vielfach verletzt und in ihrer Stellung durch sie bedroht waren. Wenn weiter unten die Aeußerung über Biron trotzdem abgedruckt wird, so nur deswegen, weil selbst in diesem parteiischen Urtheil die milde Gesinnung der Verfasserin selbst gegen den, den sie für den Urheber des Unglückes ansah, deutlich hervortritt.

Bemerken müssen wir noch die Art und Weise, wie sie des Versuches erwähnt, die autokratische Gewalt der Monarchin zu beschränken. Aus ihren Aeußerungen erfahren wir, was man sich davon in dem Kreise der Dolgoruki erzählte und wie sie es von ihrem Manne erfahren hatte. Sie glaubte die „Punkte", die die Kaiserin hatte unterzeichnen müssen, wären zum Besten des Volkes erlassen und ihre Feststellung wäre auf allgemeinen Wunsch erfolgt. Von den Machinationen der Dolgoruki hatte sie offenbar keine Ahnung.

Bevor wir aber die Fürstin Natalie Borissowna kennen lernen, müssen wir kurz die damaligen politischen Zustände Rußlands uns vergegenwärtigen[1], die Zustände, die den Schlüssel liefern zum Verständniß des tragischen Geschickes, auf dessen düsterem Hintergrunde die liebliche Gestalt unserer Heldin in ihrer anspruchslosen Schönheit sich abzeichnet.

Peter der Große, „ein souveräner Monarch, der niemandem auf Erden von Seinen Verrichtungen Rede und Antwort geben darf, sondern Macht und Gewalt hat, Sein Reich und Länder als ein christlicher Potentat nach

[1] In der Schilderung der damaligen politischen Zustände folgen wir im Wesentlichen der Schrift Д. А. Корсаковъ, Воцареніе Императрицы Анны Іоанновны. Казань 1880. Zur Abfassung dieser Schrift wurde dem Verfasser seiner Zeit auf Befehl Kaiser Alexanders II. das Reichsarchiv in St. Petersburg geöffnet. Von demselben Verfasser ist neuerdings erschienen und ist gleichfalls bei der Darstellung benutzt: Изъ жизни русскихъ дѣятелей XVIII вѣка. Казань 1891. In diesem Werke sind viele Legenden, die sich in Bezug auf die Fürsten Dolgoruki gebildet hatten, auf ihren wahren Werth zurückgeführt worden.

eigenem Willen und Gutdünken zu regieren" — wie er selbst im Kriegsreglement seine Stellung bezeichnet — hatte von seiner Machtvollkommenheit ausgiebigsten Gebrauch gemacht, um eine Reform im umfassendsten Sinne anzubahnen und Rußland europäisch zu machen. Nicht nur das staatliche, politische Leben sollte von Grund aus anders werden; die Reform sollte sich erstrecken auf das ganze Fühlen und Denken, die Anschauungen, Ueberzeugungen, das Gewissen, kurz auf das ganze Leben des Volkes. Es sollte Alles europäisch werden. Fest und unbeugsam hatte er mit eiserner Consequenz die Riesenarbeit in Angriff genommen und mächtig gefördert, trotz des Widerstandes, auf den er stieß, denn das Volk, dessen ganzes Leben und Sein reformirt werden sollte, hielt am Hergebrachten fest. Peters furchtbarer Energie gegenüber zeigte sich, abgesehen von den ersten Jahren, nur passiver Widerstand. Die vornehmen Geschlechter, aus denen bisher die Leiter des Staates hervorgegangen waren, die denselben nach dem Herkommen geleitet, wohl auch hie und da Verbesserungen versucht und durchgeführt hatten, verschlossen den Groll über die Beseitigung des ehrwürdigen Hergebrachten, über die Verspottung der alten Sitten und Gebräuche in ihrem Inneren, sie ertrugen es murrend, neue Leute niedrigen Standes und Fremde an der Spitze des Staates zu sehen: sie flüchteten sich in die Erinnerungen der alten Zeit des moskowischen Zarthums oder in fremde Länder und suchten die Ideale eines besseren Seins in der Vergangenheit des eigenen Landes oder in den bestehenden Zuständen benachbarter Staaten.

Die mittleren Klassen, die Dienstleute und Alles, was sich aus dem niederen Volk durch eigene Tüchtigkeit heraufarbeitete, fügte sich zum Theil der Reform, denn diese eröffnete ihnen die Möglichkeit, emporzukommen zu Macht und Einfluß, ja, in die ersten Reihen zu gelangen.

Das niedere Volk widerstrebte der Reform, denn diese nahm ihm das gewohnte Alte und brachte ihm keine Aussicht auf Besserung, sondern nur Lasten: schweren Steuerdruck und noch schwerere lebenslängliche Rekrutenpflichtigkeit. Diesen Lasten suchte der Bauer sich zu entziehen durch die Flucht über die Wolga in die unermeßliche Steppe, in die mütterliche Einöde, oder über die Grenze in die litthauischen Wälder.

Mit Peters Tode trat in der Reformbewegung ein Stillstand ein. Es war Niemand da, der in seinem Geiste und mit seiner Energie sein Werk fortgesetzt hätte. Seine Diener und Gehilfen hatten wohl die äußere Form sich angeeignet, aber das Wesen seiner Thätigkeit war ihnen verschlossen geblieben, seinen Geist besaßen sie nicht! Ihnen gegenüber zeigte sich die Möglichkeit einer Opposition, eines Eintretens für das alte Herkommen und die alten Lebensanschauungen.

Unter den alten Geschlechtern, die im alten Rußland an der Spitze

der Staatsangelegenheiten gestanden hatten, regte sich sofort eine Opposition. Diese wurde um so mehr herausgefordert, als die Aufhebung der alten Thronfolgeordnung durch Peter und sein Gesetz: Jeder Kaiser sei befugt, seinen Nachfolger nach eigenem Ermessen zu ernennen, großes Mißfallen erregt hatte. Durch dies Gesetz wurde die Stetigkeit der Thronfolge, auf der die Ordnung und Sicherheit des ganzen Staates beruhte, erschüttert, und wurden die Staatsstreiche und Gewaltthaten eingeleitet, welche im vorigen Jahrhundert die Thronbesteigungen so oft begleiteten und erst durch die von Kaiser Paul erlassene, jetzt geltende Thronfolgeordnung für immer beseitigt worden sind. Peter der Große starb ohne seinen Nachfolger ernannt zu haben. Die alten Geschlechter forderten die Thronfolge Peters II., Sohnes des unglücklichen Alexei, denn von der Gemahlin Peters, Katharina, die aus niederem Stande war, wollten sie nichts wissen, eben so wenig von deren Töchtern. Die neuen Emporkömmlinge, welche im Prozesse Alexeis eine wenig ehrenhafte Rolle gespielt hatten, und vor Allen Menschikow, hatten von einer Thronbesteigung Peter Alexejewitsch' Alles zu fürchten. So nahm der Streit die Form des Kampfes um die Macht an. Die Anhänger der Reform, die Emporkömmlinge und die Fremden behielten durch das gewandte Eingreifen des holsteinschen Residenten Bassewitz die Oberhand, indem es ihnen gelang, die Kaiserin Katharina I. auf den Thron zu erheben. An die Spitze der Geschäfte trat ein Höchster Geheimer Rath, in den auch Mitglieder aus den alten Geschlechtern berufen wurden. Dieser Höchste Geheime Rath leitete die Staatsgeschäfte ziemlich selbständig und ergriff verschiedene Maßregeln, um die das Volk drückenden Lasten zu erleichtern. Die Anhänger des Alten hatten nunmehr Theil an der Regierung. Es zeigte sich ihr Einfluß bei der Ordnung der Thronfolge. Die Kaiserin Katharina I. übte zum ersten Mal das von Peter dem Herrscher zugesprochene Recht aus und ernannte in ihrem Testament den Enkel Peters des Großen, den oben erwähnten Sohn Alexeis, zum Thronfolger und, für den Fall seines Hinscheidens ohne Ernennung eines Nachfolgers, ihre älteste, mit dem Herzoge von Holstein-Gottorp vermählte Tochter Anna mit ihrer Descendenz und sodann ihre zweite Tochter Elisabeth und deren Descendenz. Die Regentschaft sollte aus den beiden Prinzessinnen, dem Herzoge von Holstein und sämmtlichen Mitgliedern des Höchsten Geheimen Rathes bestehen. Nach ihrem Tode folgte ihr auf Grund ihres Testamentes Peter II. Als Menschikow die Verlobung seiner Tochter mit dem jungen Kaiser durchgesetzt hatte, riß er alle Gewalt an sich, entfernte den Herzog von Holstein und dessen Familie aus Rußland und gerirte sich, als sei er Regent. Seine Hoffahrt und Gewaltthätigkeit, seine Willkür und Habsucht brachte Alles gegen ihn auf. Durch den Jugendfreund des jungen Kaisers, den Fürsten

Iwan Alexejewitsch Dolgoruki, gelang es, den „Allmächtigen" zu stürzen: er wurde nach Beresow verbannt, die Verlobung des Kaisers mit seiner Tochter ward gelöst.

Die Dolgoruki und Galitzyn erhielten den größten Einfluß auf den Kaiser, sie hatten das Uebergewicht im Höchsten Geheimen Rath, der Hof siedelte nach Moskau über. Diese Uebersiedelung sollte darauf hinweisen, daß nun das Alte wieder zur Herrschaft gelange. Der junge Kaiser verlobte sich mit der Schwester seines Günstlings, der Fürstin Katharina Dolgoruki.

Die Fürsten Dolgoruki und Galitzyn waren durch die Geschichte an die Spitze der alten Geschlechter gestellt worden, sie stammten aus Geschlechtern, welche bereits über 100 Jahre bedeutende Stellungen im Staate bekleidet hatten. Ein Dolgoruki hatte 1608 das Dreifaltigkeitskloster siegreich gegen die Polen vertheidigt, ein anderer hatte als Mitglied des Bojarenrathes sich geweigert, Wladislaw von Polen zum Zaren zu wählen und hatte zugleich mit Galitzyn auf den jungen Romanow als den geeigneten Throncandidaten hingewiesen. Seine Tochter wurde die erste Gemahlin Michael Romanows. Während des ganzen 17. Jahrhunderts hatte die jüngere Linie dieses fürstlichen Hauses im Vordergrunde gestanden, unter Peter dem Großen ragten zwei Repräsentanten dieses Zweiges hervor durch ihre Bildung, erfolgreiche Thätigkeit im Staatsdienste und unbestechliche Ehrenhaftigkeit. Jedoch hingen sie an den alten Ueberlieferungen des moskowischen Zarthums, sie hatten Theil genommen an den gemäßigten Reformen unter dem Zaren Fedor.

Die ältere Linie trat in den Vordergrund unter Peter d. Großen. Wassili Lukitsch, der Oheim des Fürsten Iwan, wird als der liebenswürdigste und gebildetste Mann seiner Zeit geschildert, als klug und ungemein thätig. Dagegen war der Vater des Fürsten Iwan, der Fürst Alexei Grigorjewitsch, beschränkt und habsüchtig. Er bereicherte sich durch Erpressungen und beutete die Stellung seines ältesten Sohnes und seiner Tochter auf das Schamloseste aus. Sein Sohn hat oft genug Protest erhoben gegen das Gebahren des Vaters, doch hatte das nur die Folge, daß der Vater ihn nicht leiden mochte und sogar den vergeblichen Versuch machte, ihn durch seinen jüngeren Sohn beim Kaiser zu ersetzen. Fürst Iwan Alexejewitsch benutzte seinen Einfluß auf den Kaiser nur zu Thaten der Milde und Gnade. Er war ein glänzender Repräsentant der damaligen vornehmen Jugend und hatte eine wilde, leichtsinnig verbrachte Jugend hinter sich[1]. Um dem wüsten Jugendrausch ein Ende zu machen, beschloß er zu heirathen. Er freite unter Anderen um die Tochter Jagushinskis, aber von einer Verbindung mit einem polnischen Geschlecht niederer Abkunft wollte

[1] Von Natur war Fürst Iwan edel angelegt und gutherzig.

sein Vater nichts wissen. Diese Kränkung hat Jagushinski nie vergessen, er ward ein unversöhnlicher Feind des ganzen Hauses[1]. Allein auch später trat sein Leichtsinn wieder hervor und stürzte ihn ins Verderben. Den Adel seiner Seele aber bewies die Ergebung, mit der er den entsetzlichen martervollen Tod erlitt, im jugendlichen Alter von 31 Jahren.

Eine hervorragende Rolle im Höchsten Geheimen Rath spielten zwei Fürsten Galitzyn, deren Vorfahren während des ganzen 18. Jahrhunderts bis in die Zeit Peters des Großen hinein wichtige leitende Stellungen eingenommen hatten. Ein Galitzyn war der erbittertste Feind Boris Godunows gewesen, hatte die Fahne des Aufstandes gegen ihn erhoben, einen Sohn ermorden lassen, später hatte er die ihm angebotene Krone aus patriotischen Gründen abgelehnt und Michael Romanow vorgeschlagen. Ein Anderer, der sogenannte große Galitzyn hatte während der Jugend Peters unter Sophia den Staat nicht ungeschickt geleitet, sein Neffe Boris Galitzyn hatte als Anhänger Peters in der ersten Zeit eine bedeutende Rolle gespielt — hatte aber dann zurücktreten müssen, wie es scheint, weil Peter eifersüchtig auf ihn war.

Die Geschichte hatte diese beiden Geschlechter in den Vordergrund gestellt, die Repräsentanten derselben glaubten den Kampf mit den Emporkömmlingen und Fremden, den Anhängern der gewaltsamen Reformen Peters aufnehmen zu können. Durch den Sturz Menschikows, das Vertrauen und die Sympathie, die der junge Kaiser ihren Bestrebungen entgegenbrachte, schienen sie den Sieg davonzutragen. Da starb der junge Kaiser nach kurzer Krankheit an den Pocken. Um die Macht in Händen zu behalten, begannen die Dolgoruki und Galitzyn ein gewagtes Spiel, das ihre Stellung für immer befestigen sollte und — verloren es. Das Testament der Kaiserin Katharina wurde damals, nach dem Sturze Menschikows, als sein Machwerk, als gefälscht angesehen, dem Gestürzten konnte man ja Alles in die Schuhe schieben. So glaubten die Dolgoruki und Galitzyn sich einfach über dasselbe hinwegsetzen zu können. Ja, als die Krankheit Peters II. eine bedenkliche Wendung nahm, meinte Alexei Dolgoruki, es müsse der Kaiser veranlaßt werden, ein Testament zu Gunsten seiner Braut zu unterzeichnen. Das Testament war fertig und bedurfte nur noch der Unterschrift Peters II. Diese sollte der Liebling des Kaisers, der Fürst Iwan, beschaffen — allein er fand oder wollte keine Gelegenheit finden, dasselbe unterzeichnen zu lassen. Als von der Abfassung des Testamentes die Rede war, hatte Fürst Iwan geäußert, seine Handschrift sei der des Kaisers täuschend ähnlich, er hatte seinen Verwandten zwei Blatt Papier vorgelegt, auf einem hatte Kaiser

[1] Д. А. Корсаковъ. Изъ жизни русскихъ дѣятелей XVIII вѣка. Казань 1891. S. 100.

Peter II. seinen Namen geschrieben, auf dem anderen er des Kaisers Namen, es war die echte Unterschrift von der nachgemachten nicht zu unterscheiden gewesen; er hatte dann ein Exemplar des Testamentes unterzeichnet, und man hatte seine Unterschrift von einer echten nicht unterscheiden können. Sein Vater hatte dieses Exemplar benutzen wollen, allein es war beseitigt und schließlich verbrannt worden.

Da unter der hohen Beamtenwelt der Wunsch Ausdruck erhielt, gesichert zu werden gegen die Willkür Einzelner, wie man sie unter Menschikow erfahren hatte, und in bestimmter Weise Theil zu nehmen an der obersten Verwaltung, so versuchte der Oberste Geheime Rath diese Strömung zu seinen Gunsten auszunutzen und eine Beschränkung der absoluten Gewalt des Kaisers durchzusetzen. Um diesen Plan durchzuführen, beschloß man, eine der Töchter des älteren Bruders Peters des Großen, des Zaren Joann, auf den Thron zu berufen. Weil diese Prinzessinnen bisher gar keine Aussicht gehabt hatten, auf den Thron zu gelangen, so meinte man, sie würden auf Alles eingehen. Man überging die ältere, an den Herzog von Mecklenburg verheirathete, Tochter Katharina und berief die jüngere Anna Joannowna, die verwittwete Herzogin von Kurland, die in Mitau residirte. Man stellte ihr Bedingungen, durch welche die absolute Gewalt der erwählten Kaiserin zu Gunsten des Höchsten Geheimen Rathes beschränkt wurde. Der Oberste Geheime Rath hatte diese Beschränkung nur zu seinen Gunsten stipulirt, daher war die übrige hohe Beamtenwelt unzufrieden und die Feinde und Gegner der Dolgoruki und Galitzyn, Jagushinski und Andere, benachrichtigten die Herzogin von den Machenschaften und gaben den Rath, die Bedingungen, die sogenannten „Punkte", scheinbar anzunehmen, es werde sich schon nach der Thronbesteigung die Gelegenheit finden, dieselben zu beseitigen. So geschah es. Der Oberste Geheime Rath hatte der Kaiserin vorgestellt, das Volk wünsche eine solche Beschränkung, in dem Manifeste erklärte man, die Beschränkung sei der Wunsch der Kaiserin. Die Täuschung dauerte nur wenige Tage. Die hohen Beamten, die Generalität, die in Moskau dienenden Edelleute erschienen in großer Zahl bei der Kaiserin, um eine andere Organisation zu erbitten. Die Bitte wurde gewährt, die „Punkte" wurden zerrissen, und die Kaiserin erklärte, sie stelle die Selbstherrschaft wieder her. Von der „anderen Organisation" war nicht weiter die Rede. Wir wissen, daß z. B. Twischtschew eine solche in der Tasche hatte, aber es für angezeigt hielt, sie nicht weiter zur Sprache zu bringen. So hatten die bisherigen Machthaber, die Galitzyn und Dolgoruki, das Spiel verloren: der Oberste Geheime Rath wurde aufgelöst und die Mitglieder desselben traf die Anklage auf Hochverrath. Es war eine rauhe Zeit, wer die Macht verlor, verlor alle seine Freunde, selbst seine Verwandten zogen sich meist

zurück, soweit sie nicht selbst von der Anklage erfaßt wurden — wen auch nur die Anklage auf Hochverrath traf, der verlor Vermögen, Freiheit und meist auch das Leben. Folter und qualificirte Todesstrafen herrschten damals noch. In den Sturz eines Vornehmen wurde seine ganze Familie hineingezogen. Zunächst traf die Mitglieder des Höchsten Geheimen Rathes harte Verbannung und Vermögensconfiscation[1].

Natalie Borissowna war die Tochter des ersten Feldmarschalls Rußlands, des Grafen Boris Scheremetjew. Der berühmte Feldmarschall und glänzende Cavalier gehörte zur nächsten Umgebung Peters. Im Jahre 1712, 60 Jahre alt, heirathete er zum zweiten Mal die 35jährige Wittwe des Bojaren Lew Naryschkin, eines Oheims Peters des Großen, eine geb. Saltykow, die in ihrer Jugend zur lustigen Gesellschaft Peters gehört hatte. Dieser Ehe entsprangen zwei Söhne und drei Töchter. Natalie Borissowna wurde als zweites Kind und älteste Tochter im Jahre 1714 geboren. Alles schien ihr eine glückliche, glänzende Zukunft zu weissagen. Freilich verlor sie ihren Vater noch in früher Jugend, doch hinterließ er die Familie in glänzenden Verhältnissen.

Sie schreibt: „Meine Mutter erzog mich sorgfältig, in Künsten und Wissenschaften wurde ich unterrichtet — sie hoffte Freude an mir zu erleben und sich in mir eine treue Freundin in Freude und Leid zu erziehen. Sie liebte mich grenzenlos — es war eine schöne Kinderzeit. Doch all mein Glück fand ein jähes Ende. Der Tod schied uns. 14 Jahre alt war ich, als mich dieser erste schwere Schicksalsschlag traf. Wie sehr ich weinte, doch war es meiner Liebe zu ihr immer noch nicht genug. Meine Thränen und meine Seufzer haben sie nicht zurückgebracht. Ich blieb als 14jährige Waise zurück bei meinem 15jährigen Bruder, der nun Herr im Hause geworden war — mein Leben war ein anderes geworden. Kann man all den Kummer schildern, der mich heimsuchte. Ob ich wohl auf Glück hoffte, so flossen doch meine Thränen häufig. Meine Jugend half mir über manches hinweg und lehrte mich Geduld in Hoffnung kommenden Glückes. Ich meinte, auch meine Zeit werde kommen, wo ich die Freude des Lebens kosten würde, und ahnte nicht, daß die Vorsehung mich mit ungemessenem Leide bedrohe. Zwei Jahre verbrachte ich nach dem Tode meiner Mutter freund- und freudelos. Mein stolzes Selbstbewußtsein gab mir Kraft, und von meinem Verstande ließ ich mich leiten. Ich schloß mich ein und mied die Gesellschaft, um mich nicht Kränkungen auszusetzen. Es war damals eine schlimme Zeit, der Verkehr in der großen Welt war nicht wie jetzt, und junge vornehme Mädchen

[1] Die Fürsten Dolgoruki waren sehr reich, an sie hauptsächlich waren große Reichthümer aus dem confiscirten Vermögen des verbannten Fürsten Menschikow übergegangen. So folgte die Nemesis dem Unrechte auf dem Fuße.

mußten sehr vorsichtig sein, um sich nicht übler Nachrede und kränkenden Bemerkungen auszusetzen. Dann kam mein Glück."

Die junge Gräfin lernte den glänzenden Fürsten Iwan Alexejewitsch Dolgoruki, den Günstling und unzertrennlichen Freund des Kaisers, kennen. Der Fürst Iwan, 22 Jahre alt, von einnehmendem Aeußeren, liebenswürdig und lebenslustig, von edlem Charakter, machte einen unauslöschlichen Eindruck auf sie. Es war eine Liebe fürs Leben, ausdauernd in allem Leide bis zum Tode.

Sie schreibt: „Als das Glück kam, glaubte ich die Glücklichste auf Erden zu sein — mein Bräutigam war ja die erste Person im Staate, der Liebling des Kaisers. Ich gestehe, daß die Bewerbung eines solchen Cavaliers mir sehr schmeichelte. Aber obwohl ich ihn vorher gar nicht gekannt hatte, hat seine wahre und innige Liebe zu mir sofort meine Gegenliebe entzündet. Ich war sehr glücklich — ich liebte es sehr zu hören: „Ach, wie ist sie glücklich!" Ich wußte es nicht, daß das Glück mit mir nur spiele: es zeigte sich mir, damit ich schmecke, wie glücklich die sein können, welche Gott segnet. Damals ahnte ich von dergleichen nichts. Ich strahlte vor Glück, nichts fehlte mir: mein Geliebter an meiner Seite, mein für immer, Ehre und Reichthum umgaben mich, Alle bewarben sich um meine Gunst. Ich war ja ein 15jähriges Ding und glaubte Sphärenmusik zu hören. Der Glanzpunkt dieser Glückszeit war unsere Verlobung. Die ganze kaiserliche Familie war gegenwärtig, alle fremden Minister[1], die ganze vornehme Welt, die gesammte Generalität. Die Verlobung vollzog ein Bischof unter Assistenz zweier Archimandriten. Die Verwandten überschütteten mich mit Brillanten. Mein Bruder schenkte meinem Bräutigam 6 Pud an alten silbernen Gefäßen. Meiner Kurzsichtigkeit erschien mein Glück sichergestellt fürs Leben, ich wußte noch nicht, daß hier auf Erden nichts sicher sei. Vor dem Hause brannten Theertonnen, es war tageshell, große Volksmassen drängten sich herzu, und das Volk pries mich glücklich, denn mein verstorbener Vater, der Feldmarschall, war beim Volke sehr beliebt gewesen.

Und wie lange dauerte dieses Glück? Vom December 1729 bis zum 18. Januar 1730! 26 Tage Glückes büßte ich mit 40 Jahren Leides: für jeden Tag Glückes fast 2 Jahre Kummer. Sechs Tage sind abzuziehen. Doch wer kennt die Zukunft? Wer weiß, was mir noch bevorsteht, wenn mein Leidensweg sich noch verlängert?"

Doch nun kommen wir zu anderen Schilderungen. „Noch jetzt erfaßt mich Grauen, wenn ich zurückdenke, wie jäh nach aller Freude und allem Glanz der Sturm über mich hereinbrach. Herr Gott! gieb mir Kraft, mein

[1] Der Herzog de Liria berichtet über die große Schönheit der Braut.

Mißgeschick zu schildern, zum Nutzen für Andere, zum Trost für Betrübte, daß sie, meiner Leiden gedenkend, getröstet werden! Alle Tage meines Lebens habe ich im Unglück verbracht, ich habe Alles erduldet: Verfolgung, Pilgerschaft, Verbannung, Armuth, Trennung von denen, die ich liebte, Alles, was ihr nur erdenken könnet. Ich rühme mich nicht meiner Geduld, aber ich rühme mich der Gnade Gottes, daß er mir die Kraft verliehen hat zu tragen und noch verleiht. Ein sterblicher Mensch kann solche Schicksalsschläge ohne Gottes Hilfe nicht ertragen: denkt nur an meine Erziehung und meine jetzige Lage."

Am 18. Jan. 1730 starb Kaiser Peter II. Die ganze Auffassungsweise damaliger Zeit tritt uns entgegen in den Worten: „Es war Gottes Wille, das Volk zu strafen für seine Sünden." Die damaligen Verhältnisse zeigen sich in charakteristischer Eigenthümlichkeit, wenn wir lesen:

„An diesem Tage versammelte sich meine ganze Verwandtschaft, bedauerte, beklagte mich und berieth, wie mir das Unglück mitzutheilen sei. Als ich aufstand, bemerkte ich an den verweinten Gesichtern, daß ein Unglück geschehen sei, aber ich ahnte nicht, welches; ich wußte, daß der Kaiser an den Pocken erkrankt sei, aber daß er sterben könne, kam mir nicht in den Sinn. Was mit mir vorging, als man mir den Tod des Kaisers meldete, weiß ich nicht. Als ich zur Besinnung kam, schwebte mir nur ein Gedanke vor: ich bin verloren. Ich kannte zu gut die Gewohnheiten meines Vaterlandes, um zu wissen, daß jeder Günstling eines Herrschers nach dessen Hinscheiden ein verlorener Mann sei. Doch hatte ich keine Ahnung dessen, was mich erwartete: da ich wußte, wie ehrenhaft mein Bräutigam stets handelte, wie unschuldig an Mißbräuchen und Verbrechen er sei, so konnte ich nicht ahnen, daß es möglich sei, einen Menschen ohne Gericht und wider das Recht zu verurtheilen, ihm Ehre und Gut zu nehmen. Ich sollte erst noch erfahren, daß im Unglücke Recht und Wahrheit nichts gelten. Ich war untröstlich und meine Thränen strömten. Meine Verwandten suchten mich zu trösten: ich sei noch jung, ich solle mich nicht so unsinnig meinem Kummer hingeben und mich zu Grunde richten. Wenn es meinem Bräutigam schlimm gehe, so könne man ihm absagen; es würden schon andere sich finden, nicht schlechter als er, wenn auch vielleicht nicht so hohen Ranges. Ja, es fand sich damals sogar einer, der mich gern genommen hätte, nur ich wollte nicht, wenn auch meine ganze Verwandtschaft mich bestürmte, ihn zu nehmen und dem Unglück zu entgehen. Dieser Vorschlag war mir so entsetzlich, daß ich ihn keiner Antwort würdigte. Erwägt doch, wie sollte mir das ein Trost sein und wie konnte ich mit reinem Gewissen so handeln: so lange er groß und reich war, war ich seine glückliche Braut, als er ins Unglück gerieth, sollte ich ihm absagen. Solchem ehr- und gewissenlosen Rath konnte ich

nicht folgen. Mein Sinn stand so: Einem hatte ich mein Herz gegeben, mit ihm vereint zu leben und zu sterben. Kein Anderer konnte meiner Liebe theilhaft werden. Ich kann nicht heute den und morgen einen Anderen lieben, wie es heute Mode ist. Ich habe der Welt bewiesen, daß meine Liebe treu ist. In allem Unglück bin ich sein Genosse gewesen und kann in Wahrheit sagen, trotz allem Unglücke habe ich niemals bereut, ihn geheirathet zu haben, und habe nie gegen Gott gemurrt. Gott ist mein Zeuge, Alles habe ich durch meine Liebe zu meinem Manne ertragen, und so viel ich konnte, habe ich ihn noch gestärkt. Meine Verwandten dachten anders, oder vielleicht gaben sie mir jenen Rath aus Mitleid."

Sie blieb sich selbst getreu: sie würdigte diesen Vorschlag keiner Antwort. Sie that, was treue Liebe, Ehre und Gewissen ihr vorschrieben.

Erst am Abend dieses Unglückstages sah sie ihren Bräutigam und erfuhr die Einzelheiten des rührenden Heimganges des jungen Kaisers, der bei vollem Bewußtsein von seinem Freunde Abschied nahm. Die Verlobten schwuren sich Liebe und Treue und festes Aushalten, nur der Tod könne sie scheiden.

Die Anzeichen kommenden Unglückes mehrten sich. Die zahlreichen Anhänger und Freunde verschwanden, selbst die Verwandten zogen sich zurück und mieden sie. Die Beerdigung des Kaisers sah sie von ihrem väterlichen Hause aus. „Der Anblick meines Bräutigams war erschütternd. Er war todtenbleich, der Blick, mit dem er zu mir aufschaute, schien zu sagen: wen begraben wir? wen geleite ich zum letzten Mal? Ich war so erschüttert, daß ich ohnmächtig zusammenbrach. Als ich zu mir kam, ließ ich meinen Thränen freien Lauf um unseren jugendlichen Herrscher, voll aufrichtiger Liebe zu seinem Volke. Mir schien es, daß nicht nur die Menschen, sondern auch der Himmel und die Elemente weinten. Unter den Menschen wird es freilich auch solche gegeben haben, die sich freuten, weil sie von der neuen Herrscherin für sich Gunst und Gnade hofften.

Nach einiger Zeit fand der feierliche Einzug der neuen Herrscherin statt. Ich fuhr ins Palais und sah von einem Fenster aus die ganze Ceremonie. Dicht unter meinem Fenster ging die Kaiserin vorüber. Da sah ich zum letzten Mal meinen Bräutigam an der Spitze seines Regimentes, der Kaiserin die militärischen Ehren erweisen. Bei der Rückfahrt vom Palais mußte ich durch die Reihen der Soldaten fahren. Einige riefen: „Das ist unseres Vaters Braut", manche liefen zum Wagen: „Mütterchen, wir haben unseren Kaiser verloren", andere dagegen: „Eure Zeit ist vorüber, jetzt ist nicht mehr die alte Zeit.""

Sie schreibt: „So wie die Kaiserin in die Selbstherrschaft eintrat, so begann die Verfolgung unserer Familie, nicht daß sie so sehr erbittert gewesen

wäre, aber ihr Favorit, der beständig um sie war, legte es darauf an, unser Geschlecht zu vernichten und vom Erdboden zu vertilgen; denn als man sie auf den Thron berief, war unter anderen Punkten auch der bestimmt worden, daß dieser Favorit, der ihr Kammerherr war, in unseren Staat nicht kommen sollte: denn sie lebten in ihrem eigenen Lande. Wenn sie auch unsere Prinzessin war, so war sie verheirathet worden und lebte als Wittwe in ihrem Lande und er sollte zu Hause bleiben und bei uns keine Stellung und Einfluß erlangen, was sie auch unterschrieben und zugesagt hatte. Allein zahlreiche Uebelgesinnte, Feinde ihres eigenen Vaterlandes, beseitigten die Punkte und gaben ihr in Allem die Unabhängigkeit wieder und vernichteten das vom Volke Gewünschte, und ihm gestatteten sie Zutritt zu ihr. Als er mächtig wurde, war es sein erstes Werk uns zu vernichten. Er sagte es öffentlich: ich werde dieser Familie kein Haus lassen! Er hat es auch ausgeführt. Als er eine hohe Stufe erlangt hatte, konnte er uns nicht ruhig ansehen. Er fürchtete uns und schämte sich; er kannte unsere Familie, daß sie seit hunderten von Jahren in eigenem ererbten Besitze gewesen war, dann vielen gekrönten Häuptern gedient hatte. Die Vorfahren der Kaiserin hatten unser Geschlecht geliebt um treuer Dienste willen, dem Vaterlande erwiesen: sie hatten ihres Lebens nicht geschont und viele waren auf dem Felde der Ehre gefallen. Für solche sonderliche Dienste waren sie von den Herrschern mit Ehren und Orden belohnt worden und hatten auch in fremden Staaten sich ausgezeichnet, wo ihr Name einen guten Klang hatte. Er aber war von niedriger Abkunft und erlangte eine solche Stufe, daß ihm eigentlich nur die Krone fehlte. Man küßte seine Hand; was er wollte, das geschah, man titulirte ihn Hoheit. Er meinte seine Pläne nicht durchführen zu können, wenn er nicht die vornehmen Geschlechter vernichte, so hat er denn außer unserer auch eine eben so vornehme Familie[1] zerstört und in die Verbannung geschickt. Alles beugte sich vor ihm. Doch davon will ich schweigen, um nicht zu viel zu sagen, ich will ja nur mein Unglück schildern und nicht fremde Schuld."

„Man quälte mich mit Nachrichten! Bald hinterbrachte mir Einer: man wird ihn verschicken, bald der Andere: man nimmt ihm Rang und alle Orden. Nur 16 Jahre alt, mußte ich das Alles allein ertragen, nirgends eine Freundeshand, nirgends Jemand, mit dem ich mich besprechen konnte, und doch mußte ich handeln, die Würde des Hauses, Ehre, Pflicht und Treue aufrecht erhalten. Meine große Liebe zu ihm trieb alle Furcht aus meinem Herzen, und doch glaubte ich manchmal vor Kummer erliegen zu müssen. Es war eine entsetzliche Zeit! Mir scheint es, wenn der Antichrist

[1] Die Fürsten Galitzyn.

kommt, wird es nicht ärger sein. Mein Blut wallt auf, wenn ich daran denke, was damals für Häuser zu Grunde gerichtet wurden, bis heute können wir uns noch nicht aufrichten — was mich betrifft, für diese Welt bin ich für immer zu Grunde gerichtet.

Dieser elende Zustand dauerte bis zum April. Meine einzige Freude, mein einziger Trost waren seine Besuche. Wenn er kam, saßen wir zusammen und weinten. Wo war mein Frohsinn hin! Das sah nicht aus wie Besuche eines Bräutigams bei seiner Braut. Was mußte ich im Hause leiden." Die Verwandten redeten ihr zu, diese Heirath aufzugeben. „Doch da sie meine Festigkeit sahen, mußten sie nachgeben. Mein ältester Bruder lag krank an den Pocken. Mein jüngerer Bruder, der mich sehr liebte, war damals der Ansteckung wegen ganz von uns getrennt in einem anderen Hause.

Meine Verwandten, selbst die nächsten, zogen sich ganz von uns zurück. Meine Großmutter (Maria Saltykow, geb. Fürstin Prosorowski) starb damals, so war ich ganz verlassen. Gott selbst gab mich zur Ehe, Niemand anders. Der Tag der Hochzeit war bestimmt und Niemand da, mich zu geleiten. Gott selbst erweichte das Herz zweier alten Tanten, daß sie mir das Geleit gaben. Seine Verwandten, seine Eltern und Brüder waren alle zugegen." Die Trauung fand in einer Villa 15 Werst von Moskau statt, wohin der Vater des Bräutigams sich nach dem Tode des Kaisers zurückgezogen hatte.

„Der Abschied vom kranken Bruder war kummervoll, unser Jammer und unsere Thränen hätten einen Stein erweichen können. Welch ein Unterschied zwischen der Verlobung und der Trauung. Von dem Augenblick an, wo ich das väterliche Haus verließ, bin ich fast beständig auf der Wanderung gewesen.

Am 3. Tage nach der Hochzeit wollten wir Visiten machen, doch statt dessen wurde meinem Schwiegervater ein Ukas eröffnet, der ihn bis auf Weiteres auf seine entfernten Güter verbannte. Wie mißfiel mir das, ich war jung, als junge Frau wollte ich nun anfangen zu leben und zunächst Visiten machen. Ich sagte meinem Schwiegervater und Mann: Ihr seid unschuldig, wie kann man Euch ohne Urtheil verbannen. Geht zur Kaiserin und rechtfertigt Euch. Mein Schwiegervater blickte mich verwundert an über meine jugendliche Naivität. Ich setzte es durch, daß wir Visiten machten. Als wir zum Oheim kamen, fragte er erstaunt: „Habt ihr noch keinen Ukas erhalten — ich bin verbannt." Bald versammelte sich die ganze Verwandtschaft bei ihm: sie waren Alle verbannt. Nun sah ich ein, es war nichts zu machen — wir fuhren nach Hause: ich habe Keinen wiedergesehen, ich habe von Keinem Abschied genommen! Als ich nach Hause kam, fand ich

allgemeine Verwirrung; es war befohlen, in dreien Tagen abzureisen — ich begriff, es blieb nichts übrig, als sich fügen: für den, der im Unglücke war, gab es keine Rechtfertigung, nicht besser als bei den Türken; wenn die seidene Schnur geschickt wurde, mußte man sich erwürgen.

Ihr könnt Euch denken, wie mir zu Muthe war, um mich nur Weinen und Klagen, Jeder sucht seine Sachen zu packen. Nun ergriff auch mich die Angst, wohin ich fahre, weiß ich nicht, wo ich leben werde, auch nicht. Die Verwandten meines Mannes sind mir fremd, und nun sollte ich fort von all den Meinen. Mein Mann, im Auslande erzogen, der nie in Rußland eine Reise gemacht hatte, überließ mir die Reisevorbereitung. Ich verstand von nichts, konnte mir bei Niemandem Raths holen. Ich meinte, ich bedürfe nichts, man werde uns bald zurückrufen. Obwohl ich sehe, wie meine Schwiegermutter und die Schwestern meines Mannes sich Brillanten und Geld und Schmuck in die Taschen stecken, so schickte ich Alles, was ich an Geld und Brillanten, Spitzen und Kleidern und Pelzwerk hatte, Alles zu meinem Bruder zum Aufbewahren und nahm nur das Nothdürftigste mit. Mein Bruder sandte mir 1000 Rbl., ich behielt nur 400 Rbl. — ich meinte, ich bedürfe dessen nicht, wir würden auf Kosten meines Schwiegervaters reisen, da mein Mann von seinem Vater nicht abgetheilt worden war.

So reisten wir ab. Meines Mannes 5 Reitpferde und 10 Dienstboten nahmen wir mit, unterwegs erst erfuhr ich, daß ich auf eigene Kosten reise und für uns selbst zu sorgen habe. Es war April, die Flüsse überall ausgetreten und 800 Werst hatten wir zu machen, bis zum Gute des Schwiegervaters, auf dem wir leben sollten. Von meinen Verwandten war Niemand gekommen, von mir Abschied zu nehmen: wagten sie es nicht oder wollten sie nicht, Gott mag das entscheiden. Mich begleitete meine Madam, eine Ausländerin, die meine Erzieherin gewesen war, und meine Jungfer; wie freute ich mich, Bekannte um mich zu haben. Wie schwer mir auch zu Muthe war, doch mußte ich meinen Kummer verbergen, um meinen Mann aufzurichten, der sich quälte, daß ich um seinetwillen ins Unglück gerathen sei. An ihrem Glanze und ihren Freuden hatte ich nicht Theil genommen, aber in ihrem Kummer ward ich ihr Gefährte und dazu noch die Jüngste, da mußte ich gegen Alle dienstfertig sein. Ich hoffte auf meinen frohen Sinn und daß es mir gelingen werde, Alle zu befriedigen.

Als wir 90 Werst gefahren waren, holte uns in Kolomna ein Courier ein — es war befohlen, die Orden abzunehmen. In der Residenz hatte man sich gescheut, Unschuldige zu berauben, so sandte man auf die Landstraße. Wir gaben mit Freuden Alles ab und glaubten, nun werde man sich beruhigen. Auf dem Wege mußten wir in Zelten übernachten, hier

konnte ich ſehen, wie wenig man mich leiden mochte. Die beſte Stelle wurde für die Eltern ausgeſucht, dann für die Töchter, dann für die unverheiratheten Söhne, dann endlich für uns, als ob wir gar nicht zu ihnen gehörten. Oft war es ſo feucht, daß Alles naß wurde. Eine kleine Zerſtreuung machte ſich mein Schwiegervater, ein leidenſchaftlicher Jäger, unterwegs durch die Jagd. Wenn Alle zur Jagd gingen, blieb ich allein und weinte mich aus." Beim Ueberſetzen über einen kleinen Fluß wäre der Fürſt Iwan faſt ertrunken. „Seitdem ließ ich ihn nicht mehr von meiner Seite. Nach dreiwöchentlichen Fahrten war der halbe Weg zurückgelegt, wir hatten ein kleines Gut meines Schwiegervaters erreicht und wollten hier ausruhen. Kaum waren wir drei Wochen da, ſo erblickten wir eines Tages Soldaten, die das Haus umſtellten und in dasſelbe eindrangen. Ich weiß nicht, was man meinem Schwiegervater eröffnete, ich umklammerte meinen Mann und ließ ihn nicht mehr los, ich fürchtete, daß man uns trennen wollte. An allen Thüren ſtanden Schildwachen mit aufgepflanztem Bajonnet. Für uns war im Gutsgebäude kein Raum geweſen, wir ſchliefen in einer Heuſcheune, nur in Begleitung zweier Soldaten durfte ich hin, meine Sachen zu holen. Denſelben Abend mußten wir aufbrechen. Auf der Fahrt erfuhr ich, wir ſeien verſchickt" — an denſelben Ort, wohin die Dolgoruki Menſchikow hatten bringen laſſen, nach Bereſow, ſo raſch folgte die Nemeſis — „dort müßten wir unter ſtrenger Bewachung leben, Niemand werde zu uns gelaſſen, wir zu Niemandem, nur in die Kirche, zu ſchreiben werde nicht geſtattet, Papier und Tinte uns zu geben, ſei verboten. Alſo abgeſchloſſen von aller Welt, von meinem Bruder, lebendig, aber für alle Anderen todt. Mich erfaßte Verzweiflung, und ich lag lange Zeit in Erſtarrung, erſt ſpäter fanden ſich lindernde Thränen, doch ich überwand meine Schwäche und unterdrückte meine Verzweiflung aus Liebe zu meinem Mann: er war mir theurer als Alles. Die Liebe hat mich Alles ertragen laſſen; ich habe für ihn Alles freudig hingegeben, Ehren, Reichthum, Verwandte, ich habe freudig mit ihm den Pilgrimſtab ergriffen und habe mit ihm gelitten, meine ungefälſchte Liebe hat mich Alles tragen laſſen. Vor Gott und vor der ganzen Welt bekenne ich es: er allein iſt in meinem Herzen geweſen. Es war, als wären wir für einander geboren und könnten ohne einander nicht ſein.

Auch heute noch denke und fühle ich ſo, ich klage nicht, daß mein Leben verloren iſt, ich danke Gott, daß er mich einen ſolchen Mann hat finden laſſen, der es werth war, daß ich für ſeine Liebe mit meinem ganzen Leben zahle, mit einem ganzen Leben voll ſchwerer Pilgrimſchaft und Leiden.

Mein Schwiegervater erſchrak, als er meinen Zuſtand ſah. Man brachte uns zur Stadt, wo wir eine Woche blieben, bis das Fahrzeug, auf dem wir uns einſchiffen ſollten, eingerichtet war. Meine treue Erzieherin, eine

Deutsche, Marie Stauden, die mich bisher begleitet hatte, mußte mich nun verlassen; was sie thun konnte, um mein Schicksal zu erleichtern, that sie, sie richtete uns auf dem Boote einen Verschlag ein, verstopfte die Ritzen und verklebte Alles, sie gab mir noch alles Geld, was sie bei sich hatte. Zur Bedienung gab man uns 10 Personen, davon 5 Mädchen, doch setzten meine Schwägerinnen es durch, daß meine Jungfer nicht mitgenommen wurde, man gab mir eine von ihren, die nichts verstand als Waschen. Als wir auf die Struse gingen, begleitete mich meine Erzieherin. Ich dankte ihr innig, als ich sah, was sie für uns gethan hatte, ich fiel ihr um den Hals und erstarrte. Wer und wie man uns getrennt hat, weiß ich nicht; als ich erwachte, lag ich auf dem Bette in unserem Verschlage und mein Mann rieb mir die Schläfe. Ich stürzte nach oben, doch wir waren schon weit fort. Ich hatte mich von all den Meinen getrennt um seinetwillen, er war mein Alles."

Auf der Struse fuhren sie vom 24. Juni bis zum 1. August die Oka und Wolga hinunter und dann die Kama hinauf, oft durch Sturm und Wellen in Gefahr.

„Als die Wasserfahrt ein Ende hatte, freute ich mich, ich glaubte, solche Angst und Lebensgefahr nicht mehr befürchten zu müssen. Ich sollte erst erfahren, daß es viel schlimmer wurde. 300 Werst mußten wir übers Gebirge fahren, beständig hinauf und hinunter, ein schmaler Weg für ein Pferd eingerichtet, furchtbar steinig, jeder Stoß des Rades machte mir die entsetzlichsten Schmerzen — ich flehte oft um kurze Erholung — nichts half. Die Befehlshaber eilten so rasch als möglich vorwärts. Alle 40 Werst ein kleines Häuschen zur Erholung für die Reisenden und zum Füttern der Pferde. Oft wurden wir so naß, daß wir uns im engen Raum kaum trocknen konnten. Als ich das erste Mal ein solches Häuschen betrat, vergaß ich mich zu bücken und schlug mit der Stirn so hart an den Thürbalken, daß ich besinnungslos zusammenbrach. Meine arme Schwiegermutter verlor den Gebrauch ihrer Hände und Füße und starb nach zwei Monaten."

Vom 1. August fuhren sie auf Teleggen von Solikamsk ab. Am 3. erreichte sie ein Courier des Senats, der ein Inventar aller in ihrem Besitze befindlichen Sachen aufnahm, doch ließ man ihnen noch dieselben, später nahm man die Kostbarkeiten weg. Am 24. August trafen sie in Tobolsk ein. Eine ausrangirte Barke wurde für ihren Transport den Ob hinab nach Beresow nothdürftig eingerichtet. „Hier verließen uns der Gardeofficier und die Gardesoldaten, die uns hierher gebracht hatten; wir weinten, als trennten wir uns von Verwandten, waren es doch Leute, die uns im Glück gesehen hatten, die da wußten, wer wir waren. Von nun an waren wir blos noch Arrestanten ohne Namen — es giebt nichts Elenderes auf Erden.

Die Barke, die man für uns zugerichtet hatte, war alt und unbrauchbar, ein Wunder, daß wir nicht untergingen. Die Verschläge waren roh aus Brettern zusammengeschlagen, überall Ritzen und Löcher, beim geringsten Winde ein entsetzlicher Zug. Dabei schmutzig. Der Officier, in dessen Gewalt wir waren, war roh und ungebildet, aus dem Bauerstande hatte er sich aufgedient, er hielt sich für zu vornehm mit uns zu sprechen, aber er kam täglich, um mit uns zu speisen, über das Hemd hatte er einen Soldatenrock geworfen und Pantoffeln an bloßen Füßen. Einen ganzen Monat fuhren wir unter seinem Commando. Sturm und Ungewitter bedrohten uns oft, und selbst unser Commandeur war einmal im Begriffe, sich und die Soldaten zu retten und uns im Stich zu lassen. Endlich langten wir in Beresow an: einem kleinen Städtchen auf einer Insel, vom niedrigsten Volke bewohnt, das sich von rohen Fischen nährt, mit Hunden fährt und sich in Felle kleidet. Die Häuser aus Cedernholz, die Fensterscheiben aus Eisplatten. 8—10 Monate Winter, nichts wächst da, nicht einmal Kohl, rund umher Sumpf und Wald. Getreide wird 1000 Werst weit hergebracht zu Schiff. Nicht das Geringste war zu haben. Ich beklagte, daß ich nicht gestorben sei. Mein armer Mann erkrankte ob all dem Kummer. Der Jammer, daß er mich im Unglücke sah, zehrte ihm am Herzen. Er suchte Trost im Gebet, im Almosengeben, im Fasten und im Abendmahl. Er warf seinen Kummer auf den Herrn, hegte gegen Niemanden Haß, dachte nicht an das Böse, das ihm geschehen war. Ich hatte Alles in ihm: einen liebevollen Mann, Vater und Lehrer. Er lehrte mich beten, mich Anderer erbarmen, er lehrte mich die Bibel kennen, die er täglich las. Er lehrte mich die Feinde lieben und alle Kränkungen vergessen. Er hat den Grund zu meinem Seelenfrieden gelegt, daß ich mit Allem zufrieden bin, das aus Gottes Hand kommt, denn er hat mich gelehrt Gott für das Kreuz, das er uns auflegt, zu danken."

Bei ihrer Ankunft trafen die Dolgoruki in Beresow noch die nunmehr zurückkehrende Familie des durch sie verschickten und im Exil verstorbenen Fürsten Menschikow. Den Dolgoruki war ein mit hohen Palliſaden umgebenes Haus angewiesen, nur der Besuch der naheliegenden Kirche war ihnen gestattet und nur unter strenger Bewachung. Bald nach der Ankunft (September 1730) im November starb die alte Fürstin. Das Leben der Verbannten wurde vergiftet durch Familienhader. Der Vater und die älteste Schwester Katharina, die gewesene Braut Peters II. überhäuften den Fürsten Iwan mit Vorwürfen, er sei schuld am Untergange des Hauses. Obwohl bei diesen häßlichen Zänkereien der Name der Kaiserin nicht geschont wurde, so hatte doch eine Denunciation nur die Folge, daß man aus Petersburg den Verbannten einschärfen ließ, sie sollten in Ruhe und Frieden leben.

Der Fürst Iwan suchte Trost in der Religion, ihn quälten Gewissensbisse, daß er das, wie erwähnt, verbrannte Testament mit dem Namen Peters II. unterzeichnet habe; sein Beichtvater tröstete ihn: Gott wird es vergeben. Am 2. April 1731 gebar Natalie Borissowna ihren ältesten Sohn. Im Jahre 1734 starb der alte Fürst. Fürst Iwan war nun Haupt der Familie, aber bei seinem schwachen und dabei leicht aufbrausenden Charakter nicht im Stande, seiner hochmüthigen Schwester gegenüber seine Autorität aufrecht zu erhalten. Dieser ganze Jammer mußte mit doppelter Schwere Natalie Borissowna drücken, auf der außerdem noch die Sorgen und Mühen um die wirthschaftlichen Nöthe lasteten.

Unterdeß waren in den äußeren Verhältnissen der Verbannten durch Connivenz der Vorgesetzten vielfache Erleichterungen eingetreten. Der Wojewode und der Chef der Garnison gestatteten ihnen manche Freiheiten und verkehrten mit ihnen auf freundschaftlichem Fuße. Fürst Iwan machte Bekanntschaften mit Officieren, unter deren Einfluß änderte sich seine religiöse Stimmung, er suchte sich auf Gelagen in lärmender Gesellschaft zu zerstreuen, er rief sich die Zeiten seines Glanzes zurück und erging sich in prahlerischen Erzählungen über seine frühere Macht und in respectwidrigen Aeußerungen über die Kaiserin und die Prinzessin Elisabeth und seine Gegner. Es gab Denunciationen. Es kam der Befehl, die Aufsicht über die Verbannten zu verschärfen. Ein betrunkener Beamter Tischin, von dem Korsakow meint, es sei sehr möglich, daß er von den Feinden der Dolgoruki als agent provocateur abgesandt war, hatte der Fürstin Katharina freche Anträge gemacht, wofür er von einem mit dem Fürsten Iwan befreundeten Officier durchgeprügelt worden war. Durch denselben ließ sich der Fürst Iwan zu den unvorsichtigsten Aeußerungen hinreißen, unter Anderem: er habe die Chefs so reich bezahlt und beschenkt, daß eine Denunciation nicht wirken werde. Auf Tischins Denunciation mit dem ominösen слово и дѣло wurde ein Verwandter Uschakows, des entsetzlichen Chefs der geheimen Kanzlei, entsandt, „um das Loos der Verbannten zu erleichtern". Unter diesem Vorwande wurden alle die ermittelt, die zu den Dolgorukis in guten Beziehungen standen. Kaum war Uschakow abgereist, so wurde Fürst Iwan, der sich mit den schönsten Hoffnungen schmeichelte, verhaftet, von Frau und Geschwistern getrennt und in eine Erdhütte gesperrt; Niemand durfte zu ihm. Seine Frau konnte ihn nur sehen, wenn sie ihm das Essen brachte und nur so lange die Thür geöffnet war und die Wache das Essen entgegennahm.

„Man hat mir mein Leben genommen," schreibt sie, „meinen herzlieben Mann und Vater, mit dem ich Alles theilen wollte, Bande und Tod. Das erbärmliche Zimmer, in dem wir lebten, war mir durch seine Gegenwart mehr als der schönste Palast. Doch Gott hat es zugelassen um

meiner Sünden willen, und durch die Bosheit seiner Schwester und seines Bruders habe ich ihn verloren."

Am 4. August 1738 wurde Fürst Iwan weggebracht, ohne daß seine Frau eine Ahnung davon hatte.

„Man sagte mir, er sei fortgebracht, ich schrie auf, ich riß mir die Haare, ich flehte Jeden an: laßt mich Abschied nehmen von ihm, erbarmet Euch, wenn Ihr Christen seid. Aber da war Keiner, der mich getröstet hätte. Man griff mich, sperrte mich ein und stellte eine Schildwache mit aufgepflanztem Bajonnette davor."

Auf Grund jener Denunciationen und der Ermittelungen Uschakows wurden der Wojewode, zwei Officiere, vier Geistliche, zwei Brüder des Fürsten Iwan, mehrere seiner Diener und andere Bewohner Berefows nach Tobolsk gebracht. Dort begann die Untersuchung mit Folter unter Uschakows Leitung. Fürst Iwan, schon erschöpft durch die lange Einschließung in Berefow, wurde an Händen und Füßen gefesselt in Tobolsk in ein feuchtes Gefängniß gesperrt. Auf der Folter erzählte er vom Testamente und von Allem, was seine Verwandten vor 9 Jahren gesprochen und geplant hatten. Jetzt begann ein Hochverrathsproceß mit allen Grausamkeiten jener Zeit. Alle Dolgoruki und Galitzyn wurden aus ihren Verbannungsorten nach Schlüsselburg gebracht, gefoltert und verurtheilt. Das tragische Geschick der Dolgoruki wollte, daß beim Beginne des Processes Schafirow, der Schwiegervater eines der Fürsten Dolgoruki, starb, dem es eben gelungen war, seinem Schwiegersohne die Stellung eines Gesandten in England zu verschaffen. Er sollte schon nach England abreisen, da wurde er verhaftet, in den Proceß verwickelt und hingerichtet.

1739 am 8. November wurde Fürst Iwan in Nowgorod geviertheilt; er starb mit Ergebung und unter Gebeten. Mit ihm wurden drei seiner Oheime hingerichtet. Zwei andere Fürsten Dolgoruki, sowie die Fürsten Galitzyn wurden zu lebenslänglichem Gefängniß begnadigt.

Der Chef der Garnison von Berefow wurde hingerichtet, der Beichtvater des Fürsten Iwan und die Geistlichen wurden mit der Knute bestraft und verschickt.

Einer der Brüder des Fürsten Iwan, der von den Untersuchungsrichtern trunken gemacht und zu Aussagen gegen seinen Bruder gebracht worden sein soll, machte bald darauf einen Selbstmordversuch. Beide Brüder wurden 1740 nach Tobolsk geschickt, dort sollten sie mit der Knute bestraft und ihnen die Zunge ausgeschnitten werden. Als Biron Regent wurde, war eine seiner ersten Maßregeln, diese Strafe aufzuheben — allein, der Befehl kam zu spät, die Strafe war bereits vollzogen.

Nach der Trennung von ihrem Gemahl, unter den entsetzlichsten Seelenleiden gebar Natalie Borissowna im October 1739 ihren dritten Sohn Dmitri, der sein ganzes Leben kränklich war und schließlich in Melancholie verfiel.

Aus der Zeit bald nach der Hinrichtung des Fürsten Iwan ist folgende Verfügung der Geheimen Kanzlei erhalten: „Der Frau des Fürsten Iwan wird auf ihre Bitte: „Falls ihr Mann noch lebe, nicht von ihm getrennt zu werden, falls er nicht mehr lebe, ins Kloster gehen zu dürfen" — gestattet, zurückzukehren."

Sie schreibt: „Nach meiner Rückkehr mußte ich in Moskau drei Jahre hindurch in fremden Häusern als Wittwe ärmlich mein Leben fristen, um meine Kinder zu erziehen. Wie viel Feindschaft und Verleumdung, wie viel Unterdrückung, wie viel Schaden und Einbuße mußte ich erleben. Gott ist mein Zeuge."

Unterdessen waren die Hauptfeinde der Dolgoruki gestorben: Theophan Prokopowitsch, Graf Jagushinski, Graf Golowkin, Wolynski war hingerichtet, Biron war gestürzt, Ostermann und der jüngere Golowkin waren verbannt. Die Kaiserin Elisabeth rief alle unter den vorigen Regierungen Verbannte zurück, unter ihnen die Dolgoruki, von denen mehrere an den Hof kamen. Die Fürstin Katharina heirathete den Grafen Bruce, doch ist sie bald darauf gestorben, nachdem sie gemeinsam mit ihrer Schwägerin in Nowgorod eine Capelle zur Erinnerung an ihren unglücklichen Bruder gestiftet. Seit 1743, als ihr ältester Bruder die Fürstin Tscherkaski, eine Jugendfreundin von ihr, geheirathet hatte, lebte Natalie Borissowna bei ihm. Ihr geliebter jüngerer Bruder unterstützte sie mit Rath und That, es gelang ihr einen Theil des Vermögens für ihre Söhne zurückzuerhalten. Ihre Söhne ließ sie in die Garde treten. Den ältesten verheirathete sie mit einer Fürstin Galitzyn, und nachdem diese gestorben, vermittelte sie seine Ehe mit einer Baronesse Stroganow. Dann zog sie sich nach Kiew in ein Kloster zurück und nahm 1758 als Schwester Neklaria den Schleier. 1767 schrieb sie auf Bitten ihres Sohnes und ihrer Schwiegertochter ihre Denkwürdigkeiten wieder. Bald darauf ward sie Klausnerin nnd erwartete ihren Tod. Allein, die in ihren Memoiren ausgesprochene Befürchtung, ihr könne noch neuer Schmerz und neuer Kummer bevorstehen, erfüllte sich. 1768 starb ihr geliebter jüngerer Bruder, im Jahre darauf ihr kränklicher, an Melancholie leidender jüngster Sohn, der schon längere Zeit in einem Kloster gelebt hatte. Im Jahre darauf erlebte sie alle Schrecken der Pest. Kurz vor ihrem Tode schrieb sie in ihr Tagebuch: „Ihr, die Ihr hier zurückbleibt, weiht dem Andenken meines elenden

Lebens eine Thräne. Jeden Christen aber bitte ich, dem Herrn zu danken, daß mein Leben beschlossen ist, denn nun sind meine Thränen getrocknet und mein Seufzen ist erhört. Euch Alle befehle ich Gottes Vaterhuld, die mich begnadigt hat und mich zu meiner stillen Ruhestätte geleiten wird."

Am 3. Juli 1771 ist sie, 57 Jahre alt, den Leiden dieser Zeit enthoben worden.

J. Engelmann.

Luthers Stellung zu den Juden.

Im Jahre 1523 gab Luther eine seiner epochemachenden Schriften heraus, betitelt: daß Jesus Christus ein geborener Jude sei. Das Büchlein hat nur einen geringen Umfang, ist aber für die Stellung der evangelischen Kirche zu den Juden von höchster Bedeutung. Wir erfahren hier, wie Luther in der Blüthe seines reformatorischen Wirkens die Bekehrung der Juden erhoffte und wie er sie behandelt wissen wollte, um sie zum Christenglauben zu reizen. Er giebt es zu, daß die Bekehrung der Juden unter dem Papstthum keinerlei Erfolge gehabt, das schreibt er aber nicht den Juden, sondern ungerechter Weise allein ihren Bekehrern zu. Er sagt: „Unsere Narren, die Päbste und Sophisten, die groben Eselsköpfe haben bisher also mit den Jüden gefahren, daß wer ein guter Christ wäre gewesen, hätte wohl mocht ein Jüde werden. Und wenn ich ein Jüde gewesen wäre und hätte solche Tölpel und Knobel gesehen den Christenglauben regieren und lehren, so wäre ich ehe ein Sau worden denn ein Christen." Die Judentaufen, die bisher stattgefunden hatten, waren nach Luthers Dafürhalten wegen der Oberflächlichkeit, Leichtfertigkeit und Verkehrtheit des papistischen Unterrichts reine Scheintaufen gewesen. Die getauften Juden waren nach Luthers Erfahrungen innerlich Juden und dem christlichen Glauben fremd oder feind geblieben. Er sagt: „Ich habs selbst gehört von frommen getauften Jüden, daß wenn sie nicht bei unser Zeit das Evangelium gehört hätten, sie wären ihr Lebenlang Jüden unter dem Christenmantel blieben. Denn sie bekennen, daß sie noch nie nichts von Christo gehört haben bei ihren Täufern und Meistern."

Die Unempfänglichkeit und Verstocktheit der Juden für christliche Einflüsse war nach Luthers Dafürhalten begreiflich bei den erbitternden Mißhandlungen, welche die Juden zu erleiden hatten. Luther erklärt es für Lugentheidingen, daß man den Juden Schuld gebe, sie müssen Christenblut haben, daß sie nicht stinken und bezeichnet alle übrigen Vorwürfe gegen dieselben als Narrenwerk. Den tiefgewurzelten Hang der Juden durch schlechte Geldgeschäfte Land und Volk auszuwuchern, will Luther nicht wie billig, ihrer Habgier und ihrer auf Menschenverachtung beruhenden Unredlichkeit zuschreiben. Daß die Juden dem Wucher ergeben waren, findet Luther allerdings sehr tadelnswerth, aber doch begreiflich. „Daß man ihnen verbeut unter uns zu ärbeiten, handtiren und andere menschliche Gemeinschaft zu haben, damit man sie zu wuchern treibt, wie sollten sie das bessern?" Luther hält es für sehr unrecht, daß die Christen mit den Jüden gehandelt haben, als wären es Hunde und nicht Menschen, haben nichts mehr kunnt thun, denn sie schelten und ihr Gut nehmen, nur mit Hochmuth und Verachtung sei gegen sie gehandelt worden. „Wenn die Apostel, die auch Jüden waren, also hätten mit uns Heiden gehandelt, wie wir Heiden mit den Jüden, es wäre nie kein Christen unter den Heiden worden. Haben sie denn mit uns Heiden so brüderlich gehandelt, so sollen wir wiederumb brüderlich mit den Jüden handeln, ob wir etliche bekehren mochten, denn wir sind auch selb noch nicht alle hinan, schweig denn hinüber." — Er lebte der Hoffnung: „wenn man mit den Jüden freundlich handelt und aus der heiligen Schrift sie säuberlich unterweiset, es sollten ihr viel rechte Christen werden und wieder zu ihrer Väter der Propheten und Patriarchen Glauben treten. Will man ihnen helfen, so muß man christlicher Liebe Gesetz an ihnen üben, und sie freundlich annehmen, mit lassen werben und ärbeiten, damit sie Ursach und Raum gewinnen bei und umb uns zu sein, unser christlich Lehre und Leben zu hören und zu sehen. Ob etliche halsstarrig sind, was liegt daran, sind wir doch auch nicht alle gute Christen."

Wir sehen, Luther fordert vom christlichen Deutschland ein Aufgeben der alten Vorurtheile gegen die Juden, Freundlichkeit und Liebe gegen die Blutsfreunde, Vetter und Brüder des Herrn. Er verlangt, daß den Juden ermöglicht werde, ihren Unterhalt anders als durch Wucher zu erwerben, indem man ihnen ehrliche Erwerbsarten gestattete. Er wünscht, daß die sociale Absonderung aufhöre und die Juden, unter den Christen arbeitend und mit den Christen verkehrend, mit christlichem Leben und christlicher Lehre vertraut würden. Eine Judenemancipation im modernen Sinne zu fordern, lag ihm dabei völlig fern. Ungetauften Juden Vollbürgerrechte zuzugestehen und sie nicht nur social, sondern auch politisch den christlichen Eingeborenen Deutschlands gleichberechtigt an die Seite zu stellen, fiel dem gesund mittel-

alterlich empfindenden Luther, der den modernen Wahn vom abstracten Staatsbürgerrechte nicht kannte, auch nicht im Traume ein. Vielmehr hoffte er ohne Einrichtung besonderer Missionsveranstaltungen, die seiner Zeit fern lagen, ein großes aufrichtiges, aus dem Herzen kommendes Drängen der Juden zu Christus und seiner Gemeinde erleben zu können, wenn er sich auch sagen mußte, daß mancher Jude verstockt bleiben werde. Wer spürt nicht in diesen Worten Luthers die Menschenfreundlichkeit seines großen liebewarmen Herzens, und freut sich der Aufrichtigkeit und Rückhaltslosigkeit, mit der er jeder Ausschreitung seiner lieben Deutschen entgegentrat. Zugleich werden wir erfahreneren Kinder des 19. Jahrhunderts, die wir die ungeheure Schwierigkeit der Arbeit an Israel kennen, über Luthers überschwängliche Hoffnungen für die baldige Bekehrung Vieler in Israel billig erstaunen und sie auf einen Mangel an Nüchternheit zurückführen, welcher in jenen unerfahrenen Tagen begreiflich war. Luthers Hoffnungen konnten gar nicht in dem Maße in Erfüllung gehen, er mußte lernen, sie immer mehr herabzustimmen, bis seine nicht mit Nüchternheit gepaarte Liebe zu den Juden immer mehr erkaltete und ein auf natürliche und religiöse Gründe zurückzuführender Zorn gegen dieses Volk ihn erfüllte. Zu dieser inneren Umwandlung Luthers hat namentlich eine Berührung mit drei gelehrten Juden beigetragen. Er berichtet darüber selbst (Erlanger Ausgabe 32, S. 156): „Drei gelehrte Jüden kamen zu mir der Hoffnung, sie würden einen neuen Jüden an mir finden, weil wir hie zu Wittemberg ebräisch anfingen zu lesen; gaben auch fur, weil wir Christen ihre Bücher begünsten zu lesen, sollts bald besser werden. Da ich nun mit ihnen disputirt, thäten sie ihrer Art nach, gaben mir ihr Glossen, da ich sie aber zum Text zwank, entfielen sie mir aus dem Text und sprachen, sie müßten ihren Rabbiner gläuben, wie wir dem Pabst und Doktoren u. s. w. Nun hatte ich Barmherzigkeit mit ihnen, gab ihnen eine Furbitte an die Geleitsleute, daß sie umbs Christus willen sie sollten frei ziehen lassen, ich erfuhr aber hernach wie sie mir den Christum hatten einen Thola genennet, das ist einen erhenkten Schächer. Darumb will ich mit keinem Jüden mehr zu thun haben, sie sind, wie St. Paulus sagt, dem Zurn ubergeben, jemehr man ihnen helfen will, je härter und ärger sie werden, laß sie fahren." — Luther lernte ferner aus den Schriften der Juden, die er zu lesen bekam, ihren furchtbaren Haß gegen Christus kennen und wurde mit heiligem Zorne gegen sie erfüllt. Immer mehr erkannte er, daß an dem Hang der Juden zum Wucher nicht die Christen, sondern die Juden selbst schuld waren, daß die Judenverfolgungen nicht von christlichem Fanatismus, sondern zunächst vom Judenwucher verursacht worden waren. Die halsstarrige, mit wildem Haß und Verachtung versetzte Abneigung der Juden gegen das Evangelium erfüllte Luther mit

Schmerz und Entrüstung. Diese jüdische Halsstarrigkeit beraubte ihn nun jeder Hoffnung, daß sie sich bekehren würden. Er erklärte, ein jüdisches Herz sei so stock-stein-eisen-teufelhart, daß mit keiner Weise es zu bewegen sei. Die Juden hält er für junge Teufel zur Höllen verdammt, an einigen, meint er, gebe es noch etwas Menschliches und denen mochte auch das Evangelium zu Nutz kommen. „Vom ganzen Haufen mag hoffen wer da will, ich habe da keine Hoffnunge, weiß auch davon keine Schrift. Können wir doch unser Christen den großen Haufen nicht bekehren, müssen uns am kleinen Häuflein genügen lassen, wie viel weniger ist's möglich diese Teufelskinder alle zu bekehren. Denn daß etliche aus der Epistel zum Römern am elften Kapitel solchen Wahn schöpfen, als sollten alle Jüden bekehret werden am Ende der Welt, ist nichts; St. Paulus meint gar viel ein anderes." — So verbaute Luther sich selbst den Weg zu den Verheißungen der Schrift, die es ihm ermöglicht hätten, der gegenwärtigen Verstockung Israels zum Trotz seine dereinstige volkseinheitliche Bekehrung zu Christus zu erglauben und zu erhoffen. So kam es denn dahin, daß er im Jahre 1543 zwei Schriften gegen die Juden herausgab, erstens: Von den Juden und ihren Lügen, zweitens: Vom Schem Hamphoras — zwei Bücher, welche an vulkanischer Leidenschaft und zerschmetternder Zorneswucht Luthers großen Streitschriften gegen den allerhöllischsten Vater zu Rom, den Hans Wurst zu Braunschweig, die Sacramentsschwärmer und die räuberischen und mörderischen Bauern gleichkommen. In beiden verlangt Luther Austreibung der Juden aus Deutschland, weil sie Feinde Christi und des deutschen Volkes seien. Womit begründet nun Luther diese Behauptung und Forderung?

Er geht davon aus, daß die Juden wie die Türken, Papisten und Rotten wohl behaupten Gottes Volk und Kirche zu sein nach ihrem Eigendünkel, aber es fehle ihnen an dem rechten einigen Glauben und Gehorsam gegen Gottes Gebote. So sieht er in ihnen allen Ungläubige, denn den Historienglauben läßt er nicht als Glauben gelten. Die Juden wissen nichts, was das geringste Gesetz Gottes sei, alles ist bei ihnen mit „rabbinischen unfläthigen Aufsätzen und Mißglauben also beschmeißt, daß Mose wohl nicht mehr kenntlich bei ihnen ist" (S. 219). Luther spottet darüber, wenn den Juden Frömmigkeit zugeschrieben wird (S. 232), er sagt: „solche Frömmigkeit ist bei ihnen selbst so heimlich, daß sie auch selbst nicht davon wissen können, was soll denn Gott davon wissen? denn sie sind alles Bosheit voll, voll Geizes, Neides, Hasses untereinander, Hochmuths, Wuchers, Stolzes, Fluchens wider uns Heiden, daß ein Jüde müßte sehr scharfe Augen haben, so er sollt einen frommen Jüden erkennen, schweige, daß sie sollten allesammt Gottes Volk sein, wie sie rühmen, denn sie verbergen wahrlich ihre Frömmigkeit stark unter ihren öffentlichen Lastern, und wollen gleichwohl allesammt,

keinen ausgeschlossen, Abrahams Blut, Moses Volk, das ist Gottes Volk sein, gegen welchen die Heiden eitel Stank sein müßten." Luther findet die moralische Verderbtheit der Juden so arg, daß er mit vollem Ernste behauptet: „wenn nicht mehr da wäre denn das alte Testament, so wollt ich schließen und sollt mich kein Mensch anders bereden, daß diese itzige Jüden müßten sein etwa eine Grundsuppe aller losen bösen Buben aus aller Welt zusammengeflossen, die sich gerottet und in die Länder hin und her zerstreuet hätten wie die Tattern und Zigeuner und dergleichen" (S. 313). Luther wundert sich nicht darüber, denn er sagt (S. 139): „Der Teufel hat dies Volk mit allen seinen Engeln besessen." Daher findet er es auch ganz begreiflich, daß der christliche Name ihnen so verhaßt sei. (S. 181:) „Sie haben solchen giftigen Haß wider die Gojim von Jugend auf eingesoffen von ihren Eltern und Rabbinen und saufen noch in sich ohn Unterlaß, daß es ihnen durch Blut und Fleisch, durch Mark und Bein gangen, ganz und gar Natur und Leben worden ist. Und so wenig sie Fleisch und Blut, Mark und Bein können ändern, so wenig können sie solchen Stolz und Neid ändern, sie müssen so bleiben und verderben. . . ." (S. 120:) „Sie sind die rechten Lügener und Bluthunde, die nicht allein die ganze Schrift mit ihren erlogenen Glossen von Anfang bis noch da her ohn Aufhören verkehret und verfälscht haben. Und all ihres Herzens ängstlich Seufzen und Sehnen und Hoffen gehet dahin, daß sie einmal möchten mit uns Heiden umbgehen, wie sie zur Zeit Esther in Persia mit den Heiden umbgingen. O, wie lieb haben sie das Buch Esther, das so fein stimmt auf ihre blutdürstige rachgierige mördische Begier und Hoffnung! Kein blutdürstigers und rachgierigers Volk hat die Sonnen je beschienen, als die sich dünken lassen, sie seien darumb Gottes Volk, daß sie sollen und müssen die Heiden morden und würgen. Und ist auch das furnehmeste Stück, daß sie an ihrem Messia gewarten, er solle die ganze Welt durch ihr Schwert ermorden und umbbringen, wie sie denn im Anfang an uns Christen in aller Welt wohl beweiseten und noch gern thäten, wo sie könnten, habens auch oft versucht und darüber auf die Schnauzen weidlich geschlagen sind."

Luther bleibt dabei, daß ein Christ (S. 244) nächst dem Teufel keinen giftigeren und bitteren Feind habe, denn einen Juden. Diese Gesinnung der Juden, welche Luther ihnen zuschreibt, ist seines Dafürhaltens auf das hohe Ansehen des Talmuds zurückzuführen, „schreiben doch ihre Talmud und Rabbinen (S. 192), das Tödten sei nicht Sünde, so ein Jüde einen Heiden tödtet, sondern so er einen Bruder in Israel tödtet und so er einem Heiden den Eid nicht hält, ist nicht Sünde, item stehlen und rauben, wie sie durch den Wucher thun den Gojim, sein ein Gottesdienst, denn sie halten, weil sie das edle Blut und beschnittene Heiligen sind, wir aber verfluchte Gojim, so

können sie es nicht zu grob mit uns machen noch sich an uns versündigen, weil sie der Welt Herren und wir ihre Knechte, ja ihr Vieh sind. Auf solcher Lehre beharren auch noch heutiges Tages die Jüden und thun wie ihre Väter, verkehren Gottes Wort, geizen, wuchern, stehlen, morden, wo sie können und lehren solches ihre Kinder immer fur und fur nachthun."

Was Luther 1523 als Lugentheidingen und Narrenwerk verdammt hatte, das traut er jetzt selber den Juden zu. S. 182 sagt er: „daher giebt man ihnen oft in den Historien Schuld, daß sie die Brunnen vergift, Kinder gestohlen und zerpfriemet haben wie zu Trent, Weißensee u. s. w. Sie sagen wohl nein dazu; aber es sei oder nicht, so weiß ich wohl, daß am vollen ganzen bereiten Willen bei ihnen nicht fehlet, wo sie mit der That dazu kommen könnten heimlich oder offenbar, des versiehe Dich gewißlich und richte Dich danach."

Aehnlich drückt er sich S. 244 aus: „Ich habe viel Historien gelesen und gehört von den Jüden, so mit diesem Urtheil Christi stimmen, nähmlich wie sie die Brunnen vergiftet, heimlich gemordet, Kinder gestohlen, item daß ein Jüde dem andern einen Topf voll Blutes auch durch einen Christen zugeschickt, item ein Faß Wein, da das ausgetrunken ein todter Jüde im Faße gefunden und dergleichen viel, und das Kinderstehlen hat sie oft, wie droben gesagt, verbrennet und verjächt. Ich weiß wol, daß sie solches und alles leugnen, es stimmet aber Alles mit dem Urtheil Christi, daß sie giftige bittere rachgierige hämische Schlangen, Meuchelmörder und Teufelskinder sind, die heimlich stechen und Schaden thun, weil sie es öffentlich nicht vermögen, darumb ich gerne wollte, sie wären da keine Christen sind." Weil nun die Fürsten und Obrigkeiten schnarchen, „das Maul offen haben" und die Juden in ihrem Treiben keineswegs hindern, darum ist der Reichthum und die Macht der Juden, nach Luthers Meinung, in dem Grade gewachsen, daß sie die Herren und Tyrannen im Lande geworden waren. S. 183 schreibt Luther: „Die Fürsten lassen die Juden aus ihrem offenen Beutel und Kasten nehmen, stehlen und rauben, was sie wollen, das ist, sie lassen sich selbst und ihre Unterthanen durch der Jüden Wucher schinden und aussaugen und mit ihrem eigenen Gelde sich zu Bettlern machen, denn die Jüden als im Elende sollten ja gewißlich nichts haben und was sie haben, das muß gewißlich unser sein, so ärbeiten sie nicht, verdienen uns nichts ab, so schenken oder geben wir's ihnen nicht, noch haben sie unser Geld und Gut und sind damit unser Herren in unserm eigenen Lande und in ihrem Elende. Wenn ein Dieb zehen Gülden stiehlet, so muß er henken, raubet er auf der Straßen, so ist der Kopf verloren, aber ein Jüde, wenn er zehen Tonnen Goldes stiehlet und raubet durch seinen Wucher, so ist er lieber denn Gott selbst und zu Wahrzeichen rühmen sie es getrost und stärken ihren Glauben und

giftigen Groll wider uns, sprechen untereinander: „halt fest, siehe wie Gott mit uns ist und sein Volk auch im Elend nicht verläßt. Wir ärbeiten nicht, haben gute faule Tage, die verfluchten Gojim müssen uns fur ärbeiten, wir aber kriegen ihr Geld, damit sind wir ihre Herren, sie aber unsere Knechte. Halt fest, lieben Kinder Israel, es wird besser werden, unser Messia wird noch kommen, wenn wir so fortfahren und aller Heiden Hembdath durch Wucher und sonst auch an uns bracht haben. Wohlan, das leiden wir von ihnen unter unserem Schutz und Schirm, noch fluchen sie uns, wie gesagt."

S. 242: „Wir sind ihre Hauswirthe, so rauben sie und saugen uns aus, liegen uns auf dem Halse die faulen Schelme und müssigen Wämste, saufen, fressen, haben gute Tage in unserm Hause, fluchen zu Lohn unserm Herrn Christo, Kirchen, Fürsten und uns allen, dräuen und wünschen uns ohn Unterlaß den Tod und alles Unglück. Denke doch, wo kommen wir armen Christen dazu, daß wir solch faul müssig Volk, solch unnütz böse schädlich Volk, solche lästerliche Feinde Gottes umbsonst sollen nähren und reich machen, dafür nichts kriegen denn ihr Fluchen, Lästern und alles Unglück, das sie uns thun und wünschen können, sind wir doch wohl so blind und starrende Klötze in diesem Stücke, als die Juden in ihrem Unglauben, daß wir solch große Tyranei von den heillosen Schelmen leiden, solchs nicht sehen noch fühlen wie sie unser Junkern ja unsere wüthige Tyrannen sind, wir aber ihre Gefangene und Unterthan, klagen noch, sie seien unsere Gefangene, spotten unser dazu, als müßten wir's von ihnen leiden."

S. 230: „Nun siehe, welch eine feine, dicke, fette Lügen das ist, da sie klagen, sie seien bei uns gefangen. Es sind über 1400 Jahr, daß Jerusalem zerstöret ist und wir Christen zu der Zeit schier 300 Jahr lang von den Jüden gemartert und verfolget sind in aller Welt, daß wir wohl möchten klagen, sie hätten uns Christen zu der Zeit gefangen und getödtet, wie es die helle Wahrheit ist." — Kein Mensch habe sie aus Palästina nach Deutschland gerufen, ungeladen seien sie gekommen und eine schwere Last für das ganze Volk geworden. Luther vergleicht sie den Blutschwären, einer schweren Pestilenz und Plage für die Deutschen, darum verlangt er nun eine gründliche Zerstörung der unleidlich gewordenen Verhältnisse. Die Juden sollen aufhören, sich als Herren in Deutschland zu fühlen, ihre Häuser sollen ihnen genommen und zerstört werden, mögen die dann leben wie die Zigeuner, meint Luther S. 235, ihr Vermögen, das sie ja nur durch Wucher gestohlen und geraubt hätten, sei ihnen zu confisciren, S. 236, nur den ernstlich bekehrten Juden seien 100—300 Gulden zum Unterhalte ihrer Familien zu lassen, die jungen starken Juden aber mit Gewalt zur körperlichen Arbeit zu zwingen (S. 238, 259), noch besser aber sei es, den lieben Kaiser Karl zum Muster zu nehmen, der sie aus ihrem allerbesten Nest, Hispanien, ver-

trieben habe. Möchten sie doch wieder in ihr Land Jerusalem hinziehen (S. 243), gern würden die Deutschen ihnen noch Geschenke geben, um sie los zu werden, in ihrer alten Heimath könnten sie dann nach Belieben lügen, fluchen, lästern, speien, morden, stehlen, rauben, wuchern, spotten und alle lästerlichen Greuel treiben. So spricht Luther, der mittelalterliche deutsche Patriot. Bei aller Rauhheit und Härte seines Tones wird der kräftigen deutschnationalen Selbstsucht, die er vertritt, ein hohes Maß von sittlicher Berechtigung nicht abzusprechen sein. Auch dürfen wir uns über den rohen Klang seiner Worte nicht wundern, hat ja doch der Sauerteig der Aufklärung erst viele Generationen später zu gähren begonnen und den rücksichtslosen internationalen Humanismus erzeugt, welcher eine Milde gegen die Juden allgemein verbreitet hat, die Luther von seinen Voraussetzungen aus nicht verstehen konnte. Außerdem war sein Staat, wie er ihn überkommen hatte und wie er ihn mit Bewußtsein vertrat, der corporativ gegliederte mittelalterliche Ständestaat und nicht der moderne Staat der Rechtsgleichheit und des freien Wettbewerbes. Wie er sich als Kind unseres Jahrhunderts in nationaler und socialer Beziehung zu den Juden gestellt hätte, können wir nicht des Genaueren wissen. So viel aber dürfte ruhig zu behaupten sein, daß Luther auch als Sohn unseres Jahrhunderts ein Gegner der Judenemancipation und Judenherrschaft sein würde, und bei der rauhen Männlichkeit seines Temperamentes für kräftige Maßregeln gegen die Juden eintreten würde.

Luther hat in den Jahren seiner vollen Kraft den Ansatz gemacht, den mittelalterlichen Begriff von der christlichen Obrigkeit und ihrer Pflicht, den Glauben gegen den Unglauben und die Ketzerei zu schützen, zu überwinden und demgemäß eine weitgehende Toleranz gegen alle Ketzereien gefordert, alle Glaubenskriege verurtheilt. Als er aber älter wurde, gewannen die unüberwundenen Reste mittelalterlicher Gedankenreihen in seinem Geiste neue Macht, und die mosaischen Verfügungen gegen die Abgötter und Gotteslästerer wurden für sein irrendes Gewissen verbindlich. Mittelalterlich ist daher die religiöse Verbindung, womit er die Verfolgung und Vertreibung der Juden motivirt. Luther stützt sich auf Deut. 13, 16 und 12, 32 und 1. Sam. 15, 23, daraus, meint er, gehe doch hervor, daß eine Stadt, die Abgötterei treibe, mit Feuer zerstört werden müsse. Falls Moses lebte, würde er selbst der Erste sein, die Judenschulen und Judenhäuser anzuzünden, denn sie seien die ärgsten Feinde und Lästerei des Messias, S. 234. Freilich, sagt Luther, zum Glauben könne Niemand gezwungen werden, S. 241, aber öffentlich den rechten Glauben lästern und verfluchen zu lassen, S. 246, das sei weit ein anderes; es dürfe nicht geduldet werden, durch Zusehen und Schweigen, daß sie Gott den Vater in Seinem Sohne lästern und

schänden und Christen zu ihrer Gottlosigkeit verführen. Solche Duldsamkeit würde die Deutschen nur mitschuldig machen an dem Hasse der Juden gegen Christus. Daher fordert Luther zur Erfüllung der christlichen Separationspflicht, daß sich, S. 241, die Deutschen nicht theilhaftig machen des teuflischen Wüthens und Tobens der Juden durch Gewährung von Schutz und Schirm, Essen, Trinken, Herbergen und anderer nachbarlicher Wohlthat. Die Synagogen als Stätten der Gotteslästerung sollen (S. 233, 252, 254, 259) verbrannt werden, den Juden ihre Bücher genommen werden, namentlich der Talmud und ihre Gebetbücher (S. 235, 252). Den Rabbinen, Luther nennt sie Raben und Rangen, solle bei Todesstrafe verboten werden, in deutschem Lande öffentlich Gott zu loben, zu danken, zu beten und zu lehren, da ja ihr Lob, Dank und Gebet eitel Gotteslästerei, Fluchen und Abgötterei sei (S. 252). Doch hält Luther diese Maßregeln für nicht durchgreifend genug, heimlich würden sie ja doch in ihren Sauschulen und Teufelsnestern ihr altes Unwesen weiter treiben, Gott und dem Herrn Christus zum Tort. So schrak Luther nicht vor der letzten Forderung zurück und schrieb S. 254: „Und weil wir wissen, daß sie es heimlich thun, so ist es eben so viel, als thäten sie es öffentlich. Denn was man weiß, das heimlich geschieht und geduldet wird, das heißt doch nicht heimlich und gleichwol unser Gewissen damit fur Gott beschweret ist. Wohlan, da müssen wir uns fursehen. Meines Dünkens will's doch da hinaus: sollen wir der Jüden Lästerung rein bleiben und nicht theilhaftig werden, so müssen wir gescheiden sein und sie aus unserem Lande vertrieben werden; sie mögen gedenken in ihr Vaterland, so dürfen sie nicht mehr fur Gott uber uns schreien und lügen, daß wir sie gefangen halten, wir auch nicht klagen, daß sie uns mit ihrem Lästern und Wuchern beschweren. Dies ist der näheste und beste Rath, der beide Parte in solchem Fall sichert." Diese ungeheuerlichen, dem Geiste des Evangeliums schnurstracks entgegen laufenden Maßregeln empfiehlt er als eine scharfe Barmherzigkeit, die einem treuen Arzte geziemt, der auch vor strengen Mitteln nicht zurückschrecken dürfe. Darum solle man mit ihnen nach aller Unbarmherzigkeit umgehen, wie Moses that, Barmherzigkeit könne man hier nicht üben, die würde sie nur in ihrem bösen Wesen bestärken, also müsse man sie „wie tolle Hunde" ausjagen, damit die Christen nicht ihrer greulichen Lästerung und Laster theilhaftig, mit den Juden zusammen Gottes Zorn verdienen und verdammt werden.

Es liegt auf der Hand, daß Luther hier nicht aus dem Geiste des neuen Testamentes und der Reformation heraus argumentirt und Forderungen aufstellt, vielmehr erweist er sich hierin als übermannt vom mißverstandenen alten Testament und von mittelalterlichen, vom Evangelium gerichteten Wahnvorstellungen. Die evangelische Kirche hat daher die Irrthümer

des alternden Reformators als für sich nicht maßgebend abgelehnt und sieht in der Schrift Luthers, daß Jesus Christus ein geborener Jude sei, welche 1523 erschien, den wahren Ausdruck reformatorischen Geistes. Luther selbst ist an seiner späteren Beurtheilung der Juden nicht mehr irre geworden. Seine letzten, kurz vor seinem Tode in Eisleben gehaltenen Predigten enthalten leidenschaftliche Ausfälle gegen die Juden. Am 14. Februar 1546 verlangte er von der Kanzel die Wegtreibung der Juden, weil sie Christum täglich lästern und schänden und die Christen nicht nur durch ihren Wucher aussaugen, sondern auch, wo sie können, tödten.

Diese Rathschläge Luthers, so sehr sie ihm am Herzen lagen, hat das deutsche Volk nicht befolgen wollen, weil sie mit dem Evangelium und den Begriffen moderner Humanität sich nicht vertragen. Die Forderung, die Juden als Feinde Christi aus dem Lande zu jagen, die Luther aufstellt und so eifrig begründet, ist unprotestantisch und als Nachwirkung der katholischen Staatsanschauung zu betrachten. Es hat die Christenheit daher wohlgethan, diese Ermahnungen des gewaltigen Mannes unbeachtet zu lassen. Ueber die socialpolitische Begründung der gewaltsamen Einschränkung der jüdischen Uebermacht, die Luther vorbringt, läßt sich reden. Daß Luther sich aber schwer irrte, als er aus religiösen Gründen die Vertreibung der Juden forderte und für ihre strafrechtliche Verfolgung eintrat, kann für einen evangelischen Christen keinem Zweifel unterliegen.

Friedrich Lezius.

„Glück“.

„Es giebt ein Glück, allein wir kennen's nicht,
Wir kennen's wohl, und wissen's nicht zu schätzen.“
Goethe (Tasso).

Wenn wir das Wort „Glück“ in dem Sinne innerer Harmonie und wahren, dauernden Friedens auffassen, so braucht die Berechtigung, dieses Thema zu behandeln, wohl nicht weiter begründet zu werden, am wenigsten in unserer Zeit, welche an dem Fehler großer Oberflächlichkeit und eben darum Unbefriedigung leidet, indem ihre Bestrebungen, wie bedeutend sie im Einzelnen sein mögen, weder in philosophischem, noch in religiösem Boden so kräftige Wurzeln haben, daß der ernster und tiefer Denkende aller Sorge um die gedeihliche Fortentwickelung der idealen Güter enthoben wäre. Gewiß sucht auch der Oberflächlichste, dessen Gedanken in den Geschäften und Vergnügungen des Tages aufgehen, auf seine Weise das Glück. Und wohl mag es sein, daß Mancher es auf diesem Wege findet oder vielmehr vom Glück gefunden wird, indem es ihm, dank angeborener heiterer Gemüthsart und günstigen äußeren Verhältnissen, in den Schooß fällt. Aber erstlich sind das Ausnahmefälle, und dann erscheint es sehr fragwürdig, ob ein solches Glück im Interesse der Sittlichkeit überhaupt wünschenswerth sei. — Eine andere Gruppe von Menschen hat sich dem Pessimismus ergeben und folgt der Richtschnur Schopenhauers, der das Glück für etwas Negatives hielt und daher den Satz des Aristoteles, daß der Vernünftige nicht auf Genuß, sondern auf Schmerzlosigkeit ausgehe, für die Quintessenz der Lebensweisheit erklärte. Nun ist ja gewiß Jeder von uns dessen inne geworden, daß es ein vollkommenes Glück auf dieser Welt nicht giebt, und sucht sich daher in vielen Stücken zu bescheiden. Aber — um ganz abzusehen von den Tröstungen, mit welchen die Religion ihre Gläubigen sättigt — wer etwas von

der innigen Freude und Glücksempfindung gespürt, die uns das Lieben und Geliebtwerden, der göttliche Odem der Kunst und die wunderbaren Schönheiten der Natur gewähren, wer etwas von der Befriedigung empfunden hat, welche aus treuer Pflichterfüllung und dem Wirken für eine gute Sache, sei es auch ohne handgreiflichen Erfolg, erwächst, der kann sich nicht zu der Resignation bekennen, die den kühlen, grübelnden Verstandesmenschen auf das Ziel der Schmerzlosigkeit steuern heißt. Wenn dagegen Schopenhauer nicht in dem, was Einer *hat* oder was er *vorstellt*, sondern in dem, was Einer *ist*, die Hauptbedingungen seines Glückes oder Unglückes sieht und demnach sagt, daß „zu den echten persönlichen Vorzügen, dem großen Geiste oder großen Herzen, sich alle Vorzüge des Ranges, der Geburt, selbst der königlichen, des Reichthums u. dgl. wie die Theaterkönige zu den wirklichen verhalten", so stimmen wir ihm darin gewiß vollkommen zu. Doch braucht Reichthum an Geist und Gemüth an sich noch nicht zu einer Quelle des Glückes zu werden, denn je höher der Mensch intellectuell, ästhetisch und moralisch entwickelt ist, desto mehr ist er auch dem Schmerze ausgesetzt, und schon Aristoteles hat bemerkt, daß alle hervorragenden Männer (in der Philosophie, Staatskunst, Poesie und in den Künsten) melancholisch seien[1]. Man kann geistig reich und doch, oder gerade deshalb tief unglücklich sein, wie wir aus den Biographien mancher großen Männer sehen. Erst wenn die irrenden Planeten ihre Sonne, die sie umkreisen sollen, gefunden haben, ist Ordnung im Weltall; und so müssen auch, damit die Seele glücklich werde, alle Kräfte des Geistes und Gemüths einen einheitlichen, beherrschenden Sammelpunkt finden, jenes selbständige Centrum da drinnen, von dem Goethe in seinem „Vermächtniß" so schön redet:

„Sofort nun wende dich nach innen,
Das Centrum findest du da drinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag.
Wirst keine Regel da vermissen;
Denn das selbständige Gewissen
Ist Sonne deinem Sittentag."

Darum ist sicherlich das antike „δος μοι που στησω, και την γην κινησω" (gieb mir einen Punkt, wo ich stehen kann, und ich werde die Welt bewegen) der Schlüssel zum Thore des wahren Glückes, der dauernden inneren Befriedigung. „Es ist ein köstliches Ding," sagt auch die heilige Schrift, „daß das Herz *fest* werde." Und daß es *in unseren Willen gegeben* ist, diesen entscheidenden festen Punkt in dem großen perpetuum mobile der in uns wogenden und uns umgebenden Welt zu finden, ein-

[1] Schopenhauer, Parerga und Paralipomena, I. 345.

zunehmen und zu behaupten, die Erkenntniß dieser Wahrheit dürfte die erste Sprosse sein, welche auf der steilen Leiter des Glückes erklommen werden muß.

Es hat uns daher zu besonderer Freude gereicht, ein Buch zu finden, das bei seinen Betrachtungen über das Glück von diesem Gedanken durchdrungen ist und mit gesundem, kräftigem Idealismus die große Frage behandelt, wodurch wir in uns ein wahres, beständiges Glück schaffen können. Die Lectüre dieses Buches sei unseren Lesern auf das Nachdrücklichste angerathen. Gerade jetzt, wo die beginnende Sommerzeit uns dem geschäftigen Getriebe der Menschen entreißt und wieder in die Arme der Natur zurückführt, findet Mancher Muße zur Besinnung und Betrachtung, wobei er sich dann nicht ungern von einem guten Führer leiten läßt.

Es ist sehr angebracht, daß Prof. Hilty in seiner Studie „Glück"[1] keiner systematischen Ordnung des Stoffes folgt, da eine solche für diesen Gegenstand wenig geeignet wäre und Manche gleich im Beginne des Lesens abschrecken könnte, zumal die Frauen, denen die von Hilty gewählte Behandlungsweise gleichfalls zusagen dürfte.

Der Verfasser beginnt sein Buch mit einem ganz auf das Praktische gerichteten Abschnitte, mit der „Kunst des Arbeitens". Seine Werthschätzung der Arbeit, seine entschiedene Verurtheilung jedes Müssigganges haben uns auf das Sympathischste berührt, und seine Winke über die Kunstgriffe der Arbeit, insbesondere der geistigen, entstammen einer gründlichen Kenntniß der menschlichen Natur. Wir stimmen Fichte unbedingt bei, wenn er in der Faulheit das Grundlaster der Menschheit sieht, und glauben mit Goethe, daß positive Vergehungen dem Menschen weniger zur Last zu legen sind, als seine Unterlassungen des Guten. Nur dürfen wir das Gute nicht etwa in vager und verschwommener Weise fassen, sondern müssen es in der den Fähigkeiten des Einzelnen entsprechenden Berufsarbeit und treuen Pflichterfüllung sehen. Vor zwei Jahren brachte die „Baltische Monatsschrift" ihren Lesern einen Artikel über das Thema „Arbeit!"[2]. Bei unserer Lage erscheint dieses Thema auch heute noch außerordentlich zeitgemäß. Es hilft nichts, über das Unglück zu philosophiren oder lockenden und tröstenden Zukunftsbildern träumend nachzuhängen. Das Einzige, was hilft, was den Muth und das Kraftgefühl erhalten kann, ist die tägliche treue Arbeit. Jedem, der uns einen Wink darüber giebt, wie wir sie anfassen sollen, wissen wir es daher Dank. Dabei versteht es sich, daß solche Arbeit, selbst wenn sie mechanisch ist, nicht mechanisch aufgefaßt und verrichtet werden darf. Sie soll vielmehr die Frucht einer sittlich gekräftigten Persönlichkeit und die

[1] Prof. Dr. C. Hilty, Glück. Dritte vermehrte Auflage. Frauenfeld und Leipzig 1892. 8. 244 Seiten.

[2] „Balt. Mon.", Band XXXVII, Heft 1.

Lebensäußerung eines Geistes sein, der sich des Werthes der Ziele, in deren Dienst er arbeitet, bewußt ist. Obgleich nun also nach den Principien der Ethik die That allerdings als natürliche Frucht aus der Gesinnung sich ergeben soll, wäre es doch doctrinär, die Arbeit nicht auch gerade demjenigen anzuempfehlen, der noch keinen eigenen Antrieb dazu fühlt. Denn eben die Arbeit ist ihrerseits ein Jedermann zugängliches Mittel, in dem sittlichen Streben — und was ist alle Moral anders als Streben? — gefördert zu werden und durch Selbstzucht allmählich zur Freiheit zu gelangen.

„Die Kunst, Zeit zu haben", welche zu der des Arbeitens in naher Beziehung steht, behandelt ein weiterer Abschnitt unseres Buches. Bei den häufigen Klagen über Zeitmangel, die man in unseren ohne Rast vorwärts drängenden Tagen hören kann, ist dieses Thema so interessant, daß Jeder gern einige gute Bemerkungen darüber lesen wird.

Auch in den übrigen sechs Capiteln sind so vielseitige, tiefe und brauchbare, dabei immer klar und schlicht ausgedrückte Gedanken enthalten, daß der Leser überall gefesselt und zum Nachdenken über sich und die Welt angeregt werden wird. Der Reichthum an weiten und allgemeinen Gesichtspunkten ist ein Hauptvorzug des Buches und dürfte gleichfalls sehr dazu beitragen, ihm für unsere Zeit Bedeutung zu geben. Wir sind es nämlich leider gewohnt, die Philosophie als etwas für den normalen Menschen Unbrauchbares anzusehen und sie somit unbesehens ad acta zu legen; allenfalls, meinen wir, mag derjenige, dessen Beruf das Denken und Forschen ist, der Philosophie als guter Gymnastik des Geistes und als Unterweiserin im präcisen Ausdruck sich bedienen, aber zum wirklichen Leben hat sie doch gar keinen Bezug. An dieser oberflächlichen und sehr beklagenswerthen Auffassung ist zum großen Theil unsere neuere, auch von Hilty nicht freundlich beurtheilte Philosophie selbst schuld, denn sie hat fast ganz aufgehört, uns wirkliche Lebensweisheit zu bieten[1]. Dieser Mangel ist um so schlimmer, als in der Gegenwart auch die Religion stark zurückgetreten ist und bei Weitem

[1] Der Sklave Epiktet, einer der berühmtesten Stoiker, sagt über diesen Gegenstand Folgendes: „Der erste und nothwendigste Theil der Philosophie ist der, welcher die Lebensregeln enthält, z. B.: „Du sollst nicht lügen". Der zweite ist der von den Beweisen (dieser Regeln), z. B.: „Warum soll man nicht lügen?", der dritte der, welcher beide vorangehenden bestätigt und erklärt, z. B. warum dies einen Beweis bilde, was ein Beweis sei, was eine Schlußfolgerung, was ein Widerspruch, was ein wahres oder ein falsches Urtheil. Darum ist der dritte Theil um des zweiten und der zweite um des ersten willen vorhanden; der nothwendigste, der den Ruhepunkt des Ganzen bildet, ist der erste. Wir hingegen kehren es um, wir halten uns bei dem dritten Theile auf und wenden allen unseren Fleiß darauf; den ersten vernachlässigen wir gänzlich. Daher kommt es denn, daß wir lügen, während wir den Beweis dafür, daß man nicht lügen solle, stets bei der Hand haben." (Bei Hilty, S. 80.)

nicht mehr die Herrschaft über die Gemüther ausübt, die sie früher besaß: man denke nur an das Papstthum, das Mönchswesen, die Kreuzzüge und vor Allem an das Jahrhundert der Reformation. Im Vergleiche zu jenen Zeiten sind wir jetzt ausnehmend nüchtern, praktisch, social und specialwissenschaftlich geworden, leider unter großer Vernachlässigung höherer Ideen und allgemeinerer Gesichtspunkte. Wer aber ohne Religion und ohne Philosophie durch das Leben zu gehen unternimmt, der muß verflachen. Denn es giebt, wie, wenn ich nicht irre, Schopenhauer sehr richtig bemerkt, nur drei Arten zu leben: entweder auf dem Boden der Philosophie oder auf dem des Glaubens oder endlich nach der Weise des Viehes, also vegetirend. Das Buch „Glück" kann nun in der besten (nicht in der herrschenden) Bedeutung philosophisch genannt werden, indem es uns Gedanken und Rathschläge bietet über das Leben, den Werth der verschiedenen Lebensgüter, sowie über den Weg, das eine höchste Gut das in innerer Befriedigung besteht, zu erlangen und seines Besitzes froh zu werden. Es sind nach Hilty „fünf Wege, auf denen die Menschheit seit jeher wandelt": über die Gedankenlosigkeit, den begangensten unter ihnen, und über einen zweiten, den Pessimismus, haben wir oben schon einige Andeutungen gemacht. Die weiteren sind: das Christenthum (einschließlich des Judenthums, das wir „als die natürliche historische Wurzel des Christenthums mit Ehrfurcht und Zuneigung betrachten"), der Stoicismus und der Buddhismus. Stoicismus und Christenthum werden nun von Hilty in sehr interessanter und lichtvoller Weise nach ihrem Wesen und Werthe behandelt. „Der Unterschied zwischen Christenthum und Stoicismus," sagt er, „den zwei einzigen Lebensanschauungen, die dem Ernste des Lebens wirklich entsprechen, besteht, mit kurzen Worten gesagt, darin, daß der letztere den Versuch macht, die Leiden des Lebens zu leugnen und jedenfalls durch eine überlegene Geisteskraft zu verachten, das erstere sie hingegen in ihrer vollen Realität als vorhanden anerkennt, aber eine Kraft und ein höheres inneres Glück verspricht, das sie erträglich, ja sogar bedeutungslos macht." Den Stoicismus, der sich nun freilich noch in manchen anderen wesentlichen Punkten vom Christenthum unterscheidet, führt uns der Verfasser durch Reproduction und Commentirung des kleinen Handbuches des schon erwähnten Stoikers Epiktet vor. Wenn der Verfasser die Frage aufwirft, ob nicht in der Gegenwart die stoische Moral mehr Aussicht habe, Geltung zu erlangen, als der christliche Glaube, so ist zwar einerseits die Berechtigung dieser Annahme zuzugestehen, in so fern der Stoicismus sich mehr an die nüchterne und vernünftige Einsicht wendet, andererseits aber dürfte gerade die von ihm gepredigte Resignation und sein vorwiegend negativer Charakter in sehr schroffem Widerspruche stehen zu der Activität unserer Zeit mit ihrer intensiven Lebensbethätigung auf allen Gebieten, die

durch das Christenthum, vorzüglich dasjenige protestantischen Bekenntnisses und seine ausgesprochen positive (nicht verzichtende) Tendenz geadelt werden könnte und sollte. „Gemeinsam beiden Anschauungen", sagt Hilty in knapper und zutreffender Charakteristik, „ist, daß sie einen hohen Werth auf den Willen des Menschen legen, der allein eigentlich sein wahres Eigenthum ist (so daß er auch zum Guten nicht gezwungen werden kann), und die feste Ueberzeugung von einer sittlichen Weltordnung fordern, welche eine Abweichung von ihren Principien nicht duldet, sondern dem darauf gerichteten Eigenwillen des Menschen einen völlig sicheren und unbesiegbaren Widerstand entgegensetzt." Mit Recht wird von Hilty betont, daß diese beiden, dem Stoicismus und dem Christenthum gemeinsamen ethischen Momente, der freie Wille und die sittliche Weltordnung, die Aufgabe haben, eine Waffe zu sein gegen den modernen Materialismus mit seiner Predigt von der absoluten Naturnothwendigkeit und dem Kampfe ums Dasein.

Besondere Bedeutung haben die beiden letzten Abschnitte des Buches, von denen der eine kurz „Glück" heißt, der andere mit den dem Heineschen Gedichte „Fragen" entlehnten Worten betitelt ist: „Was bedeutet der Mensch, woher kommt er, wohin geht er, wer wohnt über den goldenen Sternen?" In diesen beiden schönen Capiteln zeigt der Verfasser zuerst, auf welchen verschiedenen Wegen der Mensch das Glück sucht und wie er in seinen Bemühungen, es zu finden, fortwährend getäuscht wird, um dann von dem Glauben an eine sittliche Weltordnung und der Arbeit in derselben, vorzüglich aber vom Christenthum, dessen Kraft und Geist dem ganzen Buche überhaupt Gehalt und Schwung giebt, sehr eindringlich zu reden. Er legt dar, wie, um Christ zu werden, ein Willensact, eine aufrichtig vollzogene „Wendung" nöthig sei, zu der sich bisher noch Keiner entschlossen habe, ohne dadurch den Grund zu einer dauernden und wachsenden inneren Befriedigung, d. i. zum Glück, gelegt zu haben. Das Resumé wird in folgende Worte der Gisela Grimm, einer originellen Frau unserer Zeit, gefaßt: „Das Glück ist göttliche Gemeinschaft, die Kraft dazu — der Muth, der Seele Klang." Durch diesen schönen, positiven Ausklang werden wir aufs Wohlthuendste berührt, während sonst der Schluß ähnlicher allgemeiner Betrachtungen meist eine Enttäuschung mit sich zu bringen pflegt.

Die selbständige, ausgereifte Auffassung vom Christenthum, die sich auch in der eigenartigen und doch ungesuchten Weise äußert, wie der Verfasser viele seiner Ansichten mit Bibelstellen belegt, ist überhaupt das Schönste in der Hiltyschen Schrift. Hierbei sind es einige Grundmomente, die dem tiefen und so energisch auf das Ideale gerichteten Geiste, der diese Blätter durchweht, einen charakteristischen Stempel aufdrücken. Vor Allem der aufrichtige Zug, der allem blos äußerlich Angelernten, jedem Schein und jeder

Phrase abhold, direct auf die innerste Persönlichkeit des Lesers losgeht. Hierin liegt jene Wahrheitsliebe, die für die Annahme des Christenthums, wie überhaupt jeder tieferen Weltanschauung ein unerläßliches Erforderniß ist. Denn auf sittlichem Gebiete erhält etwas erst dann Werth, wenn es nicht nur Wissen bleibt, sondern persönliches Eigenthum wird, in die Ueberzeugung und dem entsprechend in die Handlungsweise des Menschen übergeht. Einen anderen Begriff der sittlichen Wahrheit giebt es nicht, als den von Goethe in die Worte gefaßten: „Was fruchtbar ist, allein ist wahr", womit Hiltys Auffassung durchaus übereinstimmt, wenn er sagt: „was keine anhaltende, ruhige sittliche Kraft giebt, das ist nicht wahr, und was solche Kraft verleiht, das muß Wahrheit allermindestens in sich tragen." Die in der Persönlichkeit lebendig werdende Kraft des Christenthums, die in der göttlichen Gemeinschaft ihre Quelle hat, soll sich sofort und jederzeit fruchtbar erweisen in der Thätigkeit im Dienste der sittlichen Weltordnung. Zwar soll der vernünftige Mensch nachdenken, sich ein Bild von der Welt machen, sich auch zeitweilig auf sich selbst zurückziehen, nie aber darf er sich in sich selbst vergraben. Von Tagebüchern und Selbstbiographien, ja sogar von dem Spruche des griechischen Weisen „Erkenne dich selbst" hält Hilty nicht viel; erkenne lieber deine Pflicht, so mahnt er, suche in dem Wirken für große Ideen aufzugehen und endlich dahin zu gelangen, keine Privatangelegenheiten mehr zu haben. Diesem höchst erstrebenswerthen Ziele nähert sich aber nur, wer freudig für das Gute arbeitet, weil er an die Kraft des Guten glaubt. Kaum irgend ein sittlicher Grundsatz ist so wichtig und verdiente in solchem Maße der Jugend eingepflanzt zu werden, als der, immer nur positiv vorzugehen. „Das Gute in der Welt," sagt Hilty ganz ausgezeichnet, „ist überhaupt nicht in erster Linie dazu da, um das Böse zu bekämpfen, sondern das besorgen die Bösen sehr gut unter sich selbst. Das Gute muß nur leben, seinen Weg fest gehen und sich zeigen."[1] Das Böse ist „als etwas Unkräftiges, nicht Ausdauerndes zu betrachten, das sich in Kurzem selbst vernichtet". Die feste Zuversicht auf die Kraft des Guten, aus dem Glauben an eine sittliche Weltordnung geschöpft, ist in der That die Seele furchtlosen Handelns, die bewegende Macht im Leben der Menschheit und für den Einzelnen die Hauptstütze wahren Glückes. Sie hält, wie ein mächtiger Grundpfeiler, auch das ganze Gebäude der Volkswohlfahrt, so daß es, wenn das Wetter kommt und die Winde schnauben, nicht zusammenbrechen kann. Wer hingegen, wenn er sich in dem Besitz seiner heiligsten Güter von der Welt bedroht sieht, den Glauben fahren läßt, daß das Böse nichtig und machtlos ist, das Gute

[1] Vgl. die Worte Christi Matth. 5, 14—16.

aber allezeit von einer göttlichen Kraft getragen wird, der verliert den Antrieb, sein Möglichstes zur Aufrechthaltung der angefeindeten Besitzthümer zu thun, der muß im Kampfe erschlaffen und ist rettungslos preisgegeben. So kennt die Weltgeschichte Beispiele von heldenmüthigen Kämpfen kleiner Völker gegen eine gewaltige feindliche Woge, die machtlos abprallen mußte an dem dreifachen Erze des Vertrauens auf die gute Sache. Aber sie hat auch ihr «mene tekel upharsin» gesprochen über kleinmüthige Seelen, welche sich durch große äußere Machtmittel, die feindlich auf sie eindrangen, imponiren und zur Verzweiflung treiben ließen. Solche verzagte Geister sprachen sich selbst die Berechtigung zur Fortexistenz ab. Unter beständiger Anfeindung hat Christus und haben seine Jünger das Reich des Lichtes in die widerstrebende Welt getragen, und durch sein zuversichtliches „es soll uns doch gelingen" hat Luther die evangelische Kirche aufgerichtet. Unter den nach menschlichem Ermessen hoffnungslosesten äußeren Umständen haben die Hellenen gegen die Weltmacht der Perser, haben die kleinen niederländischen Staaten gegen Spaniens mächtige Krone ihre Freiheit behauptet. Es ließen sich noch viele solcher Beispiele anführen, die der Kleinglaube vergeblich wegleugnen will, weil er nichts in sich spürt von der Kraft, die die Welt überwindet. Wenn nun die Lehren der Vergangenheit ihren Zweck erreichen, uns den Glauben an die endlich doch zum Siege gelangende Kraft des Guten zu stärken, so werden wir es lernen, unsere Haltung im Kampfe mit der Welt nicht vom augenblicklichen, sichtbaren Erfolge abhängig zu machen, vielmehr, der Lehre des Sokrates gemäß, wie Soldaten auf dem Posten zu stehen, auf welchen Gott uns gestellt hat, indem wir es ihm anheimgeben, ob und wann er das Wetter vorübergehen lassen und unsere schwachen Bemühungen mit Erfolg krönen will. Es ist eine feine Beobachtung Hiltys, daß unter den großen Männern gerade um diejenigen Gestalten die schönsten Kränze des Nachruhms und sagenhafter Verherrlichung sich gewoben haben, welche der Erfolg nicht immer begünstigt hat. Bewußt und groß stehen sie da im Unglück, gleichsam ein lebendiges Denkmal der Devise «Frangor, non flector».

Zu solcher mannhaften, echt christlichen Streiterschaft gehören zwei Eigenschaften, nach denen der Idealgesinnte vor Allem streben soll: Muth und Demuth. Sie wurzeln in der Gesinnung, die von der Realität der idealen Güter überzeugt ist, in ihrem Dienste lebt, von ihrer Kraft getragen wird. Die bei Hilty mehrfach wiederkehrende Betonung der christlichen Demuth, der absoluten Unvereinbarkeit von Christenthum und Dünkel ist auch für uns um so beherzigenswerther, als ein Stück sog. Standeschristenthums auch bei uns leider noch hier und da anzutreffen ist. Welches auch die Gründe dieser Erscheinung sein mögen, es macht sich, wie gesagt,

auch bei uns bisweilen ein falscher Aristokratismus, eine Art Junkerthum bemerkbar, dessen völlige Beseitigung sehr im Interesse der Zukunft unseres Landes läge, die nur von dem Maße unserer idealen Kraft abhängen wird. Solche Kraft muß zu allermeist ihre Aeußerung finden in einem lebendigen Christenthum. Und jedenfalls ist die Demuth eines der sichersten Kennzeichen wie des wahren Christen, so auch des wahren Aristokraten. Aus der Vermählung von Muth und Demuth stammt jene, nur der ernsteren Weltanschauung eigene, allein echte Vornehmheit, die, unbeirrt von der Welt, einzig der inneren Stimme folgt.

Wir haben in Vorstehendem einige Hauptgedanken aus Hiltys reichhaltiger und bedeutender Schrift, die übrigens neben den ewigen menschlichen Problemen auch manche interessante Zeitfragen (z. B. Streberthum, Realismus, Nervosität) berührt, unseren Lesern vorgeführt. Und wenn nun zum Schlusse Jemand fragt: wie komme denn ich zu dem dauernden inneren Glück, das mir so reizvoll geschildert worden, so sei ihm nochmals mit Hilty geantwortet: die Thore stehen offen, es liegt nur an deinem Willen, den Weg, der dahin führt, zu betreten. Daß aber dieser Weg der richtige ist, lehrt die historische Erfahrung, die als der ewige Wegweiser zum Glück von vergangenen Geschlechtern in der Geschichte des Christenthums für uns niedergelegt ist.

B. v. S.

„Ich will dich nicht verlassen, noch versäumen."

„Ich will dich nicht verlassen, noch versäumen," —
So sprach der Herr, — ein wunderherrlich Wort!
Seit ich's gehört, im Wachen und im Träumen
Klingt dieser Trost in meiner Seele fort.

Ja, mögen mich die Feinde schmäh'n und hassen,
Mag alle Welt sich setzen wider mich, —
Du wirst mich nicht versäumen, noch verlassen,
In aller Noth vertrau' ich fest auf Dich.

Und ob auch Jammers Ströme mich umfluthen,
Die Woge über mir zusammen schlägt,
Und ob mich brennen auch des Schmerzes Gluthen,
Ich bleibe freudig doch und unbewegt.

Denn nichts vermag mir diesen Trost zu rauben,
Daß mich mein starker Gott, mein treuer Hirt,
Mein Trostesgrund im Hoffen und im Glauben,
Niemals verlassen, noch versäumen wird.

W. K.

Miscellen.

Aus einem Kirchenbuche des Pastorats Pernigel.

Pastorat, 47. Den 13. Aprilis ist eine Pastorats Dirn, des Knechts Noritz Caspars tochter Trin, nachdem sie sich mit dem deutschen Pastorats bedienten J. B. fleischlich vermischet und ihre leibes Frucht d. 30. Octob. des 1740. Jahres des Nachts in der Pastorats Riegen boßhafter Weise getödtet, durch Urtheil und Recht hinter dem Pastorats Morast nahe an dem Wege, der von der Land Straße nach Klaue Gesinde zugehet, geköpfet und der Körper verbrannt worden. Die Umstände dieser unglücklichen That sind zur Künftigen Warnung wohl zu beobachten. Es hat dieses Mensch öfters obstructionem mensium bey sich empfunden, und daran einige Jahre Vieles erlitten. Als sie nun geschwängert war, wanndte sie vor, daß sie nach ihrer alten Weise verstopfet wäre. Da aber Stuprator selbst der Frauen heimlich bekannte, daß er sich mit ihr fleischlich vermischet hätte, so leugnete sie zwar nicht, daß sie nicht mit ihm zugehalten hätte, aber sie wollte es doch nicht zugestehen, daß sie von ihm schwanger wäre. Die vorige Verstopfungen und der fluxus mensium, den sie 3 Monathe vorhero auf dem Heuschlag hinter der Kirche gehabt, machten alles zweifelhaft. Sie selbst stellete sich biß auf den letzten Tag sehr frisch an, und that alle Arbeit, die ihr anbefohlen wurde. Man ließ indeßen doch acht auf sie geben, und ward insonderheit des Pastorats Knechts Jahns Weib Edde angesaget, ein wachsames Auge auf sie zu haben. Den letzten Abend wurde noch das Hofs Mägdchen Anna hingeschicket, um nachzufragen, was sie thäte, und ob sie dröschen würde. Darauf sie geantwortet; sie hätte zwar einige Kopfwehen, aber dennoch wolte sie mit den andern mitarbeiten. Da nun sich alle des Nachts zur Ruhe begeben hatten, stieg sie heimlich durchs Riegen Fenster, wie sie

solches selbsten ausgesaget, Kletterte über das Abschauer und gebahr im Herabfallen das Kind, darüber sie zwar anfangs in eine Ohnmacht gefallen, aber nachdem sie sich recolligiret, das Kind getödtet und hinter der Stroh Kuye versteckt hat. Als die leute aufgewachet, fanden sie das Mensch in ihrem blute liegen. Sie gab aber vor, daß sie nun eine Oeffnung bekommen hätte. So bald solches auf dem Hofe Kund gethan wurde, schickte man die Heb Muter Zu ihr, welche aber mit dieser Zeitung zurück kam, daß sie nun ihre Zeit bekommen hätte. Doch war man nicht sicher, sondern schickte die Hofs Magd Maria nachzusuchen, welche denn auch das Kind hinter der Stroh Kuye hervorzog und tod nach dem Hofe brachte. Man ließ sie hierauf gleich festnehmen, und hielt ihr ihre Gottlose That vor. Sie bewieß aber keine Zeichen der Reue, so lange biß ihr die Eisen angeleget wurden. Dieses setzte sie in ein ungemeines Schrecken, daß sie auch an der gantzen rechten Seite vom Schlage gerührt wurde. Es kam auch so weit mit ihr, daß sie weder Hand noch Fuß rühren Konnte und ohne Sprach und Verstand recht Kläglich darnieder lag; wie sie denn nicht vermögend war auf bitten des Pastoris nicht mit einem Finger ein Zeichen von sich zu geben, ob sie das verstünde, was ihr von ihm Zu ihrer Erweckung vorgetragen wurde. Wie viel Sorge, Angst, Kampf und Gebeth dieses gekostet, ist dem höchsten bewußt. In drey Tagen aber änderte sich dieser Klägliche Zustand. Die Kranke bekam an der rechten Seite ihr Gefühl und nach und nach ihre Sprache wieder. Und da hat Pastor nicht nachgelaßen, beides Gesetz und Evangelium der damahls unglückseligen Seelen vorzutragen, welches durch die mitwirkende Gnade des höchsten so viel gefruchtet, daß die Sünderin ihre Uebelthat bekannt, hertzlich beweinet und ein ernstliches Verlangen nach der Gnade Gottes in Christo bewiesen. Mit dieser guten Vorbereitung wurde sie nach Riga ins Stockhaus geschicket, allwo sie aber wieder andere Gedanken bekommen, und vor dem hochpr. Rigischen Landgericht die wahren Umstände der That sehr geleugnet, und darauf so lange bestanden, biß sie von den Zeugen, welche von dem Pastorat nach Riga geschicket werden mußten, ihres freventlichen Infanticidii überzeuget, und darauf von dem Gericht zur Decollation und Verbrennung des Körpers condemniret, welches auch von dem Erl. Kayserl. Hofgericht in totum confirmirt worden ist. Hierauf wurde sie d. 4 Aprilis nach dem Pastorat in Noriz Gesind gebracht, allwo sie täglich von drey Kerls, deren 2 theils der Herr Land Richter von Dunten; theils der Hr. Rittmeister von Meck aus grace zum soulagement des Pastoris, und 1 Kerl das Pastorat gegeben, bewachet worden. Da nun Pastor täglich sie zu zweymahlen Vor und Nach Mittag in assistance des Herren Frid. Gottl. Hilde Candidatis Ministerii besuchet, bemerkte er anfangs an der Sünderin eine fleischliche Hertzhaftigkeit den vom Gericht

zuerkannten Tod zu erleiden. Es wurde ihr aber das Exempel Petri vorgehalten, sich nicht auf eigene Kräfte zu verlaßen, als welches alle Zeit ein betrübtes Ende nähme. Die erste Arbeit war nun vornehmlich ihr den großen Gräul der begangenen Sünde nachdrücklich vorzutragen, welches sie denn auch anfangs dem äußerlichen Ansehen nach zur Erkenntniß und Reue brachte. Allein es schien doch noch das Hertz sehr fleischlich gesinnet zu seyn, indem sie sich nicht von der Gesellschaft der Menschen gern trennen, sondern lieber oben in der Riegen als unten allein in der bey Stube sein wolte. Man stellete ihr vor, daß es Zeit wäre, sich nun allmählich von den Menschen abzusondern, damit man desto mehr in der Stille sich fertig zum Tode zubereiten Könnte. Dieses wolte sie anfangs nicht hören, wurde auch unwillig auf Pastorem, als sie auf befehl des Hrn. land Richters geschloßen wurde. Als Pastor nun merkte, daß die Sünderin einen Unwillen und Mißtrauen auf ihn gefaßet hatte, stellete er ihr vor, daß ihr Körper nun nicht mehr unter seiner, sondern unter des Richters Gewalt stände, daher er nichts hierinnen zu disponiren hätte, als bloß vor ihre Seele zu sorgen. So bald sie nun nach der bad Stube gebracht ward, ließ Pastor die Wach Kerls ausgehen und befragte sie nochmahlen ernstlich, ob sie es aufrichtig gestände, daß sie das Kind selbst mit ihren Händen umgebracht hätte, als welches sie vor dem Gericht geleugnet, auch nicht rein ausgesaget hätte, wie das Kind ums leben gekommen wäre. Es stünde nun ja darauf, daß sie vor dem strengen Gericht Gottes erscheinen müße, vor welchem sie nichts verheelen noch verbergen könnte. — Darauf sie endlich zur Antwort gab: tas zaur mannahm rohkahm notizzis[1]. Pastor war hierüber höchlich erfreut, daß er dieses eigene Geständniß von ihr ausgelockt hatte; setzte auf diesen Grund weiter seine Arbeit fort, und brachte sie zur schmertzlichen Reue über die Sünde, die sie begangen hatte. Sobald er dieses gewahr wurde, unterließ er nicht die Gnade Gottes auszustreichen, welche in der Schrift den armen Sündern sehr nachdrücklich angekündigt würde. Die Sünderin wurde gefraget, ob sie diese große Gnade Gottes gegen die Sünder gläuben könnte? Sie beantwortete dieses mit einem schwachen Ja; welches Pastorem bewog. Gott inbrünstig anzuflehn, daß Er sie doch an seiner Gnade nicht möchte verzweifeln lassen, sondern ihr so viel Kraft geben wolte, daß sie in ihrer Sünden Noth sich mit starkem Glauben an seiner Gnade in dem Erlöser Jesu Christo halten könte. Hierauf fragte Sie Pastor weiter, ob sie auch wieder Stupratorem, wieder das Gericht, wieder diejenige, die das Kind hervorgebracht, wieder Pastorem als gewesenen Herren einen Haß und Groll hätte? welches sie mit Nein beantwortete und Pastorem veranlaßte

[1] Es ist durch meine Hände geschehen.

weitläufig vor der Versöhnlichkeit zu handeln. Damit nun Pastor die Sünderin bey guten Gedanken erhalten, so erwehlete er täglich die Historie des leidens Stückweise zu erklähren, und nach befinden zu appliciren. Hier zeugete sich nun die erste Frucht, daß so ungern sie vorher die Fesseln an ihren Füßen leiden wolte, sie sich nun gern und willig schließen ließ. Und biß so weit hatte es immer das Ansehen, daß sie auf rechtem Wege war; biß Pastor auf das erste Wort Christi kam, welches er am Kreutze gesprochen: Vater vergieb ihnen. Ehe er auf die Worte kam, hatte er von den Wach-Kerls gehöret, als hätte die Sünderin sehr über die gewesene Hofs Magd Maria geklaget, daß sie das Kind hinter der Stroh-Kuye hervorgesuchet und der Herrschaft angezeuget hätte; denn wenn das nicht geschehen wäre, dürfte sie jetzo nicht sterben. Sie könnte es ihr nimmer vergeben. Pastor dankte Gott recht hertzlich, daß ihm diese verborgene Tücke des Hertzens von andern offenbahret wurde, und präparirte sich unter Anrufung der göttlichen Hülfe die Worte Christi: Vater vergieb ihnen, der Sünderin aufs nachdrücklichste ins Hertz zu legen. Als nun der Vortrag geschehen war, fragte er Sie, ob Sie nach dem Exempel ihres Erlösers allen denjenigen, die sie vor ihre Feinde hielte, vergeben wolte? in genere respondebat ja. Pastor ging aber in specie die Personen durch, biß er endlich auf die Magd kam, welche das todte Kind hervorgebracht hatte und fragte sie, ob sie sich mit derselben versöhnen wolte; darauf sie schlechterdings mit nein antwortete. Dieses setzte Pastorem in ein großes Schrecken. Er stellte ihr erstlich vor, daß die Maria ja kein Böses gethan, sondern nur ihr eigenes Gewissen gerettet, als welche straffällig gewesen wäre, wenn sie diese Uebelthat nicht offenbahret hätte, 2) gereichete diese Entdeckung zu der Sünderin eigenem besten, als welche durch diese Verheelung nothwendig in Gottes Zorn und in die ewige Verdamniß gerathen wäre, 3) könnte sie mit ihrer Unversöhnlichkeit nichts ausrichten, und müße das Urtheil des Gerichts demnach vollstrecket werden; Sie vergebe oder vergebe nicht, 4) hätte Christus unschuldig gelitten, und dennoch vergeben, 5) wäre dieses schlechterdings der Wille Gottes, daß wir einander vergeben solten. Darauf Pastor der Sünderin alle Loca Scripturae von der Versöhnlichkeit etliche mahl vorlaß, um sie dadurch desto mehr zur willigen Versöhnung zu bewegen. Aber alle Mühe war dieses mahl vergeblich; das Hertz war verstocket und der Mund verschloßen, daß Sie auch den gantzen Vormittag kein Wort aus ihrem Munde gehen ließ. Pastori gieng solches sehr zu Hertzen, er bethete zu Gott, daß Er doch dem Satan nicht so viel Gewalt geben solte, das arme Mensch in seinen Sünden zu halten. Er stellete hierauf der Sünderin vor, daß er nun aufhören müßte, das Amt, das die Versöhnung prediget, zu treiben. Christus hätte nun alles an ihr gethan; Er hätte ihr seine große Gnade

und Hulde deutlich vortragen laßen, und ihr den Weg der Seligkeit nachdrücklich gezeuget. Nun hätte Christus als ein guter Hirte Sie als ein verlohrenes Schäflein gesuchet; sie möchte zusehen, daß Er sein Antlitz nicht im Zorn vor ihr verbergen möchte. Gott zwinge Keinen mit Gewalt zum Himmel; es stünde bey ihr, ob sie den Weg zur Rechten oder linken erwehlen wolte. Weil nun Pastor diesesmahl nichts bey der Sünderin ausrichten konnte, mußte er mit großer Betrübniß von ihr scheiden, und in seinem Kämerlein Gott mit großem Kampf anflehen, der Sünderin ein bekehrtes Hertz zu geben. Nachmittag fand er Sie noch in gleichen Umständen. Er brachte nochmahls alle bewegungs Gründe an sie zur Versöhnung zu bringen, welches ziemlich lange währte, biß sie endlich sagte; sie hätte auf Maria keinen Zorn, aber, hie schwieg sie stille. Pastor merkte gleich, daß noch ein anderer sein müße, dem sie nicht vergeben wolte, darum drung er darauf, daß Sie es ihm aussagen solte, und da kam es endlich auf Stupratorem aus, als der ihr allein alles Unglück zugefüget hätte. Sie weinte hiebey sehr bitterlich, und sagte, sie könnte es ihm nicht vergeben. Hier kostete es dem Pastori recht viele Arbeit, biß auf den Abend zu, sie zur Versöhnung zu bringen. Er laß ihr nochmahlen die dicta biblica einige mahl vor, und damit sie ja glauben möchte, daß die Worte von der Versöhnlichkeit nicht Pastoris Erfindung, sondern wahrhaftig in der Bibel stünden, so ließ er einen von den lettischen Wacht Kerls vortreten, und von ihm die biblischen Sprüche lesen; allein es war alles vergeblich, Mund und Hertz waren in der Sünderin verschloßen. Pastor stellete hierauf vor, die Zeit wäre jetzo sehr kurtz, sie solte doch dieselbe nicht so sündlich zubringen, und sich theils Gottes Zorn selbst häufen, theils auch den Weg zur Seligkeit versperren. Aber es war alles vergeblich. Die Wacht Kerls legten sich gleichfalls ins Mittel, und persuadirten sie nach ihrem Vermögen aufs beste, konnten aber nichts ausrichten. Und also mußte Pastor mit großer Betrübniß seiner Seelen unverrichteter Sachen nach Hause gehen. Denselben Abend schickte Pastor noch Stupratorem selbst zu der Sünderin, und gab ihm die Anweisung, daß er seine Sünde, die er mit ihr begangen, vor ihr erkennen und sie auf freundlichste um Vergebung bitten solte. Allein er fand kein Gehör, sie verhüllete ihr Angesicht, und ließ ihn unverrichteter Sachen weggehen. Da gieng nun erstlich die Sorge an, was man mit dem armen Menschen anfangen solte. Es war ihr die Gnade Gottes genug vorgestellet, und nun mußte ihr die Hölle und die ewige Verdammniß auf ihrem bösen Wege gleichfalls vorgeleget werden. Aber so wohl eines als das andere wolte was bey ihr verschlagen, welches gewiß den Pastorem in seinen Gedanken sehr vertiefte, dabey er doch nichts nunmehr thun konte; als Gott um Gnade und barmherzigkeit anflehen. Des andern Tages nahm Pastor den Stupratorem

mit, ließ ihn aber außen bleiben, und versuchte nochmahlen, ob er nicht bey der armen Seelen was ausrichten konte. Er fand sie in selbigen Umständen und konte aller Mühe ohngeachtet kein einziges Wort von ihr auslocken. Endlich beschwuhr er den Satan, von dem armen Menschen zu weichen, als der kein Theil an dem Geschöpf Gottes hätte, welches so theuer durch Christi blut erlöset wäre; und bath Gott, daß Er doch selbst ein gnädiges Hephata sprechen und der armen Sünderin Hertz und Zunge lösen möchte. Hierauf fragte Pastor die Sünderin, ob sie auf ihn (neml. Pastorem) zornig wäre? Nein, war die Antwort. Dieses erfreute ihn so sehr, daß er Gott öffentl. lobete, daß er ihr wieder die Zunge gelöset und zum Sprechen gebracht hatte. Er fragte weiter, ob sie auf ihre gewesene Frau zornig wäre? sie antwortete nein. Ob sie auf Stupratorem böse wäre? ja. Ob sie ihm denn nicht vergeben wolte? ja. Da preisete Pastor die große Gnade Gottes, die er dieser armen Sünderin in Veränderung ihres bösen Hertzens erwiesen hätte. Er fragte weiter: ob Stuprator einkommen, und sie sich mit ihm völlig aussöhnen wolte? ja. Darauf wurde Stuprator eingefordert, welchem Pastor erstlich seine Sünde nachdrücklich vorhielt, die er begangen und hernach ermahnete, daß er um Vergebung bitten solte. Dieses geschah und darauf gaben sie sich beide die hände. Pastor fragte, ob sie nun alles vergessen wolte? ja; ob sie Stupratori nichts böses wünschte? Nein. Ob sie Stupratori so gern die Seeligkeit wünschte als sich selbst? ja. Als dieses geschehen, war der Stein vom Hertzen gehoben; da sie zuvor ihr Angesicht zur Erden niedergeschlagen hatte; so hob sie nun selbes empor und bewieß ein recht freundliches Wesen. Ja da sie vorhero nicht reden wolte, so gab sie nun Stupratori eine nachdrückliche Vermahnung, daß er Buße thun, und sich wohl vorsehn solte, daß er nicht mehr in solche grobe Sünden verfiele. Er mußte auch auf ihr Verlangen biß auf den letzten Tag zu ihr komen, und in Gegenwart der Wache mit ihr des Nachts bethen und singen. So kan Gott das härteste Hertz erweichen und nach seiner überschwänglichen Macht das thun, was man bei seiner Arbeit, da man selbst nichts ausrichten kan, öfters als unmöglich ansiehet. Nach dieser recht schwehren Arbeit ging Pastor in die Erklährung der 7 Worte Christi weiter fort, und befand, daß die Sünderin hiedurch in der Gnade und in dem Verlangen nach derselben sehr gestärket wurde. Er bemerkte auch einige Früchte des Geistes an ihr, 1) ein sittsahmes und stilles Wesen, da sie vorher sehr mit ihrem Kopf herumflatterte und beständig mit den Achseln zuckte, 2) einen ungezwungenen Gehorsam, der lehre und Anweisung ihres Seelen Sorgers in allem zu folgen, 3) eine große Freudigkeit in den Tröstungen Gottes, 4) eine willige Erklährung den Tod gern zu leiden, 5) eine hertzliche Liebe zu allen Menschen, welche sie dadurch bewiesen, daß sie einen jeden zur Buße vermahnet und

noch auf dem Richtplatz diese Predigt gehalten: thut buße, thut buße und hütet euch, daß ihr nicht in solche grobe Sünden fallet, und auch Gottes Zorn zuziehet. Eilet, eilet mir bald in dem Himmel nachzukommen.

Dem barmhertzigen Gott sei Preiß und Ehre, daß Er allein durch seine überschwängliche Gnade Wunderbares so wohl an der Sünderin als an dem Seelsorger erwiesen. Die Sünderin stehet nun Gottlob! im Himmel unter den Gerechten, und preiset die unbegreifliche Gnade Gottes, die ihr reichlich widerfahren ist. Der Seelsorger aber erkennet's, daß Gott allein die Ehre gebühret, als der allein seine Kraft in ihm schwachen hat mächtig werden laßen. Gott hatte ihm eine doppelte Last auferleget: 1. die Seele zu Gott zu führen und 2. auf seine Unkosten den leib durch den Nachrichter hinrichten zu laßen. Er stand in großen Sorgen, ob er, da er selbsten Trostes bedürftig war, die Sünderin in der letzten Todes Noth trösten und aufrichten würde. Er verzagete an seinen eigenen Kräften, und war Sinnes, einen anderen Pastorem zu ersuchen, der die Sünderin zum Tode ausführen solte. Sein Haus war zu der Zeit mit vielfältigem Kreutz und leiden angefüllet. Die Pastorats Riege war ihm den Winter mit Verlust von 30 Lof Maltz abgebrannt, zwei arbeitsahme Menschen gestorben. Er kriegte in seiner großen bedrängniß wegen restirender Crohns Station eben in der Woche, da er mit der Sünderin zu thun hatte, execution ins Haus, da er täglich 24 Kopeken zahlen und 2 Mann mit Eßen und Trinken erhalten mußte. Der Nachrichter kam mit einem Gesellen und zwei Knechten aus, welche alle wohl gespeiset werden wolten, zu einer solchen Zeit da alle Speisewahren sehr theuer waren. Alle diese beschwehrlichkeiten hat der barmhertzige Gott geholfen überwinden und dem Pastori in der schwersten Zeit einen recht freudigen Muth gegeben, daß, da er selbst Trostes bedürftig war, doch andere getröstet und aufgerichtet hat. Das ist allein Gottes Werk. Ihm sey auch allein Lob, Preiß und Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen. Dieses dienet zum Andenken den Successoribus. J.

Herausgeber: R. Weiß.

Für die Redaction verantwortlich:
R. Carlberg.

Дозволено цензурою. — Ревель, 23-го Мая 1892 г.
Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Линдфорса въ Ревелѣ.

Streifzüge durch die neueste deutsche Erkenntnißtheorie, Psychologie und Logik.

Nachdruck verboten.

I.

Richard Avenarius, Kritik der reinen Erfahrung.

Wenn sich die specielle Erkenntnißtheorie mit der Frage beschäftigt, ob das Denken das Sein überhaupt erfassen könne, so stellt die allgemeine Erkenntnißtheorie zunächst nur die Frage nach dem Verhältniß von Denken und Sein. Die allgemeine Erkenntnißtheorie sollte sich also vorzugsweise descriptiv verhalten und womöglich von allen metaphysischen Voraussetzungen absehen, während die Probleme der speciellen Erkenntnißtheorie, historisch betrachtet, von der Metaphysik ausgehen und in der Metaphysik gipfeln. Die Frage nach der Möglichkeit des Erkennens ist ja die Cardinalfrage aller Metaphysik von Plato bis Kant und bis auf den heutigen Tag.

Es beginnt sich in der neuesten Zeit, wie es scheint, die Ueberzeugung zu befestigen, daß eine allgemeine Theorie des menschlichen Erkennens und Handelns der erkenntnißtheoretischen Forschung nothwendig vorangehen müsse. Die Probleme der speciellen Erkenntnißtheorie zielen auf so unendlich complicirte und schwierige Fragen, daß zu der Beantwortung derselben ein starkes Actenmaterial in Gestalt einfachster Beschreibungen der Ergebnisse des Erkenntnißprocesses, ohne Rücksicht auf dessen objective Giltigkeit, allerdings sehr wünschenswerth erscheint. Aber leider ist die Anlage eines solchen Materials absolut voraussetzungsloser, reiner Description bis auf den heutigen Tag ein frommer Wunsch geblieben, und es sprechen manche Gründe dafür daß sie es auch bleiben wird.

Diese etwas pessimistische Auffassung scheint auch durch das voluminöse Werk von Dr. Richard Avenarius (ord. Professor der Philosophie an der Universität Zürich), „Kritik der reinen Erfahrung" (Leipzig, O. R. Reisland. I. Band 1888. II. Band 1890), keine Erschütterung zu erleiden. Wohl legt dieses Werk Zeugniß ab von riesenhaftem Fleiß, welcher an sich ein Stück Genialität ist, wohl bietet es uns eine funkelnagelneue Terminologie, für welche übrigens ein Bedürfniß nicht vorzuliegen scheint, wohl gelangt in dem Buche eine Methode zur Anwendung, welche sich für die Zukunft als fruchtbringend erweisen mag: — aber mit „reiner Erfahrung" haben wir es hier auch nicht zu thun, geschweige die mit einer „Kritik" derselben im Sinne wissenschaftlicher Analyse.

Das Werk will mit äußerster Unbefangenheit und Voraussetzungslosigkeit rein beschreibend zu Werke gehen, und es beginnt schon im Titel mit einer polemischen Beziehung, welche trotz aller Einschränkungen im Vorwort so gut wie eine offene Kriegserklärung ist. Die „Kritik der reinen Erfahrung" deutet schon durch ihren Titel an, daß sie sich in Widerspruch zur Kantschen Erkenntnißtheorie befindet, und der Autor gesteht auch freimüthig zu, daß er den Titel zu seinem Werk ursprünglich „nicht ohne Mitwirkung einer polemischen Absicht" gewählt habe.

In der That bestehen zwischen beiden Kritiken große Unterschiede. Die Kantsche Kritik geht aus von unableitbaren, reinen, aprioriischen Denkformen, diejenige von Avenarius setzt sich über dieselben hinweg, nicht ohne sie ebenfalls vorauszusetzen und mit ihnen zu operiren. In dieser Beziehung ist namentlich die Einleitung ein bemerkenswerthes Document. So verlockend es ist, so muß hier doch auf einen Vergleich zwischen „Kritik der reinen Erfahrung" und „Kritik der reinen Vernunft" verzichtet werden; er würde für den Verfasser der ersteren wohl schwerlich sehr befriedigend ausfallen. Dagegen verdienen einige starke Naivetäten erwähnt zu werden, denen wir gleich in der Einleitung begegnen.

Der Autor bemüht sich hier, eine Barrikade gegen alle metaphysischen Voraussetzungen aufzubauen und verwahrt sich u. A. energisch dagegen, daß dem übrigens auch von ihm angenommenen Abhängigkeitsverhältniß zwischen Reiz und Empfindung eine Annahme der Möglichkeit, Nothwendigkeit, Causalität oder dergleichen unterlegt werde. Man sollte demnach glauben, daß diese metaphysischen Begriffe aus seinem System gänzlich ausgeschaltet seien. Aber schon im ersten Abschnitt des Werkes (im Capitel „Allgemeine Begriffe", S. 28) wird nichts desto weniger mit allen Formen der Causalität und Modalität operirt, und es ist auch nicht ersichtlich, wie die Einschränkung, daß denselben nur logische Bedeutung beizumessen sei, die Natur der Voraussetzungen in Bezug auf die aus ihnen sich ergebenden Conclusionen verändern soll. Was speciell den Begriff der Causalität betrifft, so ruhen auf diesem

metaphysischen Fundament die Tragbalken des ganzen Avenariusschen Systems, die Vitalreihe, ihre Ableitung, Entwickelung und Auflösung. Während der Autor einerseits den Begriff der Causalität, der ja allerdings eine ganze Welt von Metaphysik in sich birgt, von sich abzuwehren sucht, ist er doch in seiner ganzen umfangreichen Theorie des menschlichen Erkennens und Handelns nichts Anderes zu thun bestrebt, als einestheils die ganze Summe des im Erkenntnißprocesse Bedingten, anderentheils die Gesammtheit seiner Bedingungen aufzudecken. Auf S. 52 des I. Theiles wird z. B. ausdrücklich von der Bedingungsgesammtheit der functionellen Aenderungen eines Partialsystems gesprochen. Aber eben so wenig als man den Kosmos in der Mannigfaltigkeit und Vielzahl seiner Theile als ein Ganzes betrachten kann, ohne in die metaphysischen Schlingen zu verfallen, welche Kant in seinen Antinomien der reinen Vernunft in so glänzender und genialer Weise bloßgelegt hat, eben so wenig ist man im Stande, von der Totalität der Bedingungen irgend eines empirisch Bedingten zu sprechen, ohne eine causa efficiens, eine erste wirkende Ursache, zu setzen. Die Frage nach der Totalität irgend welcher Bedingungen, und sei ihr Inhalt auch noch so sehr die „reine Erfahrung", ist eine metaphysische Frage.

Es ist nun wirklich eine allerliebste Ironie des Unbewußten, daß der reine Empiriker Avenarius, indem er die Frage nach der Totalität der empirischen Bedingungen des Erkenntnißprocesses aufwirft, wider Willen knietief im Gewässer der Metaphysik umherwatet. Oder ist es nicht reine Metaphysik, zwischen Subject und Object, zwischen Individuum und Außenwelt, oder wie sich Avenarius ausdrückt, zwischen dem Individuum und dessen Umgebung zu unterscheiden? Der Begriff des Individuums im Gegensatz zur Außenwelt oder zur Umgebung setzt mit Nothwendigkeit eine begriffliche Einheit voraus, welche nach Analogie des Verhältnisses des Mittelpunktes zur Peripherie eines Kreises gedacht werden muß. Dieses begriffliche Centrum, welches in der transscendentalen Einheit der Apperception, um mit Kant zu reden, zu suchen, durch die Erfahrung aber durchaus nicht zu analysiren ist, gewährt uns allein das Recht, uns gegen die uns umgebenden Dinge als gegen ein von uns Unterschiedenes, als gegen die Außenwelt, abzugrenzen. Also muß Avenarius, wenn er eine solche Abgrenzung gelten läßt, die synthetische Einheit des Selbstbewußtseins als den Ausgangspunkt aller Erkenntniß annehmen und sich damit auf das Gebiet der Metaphysik begeben. Aber Avenarius vermeidet es ängstlich, das Wort „Selbstbewußtsein" zu gebrauchen. Er glaubt, ähnlich dem Vogel Strauß, welcher den Kopf in den Sand steckt, um sich vor seinen Feinden zu verbergen, daß es ausreichend sei, die Schwierigkeiten zu umgehen, um sie zu überwinden.

Das Avenariussche Werk ist aber unter allen Umständen nicht nur eine imposante Arbeitsleistung, sondern auch als der erste ernsthafte Versuch einer reinen Description der erkenntnißtheoretischen Phänomene von höchstem experimentellen Interesse. Vom Glauben an die Möglichkeit der reinen Erfahrung und einer eben so reinen Beschreibung derselben ausgehend, hat der Autor vielmehr den glänzendsten Beweis dafür erbracht, daß es keine reine Erfahrung und noch weniger eine Kritik derselben giebt. Der Inhalt der empiriokritischen Axiome des Erkenntniß-Inhalts und der Erkenntniß-Form, von welcher Avenarius als von Voraussetzungen ausgeht, ist an sich das tiefste allgemein-erkenntnißtheoretische Problem. Es birgt in sich das Problem der Individualität, des Selbstbewußtseins, des Erkenntnißvermögens, kurz alle jene Probleme, ohne den Inhalt welcher Erfahrung überhaupt nicht denkbar ist.

Es giebt also zwei leitende Gesichtspunkte, unter welchen das Avenariussche Werk betrachtet werden muß:

1) Ist reine Erfahrung möglich?

2) Ist eine rein descriptive Methode in der Erkenntnißtheorie denkbar?

Die erste Frage hat Kant in so klassischer und erschöpfender Weise negativ beantwortet, daß nichts mehr darüber hinzuzufügen ist. Unser Erkenntnißvermögen, welches zwar die Erfahrung zum Inhalt, aber deswegen noch nicht zum Ausgangspunkt hat, operirt mit Anschauungsformen, deren Ursprung rein subjectiver Natur ist. Die Vergleichbarkeit der Vorstellungen mit den Dingen ist nichts als eine vage Analogie. Die Aussagen der Individuen über ihre Erfahrungen, welche Avenarius schlechthin als Erfahrung nimmt, geben genau genommen keinen anderen Aufschluß, als einen solchen über subjective Zustandsformen, deren eigentlicher Proceß mit den Dingen selbst in keiner Weise verglichen werden kann und über die Dinge gar nichts Entscheidendes aussagt. Dazu kommt, daß der eigentliche Proceß des „Chemismus" im Bewußtsein gänzlich unbekannt ist, daß auf ihn nur durch äußere Merkmale ohne den mindesten Anhaltspunkt zur Beurtheilung der objectiven Vorgänge geschlossen worden kann und daß auch jene äußeren Merkmale, da sie durch das conventionelle Mittel der Sprache bedingt sind, außerordentlich unzuverlässig erscheinen. So lange es sich um das Grobconcrete handelt, ist noch eine gewisse Uebereinstimmung der Aussagen zu beobachten, aber sobald das Gebiet der abstracten Begriffe und deren Verknüpfungen betreten wird, da hat man die schönste Begriffsverwirrung, da Jeder sich unter jedem Abstractum etwas Anderes vorstellt. Reine Erfahrung ist mithin so lange als unmöglich zu betrachten, als nicht bewiesen werden kann, daß unsere Erfahrung rein ist von aprioriischen Elementen unbekannten Ursprungs. Im Selbstbewußtsein nimmt aber Avenarius durch seine Unterscheidung von Individuum und Umgebung ꝛc. selbst ein solches

aprioriſches Element an, über deſſen Urſprung nichts geſagt werden kann, da es zwar die Erfahrung durch und durch bedingt, aber offenbar nicht aus dieſer abzuleiten iſt.

Reine Erfahrung iſt nicht möglich, denn die Sinnwahrnehmung, durch deren directe Vermittelung wir „erfahren", iſt in ihrer Zuſammenfaſſung zum Erkenntnißproceß durch räthſelhafte Elemente bedingt, die ſelbſt nicht Gegenſtand der Erfahrung, ſondern ein urſprüngliches Beſitzthum des Bewußtſeins ſind.

Aber ſelbſt wenn ſich der Urſprung des Bewußtſeins auf die bekannten Formen des Abſoluten wiſſenſchaftlich reduciren ließe, was, trotz Fichte und Hegel, eine principielle Unmöglichkeit iſt, ſo wäre damit für die empiriſche Erkenntnißtheorie noch gar nichts gewonnen. Eine unüberbrückbare Kluft im Sinne der Erfahrung gähnt zwiſchen den Dingen und dem die Dinge betrachtenden Geiſte. Erſt unter dem Geſichtspunkt einer anderen als der empiriſchen Betrachtung löſt ſich der Gegenſatz. Will man die Möglichkeit der reinen Erfahrung darthun, ſo muß man erſt beweiſen, daß das Selbſtbewußtſein als der Ausgangspunkt der Erfahrung ſelbſt Product der Erfahrung ſei. Dann erſt hätte man die geſuchte Totalität der empiriſchen Bedingungen des Erkenntnißproceſſes. Allerdings iſt das ein contradictio in adjecto. Denn die Frage nach der Totalität der Bedingungen iſt eben ſo wenig eine empiriſche, als die Frage nach der ſich ſelbſt ſetzenden erſten Urſache in der Kette der Bedingungen, welche Fragen in Eins zuſammenlaufen.

Die zweite Frage hängt auf das Engſte mit der erſten zuſammen. Iſt reine Erfahrung nicht möglich, nun ſo iſt auch eine rein deſcriptive Methode in der Erkenntnißtheorie a priori nicht denkbar. Aber es ſprechen auch eine Reihe ſecundärer Momente gegen die Möglichkeit einer ſolchen Methode. Die empiriſche Erkenntnißtheorie hat es zu thun mit den Ausſagen der Individuen, welche als deren Erfahrungen oder auch als Erfahrung ſchlechthin angenommen werden. Dieſe Ausſagen werden gemacht durch das Medium der Sprache. Die Sprache ſtrotzt aber von Metaphyſik! Und mit Verlaub, auch die Avenariusſche, trotz ihrer funkelnagelneuen Terminologie! Es kann eben Niemand aus ſeiner Haut, und eben ſo wenig iſt Jemand im Stande, ſich dem logiſchen Zwange der Sprache zu entziehen. Die Mathematik oder die Mechanik, welche mit Symbolen operiren, welche übrigens auch in letzter Inſtanz ſich in das Metaphyſiſche verlieren, ſcheinen allerdings zur Fixirung ihrer „Erfahrungen" (wenn die mechaniſchen Operationen überhaupt noch „Erfahrung" ſind!) der Sprache entrathen zu können. Aber die Erkenntnißtheorie beruht nicht auf dem Decimalſyſtem, und der Avenariusſche Verſuch, den Erkenntnißproceß in mathematiſche Formeln

aufzulösen, ein Gedanke, dessen Priorität übrigens dem berühmten Psycho-Physiker Wundt zuzusprechen ist, geht in seinen Resultaten nicht über die Wahrheiten des populären Bewußtseins hinaus. Seine berühmte Vitalreihe: $\Sigma f(R) + \Sigma f(S) = 0$, welche sogar die Physiologen beschäftigt (vide den Bericht des züricher Physiologen Prof. Dr. Justus Gaule in Heft 6, Band II, der „Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane", Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Voß), besagt im Grunde nichts Weiteres, als was jeder Ackerknecht weiß, nämlich, daß es einem nach gethaner Arbeit bei ausreichender Kost wohl ist. Das ganze erkenntnißtheoretische System, wie es Avenarius in seiner „Kritik der reinen Erfahrung" niedergelegt hat, ist eine zum Theil sehr willkürliche Abstraction aus diesem Satz.

Fassen wir das Gesagte zusammen: So lange es nicht gelingt, die objectiven Vorgänge des Erkenntnißprocesses in ihren chemischen, physikalischen oder spirituellen Zusammenhängen durch reine Mathematik darzustellen, etwa in Weise der Chemie oder Astronomie, so lange ist die reine Description ein unerreichbares Ideal. Die reine Beschreibung soll sich rein mechanisch vollziehen, mit der Unfehlbarkeit einer algebraischen Gleichung. Eine solche Methode setzt Werthe voraus, welche in derselben eindeutigen Weise wie die mathematischen Symbole bestimmt und nach eben so zwingenden Regeln geordnet sind. Der Cardinalfehler der Avenariusschen Erkenntnißmathematik liegt in dem Mißverständniß des Autors, daß die räumlichen und zeitlichen Vorstellungen, welche der Geometrie und Mathematik zu Grunde liegen, auch auf die Phänomene des Bewußtseins anwendbar seien. Die Formen der Unendlichkeit im Bewußtsein sind ihm so gut wie die concreten Dinge auf einen mathematischen Ausdruck zu bringen, während es doch feststeht, daß die Spontaneität unseres Selbstbewußtseins von Zeit und Raum unabhängig und überhaupt mit dem Mechanismus der Natur absolut unvergleichbar ist. In der Mannigfaltigkeit und Complication der Erscheinungen des Bewußtseins erblickt Avenarius die Schwierigkeit des Problems; indem er mit cyklopischer Kraftanstrengung Ordnung in dieses Chaos von Mannigfaltigkeit zu bringen sucht, vermeint er die Schwierigkeit zu überwinden. Die Schwierigkeit liegt aber in noch viel höherem Maße in der Einheit und Einfachheit der Apperception, durch welche sich das Mannigfaltige von selbst dem Bewußtsein ordnet! Diese Einheit entzieht sich der Erfahrung, sie entzieht sich auch der Mathematik und Chemie und überhaupt allen positiven Wissenschaften, sie tritt geisterhaft zurück, wenn man es überhaupt unternimmt, sie in ihrem Fürsichsein zu betrachten. Das Avenariussche biomechanische Grundgesetz ist ein physiologisches Gesetz; es berührt nur den vitalistisch-mechanischen Proceß der Selbsterhaltung, nicht aber die in allen Schwankungen dieses Processes absolut unveränderliche Form des

Selbstbewußtseins, mit welchem alle Erfahrung anhebt und ohne welches das Problem der Erfahrung überhaupt nicht existirt.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen über den Standpunkt und die Methode der „Kritik der reinen Erfahrung" gehen wir näher auf den Inhalt derselben ein. Avenarius geht, wie gesagt, von zwei empiriokritischen Voraussetzungen aus, die er folgendermaßen formulirt:

1) „Jedes menschliche Individuum nimmt ursprünglich sich gegenüber eine Umgebung mit mannigfaltigen Bestandtheilen, andere menschliche Individuen mit mannigfaltigen Aussagen und das Ausgesagte in irgend welcher Abhängigkeit von der Umgebung an; alle Erkenntnißinhalte der philosophischen Weltanschauungen — kritischer oder nicht kritischer — sind Abänderungen jener ursprünglichen Annahme.

2) Das wissenschaftliche Erkennen hat keine wesentlich anderen Formen und Mittel als das nicht-wissenschaftliche: alle speciellen wissenschaftlichen Erkenntnißformen oder -Mittel sind Ausbildungen vorwissenschaftlicher."

Mit diesen Voraussetzungen verhält sich der Autor rein beschreibend. Diese Voraussetzungen werden in der That von Jedermann gemacht, sie bilden einen ehernen Besitzstand des populären Bewußtseins, sie sind das Allgemeinste, was die allgemeine Erkenntnißtheorie vorfindet. Aber in diesem Allgemeinsten stecken, wie schon gesagt, alle metaphysischen Wurzeln der Erkenntnißtheorie verborgen. Was Avenarius als Axiom übernimmt, ist in Wirklichkeit das Problem der Erkenntnißtheorie selbst, sofern sie sich nicht, wie die „Kritik der reinen Erfahrung", auf die bloße Beschreibung und Classification der Aussagen an Erfahrungsstatt beschränken will.

In drei Fragen läßt sich das Ziel zusammenfassen, welches sich Avenarius gestellt hat:

1) „In welchem Sinn und Umfang können überhaupt Bestandtheile unserer Umgebung als Voraussetzung der Erfahrung angenommen werden?

2) In welchem Sinn und Umfang können ausgesagte Werthe überhaupt als Erfahrung angenommen werden?

3) In welchem Sinn und Umfang fallen der synthetische und der analytische Begriff auseinander und kann ihr Zusammenfallen angenommen werden?"

Die erste Frage bildet den Gegenstand des I. Bandes der „Kritik der reinen Erfahrung". Sie soll gelöst werden nur durch Beschreibung der Personen und der Sachen und des Verhältnisses, in welchem beide zu einander stehen. Getreu der empiriokritischen Voraussetzung, wird also der

ganzen Beschreibung stillschweigend der alte metaphysische Satz zu Grunde gelegt, „daß das Ich, indem es sich auf Gegenstände bezieht, als auf Anderes, sich von ihnen unterscheidet". Dieses Ich bezeichnet Avenarius mit dem Symbol C. Er versteht darunter den vagen physiologischen Begriff eines „nervösen Theilsystems, welches die von der Peripherie ausgehenden Aenderungen in sich sammelt und die an die Peripherie abzugebenden Aenderungen vertheilt". Als Symbol für alle zu beschreibenden Bestandtheile der Umgebung dient der Buchstabe R. Jeden „der Beschreibung zugänglichen Werth, sofern er als Inhalt einer Aussage eines anderen menschlichen Individuums angenommen wird", bezeichnet Avenarius mit E. Der erste Theil der empiriokritischen Voraussetzungen wird nun mit diesen Symbolen folgendermaßen formulirt:

„In einigen Fällen, wenn R gesetzt und E anzunehmen ist, ist auch E irgendwie abhängig von R anzunehmen."

Von diesem Satz gilt Alles, was schon über die empiriokritischen Voraussetzungen gesagt wurde. Er enthält die alte Eintheilung in Subjectivität und Objectivität und außerdem die Anerkennung einer metaphysischen Causalität.

Aus der empiriokritischen Voraussetzung wird in Bezug auf die Umgebung ferner abgeleitet, daß, wenn zwei Veränderliche, V_1 und V_2, „gleichgiltig wie, aber jedenfalls derart zusammenhängend, daß mit Aenderungen von V_1 auch Aenderungen von V_2 gesetzt sind," gedacht werden, so V_1 in Bezug auf V_2 als *Aenderungsbedingung* zu betrachten sei; die Aenderungen dagegen der zweiten Veränderlichen V_2 als in Bezug auf V_1 bedingt oder *abhängig*. Beide Veränderliche werden unter den Begriff eines Systems zusammengefaßt, des Systems R.

Daß dieses Abhängigkeitsverhältniß nicht anders, als in Gestalt des metaphysischen regressus in infinito gedacht werden kann, ist klar. Der ganzen Annahme liegt die Voraussetzung der absoluten Causalität zu Grunde.

„Die Gesammtheit der Merkmale, durch welche der Individualbegriff des Systems in einem bedingten Zeitpunkt t_1 logisch vollständig bestimmt sein würde," wird als die *Systembeschaffenheit* des Zeitpunktes t_1 bezeichnet. Tritt im Zeitpunkt t_2 eine Aenderung ein, so wird die Systembeschaffenheit, wenn sie unmittelbar vor der Aenderung gesetzt war, als *Anfangsbeschaffenheit* des Systems, und wie sie unmittelbar nach jener Aenderung gesetzt ist, als Endbeschaffenheit des Systems bezeichnet. Im Momente t_2 wird das Veränderliche gedacht als um eine bestimmte Größe positiv oder negativ vermehrt. Die positive oder negative Vermehrung ist die *Aenderung eines Systems*. Der analytische Ausdruck hierfür lautet $V + \Delta V$. Je nachdem nun die Bedingungen für die Aenderung

innerhalb oder außerhalb eines Systems liegen, bilden sie die systematischen Vorbedingungen oder die Complementärbedingungen (R X) für die Effectuirung der gedachten Aenderung. Die Zusammensetzung beider wird als Bedingungsgesammtheit bezeichnet. Daß dieser Begriff der Totalität der Bedingungen für irgend ein Bedingtes mit dem Begriffe des Absoluten zusammenfällt, ist klar; denn die Totalität der Bedingungen eines jeden Dinges oder Zustandes ist das gedachte Ganze, der regressus in infinito, die Einheit mit der absoluten Causalität als Urgrund.

In ihrem Verhältniß als Aenderungsbedingung für den Organismus, nämlich als Unterrichts- und Nahrungsstoff, werden die Umgebungsbestandtheile entweder mit dem Symbol S bezeichnet, worunter alles Dasjenige zu verstehen ist, was „dem Organismus von außen zugeführt seinen Stoffwechsel bedingt und bildet", oder aber mit dem erwähnten Symbol R, worunter alles Dasjenige verstanden wird, was „seinem allgemeinen Begriffe nach, in der Sprache der Physiologie, als allgemeiner oder specifischer Reiz einen Nerven erregen kann".

Das sind die Grundelemente, mit denen Avenarius operirt. Die Cardinalsätze, welche aus ihnen aufgebaut werden, sind die folgenden:

„In einigen Fällen, wenn R gesetzt und E anzunehmen ist, ist auch E irgendwie abhängig von R anzunehmen." Und der andere Satz: „In jedem Fall, in welchem E von R abhängig angenommen wird, wird E unmittelbar von C abhängig angenommen." Analysirt man diese beiden Sätze, so stößt man auf das physiologische Gesetz des Stoffwechsels, welches Avenarius durch sein sogenanntes biomechanisches Grundgesetz umschreibt: $f(R) + f(S) = O$. Auf gut Deutsch bedeutet das nichts Anderes, als daß ein Individuum, um die Veränderungen auszugleichen, welche in ihm durch die Wirkungen der Umgebung verursacht werden und es in seiner Existenz bedrohen, Nahrung aufnehmen muß. Das Ideal dieser Ausgleichung ist in der Formel $f(R) + f(S) = O$ ausgedrückt; es ist erreicht, wenn die durch die Umgebung (R) verursachten Aenderungen durch die Ernährung (S) vollkommen aufgehoben werden. Das System C bemüht sich zum Zweck seiner Erhaltung unaufhörlich, diese Gleichung zu verwirklichen, ohne indeß jemals das stabile Gleichgewicht zu erreichen.

Wie ersichtlich, ist dieses sog. biomechanische Gesetz ein längst bekannter physiologischer Proceß. Aus der Thatsache des Stoffwechsels sucht Avenarius den Erkenntnißproceß abzuleiten. Es ist also der traditionelle Standpunkt des Materialismus, den er, allerdings mit einer neuen Methode, vertritt.

Der dritte Cardinalsatz: „In jedem Falle, in welchem E von R

abhängig angenommen wird, wird E unmittelbar abhängig von einer Aenderung von C angenommen: leitet auf die für die „Kritik der reinen Erfahrung" so wichtigen Aenderungen des Systems C über. In der Weiterführung der Analyse wird vorwiegend die Uebung, „als die das ganze Leben hindurch gesetzten physiologischen Aenderungen", betrachtet. In der Betonung des physiologischen Charakters dieser Aenderungen ist ausgedrückt, daß hier weder die pathologischen Aenderungen, noch diejenigen des typischen Entwickelungsganges (Wachsthum, Pubertät, Involution und senile Rückbildungsprocesse) gemeint sind. Die Unterscheidung zwischen einer functionellen und formellen Aenderung, welche der Verfasser macht, hat uns hier nicht näher zu befassen, da das unterscheidende Moment nur das kleinere oder größere Quantum der Uebung in seinen mehr oder weniger nachhaltigen Wirkungen auf das System C ist, es sich also im Grunde nur um graduelle Differenzen handelt. Mit welchem Recht eine functionelle Aenderung als eine „ganz vorübergehende" zu bezeichnen ist, läßt sich allerdings schwer begreifen; denn daß auch die unbedeutendsten Aenderungen formelle Remanenzen hinterlassen, ist mit hoher Wahrscheinlichkeit anzunehmen. Es stellt sich diese starre Unterscheidung in formelle und functionelle Aenderungen, da es sich offenbar nur um graduelle Unterschiede handelt, also als eine willkürliche dar.

Mit dem Begriff der Uebung läßt sich direct auf die sog. Vitalreihe überleiten, da das „vitale Erhaltungsmaximum" ($f(R) + f(S) = O$) den zur Herstellung der verlangten Gleichgewichtslage meistgeübten Aenderungen entspricht. Es ist vollkommen klar und vom Autor mit großer dialektischer Schärfe nachgewiesen, daß weder $f(R)$, noch $f(S)$ an sich als Erhaltungs- oder als Vernichtungsbedingung zu betrachten ist. Es ist vielmehr, in diesem Satze gipfelt die bezügliche Betrachtung, „der Unterschied beider Aenderungsarten $f(R)$ und $f(S)$ in dem Maße als Vernichtungsbedingung zu bezeichnen, als sich beide von der Gleichheit entfernen — und als Erhaltungsbedingung, als sich beide der Gleichheit nähern." Es muß anerkannt werden, daß das Lebensgesetz noch nie zuvor eleganter und präciser ausgedrückt worden ist, als in diesem Satze.

Für die ganze Summe der partialen Centralsysteme, also für das ganze System C, ist die Formel der Gleichheit auf den analytischen Ausdruck $\Sigma f(R) + \Sigma f(S) = O$ gebracht. Ist diese Gleichung realisirt, so herrscht „Systemruhe". Jede Abweichung von der letzteren ist eine „Systemschwankung", und zwar je nach den beiden Polen, in deren Mitte der Indifferenzpunkt des Erhaltungsmaximums liegt, eine positive oder negative Schwankung. Aus dem Gesichtspunkt der Zu- und Abnahme der Aenderung

der Systemruhe wird von positiv oder negativ zunehmender Schwankung gesprochen. Auch in der Schwankung ist der Begriff der Uebung bestimmend. Eine Schwankung, „welche völlig im Sinne der vorangegangenen Uebung ihres Partialsystems verblieben ist" (?) — wird als eingeübte Schwankung bezeichnet. Aenderungen derselben führen zum Begriff der Schwankungsvariation. Denkt man sich die eingeübte Schwankung als eine solche erster Ordnung, so sind die Aenderungen derselben als Schwankungen zweiter, dritter und vierter Ordnung zu betrachten. Erreicht die Schwankung den Werth Null, so ist das eine Schwankung „0. Ordnung".

Bevor wir auf den Angelpunkt des Systems, die unabhängige Vitalreihe, zu sprechen kommen, nur noch ein Wort über den Werth dieser Classification der Schwankungen. Es versteht sich von selbst, daß dieselbe keine objective, sondern nur eine theoretische, formallogische Bedeutung haben kann. Wir haben es in dem Gebiete der Schwankungen des vitalen Erhaltungswerthes, objectiv betrachtet, mit einer unübersehbaren Mannigfaltigkeit blitzschneller Zustandsänderungen zu thun. In dieses Chaos sucht Avenarius durch eine, genau genommen, willkürliche formale Eintheilung System zu bringen. Von einem blos gedachten Indifferenzpunkte ausgehend, welchen das Individuum, praktisch betrachtet, offenbar in keinem Moment seines Lebens vollkommen erreicht, geschweige denn behauptet, construirt er ein System der Schwankungen, welches, obwohl in seinem Zusammenhange logisch, dennoch factisch in der Luft zu schweben scheint. Was soll man sich z. B. unter einer eingeübten Schwankung „rein als solcher", d. h. ohne die geringste Variation, denken. Welches „Schwankungs-Exercitat", um sich eines Prachtexemplars der Avenariusschen Nomenclatur zu bedienen, ist denn als gänzlich frei von Variationen zu betrachten? Doch offenbar allein der reine Automatismus oder Mechanismus, wie er uns z. B. in der „Uebung" des Athmens, der Herzbewegung ꝛc. entgegenzutreten scheint. Aber selbst dieser physiologische Automatismus ist umschwärmt von unberechenbaren Variationen, sobald er nur für einen Moment in das Bewußtsein tritt. In der Sphäre des Bewußtseins selbst aber ist eine von allen Variationen befreite, streng automatische Schwankungsform undenkbar. Was soll uns also der Begriff einer Schwankung erster Ordnung für die Erkenntnißtheorie austragen? Wenn überhaupt etwas, so jedenfalls nicht mehr, als die formale Bezeichnung für ein gedachtes Maximum der Uebung, welches objectiv unbestimmbar und also auch mit anderen gedachten Schwankungsformen objectiv unvergleichbar ist.

So begegnen wir in dem ganzen Avenariusschen System, anstatt den gesuchten Dingen selbst, immer nur vagen Symbolen, welche zwar logisch

verknüpft und mit großem Scharfsinn und beinahe unbegreiflichem Fleiß begrifflich geordnet, aber jedes für sich betrachtet bloße Theoreme sind. Der Archimedespunkt erkenntnißtheoretischer Betrachtung, von welchem aus eine Welt (hier die Geschichte der Philosophie) aus den Angeln gehoben werden kann, ist nicht auf formal-logischem Wege zu gewinnen.

Maurice v. Stern.

Mittheilungen aus der indischen Poesie.

An dem Verhältniß, in welchem Form und Gehalt literärischer Erzeugnisse zu einander stehen, lassen sich hauptsächlich drei Fälle beobachten: es kann erstens der Gehalt der Form überlegen sein, indem durch Unbeholfenheit und Schwerfälligkeit des Ausdruckes das Verständniß des Gelesenen oder Angehörten erschwert und verzögert wird; der Dichter ringt mit der Sprache um sein Lied, und der Leser fühlt beständig, wie die Rauhheit und Unzulänglichkeit der Darstellung ihm bei der Aneignung des Inhalts hinderlich wird; — zweitens kann die Form dem Gehalt so glücklich entsprechen, daß sie bei unbefangener Lecture überhaupt gar nicht wahrgenommen wird, daß die Aufmerksamkeit störungslos auf dem Inhalt des Gelesenen verweilt, und dieser Inhalt, nach Maßgabe der Fassungskraft des Lesers, sich willig seinem Verständniß erschließt; drittens endlich kann auch die Form dem Inhalt überlegen sein, ihn gewissermaßen überstrahlen; sie kann entweder durch außerordentliche Anmuth und Gefälligkeit seinen Werth erhöhen oder durch eine gesuchte Künstlichkeit die Aufmerksamkeit des Lesers ablenken und den Gehalt zurücktreten lassen. Auf manches Product dieser dritten Kategorie, die sowohl in der Entwickelung des Schriftthums ganzer Völker, als auch in dem Bildungsgange einzelner Dichter oft der Zeit nach die letzte ist, — könnten die Verfasser das Schlußwort des Hareth Ben Hemmam anwenden:

Glücklich ist nun durchgespielt das Possenspiel;
Ich bin dessen Diener, der mir nach es thut!
Schämen darf ich nicht mich, daß ich's schlecht gemacht,
Sondern, daß ich schlechtes Ding gemacht zu gut.

Suchen wir in der Literatur Indiens nach diesem dreifachen Werthverhältniß, so werden wir einen großen Theil der vedischen Schriften jener ersten Gattung zuzuzählen haben, wo der Flug der Gedanken unter der Schwere des Stiles leidet; denn die Sprache war noch ein zu spröder Stoff, um den Ideen der begeisterten rishi's adäquate Gestalt zu geben, und die Feder ein ungefüges Werkzeug in der Hand des grübelnden Brahmanen. Als Beispiele für den anderen Fall, für das harmonische Verhältniß zwischen Form und Gehalt, können viele Theile des großen Epos Mahabbarata gelten und noch manches aus der älteren Literatur, wo in einem sehr freien Metrum, in anspruchsloser, einfacher Sprache die Erzählung so glatt und leicht dahinfließt, daß man, vom Inhalt gefesselt, auf den Stil in keiner Hinsicht besonders aufmerksam wird. Ob auch den Dramen und anderen Gedichten Kalidasas ein solcher natürlicher und ungesuchter Stil sich nachrühmen läßt — wie oft behauptet worden — dürfte zweifelhaft sein; denn wir werden überhaupt an der Zuverlässigkeit unseres ästhetischen Urtheils oft irre werden bei den Erzeugnissen einer Cultur, die von der unseren so weit verschieden ist. Groß ist aber auch der Reichthum der Sanskritliteratur an Dichtungen, die unzweifelhaft der dritten Art angehören, und auf sie möchte ich zunächst die Theilnahme des Lesers lenken.

Nachdem die Inder, wie manche andere orientalische Völker schon früh in ihrer Cultur gewisse Gipfelpunkte erreicht hatten, verweilte ihre Aufmerksamkeit gern auf dem Mittel der Verständigung, welches sie die Höhen der Gedanken hatte ersteigen lassen, — auf ihrer Sprache, deren Handhabung, einzelnen Bestandtheilen, ja auch auf der Schrift und den Buchstaben mit einer Theilnahme, sogar Andacht und Verehrung, welche den scheinloseren Racen des Nordens kaum faßlich sein mag. Auch die arabische Literatur berichtet lobpreisend von einem Redner, der drei Stunden gesprochen habe, ohne daß nur ein Wort in seiner Rede sich wiederholt hätte. Nirgend ist die Kunst der Kalligraphie so ausgebildet und so geschätzt, wie im Orient; aber unmaßgeblich für den Occident will es uns doch bedünken, wenn die persischen Dichter häufig die Reize der Geliebten mit den Formen verschiedener Buchstaben vergleichen und z. B. schmeichelnd in ihrer Begeisterung hervorheben, die Augenbrauen der Holden hätten die Gestalt des Buchstaben „Nun" (wenn man ihn nämlich umgekehrt anschaut), der Mund die Form des Buchstaben „Mim"; und so gleichen noch viele Theile des Körpers den Buchstaben. Wir sprechen höchstens von X-Beinen und O-Beinen, aber nicht wenn wir schmeicheln wollen.

Eben so innig, wie irgend ein anderes orientalisches Volk haben sich die Inder in die Betrachtung und Behandlung der Sprache versenkt, ja vielleicht noch um so inniger, da die Sprache, in der sie schrieben, das

Sanskrit, zu jener Zeit fortgeschrittener Cultur nicht mehr Umgangssprache war, und so finden wir in ihrer Literatur sprachliche Kunstproducte jeglicher Gattung: anfangend von den Dichtungen, denen Lieblichkeit und Pracht der Sprache, wie Juwelen einem werthvollen Schmuck, zur willkommenen Zierde gereichen, bis zu den gesuchtesten Hyperbeln der Gleichnisse, Spielereien der Sprache und Spitzfindigkeiten, die — mehr Kunstreiterei als Kunst — nur die Geringfügigkeit des Inhalts verdecken mochten. Ueber diese unerhörten Formkünsteleien späterer indischer Schriftsteller sagt der Graf A. F. Schack (in den „Stimmen vom Ganges"):

„So giebt es, was gewiß in jeder anderen Sprache unmöglich wäre, Strophen, in denen nur ein Consonant vorkommt, der sich 36 Mal wiederholt; andere, wo gewisse Silben an bestimmten Stellen des Verses immer wiederkehren; noch andere, deren Verse man ebenso rückwärts lesen kann wie vorwärts, oder deren eine Hälfte vorwärts gelesen, ebenso lautet, wie die andere rückwärts. Wenn schon dies ans Kindische streift, so scheint es uns förmlich lächerlich, daß bisweilen Strophen darauf berechnet sind, in künstliche Formen oder Figuren vertheilt zu werden. So werden z. B. die Buchstaben kreuzweise geschrieben und müssen sich dann ebenso in die Quere, wie hinabwärts oder vorwärts lesen lassen. Oder die Strophe, in welcher ein bestimmter Buchstabe sich häufig wiederholt, ist für die Form eines Rades bestimmt; der zu wiederholende Buchstabe bildet dann die Axe und, indem man immer von dieser anfangend in den Speichen weiterliest, ergiebt sich die Strophe. Oder endlich, ein ganzes Gedicht hat die Form eines Baumes; der Stamm, von der Spitze an gelesen, bildet die erste Strophe; nimmt man dann von allen Seiten die Lettern der Zweige und verbindet sie mit denen des Stammes, so erhält man neue Strophen ꝛc."

Abgesehen von solchen extremen Fällen, wo die Dichter sich die Aufgabe gestellt hatten, formelle Schwierigkeiten zu überwinden, die mit dem Gehalt poetischer Producte gar nicht mehr zusammenhängen, giebt es noch eine Menge lyrischer und epischer Werke, die zu den Kunstdichtungen gerechnet werden müssen. Die meist aus Naturschilderungen und erotischen Ergüssen bestehenden Gedichte Kalidasas „Meghaduta", d. h. „der Wolkenbote", und „Ritusanhara", d. h. „der Kreis der Jahreszeiten", sind, abgesehen von der künstlichen, scheinbar willkürlichen Wortstellung und dem äußerst seltenen Gebrauch des verbum finitum, noch ziemlich einfach und oft von hinreißender Schönheit, sie lassen sich daher auch noch leicht in andere Sprachen übersetzen. Während nun aber das erotische Element der indischen Dichtung — im Vergleich zu der Philosophenmaske, hinter der sich die Sarkosophen unseres Jahrhunderts decken — nur durch die unverhüllte Naivetät auffällt, mit welcher die schöne Sinnlichkeit gefeiert wird, kann die hingebende

Naturbetrachtung der Inder und die Naturschilderungen, an denen fast alle ihre Dichtungen, sogar die Dramen, reich sind, als für die Literatur der Gangesländer besonders charakteristisch angesehen werden. Charakteristisch erstens dadurch, daß den Indern auf diesem Gebiete etwas gelungen ist, was den Europäern immer mißglückte: nämlich ausschließlich beschreibende Dichtungen zu liefern, die gleichwohl als vollendete Kunstwerke in der Heimath wie in der Fremde begeisterte Anerkennung fanden. Uneingedenk der Warnung Lessings, für die Bedingungen der Kunstschönheit keine fertigen Gesetze aufzustellen, da man immer darauf gefaßt sein müsse, sie durch neue Erfahrungen widerlegt zu sehen; war es unter dem Einflusse der Hegelschen Lehre von dem dialektischen Fortschritte der Weltentwickelung in den Lehrbüchern der Aesthetik zu einer Art Dogma geworden, daß die Poesie stets einen Fortschritt und eine Entwickelung, sei es in äußerem Geschehen, sei es in inneren Erlebnissen und Gefühlen, darstellen müsse, und daß die Beschreibung, als etwas Unlebendiges, Ruhendes, nur diesen Fortschritt des Geschehens gelegentlich begleiten, ihn wohl einmal zur Abwechselung unterbrechen, aber niemals zur Hauptsache werden dürfe; und an den abschreckenden Beispielen von Thomsons und Ewald von Kleists Dichtungen bewies man, wie verkehrt es sei, die Schilderung der Natur oder der Jahreszeiten nun gar zum Sujet einer ganzen langen Dichtung zu machen. Dieses hat aber gerade Kalidasa gethan, und seine schon erwähnte Schilderung der sechs indischen Jahreszeiten, der „Rituſanhara", war das erste von allen Werken der Sanskritliteratur, das die Europäer so durch seine Schönheit hinriß, daß sie es (jetzt vor genau hundert Jahren, 1792) durch den Druck einem weiteren Leserkreise erschlossen; woraus sich entnehmen läßt, daß nicht ewig giltige Schönheitsgesetze, sondern die Mangelhaftigkeit der Autoren die Naturschilderungen langweilig machen.

Zweitens ist aber die indische Naturschilderung durch ihre Art charakteristisch; durch die Mittel, deren sie sich bedient, um die Phantasie des Lesers oder Hörers zur Reproduction zu reizen; diese Mittel sind — von Gleichnissen und Metaphern abgesehen — die allereinfachsten: eine schlichte Aufzählung des Beobachteten, wobei jedes Ding genau so beschrieben wird, wie es wirklich beschaffen ist. Ja, macht man es denn nicht überall ebenso? wird man entgegnen. Nicht immer. Denn um von den Griechen und Römern zu schweigen, die sich mit Naturschilderungen wenig aufhielten, und um die Dichter der Renaissance zu übergehen, die meist nur den Sonnenaufgang mit einigen Complimenten aus der Mythologie zu begrüßen pflegten, die modernen europäischen Schriftsteller suchen ihren Triumph darin, beim Schildern zu Malern zu werden oder plastisch zu wirken, ebenso wie sie vom Schauspieler das „Stimmungsvolle" lernen; die Virtuosität im

Beschreiben hat sich technisch vervollkommnet, indem sie von den bildenden Künsten und der Bühne Hilfsmittel geborgt hat; es werden z. B. aus der zu schildernden Landschaft nur die charakteristischen Striche, Punkte, Nuancen und Schlagschatten „plastisch" hervorgehoben, welche durch das Pincenez des Europäers — in der schicklichen Entfernung, in der man sich der Naturschwelgerei hingiebt — ein hübsches Gemälde ausmachen. „Ein Bild," lehrt Fr. Th. Vischer, „muß die Schilderung vor Allem sein. Die Dinge brauchen nicht beschrieben zu werden, wie sie wirklich beschaffen sind, sondern wie sie sich im gehörigen Abstande für den Beschauer ausnehmen. Ein Mittel unter anderen, dieses zu erreichen, besteht darin, daß den Gegenständen solche Prädicate beigelegt werden, welche ihnen als einzelnen, genau betrachtet, nicht zukommen, aber im Ensemble des auszumalenden Bildes besonders wirksam sind:

„Im dunklen Laub die Goldorangen glühn,"

sagt Goethe, obgleich das Laub, in der Nähe besehen, grün und nicht blos dunkel ist, und die Früchte nicht golden glühen, sondern gelblich schimmern; aber der Italienreisende liebt es, ein schönes Panorama an sich vorüberziehen zu lassen, und sieht ganz davon ab, was die Dinge, außerhalb dieses Zusammenhanges, für sich genommen sind. Im „Löwenritt" sagt Freiligrath, daß von dem Halse der verwundeten Giraffe „Tropfen schwarzen Blutes flossen"; denn obgleich man weiß, daß die Farbe des fließenden Blutes nie schwarz ist, so müssen doch auf dem Fell des Thieres, das von der tropischen Sonne beschienen durch die Wüste flieht, sich die schwarzen Tropfen besonders kräftig abheben. Diese Beispiele für das malerische Princip der modernen Naturschilderung lassen sich natürlich leicht ins Unendliche vermehren. Die Methode — muß man gestehen, ist dem Naturell des modernen Menschen angemessen, der die Natur nicht so zwecklos betrachtet, wie der Inder, sondern entweder von dem Standpunkte der praktischen Verwerthbarkeit oder von dem des planmäßig beabsichtigten Naturgenusses. Kalidasa wußte, daß die Phantasie seiner Leser fähig sein werde, selbst den Zusammenhang herzustellen und die ganze Großartigkeit des Gemeinten nachzuschaffen, wenn er im „Rituſanhara" z. B. vom indischen Sommer sagt:

Es hat verheerender Waldbrand das junge Gras verdorrt,
Und heftig treibt die Windsbraut die trock'nen Blätter fort;
Ringsum sind die Gewässer versiegt in jedem Teich,
Entsetzen erwecken die Haine, noch jüngst so blüthenreich.
Auf Bäumen mit welken Blättern erseufzt der Vögel Sang,
Die müden Affen schleichen sich an dem Berg entlang,
Es wandern die Büffelschaaren und schau'n nach dem Naß empor,
Und in des Brunnens Tiefe schlürft ein Phalänenchor.

(Fast wörtlich getreu übersetzt von Bohlen.)

Was soll aber bei dieser dürren Aufzählung der heutige Culturmensch sich denken, der nur zur Sommerfrische die Stadt verläßt, der Waldbrände nur aus illustrirten Zeitschriften, Büffel und Affen nur aus den traurigen Exemplaren des zoologischen Gartens kennt? Ist es daher nicht sehr gut, daß der moderne Dichter seinerseits, um dem berechtigten Bedürfniß nach Naturgenuß entgegen zu kommen, dem Maler die Kunstgriffe absieht und mit ihnen so bequem der sterilen Phantasie seines Publicums nachhilft!

Schwieriger wird die Wiedergabe von Sanskritgedichten dort, wo die Dichter sich in Spielereien mit dem Reime gefallen; gleichwohl ist es bisweilen deutschen Uebersetzern geglückt, auch hierin Stupendes zu leisten; so übersetzt A. W. von Schlegel einen Spruch aus dem Çringaraçatakam des Bhartrihari folgendermaßen:

„Wohn' an der Ganga Stromfluthen, sünd'entrückenden, quellenden,
Oder an zarter Brust Hügeln, sinnentzückenden, schwellenden!"

Ein achtsilbiger Reim!

Es ist bezeichnend für die überwiegende Bedeutung, welche die späteren indischen Dichter der formellen Behandlung ihres Stoffes beilegten, daß dieser Stoff selbst gewöhnlich dem Leser nichts Neues mehr bietet und sie bei der Wiedergabe alter Sagen, der Geschichte des Helden Rama, oder bekannter Episoden des Mahabharata lediglich nach dem Ruhme einer noch nicht dagewesenen Art der Darstellung und Ausschmückung strebten, einem Ruhm, der deswegen, wie uns scheint, nicht geringer zu sein brauchte; da es ja überhaupt auf diesem Gebiete, dem Gebiete der Schöpfungen dichterischer Phantasie, schwer ist, Form und Gehalt zu sondern, auch die Form gewissermaßen Kern und Schale hat und nach Schillers bekanntem Ausspruch dem Schönen die Form den Gehalt giebt. — Die entgegengesetzte Erscheinung läßt sich an den Kunstepen des Abendlandes beobachten: hier ist der Inhalt fast jedes bedeutenderen Werkes neu, die Form jedoch und viele Eigenthümlichkeiten der Darstellung haben die späteren Dichter oft von den früheren entlehnt. Wie sehr Vergil den Homer nachgeahmt hat, ist zu bekannt, als daß ich hier näher darauf einzugehen brauchte; die späteren Epiker aber haben sich fast alle Vergil zum formellen Muster genommen und bei der Lecture ihrer Werke wird man von Anfang bis zu Ende an dieses große Vorbild erinnert. Betrachten wir, um kurz zu sein, nur den Anfang und das Ende einiger Epen. Vergils Aeneis beginnt mit den Worten: «Arma virumque cano...» „Ich singe den Held und die Waffen..." Die Lusiaden des Camoe˜ns fangen an:

As armas y os Varoe˜s...» „Die Waffen und die Helden..."

Die ersten Worte des „Befreiten Jerusalem" von Torquato Tasso lauten:

«Canto l'armi pietose e il capitano ...»
„Die frommen Waffen sing' ich und den Feldherrn ..."

Der „Rasende Roland" des Ariosto hebt an mit den Worten:

«Le donne, i cavalier, l'arme, gli amori,
Le cortesie, l'audaci imprese io canto,»
„Frauen und Ritter, Lieb' und Heldenmuth,
Die Thaten, kühn' und edle, will ich singen" (übers. v. Gildemeister),

wobei wir uns wohl nicht zu wundern brauchen, daß der redselige Italiener ein Dutzend Worte dort nöthig hat, wo der Römer mit dreien auskommt. — Das Heldengedicht des Vergil schließt mit dem Zweikampf, in welchem Aeneas den Turnus besiegt und, erst schwankend, ob er ihn am Leben lassen solle, ihm endlich das Eisen in die Brust stößt:

..... ferrum adverso sub pectore condit
Fervidus. Ast illi solvuntur frigore membra,
Vitaque cum gemitu fugit indignata sub umbras.

Das Heldengedicht des Ariosto endet damit, daß Roger, der Lieblingsheld des Dichters (denn von Roland selbst ist im Epos wenig die Rede), den Rodomont, das Urbild der Renommisten, im Zweikampfe überwältigt und, zuerst ungewiß, ob er ihn begnadigen solle, schließlich durch seine Wuth genöthigt wird, ihm den Dolch in die Stirn zu stoßen; Rodomonts Tod wird dann mit den Worten beschrieben:

Alle squallide ripe d'Acheronte,
Sciolta dal corpo più freddo che ghiaccio,
Bestemmiando fuggì l'alma sdegnosa,
Che fu si altiera al mondo e si orgogliosa.
Zum schwarzen Strom, den nie der Tag besonnte,
Aus dem zu Eis erstarrten Leib verbannt,
Fluchend entfloh die trotz'ge Seele dessen,
Der in der Welt so stolz war und vermessen.

Hier sind zum Theil sogar dieselben Worte gebraucht: «fugit indignata», «fuggì sdegnosa». Am Schluß der «Gerusalemme liberata» von Tasso finden wir wiederum den Zweikampf des Helden Gottfried von Bouillon mit dem Sarazenen Emireno; wie nicht anders zu erwarten, wird der Ungläubige überwunden, er gleitet vom Sattel, und Gottfried durchbohrt ihm den Leib. — In so auffallender Weise haben die großen Dichter jener Zeit wohl nur deshalb den Vergil nachgeahmt, weil ihre Bewunderung für ihn keine Grenzen kannte und weil nebenbei ein richtiges Selbstbewußtsein ihnen sagen mochte, daß trotz alledem ihre Werke noch genug eigene Schönheiten aufzuweisen haben. — Doch wir kehren zu den indischen Kunstdichtungen zurück, deren Inhalt, wie gesagt, weniger Originalität besitzt, als

die Form. So hat Kalidasa eine bekannte Stelle des Epos Mahabharata in seiner „Çakuntala" dramatisirt; in einem der großen Kunstepen (Kavya), dem Bhattikavya, welches zum Zwecke einer Exemplification unregelmäßiger Flexionen aus der indischen Grammatik abgefaßt worden, hat Bhartrihari, wenn uns die Namen der Verfasser richtig überliefert sind, die Geschichte des Rama behandelt, die den Inhalt des sehr viel älteren Epos „Ramayana" bildet, aber auch schon im Mahabharata vorkommt; der Dichter Magha hat in dem Epos „Çiçupalavadha" eine alte Sage wiedererzählt; im „Raghavapandaviyam" des Kaviraja wird durch Anwendung unzähliger doppelsinniger Ausdrücke das Kunststück zu Stande gebracht, in denselben Worten zugleich die Geschichte des Mahabharata und des Ramayana mitzutheilen, und die Epen „Naishadhiyam" und „Nalodaya" behandeln beide eine berühmte Episode des Mahabharata, die Erzählung von Nalas und Damayanti, uns durch Rückerts hübsche Uebersetzung bekannt. Der Nalodaya, d. h. „Aufgang des Sternbildes Nala", leidet an poetischem Schwulst und bietet dem Uebersetzer Schwierigkeiten durch die Menge künstlich verschlungener Reime, Endreime und Binnenreime; auch findet sich in ihm oft eine eigenthümliche Art indischer Reime, die darin besteht, daß die Endsilben der Verse ganz gleich lauten, aber, richtig getrennt, aus verschiedenen Worten zusammengesetzt sind (z. B. „wo leben" — „wol eben"). Dieser Reim, der in anderen Sprachen nur gelegentlich wiedergegeben werden kann, ist auch häufig im Naishadiyam (z. B. Gesang 20 Strophe 58 „Kuranganabhi" und „Diganganabhi") und ganz durchgeführt in dem lyrischen Gedichte „Ghatakarpara", d. h. „Die Topfscherbe". Trotz dieser Schwierigkeiten hat der Nalodaya in dem Grafen A. F. Schack einen Uebersetzer gefunden (in den „Stimmen vom Ganges"), und als ein Beispiel, wie Erstaunliches auch die deutsche Sprache auf diesem Gebiete vermag, theilen wir einige Stellen seiner Uebersetzung mit:

Die Erde gellt von lautem Kranichschreien,
Es scheint die Welt des Liebesgottes Schlachtfeld;
Die Schönen stellt er auf als Heeresreihen,
Daß jeder Held alsbald in ihre Macht fällt.
„Die Zeit ist jetzt, der Liebe Kost zu nippen;
Wer, der sich nicht an ihr erfreut und letzt?"
So denkt und netzt mit süßem Most die Lippen
Das Weib, das keinem heut' sich widersetzt.

Und die Strophen, mit denen das Epos schließt:

So denn beherrschte, beglückt und beglückend,
Von Dmayanti entzückt, sie entzückend,
Als Segenspender Nal seine Länder
Vom Bergsaum bis an die Meeresränder.

Er, der im Kampfe der Feinde Schädel spaltete,
Der ob der Volksgemeinde edel waltete,
Strahlte von Ruhm umwoben, ihm wurde Segen und Heil,
So wie den Göttern droben, auf allen Wegen zu Theil.
Er thürmte rings in der Hauptstadt Gassen erhabene Prachtpaläste zum Himmel,
Und in Massen erfüllte Säl' und Terassen bei Tag wie bei Nacht der Gäste Gewimmel;
Indessen lange Jahre, von hohem Ruhm verklärte,
Dem treubewährten Paare das Herrscherthum noch währte.

Auch der Stoff des Prakritepos „Setubandha", das dem Kalidasa zugeschrieben wird, ist, wie der Titel ahnen läßt, dem Ramayana entnommen.

Beispiele für den Hang späterer indischer Dichter durch doppelsinnige Worte und Wendungen ganze Strophen so künstlich zusammenzusetzen, daß sie zweierlei verschiedene Bedeutungen haben, bietet vielfach das schon erwähnte Werk des Dichters Magha „Çiçupalavadha", d. h. „Die Tödtung des Çiçupala"; es ist aber auch besonders reich an erotischen, mit dem äußersten Raffinement durchgeführten Scenen. Von beiden geben wir, nach der Prosaübersetzung des Dr. C. Schütz, einige Proben. Im 5. Gesang, wo der Marsch des Heeres geschildert wird, heißt es:

„Die Weltgegenden, deren Himmelsrand durch die Wirkungen der Sonnenstrahlen glänzte (deren Gewandsaum durch die Berührung der Heldenhand emporgezogen war), sich gleichsam schämend bei dem Anblick der Menschenmenge, umhüllten sich mit dem vom Heere erregten, den Himmel bedeckenden (wie ein Gewand erscheinenden) Erdstaube, der bräunlichgelb war, wie der Hals eines jungen Kameels.

Der Staub der goldenen Erdfläche überschritt (verachtete) nicht die Häupter der Vornehmen, stieg auch nicht in die Höhe (wurde nicht hochmüthig), sondern betrug sich, selbst mit Füßen getreten, wie es der Schwere (der Würde) geziemt."

In diesen Strophen stecken also, außer den durchgeführten Gleichnissen, noch latente, welche erst durch die (in Parantheſe gegebene) zweifache Bedeutung einiger Worte und Sätze gefunden werden können. Im zehnten Gesange, wo erzählt wird, wie die Frauen von ihren Geliebten mit Wein bewirthet wurden, heißt es:

„Die umherschwärmende, berauschte Biene war im Zweifel, ob sie sich auf dem Gesichte der Schönen, mit aufgeblühten Augen, oder dem durch Lotosblumen verschönerten Trinkgefäße niederlassen sollte, da beide lieblich vom Weine dufteten.

Die Biene, in der Meinung, daß das in dem weinerfüllten Becher

sich spiegelnde Auge des Mädchens ein Lotos sei, stürzte sich darauf, um den Duft einzusaugen: wo findet man Ueberlegung bei dem Schwärmer?

Eine Frau, obschon sie das von dem Geliebten dargebotene Getränk gekostet hatte, wurde nüchtern, da sie wiederholt den Namen einer anderen Schönen erhielt; diese aber wurde, ohne zu trinken, berauscht, als sie es merkte."

Das große Epos Naishadiyam, d. h. „Das Lied vom Nishaderfürsten" (denn Nishada hieß das Land des Nalas), zeigt außer vielen Wortspielen und künstlichen Reimen eine Fülle scharfsinniger Vergleiche und Metaphern, die wohl zu weit hergeholt sind, um eigentlich poetischen Werth zu haben, aber doch durch die außerordentliche Feinheit der Beobachtung, die sich in ihnen kundgiebt, sowie durch die fast unerhörte Knappheit des Ausdruckes Staunen erwecken. Als Exempel habe ich aus dieser Dichtung einige Strophen der Schilderung des Mondaufganges, welche Nalas seiner Gattin Damayanti entwirft, übersetzt und werde ihnen erläuternde Bemerkungen folgen lassen. Wahre Poesie soll ja ihren Sinn auch ohne Erklärung offenbaren; aber der Naishadiyam wurde selbst von den indischen Gelehrten schon bald nach seinem Erscheinen nicht mehr ohne ausführlichen Sanskritcommentar gelesen; und außerdem will ich hier nicht für den Schönheitswerth der Dichtung eine Lanze brechen, sondern nur ein literarisches Curiosum mittheilen.

Schilderung des Mondaufganges.

41.

Wie dort der Mond die ersten Strahlenblitze
Den Cakoras vom Bergesrücken sendet,
Durch Nebel und durch Abendwolkenschlitze
Als Speise in die off'nen Schnäbel spendet:
Ein Abglanz ist's in himmlischer Verklärung
Von Kindesfleh'n und Vaters Bittgewährung.

42.

Mit Schelmerei'n zum Stelldichein ziehen die Frauen;
Jetzt, wo noch dort schattig der Ort unter den Bäumen:
Nimm dich in Acht, Kind, in der Nacht dorthin zu schauen!
Weiß geh'n sie aus, ließen zu Haus Kleider, die blauen:
Schleier so hell täuschen ja schnell im Mondenschimmer!
Kind! in der Nacht nimm dich in Acht, ihnen zu trauen!

43.

Wie sich Cakoras erbauten
An den Strahlen, silbern, kalt;
Blickt' ich hin nach meiner Trauten
Lieblich schwellender Gestalt.

Nächtlich ſchönes Lotosauge!
Spiegel von des Mondes Pracht!
Trink in langen Zügen, ſauge
Ein den Zauber dieſer Nacht!

44.

Erzählten Wahrheit nicht die heil'gen Sagen,
Daß mit dem Berge Mandara gerührt,
Den Spender kühler Strahlen in den Tagen
Der Schöpfung hat das Meer emporgeführt:
Wie käm's, daß heute noch wir ſehen ragen
Denſelben Berg, wie er ihn neu gebiert,
Den vollen Mond, wenn er dem Meer entſtiegen,
Und Purpurflocken auf der Stirn ihm liegen!

46.

Es haben ja die Paradieſesfrauen,
Mit deren Angeſicht man ihn vergleicht,
Mit ihren Lippen, roſig anzuſchauen
Wie Bimbablüthen, ſein Geſicht erreicht:
Drum ſehen wir von ihrer Lippen Schminken
Im Feuerglanze ſeine Scheibe blinken.

47.

Prägt nicht unſers Schöpfers Hand
Jenes gold'ne Siegel?
Trägt nicht zarter Weiblichkeit
Spuren jener Spiegel?
Doch auch wieder etwas wehrt,
Mir es auszulegen:
Hoch und nieder ſind verkehrt
In der Form zum Prägen!

49.

Des Götterfürſten Zelt am Himmelsbogen,
Das von der Nacht in Dunkel war geſenkt,
Mit einem Purpurſaum wird es umzogen,
Sobald der Schein des Mondes es beſprengt
Mit ſeinen Strahlen, die wie Weihrauch ſprühen,
Wie tauſend Küſſe auf den Lippen glühen.

52.

Abendzeit, die klug, dem Tauſch hold, das Juwel vom Himmel reißt,
Schnell bereit mit Trug, hat Rauſchgold auf's Gewölb' geheftet dreiſt:

Ach! des falschen Goldes Flimmern flieht von Lunas Angesicht,
Ihres Silbers holdes Schimmern, es ersetzt die Sonne nicht!

53.

Denn wie vom Mädchen am purpurnen Fädchen summet gezogen
der Kreisel durch's Zimmer,
Bis aus der Fülle der röthlichen Hülle silbernes Funkeln
ihn zeiget im Dunkeln:
Also auch droben zum Himmel erhoben weichet vom Monde
der rosige Schimmer.

54.

Sieh! mit den Sternen in himmlischen Fernen Nacht hat
zum Preise des Dunkels gedichtet;
Lettern in Kreide, als blankes Geschmeide haben das
finst're Gewölbe gelichtet;
Doch wie der flimmernde, röthlich erst schimmernde Mond
mit der Strahlenhand höher gekommen,
Löscht er die strahlenden, bleicher ihn malenden Sterne,
bis selbst er ist weißlich erglommen.

55.

Schau! Wenn uns'rer Mitternacht wandelbare Leuchte
Abgelegt die Farbenpracht, silbern hier uns deuchte,
Scheint sie einem andern dort schon hinweggegangen,
Anderen an anderm Ort noch im Purpurprangen:
Deines Wankelmuthes Ziel, wer kann es mir nennen?
Willst du denn im Wechselspiel Farbe nicht bekennen!
Willst du denn mit Hinterlist keine Farbe halten,
Nimmer in Parteienzwist wärmen noch erkalten.

Zu 41. Die Cakoras sind Vögel, die sich nur von Mondstrahlen nähren.

Zu 42. Die Frauen gehen Abends zum Rendezvous mit ihren Geliebten in weißen Kleidern, in denen sie, da das Gewand dem weißlichen Mondlicht entspricht, nicht so leicht erkannt werden und leichter bei ihren Neckereien Täuschung herbeiführen können. Aber wer soll getäuscht werden, die Geliebten oder Damayanti, die vor dem Muthwillen der Frauen gewarnt wird?

Zu 43. Nalas vergleicht das offene Auge seiner Gattin mit dem Nachtlotos, der Abends seinen Kelch öffnet, und ihr Gesicht mit der Schönheit des Mondes: ein im Orient nicht seltenes Bild. Bei den persischen Dichtern heißt sehr gewöhnlich ein schönes Mädchen und bisweilen auch ein schöner Knabe ein „Mondgesicht".

Zu 44. Vor Urzeiten haben die Götter und Dämonen mit vereinten Kräften den Berg Mandara mit der Wurzel ausgerissen, ins Weltmeer gestülpt und, indem sie ihn mit einer riesengroßen Schlange umwanden, mit ihm als Quirl den Ocean gebuttert; wodurch, neben vielen anderen Dingen, auch der Mond zu Tage gefördert wurde. Der Berg nun aber, hinter welchem, nach indischer Ansicht, der Mond aufgeht und auf dessen Gipfel er, aus dem Ocean auftauchend, bei seinem Aufgange zu ruhen scheint, ist eben jener Berg Mandara. Hierin sieht der Dichter eine Bestätigung des alten Mythus.

Zu 47. Der Mond wird mit einem goldenen Siegel verglichen; in seinen Flecken glaubt man die Züge eines Frauenantlitzes zu sehen; doch nur confus, da bei dem Siegel das vertieft sein muß, was bei dem Abdruck erhaben hervortreten soll.

Zu 49. Die Gegend, wo der Mond aufgeht, gehört dem Götterfürsten, dem Indra.

Zu 52. Der Mond erscheint bei seinem Aufgang in röthlichgelbem Glanze, ähnlich der Sonne; aber indem er höher am Himmel hinaufsteigt, verliert er diese Färbung und zeigt sich in dem ihm eigenen weißlichen Lichte. Daher wird der Abend ein Betrüger genannt; er nimmt dem Himmel das Goldjuwel, die Sonne, und giebt im Tausch den Mond dafür, nachdem er ihn leicht vergoldet hat, um seine Minderwerthigkeit zu verdecken. Sie kommt aber doch bald wieder zum Vorschein.

Zu 53. Die Veränderung der Farbe des Mondes beim Aufgange wird durch folgendes Bild wiedergegeben: Die Scheibe eines silbernen Kreisels ist irgendwie mit einem rothen Bande bedeckt und umwickelt; indem nun ein kleines Mädchen ihn in einem dunkeln Zimmer in Bewegung setzt, wickelt sich allmählich bei seinem Fortschreiten die rothe Schnur ab, und der Kreisel erscheint silbern. Der indische Scholiast bemerkt hierzu, der Vergleich sei nicht ganz zutreffend, da man Kindern hölzerne Kreisel giebt; nur Erwachsene spielen mit silbernen.

Zu 54. So lange der Mond am Horizont stehend röthlich ist, strahlen die Sterne in hellem, weißlichem Glanze; indem der Mond zu den Sternen empor am Himmel hinaufsteigt, werden die Sterne blasser und verlieren an Glanz, während das Licht des Mondes weißlich wird. Diese Erscheinung wird mit folgendem Vorgange verglichen: auf einer dunkeln Tafel ist mit Kreide ein Gedicht geschrieben; ein Mann kommt und fährt mit seiner Hand darüber; die weißen Buchstaben werden verwischt, haben aber die früher röthliche Handfläche weiß gefärbt.

Zu 55. Von verschiedenen Orten aus betrachtet, kann der Mond gleichzeitig als eben aufgehend, hoch am Himmel stehend oder schon unter-

gegangen erscheinen; in welchem Stadium befindet sich dies trügerische Gestirn also eigentlich?

Wie aus den angeführten Proben zu merken, ist bei diesen späteren epischen Werken von einer wirklichen Erzählung, einem Fortschritt der Handlung, wie man ihn von einem Epos doch billig erwarten muß, kaum noch die Rede: die Blüthen der Lyrik und Rhetorik überwuchern Alles; die Fabel, das epische Gerüst ist auf einige schwachgegliederte Hauptfacta zusammengeschrumpft und alles Uebrige ist Ornament: der feinen Ciselirarbeit vergleichbar, welche die unschönen Portale und Säulen mancher indischer Tempel bedeckt. Welch ein Abstand zwischen diesen linguistischen Jongleurkünsten der späteren indischen Dichter aus der Zeit, welche in der Geschichte Europas als das Mittelalter bezeichnet wird, und dem leidenschaftlichen Stammeln des Veda!

Bemerkenswerth wegen der Geschichte seiner Entstehung ist aus dieser späteren Periode ein längeres erotisches Gedicht, das „Caurapancaçika" oder „Die 50 Strophen des Caura"; nach der Tradition soll ein junger Brahmane mit einer Königstochter ein Liebesverhältniß gehabt haben und, als es entdeckt wurde, zum Tode verurtheilt worden sein; da, im Angesicht des Todes, besang er auf dem Wege zum Schaffot seine Liebe in 50 Strophen voll glühender Leidenschaft; sie enthalten Reminiscenzen des genossenen Glückes und jede beginnt mit den Worten „auch jetzt noch gedenke ich". Albert Höfer hat diese 50 Strophen, die manches anmuthige Bild enthalten, poetisch übersetzt; nur die letzte der von ihm übersetzten Strophen kann nicht echt sein, denn sie gehört ihrem Inhalte nach nicht hierher, da sie nur, auf mythologische Beispiele sich stützend, zur Ausdauer und Beständigkeit ermuntert und auch in anderen Werken vorkommt, z. B. in der Fabelsammlung „Çukasaptati" oder den „70 Erzählungen eines Papageien". Diese Strophe scheint also ein geflügeltes Wort gewesen zu sein, das zufällig in den Text hineingerathen ist. In dem Caurapancaçika kommen unter anderen folgende Strophen vor:

1.

Auch jetzt noch denk' der Liebsten ich, so schön wie Campasprossen,
Im Schmuck der feinen Haare, wie ein Lotoskelch erschlossen,
Wie sie von Liebesqual erschlafft dem Schlafe sich entwunden, —
Ein Wissen gleichsam, das mir aus Sorglosigkeit entschwunden!

4.

Auch jetzt noch denk' ich ihrer, die von Liebeslust ermattet, —
Die bleiche Wange von der Haare dunkler Füll' umschattet, —
Im Herzen mein Gedächtniß trug, als thät' sie heimlich Sünde,
Und um den Hals mir zärtlich schlug der Arme holde Winde.

7.

Auch jetzt noch denk' ich, wie ſie vorgetanzt dem Liebesreigen,
Die ſchlanke, die der Hüfte Laſt, des Buſens Fülle neigen,
Aus deren holdem Antlitz ſich des Mondes Licht ergoſſen,
Von hin und her bewegter Fluth des Lockenmeers umfloſſen.

17.

Auch jetzt noch ſeh' der Haare Schmuck, von Bändern ſchlecht bewachet,
Entfluthen ich, die Lippe ſüß, die Nectar gleich mir lachet,
Ihr mattes Auge, das mir heimlich manchen Gruß zugrüßte,
Die Perlenſchnur, die tändelnd auch der Holden Hals umküßte.

20.

Auch jetzt noch denk' ich nur an ſie, vom Blüthenpfeil die Wunde,
Der unter allen Schönen auf dem weiten Erdenrunde
Kein Mädchen ſich an Lieblichkeit und Anmuth darf vergleichen, —
Ein Liebesbecher ſüß, um ihn zu leeren auf die Neigen.

21.

Auch jetzt noch keinen Augenblick vergeſſ' ich der Geliebten,
Die theurer als das Leben mir, — der nun durch Weh' Getrübten,
Die wie ein feucht Gewand ſo feſt an meinen Arm geſchloſſen,
Und nun — ſo ſchutzbedürftig, jung — von Mannesſchutz verlaſſen.

30.

Auch jetzt noch ſandt' ich gleich umher die Augen ohne Ende,
Ob irgend wo auf Erden ſich ein gleiches Weſen fände,
Hab' ich kein Antlitz noch geſchaut, das ihrem möchte gleichen,
Dem ſelbſt des Liebesgottes Weib, des Mondes Licht erbleichen.

44.

Auch jetzt noch läßt die Liebſte, wie die Königshanſi prangend
In friſcher Jugend Liebesreiz, am zarten Leibe bangend
In Liebesſchauerwogen, aus dem Sumpf der Trennungsſchmerzen
Allmählich doch ein Blatt entſteh'n am Lotus meines Herzen.

49.

Auch heute noch, kann ich mich gleich in Liebe nicht verſenken,
Leb' ich nur jeden Augenblick in ihrem Angedenken:
Drum, Henker! Nimm das Leben mir, iſt mir der Tod beſchieden,
So ſchneide raſch den Faden durch und nimm den Schmerz hienieden.

Wir können bei der Lectüre dieſes Gedichtes, beſonders wenn wir es in ſeinem Zuſammenhange leſen, der Sagacität des Verfaſſers die Anerkennung nicht verſagen, daß er innerhalb der engen Schranken, die er ſich ſelbſt in Form und Thema auferlegt, verſtanden hat, eine Fülle ſchwungkräftiger

Vergleiche zu finden und mit Geschick darzustellen; gleichwohl grenzt ans Wunderbare, was von dem Eindruck des Gedichtes auf die Zeitgenossen berichtet wird: als der verurtheilte Dichter, zum Richtplatz gehend, die 50 Strophen recitirte, soll der König davon so ergriffen gewesen sein, daß er ihm das Leben und die Hand seiner Tochter schenkte.

Diese gewaltige Wirkung der Liebespoesie auf das menschliche Gemüth — ein inneres Wunder gewissermaßen — erinnert an den Zusammenhang, in den allezeit Poesie, Wunder und Liebe gebracht worden sind, wenn auch bei diesem Triumvirat im wirklichen Verlaufe der Dinge das Wunder die Rolle des Lepidus spielt. Es kommt nicht darauf an, ob die Tradition wahr ist; genug, daß man einen solchen ästhetischen Effect für möglich hielt. Auch die alten Sagen über die Entstehung der poetischen Formen des Verses und Rhythmus bringen diese drei Begriffe in Verbindung; man gedenkt der Jambe, der lustigen Magd, welche die trauernde Göttin Demeter aufheiterte, und der indischen Erzählung von der Entstehung des gebräuchlichsten Versmaßes, des Çloka; — weniger bekannt ist der persische Bericht von dem Ursprung des Reimverses: „Behram, der Sassanide, hat eine geliebte Sclavin Dilaram, die aus liebender Uebereinstimmung jede Rede ihres Herrn mit gleichbemessenen und gleichschließenden Worten erwidert: hier ist es also die Liebe, welche den Versbau mit Reim hervorbringt."

Aus dem Abendlande läßt sich als Beispiel für eine ähnliche Wunderwirkung der Poesie Bertran de Born, der Troubadour, nennen, der durch seine Gesänge die Söhne des Königs von Frankreich gegen ihren Vater aufstachelte und dann wiederum „mit einem Hauche seines Geistes" seinen Todfeind, den König besänftigte. — Aber die Phantasie der Inder hat activ wie passiv mehr geleistet, als man sich in Europa träumen läßt: in Aryavarta ist man nicht bei solchen inneren Wundern der Schönheit stehen geblieben und erzählt von ästhetischen Wirkungen, die tiefer ins Fleisch gehen und auch in der materiellen Welt einen ganz palpabeln Zauber zuwege bringen. So wird von dem Dichter Bana, dem berühmten Verfasser des Harsha Caritam und der Kadambari mitgetheilt (s. Max Müller, „Was kann Indien uns lehren"), er sei von einem Rivalen zu einem poetischen Wettkampf herausgefordert worden, habe sich Hände und Füße abhauen lassen und dann ein so schönes Gedicht gemacht, daß die abgehauenen Gliedmaßen wie Pflanzen wieder hervorgewachsen seien; der Rivale hatte sich nur mit eisernen Ketten fesseln lassen, die bei der Recitation seiner Strophen wie verfaultes Stroh abgefallen waren.

Hierbei haben wir es natürlich nicht mit dem Gebrauch von Zaubersprüchen zu thun, die in Indien so gut wie in anderen Ländern fleißig gebetet wurden, aber nicht schön zu sein brauchten, sondern mit einem

Eingriff in den Lauf der Natur, der bewußtermaßen auf nichts als die Macht poetischer Schönheit zurückgeführt wird.

In dem alten Hindui-Werke „Bhakta-mala", welches die Lebensbeschreibungen berühmter Männer enthält, wird (nach Trumpp, die ältesten Hindui-Gedichte, 1879) von dem Dichter Namdev unter Anderem Folgendes erzählt: Namdev hatte es sich zur Aufgabe gemacht, dem Gotte Panduranath beständig in seinem Tempel Stanzen zu singen. Eines Tages hatte er sich verspätet; er nahm seine Schuhe ab, aus Furcht, sie möchten ihm im Gedränge gestohlen werden, und band sie an seinen Gürtel; als er sein „Tal" (eine messingene Scheibe, die als Begleitnng zum Gesang mit einem kleinen Holzstab geschlagen wird) aus dem Gürtel herauszog, fielen seine Schuhe herab. Die Tempelvorsteher schlugen ihn darauf fünf bis sieben Mal auf sein verschlungenes Haar, gaben ihm einen Stoß und warfen ihn zum Tempel hinaus. Er zog sich hinter den Tempel zurück, setzte sich und begann seine Stanzen zu singen. Als er fertig war, sagte er: „O Herr, diese Strafe mag geziemend sein, aber von heute ab ist das nicht der Ort, wo ich meine Stanzen hören lassen werde; ob du sie hören magst oder nicht, in den Tempel werde ich nicht mehr gehen." Darauf sang er ein Gedicht, das uns noch erhalten ist und mit den Worten beginnt.

„Gering, ach, ist meine Kaste, o König Gobind!
Warum hast du mich als Kattundrucker geboren werden lassen?"

Als er sein Gedicht beendet, drehte sich die Pforte des Tempels von Osten nach Westen und das Götzenbild Panduranath ergriff die Hand Namdevs und setzte ihn neben sich. Als die Tempelvorsteher dies sahen, wurden sie mit Scham bedeckt und fielen Namdev zu Füßen und baten ihn um Verzeihung.

Dasselbe Bhakta-mala erzählt auch von den Wirkungen des berühmten Gedichtes Gitagovinda von Jayadeva, welches die Vermählung Krishnas mit der Hirtin Radha behandelt und von Rückert mit unvergleichlichem Geschick ins Deutsche übertragen worden ist. In seiner Jugend führte Jayadeva, der ungefähr in den Jahren 1250—1300 dichtete, ein asketisches Wanderleben, verheirathete sich aber später. Als Ehemann verfaßte er den Gitagovinda, wobei ihm der Gott Krishna (Vishnu), als er in Verlegenheit war, die Reize der Radha geziemend zu beschreiben, selbst beigestanden haben soll. Es wird erzählt, daß der Raja von Nilacal auch einen Gitagovinda verfaßt hatte und Brahmanen kommen ließ, um das Buch bekannt zu machen; diese aber wollten das Buch nicht anerkennen, weil sie schon ein solches besaßen. Man beschloß daher beide Bücher in den Tempel des Jagannath (Herrn der Welt") zu bringen und dem Gotte die Entscheidung zu überlassen. Darauf soll Jagannath mit dem Buche Jayadeva seinen Hals wie mit einem Halbsbande geschmückt, das Buch des Raja dagegen zum Tempel hinausgeworfen haben. — Als

später Jayadeva am Hofe eines Königs lebte, wurde seine Frau Padmavati von der Königin wiederholt wegen ihrer Liebe zu ihm auf die Probe gestellt und verließ, da sie weitere Kränkungen befürchtete, freiwillig das Leben; worauf sie Jayadava durch die Recitation einer Strophe aus seinem Gedichte wieder zum Leben erweckte.

Um nach Aufzählung dieser Beispiele, die sich leicht vermehren lassen, zu begreifen, wie der Schönheitscultus unter der indischen Sonne solche Blüthen treiben konnte, sei es gestattet, einen vergleichenden Rückblick auf die Religion der Hindus zu werfen: überhaupt ist es ja schwer von der indischen Literatur zu sprechen, ohne der Religion zu gedenken.

Wenn wir das Christenthum, dessen Quelle die Offenbarung ist, von der ganzen folgenden Betrachtung ausschließen, so muß hinsichtlich aller übrigen Glaubensbekenntnisse — wie Erfahrung und Selbstbestimmung uns lehren — als wichtigste und erste Quelle für die Entstehung jeder Religion das sittliche Gefühl und die Zuversicht angesehen werden, daß mit dem erfahrungsmäßigen Inhalt des irdischen Lebens noch nicht Alles abgeschlossen und zu Ende ist, sondern daß das Erdenleben als ein Bruchstück erst in einer höheren übersinnlichen Welt, die das ursprüngliche und wahre Sein repräsentirt, seine Ergänzung, und die Widersprüche und Mängel des Diesseits im Jenseits ihre Lösung und ihren Ausgleich finden.

Eben so würdig als Triebfedern zur Religion, aber wohl nicht immer eben so früh bei ihrer Entstehung wirksam gewesen sind die ästhetischen Gefühle — ein Widerhall der Natur und des Schicksals in der Menschenbrust — die Bedürfnisse in dem Schönen dieser Erde und den erhabensten Lebensgefühlen der Verehrung und Liebe nicht zufällige Producte eines blinden Naturlaufes, sondern bedeutungsvolle Hinweise auf ein vernünftiges Weltprincip zu erblicken, welches sie dauernd in sich einschließt und das gläubige Hoffen einmal in Schauen übergehen läßt.

Als dritte Entstehungsursache der Religionen und in ihrer Wirksamkeit am wenigsten bestritten, kommen dann noch hinzu die Gefühle der Furcht und Abhängigkeit von unbekannten, in der materiellen Welt nicht zu entdeckenden Mächten. — Wo immer Religionen sich entwickeln und Anhänger gewinnen, sind alle drei genannten Arten von Gemüthsregungen thätig gewesen; und erst wenn eine Religion schon da ist, von einer Menge bekannt wird — zu der überall auch ein gewisser Procentsatz des religiösen Bedürfnisses nicht theilhaftiger Personen gehört — und sich der kräftigen Unterstützung des weltlichen Armes erfreut, dann kann sie auch ohne eigentlich ethische und ästhetische Impulse durch die vis inertiae eine Weile fortbestehen, einzig und allein von den zuletzt genannten rohesten Antrieben, den Gefühlen der Furcht und Abhängigkeit genährt; aber ohne das Gefühl der Pflicht und

Verschuldung, ohne die Sehnsucht nach einer Heimath des Ideals, würde diese Furcht nichts weiter hervorbringen, als ein zusammenhangloses Conglomerat von Sagen, guten und schlechten Vorbedeutungen, Ueberzeugungen von Formalitäten, deren Einhaltung Heil oder Unheil bringt, d. h. Aberglauben. Was, nebenbei bemerkt, auch darin seine Bestätigung findet, daß das schöne Geschlecht, welches jedoch bekanntlich auch zugleich das furchtsame ist, — sich von jeher die Beobachtung von allerlei ceremoniellen Aeußerlichkeiten der Religionen: sonderbaren Gebräuchen, verhängnißvollen Tagen, glückverheißenden Zeichen ꝛc., mit besonderem Eifer hat angelegen sein lassen; ohne daß es deshalb, im Ganzen genommen, die edleren religiösen Impulse in höherem Grade als das männliche Geschlecht besitzt. Schon Strabo berichtet (Lib. VI, 297), daß die Frauen zu jeder Art Aberglauben anfeuern und das Vorbild geben, während Männer, die fern von Frauen leben, keine Neigung dazu haben; und hieraus schließt Strabo, wie unglaublich die Nachricht sei, daß das fabelhafte Volk der Geten, obgleich unbeweibt, doch in Befolgung des religiösen Ceremoniells für fanatisch gelte — Die Götter also, meinen wir, welche nach der Lehre des Lucretius Carus zuerst von der Furcht geschaffen worden, waren nicht Schöpfer Himmels und der Erden, sondern nur Wesen, den Elfen, Kobolden und Alraunen unserer germanischen Vorfahren ähnlich, die sich an Macht und Würde kaum über die Menschen erhoben. Etwas höher stehen die Götter, welche Homer besingt, da sie nicht nur Geschöpfe der Furcht sind, vielmehr in mancher Hinsicht auch ästhetische Ideale darstellen; dennoch sind auch sie so schwach, daß die Menschen ihnen Schaden zufügen können: Als Venus von Diomedes verwundet worden war, tröstete Dione sie mit den Worten:

Dulde, du liebes Kind, und fasse dich, herzlich betrübt zwar!
Viele ja duldeten schon, wir Götter umher des Olympos,
Gram von sterblichen Menschen, indem wir einander gekränket.

(Ilias, V, 382.)

Wenn wir jetzt die Religionen, die bei den Indern, Eraniern und anderen Völkern des Alterthums zu verschiedenen Zeiten entstanden, sowie die Secten, die noch heute hin und wieder auftauchen, und deren jede eine neue Anstrengung, eines, wenn auch oft übelberathenen Idealismus bedeutet, das Trägheitsgewicht fossil gewordener Formen zu überwinden, — wenn wir sie alle prüfen wollen auf ihren wahren Werth für die Cultur des Menschengeschlechts, auf die Macht oder Unmacht, mit welcher in ihnen, nach dem Worte des alten griechischen Weisen, „der Geist strebt, sich aus der Materie herauszuschwingen"; — so wird es uns wenig befriedigen, zu erfahren, ob z. B. bei den Indern zuerst der leuchtende Himmel, oder das Wasser, oder das Feuer als Gottheit verehrt worden ist; auch die Eintheilung

der Religionen in Naturdienst, Sterndienst, Thierdienst, Dämonencultus; oder in Volksreligionen und Weltreligionen; in Monotheismus, Polytheismus, Pantheismus, Henotheismus würde nicht hinreichen, um Werthabstufungen zwischen den Bekenntnissen festzustellen; — hierzu würde vielmehr, wie uns scheint, erst eine Betrachtung führen, welche die drei erwähnten Quellen aller Religion im Auge behält, hiernach das irreligiöse Beiwerk von dem wirklichen Glauben sondert und aufsucht, aus welcher von diesen drei Quellen die unsichtbaren Fäden herstammen, die in der einen oder anderen Religion der Mensch zwischen der erfahrungsmäßigen Wirklichkeit und der übersinnlichen Welt, dem Jenseits, zu knüpfen versucht.

Unternimmt man eine Untersuchung von diesem Standpunkte aus und bedenkt noch, daß die factische Gestaltung des religiösen Lebens, als von den jeweiligen Charakteranlagen der Bekenner abhängig, nicht zu verwechseln ist mit den ursprünglichen Glaubenslehren einer Religion, so wird sich beispielsweise ergeben, wie wenig wahrhaft religiöse Bestandtheile der Islam, dessen „Reinheit" im Vergleich zu den sog. heidnischen Religionen oft hervorgehoben worden ist, eigentlich besitzt.

Was die Inder betrifft, so ist die Entstehung und früheste Form ihrer Religion uns zwar unbekannt, doch schon in der vedischen Zeit, wie auch nachher, muß das Opfer als Ausdruck des religiösen Gefühls, ja als Gottesdienst par excellence eine hervorragende Stelle eingenommen haben. Das Opfer — seinem Wesen nach ein Versuch des Menschen durch Hingabe materieller Güter, die in dieser Wirklichkeit unauffindbare und nur geahnte übersinnliche Welt und ihre immateriellen Güter sich näher zu bringen — hat bei dem überschwänglichen Streben der Inder, die Verehrung und Hochschätzung für dasselbe in jeder nur irgend möglichen Weise zu bezeugen, erstens zu der phantastischen Vorstellung geführt, daß auch die Götter selbst opfern, durch das Opfer in den Himmel steigen, ja daß Prajapati, der Herr der Geschöpfe, selbst zum Opfer werdend, im Anfang der Zeiten die Geschöpfe geschaffen habe; zweitens zu der verkehrten Annahme, man könne durch Opfern wiederum irdische Güter erlangen, zu deren Gewinnung ja doch schon im Erdenleben auch ohne alle Religion sich die Wege finden lassen. So ist es denkbar, daß man ein Pferd opfert, um Pferde zu bekommen; man opfert Vieh, damit Rudra das Vieh nicht schädige, und im Anschluß an diese Idee wird endlich das Opfer schamanistisch als Zaubermittel verwandt, um innerhalb der irdischen Wirklichkeit an einem bestimmten Punkte zeitweilig den Lauf der Natur, wie er sonst bekannt ist, zu verkehren, d. h. Hexerei zu treiben. Spricht sich nun hierin nicht ein Vorwalten der zuletzt genannten Quelle religiöser Entwickelung aus, des Gefühls der Furcht und Abhängigkeit von unbekannten Mächten! Und können wir nicht wenigstens

vermuthungsweise die Voraussetzung wagen, daß dieser schon entarteten Stufe des religiösen Lebens eine Zeit vorangegangen sein muß, wo die anderen Impulse, die ästhetischen und besonders die ethischen, in höherem Grade hervortraten und die Religion gewissermaßen schufen, indem sie den wichtigsten Glaubensüberzeugungen, so zu sagen den Dogmen, den tiefsinnigen Gehalt gaben, der aus Furcht allein nicht entspringen konnte, den wir aber schon im Rig-Veda stellenweise an ihnen finden?

Als dann im Verlaufe der ungestörten Entwickelung, deren die indische Cultur sich im Gangesthale erfreute, der Schwerpunkt des Glaubenslebens eine Verrückung von Außen nach Innen, in die Welt des Gemüthes erfuhr, vermochte die Hingabe materiellen Besitzes, das Opfer, wenn es auch noch so groß, complicirt und von den heiligsten Gebräuchen begleitet war, der religiösen Sehnsucht nicht mehr zu genügen; man wollte, um über die irdischen Schranken hinaus mit dem hehren Jenseits eine Verbindung zu knüpfen, mehr geben; die eigene Persönlichkeit mit den liebsten Gewohnheiten, die sie an die Sinnenwelt fesseln, wollte man zum Opfer bringen: das war die Buße. — Enthält nun auch der Begriff der Buße nicht durchaus, wie es nach dem deutschen Sprachgebrauch scheinen könnte, die Idee einer Verschuldung, so setzt er doch immer ein Bedürfniß, einen Mangel voraus, für den der Büßer in einer übersinnlichen, vollkommeneren Welt das Heilmittel sucht.

Wenn jetzt in der Buße und der mit ihr verbundenen Meditation die Erlösung von dem Uebel der Sinnlichkeit gesehen wurde und die Buße selbst als absolut löblich und heilig galt, so konnte natürlich als ihr Lohn im Jenseits nicht etwas ihr Entgegengesetztes vorgestellt werden, etwa eine Wiederkehr der Sinnenlust; und so haben wir ein Recht, in dieser Periode der religiösen Entwickelung ein Präponderiren der edleren Triebfedern zur Religion, der sittlichen, anzunehmen. — Wie dem Opfer, so ist auch der Meditation und der Buße nicht nur bei den Indern, sondern noch bei einigen anderen Völkern bisweilen ein übernatürlicher Einfluß auf die materielle Welt zugeschrieben worden. So bei den Mohamedanern in gewissen Entartungen der als „Sufismus" bekannten theosophischen Lehren. Aus der alten Zeit wollen wir nur eines Mythus erwähnen, der bei den in religiösen Dingen verhältnißmäßig nüchternen Eraniern vorkommt, jedoch nicht in das orthodoxe System des Zoroaster aufgenommen ist: Es soll im Urbeginn der Welt der große Geist Zrvan Akarana, um einen Sohn zu erlangen, 9999 Jahre meditirt und gemurmelt haben: „Vielleicht ist diese Welt nichts!"; dadurch habe er die beiden Hauptgötter oder Weltprincipien, Abura Mazda, den guten Geist, und Ahriman, den bösen, die sich dann später der Erde bemächtigten und sie beherrschten, in seinem Leibe concipirt und geboren (siehe: Spiegel, „Eranische Alterthumskunde II.").

Gleichwohl kommen solche Erzählungen in anderen Ländern nur ganz vereinzelt vor, in Indien aber steigerte sich die Achtung vor der Buße, ganz ähnlich wie früher die vor dem Opfer, nicht sowohl zu einer Uebertreibung — denn die Buße hat ja ihrem Wesen nach ein unendlich erhabenes Ziel — sondern zu einem zwiefachen Mißbrauch, zu einer Verkennung der Zwecke aller Religion und im Besonderen der Idee, die überhaupt zur Buße geführt hatte. Denn einerseits wurde die Buße zu Kosmogonien mißbraucht: Brahma, der oberste Gott, soll durch lange, schwere Buße den Manu hervorgebracht haben, der seinerseits wieder durch Buße die zehn großen Weisen erschuf, und diese zehn Weisen unterziehen sich harten Büßungen und erschaffen so alles Uebrige, die Götter, die Himmel und anderen Geschöpfe; andererseits wurde die Buße zum Zaubermittel in profanen Angelegenheiten, der Büßer also zum Hexenmeister, der jeden, der ihn in seiner Meditation stört oder sonst ärgert, zu Asche verbrennt (Basmikri). Beide Arten von Nebenwirkungen der Buße — hervorgegangen aus der blinden Sucht, der übermäßigen Verehrung dieses Sacraments den stärksten einer indischen Phantasie irgend möglichen Ausdruck zu geben — findet man vereinigt in der berühmten Erzählung von Viçvamitras Kampf um die Bramahnenwürde. (Siehe Böthlingks Sanskrit-Chrestomathie; erste Aufl. S. 81—112.) Denn hier handelte es sich für die brahmanischen Verfasser nebenbei auch darum, den Uebergang von einer niederen Kaste zum Brahmanenthum möglichst schwierig darzustellen. Zuerst wollte, nach der Darstellung im Ramayana, der König Viçvamitra die wunderbare Kuh des heiligen Vasishta durch Gewalt erobern; aber alle Versuche scheiterten an der Macht der Buße des Vasishta, der durch die Gluth seiner Andacht Alles um sich verbrannte. Um nun auch auf diesem Gebiete etwas zu leisten, strebt jetzt Vicvamitra dahin, zunächst von den Göttern die Brahmanenwürde durch furchtbare Bußübungen zu erlangen. Er unterzieht sich viele tausend Jahre unerhörter Buße, auf einem Beine stehend, ohne Speise zu sich zu nehmen u. s. w. Gelegentlich giebt er auch Proben der erlangten Kraft, hebt den Tricanku durch seine Buße lebendigen Leibes in den Himmel, und als die Götter ihm nicht willfahren wollen, schafft er durch die Macht seiner Buße im Süden einen neuen Himmel mit anderen Göttern. Hin und wieder schicken auch die Götter, um ihn zu verführen und seine Buße zu unterbrechen, eine Apsaras, eine himmlische Nymphe, zu ihm; und wenn ihr die Verführung gelingt, so verliert Viçvamitra wieder die aufgespeicherte Bußkraft von einigen Tausend Jahren; bis er endlich seine Buße doch so furchtbar steigert, daß die Welten erzittern und die Götter dem Untergange nahe kommen; da verleiht ihm zuletzt Brahma die ersehnte Brahmanenwürde, und der Streit wegen der Kuh wird mit Vasishta gütlich beigelegt. Dieser Sage widmet Heine die Verse:

Der König Viçvamitra hat keine Rast noch Ruh:
Er will durch Buße erlangen des Weisen Vasishta Kuh.
O König Viçvamitra! Was für ein Ochs bist du,
So viel zu büßen und leiden, und Alles um eine Kuh!

Dasselbe nun, was zuerst dem Opfer und dann der Buße mißbräuchlich zugeschrieben wurde, ist, wie wir an Beispielen gesehen haben, später auch von der Poesie behauptet worden, nämlich zauberhafte Wirkung auf die materielle Welt; z. B. das Hervorsprießen abgehauener Gliedmaßen. Und wie dort, so werden wir es auch hier nur daraus erklären können, daß eine grenzenlose Verehrung des Schönen danach ringt, sich einen entsprechenden Ausdruck zu verschaffen, und gelegentlich nichts Höheres findet, als das, was dem hausbackenen Verstande des Alltagsmenschen das Unglaublichste scheint: den sinnenfälligen Zauber. So hat in dieser wiederholten Herabziehung idealer Begriffe in die niedere Sphäre dessen, was nur die gaffende Bewunderung der Menge hervorrufen kann, der schamanistische Trieb der Inder in neuer Metamorphose sein drittes Avatara gefeiert.

Es wird wohl keiner langen Rechtfertigung bedürfen, daß wir in dieser Weise den Cultus des Schönen dem Opfer und der Buße zur Seite gestellt haben. Religion und Kunst haben einander von jeher nahe gestanden. Das Höchste, was die griechische Plastik, verklärt von dem Schimmer erhabenster Schönheit, geschaffen hat, sind — Götzenbilder, und als solche hat sie der larmoyante Aberglaube späterer Zeiten auch behandelt. Um die schönsten Köpfe, welche die Malerei der italienischen Renaissance hervorgebracht, zieht sich bedeutsam der Heiligenschein. Dantes unsterbliches Gedicht ist von den Kanzeln erklärt worden und hat ebenso zum Text von Predigten gedient, wie das Alte und Neue Testament. Von einer ganzen Gattung der Poesie, dem Drama, wissen wir, daß es im Abendlande geradezu aus dem Gottesdienste hervorgegangen ist. Und man kann nicht nur die gesammte griechische Mythologie als ein einziges schönes Gedicht bezeichnen, sondern noch weiter gehen und sagen, daß bei den Griechen die Religion nur einen Theil der Kunst bildete, ebenso wie zu Zeiten wiederum die Kunst fast völlig in den Dienst der Religion trat und zu einem Theil von ihr wurde. Dieser letztere Fall läßt sich besonders von Indien behaupten, wo der größte Theil der Architektur, Skulptur und Dichtung von der Religion direct abhängig ist. — Und ist das Bedürfniß, welches die Kunst befriedigt, nicht wirklich religiöser Art? Läßt uns der Künstler den wahren und höchsten Zusammenhang des Weltplanes, der dem irdischen Sinne verborgen bleibt, nicht wenigstens leise ahnen? Und wenn des Dichters Auge „in schönem Wahnsinn rollt", lauscht er nicht dann den Offenbarungen aus einer vollkommeneren, unvergänglichen Welt? Gehen wir fehl, wenn wir überhaupt die Poesie für

ein Erzeugniß desjenigen, früher aufgezählten, religiösen Triebes ansehen, der besonders die ästhetischen Bedürfnisse des Gemüthes zu befriedigen sucht?

In welchem Sinne die Beantwortung dieser Fragen ausfallen wird, scheint uns nicht mehr zweifelhaft, wenn man in Betracht zieht, daß jede wahre Andacht ästhetische Gefühle — wenn auch nur als mitklingende harmonische Töne — mit in sich einschließt und daß jede wahre Poesie, auch wenn sie den Anschauungen einer bestimmten Religion ausdrücklich widerspricht, doch im Grunde genommen nur als Verfechterin einer anderen, uneingestandenen, latenten Religion auftritt.

Freilich muß sich bei einem Vergleich dieser Form der Gottesverehrung — die in einem verschiedenartigen Cultus des Schönen besteht — mit den beiden anderen in Indien besonders hervortretenden Formen, dem Opfer und der Buße, die Bemerkung aufdrängen, daß nicht nur zur productiven, sondern auch zur receptiven Beschäftigung mit der Poesie überall verhältnißmäßig Wenige befähigt sind, während Opfer und Buße, als zu deren Vollziehung der gute Wille hinreicht, der Gottheit darzubringen, zur Noth Jedem offen steht. Daher wird der Gottesdienst aus ästhetischem Bedürfniß allenthalben nur kleine Gemeinden vereinigen und nicht die Aufgabe erfüllen, allen Gläubigen die Tröstung der Religion zu Theil werden zu lassen. Gleichwohl darf hierbei nicht vergessen werden, daß, wie bereits angedeutet, in jeder Cultusgemeinschaft Individuen existiren, die des wirklich religiösen Sinnes ermangeln und nur aus politischen Gründen, ohne Widerstreben ihrerseits, unter die Bekenner einer der im Lande vertretenen Religionen eingereiht werden, so daß in Wirklichkeit auch das Opfer und die Buße nicht für Alle da waren, weil nicht in Jedem ein Bedürfniß vorhanden war, das sie befriedigen konnten. Mancher von denen aber, die aller ethischen und ästhetischen Sehnsucht nach einer Erlösung von dem Uebel dieser Welt und nach der Vereinigung mit dem Unvergänglichen völlig baar und ledig sind, wird doch noch für die dritte Art der zur Religion treibenden Gefühle, die aber allein keine wirkliche Religion erzeugen, für die Gefühle der Furcht vor unbekannten Mächten, zugänglich sein; daher der Satz, daß der Unglaube zum Aberglauben führt.

Schließlich scheint mit der Verehrung der poetischen Formen in Indien in früheren Zeiten auch jener andere Mißbrauch getrieben worden zu sein, den wir beim Opfer und bei der Buße als kosmogonisch bezeichneten. Belege dafür bietet einer der Veden, die Maitrayani-Samhita (herausgegeben von Leopold von Schroeder, 1881—1886); hier findet man geradezu eine Vergötterung der Versmaße, in denen die heiligen Sprüche gedichtet sind; da heißt es, die Metra seien Brihaspati, das eine oder andere Metrum sei der Himmel, die Erde, der Luftraum, die Stärke ꝛc.

Daß nun aber in allen drei Fällen, beim Opfer, der Buße und der Poesie, das Wunder durchaus überflüssig ist und nur mißbräuchlich hinzugedichtet werden konnte, ergiebt sich aus seinem Begriff. Denn in allen drei Fällen versucht der Mensch mit den Mitteln und Kräften, die ihm als Erdenwesen zu Gebote stehen, ideale, rein geistige Erfolge zu erringen, die ihn über die Erdenwelt hinausheben, nicht aber auf eben dieser selben Sinnenwelt, von der er sich zu lösen strebt, Veränderungen hervorbringen sollen; der Dichter, der bei der Theilung der Erde leer ausgegangen ist, hat bei Gott geweilt und hofft, ebenso wie der Opferer und der Büßer, daß Gottes Himmel ihm offen stehen werde. Das Wunder jedoch — eine Concession des Idealismus an den Aberglauben, der den meisten Religionen als eine gleichwohl irreligiöse Zuthat mehr oder weniger beigemischt ist — erlöst uns gar nicht von dem Diesseits, da es innerhalb der Schranken der Sinnenwelt anfängt, verläuft und endigt und sogar den supranaturalistischen Elementen, die bisweilen damit verflochten werden, ein materielles, irdisches Gepräge giebt: denn wie soll der Geist uns erscheinen, wenn er nicht mit Ohren gehört oder mit Augen gesehen wird und damit aufhört geistig zu sein.

Es hat daher den Anschein, als ob es den indischen Religionen, sowohl dem Brahmaismus als dem Buddhismus, mit dem Aufnehmen der Wunder ungefähr so gegangen sei, wie Shakespeare mit den Pöbelscenen und Gassenwitzen, die seine tiefsinnigen Tragödien unterbrechen: hinter den hochgebildeten jungen Lords, Künstlern und Schriftstellern, für die er eigentlich dichtete und spielte, füllte sein Theater noch eine zahlreiche Menge aus niederen Schichten, welche ohne diese heiteren Intermezzos und Handgreiflichkeiten weggeblieben wäre.

Sehen wir uns bei anderen Völkern als den Indern um, ob sich für die hier durchgeführte Parallele zwischen zwei Arten mißverständlicher Auffassung des ausdrücklichen Gottesdienstes und Zauberkräften der Poesie Analogien finden lassen, so wüßten wir nur die Sagen von Orpheus und Amphion anzuführen; aber abgesehen davon, daß Orpheus und Amphion wohl mehr durch Musik als durch Poesie auf die Thiere und Steine gewirkt haben, lebten sie auch in einer grauen Vorzeit, aus der überhaupt fast ausschließlich Wunder und Fabeln berichtet werden; Jayadeva aber, der berühmte Verfasser des Gitagovinda, war ein Zeitgenosse Dantes und Petrarcas.

Gregor von Glasenapp.

Revaler Erbebücher.

Eugen von Nottbeck, Das drittälteste Erbebuch der Stadt Reval, 1383—1458. Reval, Verlag von Franz Kluge.

Die von der estländischen literärischen Gesellschaft in Angriff genommene Herausgabe der Revaler Stadtbücher nimmt einen erfreulichen Fortgang. Der vorliegende dritte Band der Revaler Erbebücher enthält eine Fülle von Material, das wieder keineswegs eine blos local-historische Bedeutung hat, sondern nach verschiedenen Richtungen Lichtstrahlen in dunkele Partien unserer mittelalterlichen Geschichte wirft. Es sind fast ausschließlich Auflassungen, d. h. Eigenthumsübertragungen, die in 1341 Nummern gegeben werden. Während die beiden vorhergehenden Bände von 1312—1383 durchschnittlich 27 Auflassungen für das Jahr ergeben, sind hier im Mittel nur etwa 18 jährlich eingetragen worden. Das rigische Erbebuch giebt für denselben Zeitraum, auch abgesehen von seinen Lücken, eine noch geringere Anzahl (969 Nummern, wobei aber für 12 Jahre die Eintragungen ganz fehlen). Schlüsse aus diesen Zahlen auf Abnahme oder Steigerung des Verkehrslebens oder Vergleiche in dieser Beziehung zwischen beiden Städten werden wohl nicht zulässig sein, weil damals offenbar in Reval wie in Riga für Eigenthumsübertragungen wohl der gerichtliche Act der Auflassung, nicht aber die Eintragung desselben in das städtische Erbebuch obligatorisch gewesen ist. In nicht wenigen Fällen müssen die Käufer von Immobilien auch nach der Einführung förmlicher Erbebücher von einer Benutzung derselben abgesehen und den Beweis der geschehenen Auflassung, wenn derselbe nöthig war, nach älterer Art „durch Berufung auf das Gerichtszeugniß oder Stadtbriefe" geführt haben.

In erster Linie sind die Erbebücher die Hauptquelle für die städtische Topographie. Als solche hat sie der Herausgeber in der interessanten

Einleitung bereits selbst zu einer werthvollen Ergänzung seines 1884 erschienenen „alten Immobilienbesitzes Revals" benutzt. Es ergiebt sich nunmehr ein so klares topographisches Bild des mittelalterlichen Reval, wie es nur sehr wenige andere deutsche Städte von sich besitzen dürften. Genealogischen Forschungen gewährt eine große Erleichterung, daß bei dieser Edition die persönlichen Beinamen von den Familiennamen nach Möglichkeit unterschieden sind, ein Verfahren, das gerade für eine Zeit, in der die Umwandlung der Beinamen in Familiennamen sich vielfach vollzog, seine großen Schwierigkeiten haben mußte. Frühere Forschungen ermöglichten es dem Herausgeber, auch die Lebensstellung vieler im Erbebuche genannten Personen näher zu bestimmen, so namentlich alle zur Kaufmannsgilde gehörigen Personen im Register als solche zu bezeichnen. Von weiterem Werthe für die livländische Geschichte ist es, daß die Abstammung des rigaschen Erzbischofs Michael Hildebrand von einer offenbar reich begüterten revalschen Böttcherfamilie constatirt werden konnte. — Einen reichen Stoff bieten die Erbebücher der Gewerbegeschichte; wie groß die Mannigfaltigkeit des gewerblichen Lebens gewesen, beweist die von anderer Seite bereits constatirte Thatsache, daß sich aus den revaler Erbebüchern über 80 verschiedene Gewerbe aufzählen lassen. Auch für national-ökonomische Zustände, besonders für die Geldwirthschaft jener Zeit, sind die Erbebücher wichtig. Nur die Städte konnten damals genügende Sicherheit für hypothekarische Anlage von Capitalien bieten. In ihnen fundirte Renten bildeten namentlich die Unterhaltsmittel der unzähligen geistlichen Stiftungen. In den Erbebüchern stehen die auf den Häusern ruhenden Schulden, deren Verzinsung und die Art der Capitalskündigung verzeichnet. — Im Jahre 1437 wird im Erbebuche ein Haus der alten Schule bei der St. Olaikirche erwähnt, was auffallen kann, da die Stadt erst 1424 im Streit mit der bis dahin allein privilegirten Domschule von Papst Martin V. die Erlaubniß zur Gründung städtischer Schulen erhielt. v. Nottbeck meint, die große Frequenz von Schülern habe eine baldige Erweiterung und Ueberführung der Schule zur Folge gehabt, so daß man deshalb schon 1437 von einem alten Schulhause hätte sprechen können. Sollte es nicht wahrscheinlicher sein, daß diese alte Schule eine schon im 14. Jahrhundert vorhandene „Bischole" (Winkelschule) gewesen ist? Schon 1365 stritt das Domcapitel mit den Dominicanern zu St. Katharinen wegen einer Schule, welche die Mönche in der Stadt durch weltliche Personen halten ließen; 1413 bietet ein aus Reval vertriebener Magister einer Schreibschule dem revaler Rath an, die zur Sicherstellung einer derartigen Schule nöthigen Briefe aus Rom zu besorgen, wenn der Rath ihm die Kosten wiedererstatten wolle. Solche „Schreib- oder Leseschulen" waren im Gegensatze zu den privilegirten „lateinischen" Schulen der Weltgeistlichkeit im 14. Jahrhundert auch schon in anderen

deutschen Städten eingerichtet worden, entweder von den städtischen Obrigkeiten selbst oder von den Bettelmönchen, die bei den vielen Streitigkeiten der Städte mit der Weltgeistlichkeit immer auf städtischer Seite standen. Die päpstliche Erlaubniß war für diese Schulen gewöhnlich erst das Resultat eines lange ihretwegen geführten Processes.

Von besonderem Interesse sind die Erbebücher für rechtsgeschichtliche Verhältnisse. Man kann auch aus ihnen erkennen, daß das Recht der livländischen Eingeborenen in den Städten in langsamer, aber stetig fortschreitender Entwickelung vermindert worden ist. Die urkundlichen Zeugnisse des 13. Jahrhunderts lassen offenbar den Eingeborenen die Fähigkeit, das volle Bürgerrecht in den Städten zu erwerben, so daß dieselben namentlich im Erwerbe von städtischen Immobilien und im Betriebe der bürgerlichen Nahrung, d. h. des Handels und der Gewerbe, durchaus nicht beschränkt erscheinen. Das älteste revaler Erbebuch zählt noch eine ganze Reihe von estnischen Hausbesitzern auf, ohne irgend eine Beschränkung derselben zu erwähnen. Das dritte Erbebuch dagegen nennt zwar auch noch estnische Hausbesitzer, läßt sie aber ihren Besitz «secundum jus Estonicum» inne haben oder «prout cum aliis Estonibus consuetum est jure», oder „alse dat den undutschen bewonlich is tu doende". Das jus Estonicum waren eben die allmählich aufgekommenen Beschränkungen im Bürgerrecht. Von solchen ist im Erbebuch speciell erwähnt das Verbot, Bier zu brauen, was sonst ein Recht aller Hausbesitzer war. Genau um dieselbe Zeit, 1399, wurde auch in Riga allen Undeutschen dies Recht genommen. Diese allmähliche Verminderung des Rechtes der Eingeborenen läßt sich auch in anderen städtischen Aufzeichnungen verfolgen. 1354 beschließt die Gesellschaft der Kaufleute in Riga, keinen Undeutschen mehr aufzunehmen „dor gemakes willen", d. h. der Ruhe oder Bequemlichkeit wegen. Dann folgt ihre allmähliche Ausschließung von den Handwerksämtern, wie die Schragen der letzteren seit 1390 bezeugen. Den Abschluß gleichsam bildet in Reval 1508 der Beschluß der Canutigilde, also der vereinigten Handwerker Revals, daß in Zukunft kein Mitglied oder Gast der Gilde ein Undeutscher sein dürfe, weil dadurch viel Uebles entstehe. Schon früher, im 15. Jahrhundert, hatte man in Reval begonnen, den Esten die Möglichkeit zu erschweren, städtischen Grundbesitz zu erwerben, indem man zu diesem Zweck zunächst alle fremden Käufer von Immobilien geloben ließ, ihren Besitz an keinen Undeutschen zu veräußern (v. Nottbeck, Immobilienbesitz, S. 77 und Einleitung zum drittältesten Erbebuch). Diese Entwickelung entspricht dem historischen Processe, den das Recht der bäuerlichen Bevölkerung Livlands durchgemacht hat, nur macht sich in den Städten die verminderte Rechtsfähigkeit der Eingeborenen immer erst später und dann viel milder geltend; sie erreicht hier vor Allem nie den

Zustand völligen Verlustes der persönlichen Freiheit. Im Großen und Ganzen entspricht das ja nur dem, was überall in Westeuropa früher oder später in härterer oder milderer Form sich vollzogen hat. Daß dadurch in Livland die Germanisirung der Eingeborenen sehr erschwert, ja fast unmöglich gemacht wurde, war eine verhängnißvolle Folge für das Land; die damaligen Generationen konnten, wie auch noch spätere, nicht begreifen, daß es zur Sicherstellung der baltischen Cultur nothwendig war, die „Undeutschen" verschwinden zu lassen.

Culturhistorisch interessant ist der Hinweis des Herausgebers auf die beschränkte rechtliche Stellung, welche nach dem Erbebuche die Aussätzigen hatten. Näheres darüber zu erfahren, wäre wünschenswerth; die Behandlung dieser im Mittelalter so viel zahlreicheren Unglücklichen war eine sehr verschiedene, nur zu oft eine barbarisch harte. In den livländischen Städten ist man aber offenbar, wie die Stiftungen für die Leproserien bezeugen, mit denselben ungleich humaner verfahren, als z. B. in Frankreich, wo sie geradezu als bürgerlich Todte galten und nichts erben und erwerben durften.

Was die Sprache des Erbebuches anlangt, so verdrängt in diesem Bande das Mittelniederdeutsche, indem es anfangs nur zwischen dem Lateinischen auftritt, das letztere schon von 1400 an ganz; also früher als im rigischen Erbebuche, wo es erst seit 1417 an die Stelle des Lateins tritt. Auf manche linguistisch interessante Ausdrücke machen Textnoten und Wortregister aufmerksam.

Wenn Zeit und Raum auch dem Herausgeber Beschränkungen auferlegten, so ist doch das in den Registern Gebotene sehr dankenswerth. Referent möchte nicht einer Kritik zustimmen, die an die Herausgabe derartiger Geschichtsquellen die stricte Forderung stellt, bei der Anfertigung der Register z. B. alle Formen der so unendlich verschieden geschriebenen mittelalterlichen Namen besonders aufzunehmen oder jedesmal ein Sachregister von erschöpfender Genauigkeit zu liefern. Eine solche Rücksichtnahme auf die größere Bequemlichkeit der Benutzung dürfte die Zahl unserer Editionen nur vermindern; im revaler Stadtarchive harren aber noch sehr viele für die baltische Geschichte wichtige Manuscripte vergeblich auf ihre Veröffentlichung, und gerade in unserer Zeit erscheint jede Beschleunigung derselben sehr geboten. Die Hauptsache ist gewiß bei allen derartigen Editionen, daß der Textabdruck ein correcter ist. Daß das bei der vorliegenden der Fall ist, dafür bürgt schon eine ganze Reihe wissenschaftlich exacter früherer Arbeiten des um die baltische Historiographie so verdienten Herausgebers. Und soweit von competenter Seite Vergleichungen vorgenommen worden sind, haben sie, wie nicht anders zu erwarten war, nur eine sorgfältige Wiedergabe des Manuscriptes constatirt. Wenn nun eine Kritik in irgend einem Tagesblatte ohne Einsichtnahme

in das Original und noch dazu ohne Anführung der betreffenden Stellen nur so im Allgemeinen bemerkt, daß in Hinsicht auf die Correctheit des Textes Zweifel entstehen dürften, so muß das doch als durchaus unzulässig bezeichnet werden.

Die Fortsetzung der Erbebücher im revaler Stadtarchiv bildet zunächst ein mächtiger Pergamentfoliant, das alte Hauptbuch der Stadt Reval betitelt. Die in ihm enthaltenen Eintragungen datiren von 1456 bis 1628. Es folgen dann noch 4 weitere Bände, die bis in den Anfang unseres Jahrhunderts reichen. Die Bearbeitung und wenn auch nur theil- und auszugsweise erfolgende Herausgabe dieses Materials würde gewiß große Anforderungen an die Arbeitskraft eines Einzelnen stellen, wäre aber sicher auch sehr lohnend.

St.

Miscellen.

Zum funfzigjährigen Jubiläum der Estländischen Literärischen Gesellschaft.

Am 10. Juni hat die estländische literärische Gesellschaft zu Reval die Feier ihres funfzigjährigen Bestehens festlich begangen. Ueber den würdigen Verlauf derselben haben die Tagesblätter berichtet, so daß wir hier nicht zu wiederholen brauchen, was noch frisch in Aller Erinnerung lebt. Doch gerade einige der verbreiteteren Zeitungen unseres Landes, z. B. die rigaschen, haben es unterlassen, ihre Leser über Wesen und Bedeutung der Estländischen Literärischen Gesellschaft zu informiren und auf diese Weise das Interesse für das in Reval gefeierte Fest in weitere Kreise zu tragen. Wenn die „Baltische Monatsschrift", in deren Aufgabe es ja nicht liegt, die Tagesereignisse zu registriren, diesem Jubiläum einige Zeilen widmet, so kann es nicht ihre Absicht sein, das von berufener Seite Versäumte nachzuholen; sie will nur einem Gefühl des Dankes Ausdruck geben, zu dem sie sich der genannten Gesellschaft verbunden sieht, denn diese ist einer ihrer treuesten und besten Mitarbeiter gewesen. Nicht weniger als 34 in den Sitzungen der Estländischen Literärischen Gesellschaft gehaltene Vorträge sind durch den Abdruck in der „Baltischen Monatsschrift" Gemeingut der Gebildeten unserer Provinzen geworden. Wenn wir unter den Verfassern derselben Namen finden, wie Winkelmann, Hildebrand, Sallmann, von Riesemann, Greiffenhagen, Bienemann, v. Nottbeck, Jordan, v. Hansen u. a. m., so bürgen uns schon diese für die Gediegenheit des in den Arbeiten Gebotenen. Einer der hier genannten Autoren, Paul Jordan, Ehrenmitglied der Estländischen Literärischen Gesellschaft und seit 1856 Conservator des Estländischen Provinzialmuseums, hat nun zum Jubiläum eine Festschrift[1] verfaßt, die eine Geschichte der Gesellschaft von ihrer Gründung bis zur Gegenwart und damit auch eine Geschichte der geistigen Bestrebungen eines zwar kleinen, aber geistig außerordentlich rührigen Landes in dem bezeichneten Zeitraum liefert. Denn die Estländische Literärische Gesellschaft ist während der ganzen

[1] Geschichte der Estländischen Literärischen Gesellschaft für die Zeit von 1842 bis 1892. Zu der am 10. Juni 1892 stattfindenden Feier des 50jährigen Bestehens der Gesellschaft verfaßt und in deren Namen herausgegeben von ihrem Ehrenmitgliede Paul Jordan. Reval 1892. 8. 92 Seiten.

Zeit ihres Bestehens der Mittelpunkt gewesen, in dem sich die wissenschaftlichen und künstlerischen Interessen der Gebildeten Estlands trafen. Nicht in dem Sinne, als ob alles Hervorragende und Tüchtige, was Estländer im Verlaufe der letzten funfzig Jahre auf so vielen Gebieten des Geisteslebens geschaffen haben, lediglich unter der Aegide der Gesellschaft in die Oeffentlichkeit getreten wäre. Aber sie ist nie unberührt davon geblieben und hat in den zum Theil ungedruckten Vorträgen, in ihren Publicationen, in den Kunstwerken und Sammlungen des Museums und der Bibliothek einen reichen Niederschlag von Allem erhalten, was einheimische Gelehrte und Künstler geleistet haben, aber auch von dem, was sonst die geistigen Interessen Europas bewegte. Ihr kam in dieser Hinsicht zu gute, daß sie sich nicht die Pflege eines einzigen Wissenszweiges zum Ziel setzte, sondern daß sie das gesammte Gebiet der Wissenschaft, Kunst und Literatur in ihr Programm aufnahm, eine universale Aufgabe, welche sie mit der „Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst" gemein hat. Ihr hoher Ruhm ist es nun aber, daß sie es verstanden hat, der Gefahr einer dilettantischen Behandlung aller Gegenstände zu entgehen, einer Gefahr, die, wie Jordan mit Recht hervorhebt, ihr kühnes, fast an das einer Akademie der Wissenschaften erinnerndes Programm leicht mit sich brachte. Dieser Gefahr ist die Gesellschaft dadurch entgangen, daß sie ihre Hauptwirksamkeit doch schließlich in der Section für Vaterlandskunde entfaltete, mochten die Vorträge in den anderen Sectionen für Rechtswissenschaft, Pädagogik, Sprachkunde und Philologie, Literatur, Poesie und Kunst, Mathematik, Natur- und Heilkunde den Zuhörern noch so viel Anregung und Förderung gewähren. Innerhalb der Vaterlandskunde war es wieder die livländische Geschichte, welche den meisten Vortheil aus der Thätigkeit der Gesellschaft geschöpft hat. Der Grund hiefür ist ein doppelter: ein persönlicher, der durch die wissenschaftlichen Neigungen einiger der hervorragendsten und zum Theil am längsten der Gesellschaft activ angehörender Mitglieder gegeben war, und ein sachlicher, insofern als der Charakter des wissenschaftlichen Materials und der wissenschaftlichen Hilfsmittel in Estland die Erforschung der vaterländischen Vergangenheit am meisten begünstigten und auf diesem Gebiete wissenschaftliche Arbeiten von originalem Werthe am ehesten zu Tage gefördert werden konnten. In den von Jordan seiner Schrift im Anhange beigegebenen Verzeichnissen der gedruckten Vorträge und der von der Estl. Literärischen Gesellschaft herausgegebenen Schriften kommt dieses Verhältniß deutlich zum Ausdruck. Nur ein ganz geringer Bruchtheil der in diesen zahlreichen Publicationen niedergelegten Arbeiten beschäftigt sich nicht mit der livländischen Geschichte. Welche Verdienste sich die Gesellschaft um die Erforschung der letzteren erworben, erhellt aus der Anführung der wichtigsten Publica-

tionen. Das Archiv für die Geschichte Liv-, Est- und Kurlands, begründet 1842 durch F. G. v. Bunge, seit 1844 von der Estl. Literärischen Gesellschaft unterstützt, hat in nunmehr 22 Bänden eine Fülle historischen Materials der Forschung zugänglich gemacht, aus dem wir nur die 11 Bände der von Schirren veröffentlichten „Quellen zur Geschichte des Unterganges livländischer Selbständigkeit" zu nennen brauchen, um ihre Stellung innerhalb unserer baltischen Geschichtsliteratur zu kennzeichnen. Die Beiträge zur Kunde Est-, Liv- und Kurlands, eine seit 1868 erscheinende, anfangs von Ed. Pabst, seit 1874 von Greiffenhagen redigirte wissenschaftliche Zeitschrift, erfreut sich in unseren Landen des besten Rufes und steht vollkommen auf der Höhe ihrer Aufgabe. Eine besondere Erwähnung verdient noch die mit Unterstützung der Estl. Literärischen Gesellschaft zum Jubelfeste ihres 25jährigen Bestehens am 10. Juni 1867 herausgegebene Uebersetzung und Erläuterung der livländischen Chronik Heinrichs von Lettland von Ed. Pabst, eine für die Geschichte der Entstehung der livländischen Colonie grundlegende Arbeit. Wer sich im Einzelnen über die reiche Thätigkeit orientiren will, welche die Estl. Literärische Gesellschaft bisher entfaltet hat, der nehme das sauber ausgestattete und durchaus lesbare Buch Jordans zur Hand, dessen nähere Wiedergabe an dieser Stelle wir uns leider versagen müssen.

Heute, wo wir mehr noch, als es früher geschah, in die Vergangenheit zu blicken uns gewöhnen müssen und mit vertieftem Interesse die anders geartete Zeit der Altvorderen studiren, erfüllt es uns mit lebhafter Genugthuung, daß es der Estländischen Literärischen Gesellschaft vergönnt gewesen ist, 50 Jahre lang so erfolgreich für die Erkenntniß unserer Vergangenheit zu wirken. In dem wissenschaftlichen Getriebe unserer baltischen Heimath ist sie ein unentbehrlicher Factor geworden. Möchte es ihr nie an jungem Nachwuchs fehlen, der mit demselben Eifer und demselben Erfolge wie die ehrwürdigen Gründer und theilweise heute noch in voller Rüstigkeit fortarbeitenden alten Mitglieder die Vaterlandskunde pflegt, als eine Wissenschaft, die wie jede andere den Drang nach theoretischer Erkenntniß befriedigen soll, ihre letzten Antriebe aber doch aus der warmen Liebe zur Heimath empfängt. Bgn.

Die genealogischen Handbücher des baltischen Adels.

Wir freuen uns, unseren Lesern mittheilen zu können, daß ein seit längerer Zeit geplantes Unternehmen, die Herausgabe genealogischer Handbücher des baltischen Adels, anfängt festere Gestalt zu gewinnen. Die mühevolle Arbeit verdient die regste Theilnahme nicht nur unserer Genealogen, sondern

aller Balten überhaupt; handelt es sich doch darum, dem Herandrängen fremder Elemente gegenüber den hervorragendsten Theil der „baltischen Familie" (im weitesten Sinne des Wortes) festzustellen und für alle Zeiten abzuschließen. Indem wir an den Spruch erinnern:

Est nescire suos majores turpe nepoti,
Turpius a proavis degenerare suis!

geben wir nachstehend die näheren Auskünfte, die uns der Herausgeber des livländischen Adelslexikons hat zukommen lassen:

Um einem Unternehmen von gewiß allgemeinem Interesse die zu seinem Gelingen so nöthige Theilnahme und Beihilfe weiterer Kreise zu gewinnen, erlaube ich mir, hiermit den Gliedern des Vereins Herold die Mittheilung zu machen, daß ich, seit einiger Zeit mit der Bearbeitung eines „Genealogischen Handbuches des Livländischen Adels" beschäftigt, dasselbe im Laufe des nächsten Jahres in Druck geben zu können hoffe. Ein Anfangs von mir in Gemeinschaft mit zwei anderen Genealogen in Aussicht genommenes allgemeines baltisches Adelslexikon mußte aus äußerlichen Gründen in drei Theile zerlegt werden. Das genealogische Werk für Kurland wird voraussichtlich schon im laufenden Jahre von Herrn Leo Freiherrn von Vietinghoff-Scheel herausgegeben werden.

Das „Genealogische Handbuch des Livländischen Adels" wird über vierhundert Familien behandeln, d. h. die mit und seit Errichtung der livländischen Adelsmatrikel Anno 1747 ins Corps der livländischen Ritterschaft recipirten Geschlechter ohne Rücksicht auf etwaige Standestitel.

Die eigenartige Zusammensetzung des livl. Adels macht eine besondere Behandlung nothwendig. Die Familien zerfallen danach in zwei Kategorien:

I. solche, welche bei Errichtung der heute noch bestehenden livländischen Adelsmatrikel im Jahre 1747 bereits im Lande ansässig waren und einfach in die Matrikel notirt wurden — meist deutsche uradelige Geschlechter;

II. solche Familien, welche auf Grund späteren Zuzugs nach Livland und beigebrachter Adelsbeweise durch Ballotement, einstimmig oder zufolge Allerhöchsten Befehles — auf öffentlichem Landtage der livländischen Ritterschaft in dieselbe recipirt wurden.

Das „Genealogische Handbuch des Livländischen Adels" wird von jeder Familie bringen:

1. den Namen mit seinen verschiedenen Schreibweisen;
2. die Stammheimath und eventuell das erste Auftreten in derselben;
3. den Zeitpunkt, event. eine persönliche Angabe über die Einwanderung, resp. das erste Auftreten in Livland;
4. eine historische Uebersicht über etwaige Standeserhebungen, Introductionen ꝛc. und den Verbleib der einzelnen Linien;

5. Angabe der Confession, Nationalität und Ansässigkeit der einzelnen Linien;
6. a) bei den Familien erster Kategorie: allgemeine Uebersicht über die ganze Familie mit Anführung aller Linien und eine möglichst verkürzte Stammtafel aller von einem in Livland ansässig gewesenen Familiengliede abstammenden Linien,
   b) bei Familien zweiter Kategorie: die Descendenz des in Livland recipirten Familienmitgliedes, und eventuell dessen Abstammung von Adelserwerbern und kurze Notiz über etwaige andere Linien;
7. die vollständige Genealogie der letzten zwei bis vier Generationen, also wenigstens den ganzen ins laufende Jahrhundert gehörenden Bestand der einzelnen Familien mit Angabe der vollen Namen, der Herkunft eingeheiratheter Frauen, Geburts-, Vermählungs- und Todes-Daten und -Orte, des Grundbesitzes in- und außerhalb Livlands, sowie der augenblicklichen resp. letzten wichtigeren Lebensstellung der Einzelnen.

Von einer jedesmaligen genauen Wappenbeschreibung konnte in Anbetracht des Vorhandenseins eines ausgezeichneten „Baltischen Wappenbuches", herausgegeben von Carl Arvid von Klingspor und Professor Adolf Hildebrandt, Stockholm 1882, füglich abgesehen werden; doch werden kurze heraldische Notizen nach Bedarf, etwa zur Unterscheidung gleichnamiger Familien resp. Familienzweige nicht fehlen. Im Ganzen soll jedoch das beabsichtigte Unternehmen dem livländischen Adel in genealogischer Beziehung das bieten, was ihm das Werk von Klingspor und Hildebrandt in heraldischer geworden ist.

Da bei der in Aussicht genommenen Aufnahme vieler seit langer Zeit außerhalb Livlands lebender Familienzweige das hiesige Quellenmaterial als durchaus unzulänglich sich erweist, so ergeht hiermit an alle Interessenten, insbesondere an alle im Auslande lebenden Abkömmlinge livländischer Adelsgeschlechter die dringende Bitte, durch möglichst eifrige Betheiligung, wo möglich Uebersendung *sicherer* Stammtafeln, das Unternehmen zu fördern. Ich bemerke hier ausdrücklich, daß ich das beabsichtigte Werk in Betreff des Auslandes lediglich als einen Versuch betrachte und durch Sammlung und Veröffentlichung der mir zu Gebote stehenden, aus veralteten Druckwerken, resp. durch Privatcorrespondenz erlangten Stammtafeln nur die Anregung zur Completirung und Weiterführung derselben bieten will. Auf irgend welche Vollständigkeit kann ich in Anbetracht der großen Schwierigkeiten bei Erlangung des Materials — zum Beispiel nach Rußland emigrirter Familienzweige — keinerlei Anspruch erheben. Von der Unzulänglichkeit meiner Quellen vollkommen überzeugt, kann ich nur sehr allmählich und von der Beihilfe aller Interessen abhängig, etwas Werthvolles zu liefern hoffen.

In Ausstattung und Format wird sich das Werk das treffliche neue „Handbuch des Preußischen Adels" zum Muster nehmen. Der Preis wird 4 Rbl. nicht übersteigen. Anfang des nächsten Jahres gedenke ich eine Subscription zu eröffnen. Alles Nähere wird seinerzeit bekannt gemacht werden.

Was die Weiterführung des Werkes anlangt, so ist in Aussicht genommen, nach Erscheinen sowohl des kurländischen und livländischen, als auch des estländischen Handbuches ein regelmäßig erscheinendes „Handbuch des Baltischen Adels" zur Ausgabe gelangen zu lassen, welches die erstgenannten Werke ergänzen und die einzelnen Familienartikel, von welchen viele sich auf mehrere der genannten drei Bände vertheilen werden, gemeinsam fortsetzen soll. Hier sollen auch die ausschließlich der öselschen Adelsmatrikel angehörigen Familien Aufnahme finden.

Zum Schluß erlaube ich mir, die Interessenten um Auskunft über aus Livland nach Deutschland übergegangene Familienzweige folgender Geschlechter zu bitten, und bemerke, daß ich auf den Moment des Ueberganges, sowie den heute lebenden Bestand besonderes Gewicht lege:

von Albedyll in Preußen.
von Below. W.: drei Türkenköpfe (2. 1).
von Bergholtz in Baden. Reichsadel von 1555. W.: natürl. Luchs in Grün.
von Bock und Polach in Schlesien.
von Brackel in Bayern. W.: gekrönter Hirschkopf in Gold.
von Brandt in Preußen. W.: natürl. Hirschkopf in Silber.
von Delwig in Preußen. Stammwappen: in Silber durch Wolkenschnitt in blau und roth getheilter schräglinker Balken.
von Gavel. Schwed. Adel von 1696.
von Hanenfeldt oder von Hahnenfeld.
von Klüver. W.: schw. Bärentatze in Silber.
von Koschkull in Preußen.
von Numers in Kurhessen.

Zu allen Auskünften, betreffend den Livländischen Adel und seine Geschlechter, erbötig

Woldemar Freiherr von Mengden,
Mitglied der Gesellschaft für Gesch. u. Alterthumskunde zu Riga, der Gelehrten Estnischen Gesellsch. zu Dorpat, außerord. Mitglied des Vereins „Deutscher Herold" zu Berlin.
Riga, 11. Juni 1892.
Adresse: Elisabethstraße Nr. 10.

Herausgeber: R. Weiß. Für die Redaction verantwortlich: R. Carlberg.

Дозволено цензурою. Ревель, 26-го Іюня 1892 г.
Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Линдфорса въ Ревелѣ.

Bismarck und Oesterreich bis 1866,

mit besonderer Berücksichtigung des Sybelschen Werkes.

I. Oesterreich im Kampf mit Preußen um die Hegemonie in Deutschland.

Immer wieder haben sich auch in diesem Jahre die Augen der Welt auf jenes greise Haupt im Sachsenwalde gerichtet, auf jenen lebendigen Zeugen einer großen Geschichtsepoche, in dem das deutsche Volk dankbar und bewundernd den großen Umschwung seiner Geschicke verkörpert sieht, in dem es den Helden jener Epoche verehrt, den großen Reichskanzler Kaiser Wilhelms I.

Sein Erscheinen in der Hauptstadt des einst von ihm bekämpften und aus Deutschland hinausgedrängten Oesterreich, die Aufnahme, die er dort gefunden, und sein Triumphzug durch Deutschland mit den betrübenden Nachklängen fordern uns auf, zurückzuschauen in jene Zeit, in welcher der „verhaßte" Bismarck der „bewunderte" Bismarck wurde, auf das Ringen Oesterreichs und Preußens um die Hegemonie in Deutschland und auf die Politik Bismarcks Oesterreich gegenüber, die jenen Streit zur Entscheidung gebracht hat.

Wer über jene Dinge, die wir mit Staunen erlebt haben, über Kaiser Wilhelm und Bismarck reden will, kann wenig Neues erzählen, doch hat die Kenntniß jener Epoche in letzter Zeit wichtige Bereicherung und Correctur erfahren durch das große Werk über „Die Begründung des deutschen Reichs durch Wilhelm I." von Heinrich v. Sybel, zu dem der Verfasser geheime und geheimste Acten des preußischen Staatsarchivs hat benutzen dürfen; ein Buch, epochemachend durch die gegebenen neuen Aufschlüsse und Bewunderung erweckend durch die Schärfe des Urtheils, die ruhige Klarheit und edle Einfachheit der Darstellung und die lebensvolle glänzende Charakteristik der hervorragenden Persönlichkeiten, ein Werk, für das — so heißt es in der

Besprechung desselben durch den Redacteur der preußischen Jahrbücher — die Dankbarkeit und die Bewunderung des deutschen Volkes dem Verfasser für alle Zeiten gesichert sein werden.

In den 5 Bänden, die bis jetzt vorliegen, ist die Darstellung bis dahin fortgeführt, wo der Entscheidungskampf zwischen Oesterreich und Preußen ausgefochten und das Fundament für das neue deutsche Reich gelegt ist. Auf dieses Werk wird in den betreffenden Abschnitten unsere Betrachtung sich vielfach (zuweilen auch mit wörtlicher Anlehnung) zu gründen oder zu demselben Stellung zu nehmen haben.

Die ganze junge Generation von heute kennt, soweit sie zurückdenken kann, keinen anderen Zustand als den, daß es ein mächtiges, geeinigtes deutsches Reich giebt; diejenigen aber unter uns, die auf der Höhe des Lebens stehen, oder gar die, deren Haupt grau wird, die sehen in ihrer Erinnerung zurück in eine Zeit, da Deutschland zerstückelt, politisch machtlos war, da ein starkes und machtvolles Deutschland in Deutschland selbst — ein Traum war, an dem Viele aus den Gebildeten der Nation mit sehnsuchtsvoller Hoffnung hingen; und sie haben es erlebt, wie dieser Einheitstraum sich erfüllte, und dürfen die gewaltigen, weltgeschichtlichen Ereignisse, in denen diese Einigung sich vollzog, wohl unter die großen Erlebnisse ihres Lebens zählen.

Das neue deutsche Kaiserthum ist seinem ganzen Charakter nach ein ganz anderes als das deutsche Kaiserthum des Mittelalters. Dieses war ein internationales, kosmopolitisches, es war seinem Wesen nach darauf gerichtet, ein christliches Weltreich zu sein, zu dem im Grunde Alles gehörte, was dazu gebracht werden konnte, den Namen Christi zu bekennen. „Herr der Herrscher", „Haupt der ganzen Welt", so nennen Chronisten des Mittelalters den „römischen", d. h. den deutschen Kaiser. Als greiser Flüchtling an der Grenze seines Reiches weilend, gebannt von der Kirche, vertrieben durch den eigenen Sohn, schreibt Kaiser Heinrich IV. dem Könige von Frankreich: die Erde sei sein, so weit sie bewohnt wird; und als etwa zwei Jahrhunderte später König Heinrich VII. über die Alpen zieht, da ruft, ihn begrüßend, nicht ein Deutscher, sondern ein Italiener, der Dichter der Divina comedia seinen Landsleuten zu, sie sollten kommen und sich dem Kaiser anschließen: ihr, die ihr aus des Kaisers Flüssen trinkt und über seine Meere segelt, ihr, die ihr auf den Sand des Ufers tretet und auf den Scheitel der Alpen, die ihm gehören, die ihr auch euer Privateigenthum nach der Ordnung seines Gesetzes und nicht anders besitzt — sein also sind die Meere, die Flüsse, der Sand und der Scheitel der Berge; der Kaiser selbst aber, für den der italienische Dichter das Alles in Anspruch nimmt, erklärt

in einem seiner Erlasse, daß nach göttlichem und menschlichem Rechte jegliche Creatur dem römischen Kaiser unterworfen sei.

Ein solches Kaiserthum der Weltherrschaft mußte ein Kaiserthum des Kampfes und der Eroberung sein, der Idee ihrer Würde nach mußten die Kaiser bestrebt sein, ihre Herrschaft über die Welt auszudehnen. Das neue deutsche Kaiserthum ist ein ganz anderes, als das alte, nicht ein kosmopolitisches, sondern ein nationales.

Die Proclamation, in welcher der greise König Wilhelm nach erfolgreicher Abwehr des feindlichen Angriffs siegreich, wie es wenigen Fürsten der Erde beschieden gewesen, die Annahme der dem deutschen Volke durch geschichtliche Erinnerungen altehrwürdigen Kaiserkrone und des Kaisertitels verkündigt, schließt eine Lossagung von der Kaiseridee des Mittelalters in sich: „Uns aber und unseren Nachfolgern wolle Gott verleihen, allezeit Mehrer des Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.“ Er und seine Nachfolger, sie sollten Kaiser sein — nicht der Welt, sondern ihres eigenen Volkes und ihres eigenen Reiches. Dem entsprechend heißt es in der Thronrede bei Eröffnung des ersten deutschen Reichstages: „Die Achtung, welche Deutschland für seine eigene Selbständigkeit in Anspruch nimmt, zollt es bereitwillig der Unabhängigkeit aller anderen Staaten und Völker, der schwachen wie der starken“ — und diesem Kaiserworte antwortet der Reichstag seinerseits mit der Erklärung: „Die Tage der Einmischung in das innere Leben anderer Völker werden, so hoffen wir, unter keinem Vorwande und in keiner Form wiederkehren.“

Wer nicht parteiisch urtheilen will, der wird bekennen müssen, daß der greise Kaiser Wilhelm in diesem Sinne gewaltet hat, so lange es für ihn Tag war.

Die kosmopolitische Richtung des mittelalterlichen Kaiserthums hat die nationale Ausgestaltung des deutschen Reiches gehindert; als ein schwaches, zerfallendes Staatswesen tritt Deutschland in die Neuzeit herüber, und der furchtbare dreißigjährige Krieg, der Deutschland zu einem Schlachtfelde für die Nachbarn machte, unterwirft das Land und seine Bewohner in der kläglichsten Weise dem Einfluß des Fremdthums; bis an den Anfang dieses Jahrhunderts hin fehlt selbst den führenden Geistern des Volkes meist das staatliche Bewußtsein, das Verlangen, einem politisch starken Staate anzugehören, ja der Glaube an das Recht der eigenen Nation, einen solchen zu bilden.

Als aber durch das Kämpfen, das Ausharren und Siegen des „alten Fritz“ ein großer Theil Deutschlands mit dem jungen Goethe „fritzisch“ gesinnt wurde, erfüllt von der Freude, „Theil zu haben an den Helden der

Nation", da fing man an, wie der mannhafte Ernst Moritz Arndt (in seinem Geist der Zeit) aus eigener Erinnerung schreibt: „von Volk, Vaterland und Freiheit zu sprechen . . . die Deutschen sprachen den Namen Friedrich als einen Namen aller Deutschen, und der Enthusiasmus machte das Große noch größer, als es war." Dann haben die großen Dichter und Denker Deutschlands, Klopstock und Lessing, Schiller und Goethe, Kant und Fichte und mit ihnen viele Andere, ihrem Volke ein geistiges Deutschland geschaffen, in dem es sich heimisch fühlte — noch ehe es ein politisches Deutschland gab.

Aber erst unter dem Druck und dem Elend der napoleonischen Zeit brachten Haß und Noth „zunächst bei den gebildeten Klassen Norddeutschlands eine gründliche Umstimmung zu Wege", und Viele hätten mit dem alten Arndt sprechen können: Als Deutschland ganz am Boden lag, da habe ich es fest in mein Herz geschlossen.

So wurde der Druck der Zeit dem Volke zum Segen.

In jedem Hause fühlte man
Der Zeiten Noth und Qual,
Des Schicksals Schläge schmiedeten
Der Männer Arm zu Stahl.

Ueber den Einfluß Friedrichs des Großen, jene Umstimmung der Geister und ihr Heranreifen zu den Freiheitskriegen, mag, wer sich das Herz erquicken will, doch in Freitags Bildern aus der deutschen Vergangenheit und in der herrlichen Schilderung nachlesen, die Treitschke in seiner deutschen Geschichte von dem Einfluß des geistigen Deutschland auf das politische entwirft.

In der Zeit der Noth und Schmach — sagt er — erwuchs zuerst in Norddeutschland die Idee der deutschen Einheit, ein Kind poetischer Sehnsucht sowohl, wie politischer Begeisterung. Wenn Napoleon gestürzt sei, dann sollte, aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes heraus, ein neues, mächtiges Deutschland erstehen.

Damit es erstehen könne, richtete der willensgewaltige Fichte seine die Geister packenden Reden nicht an Preußen, Baiern oder Schwaben — sondern an die deutsche Nation. Er sucht den freudigen Glauben an sich selbst in ihr wachzurufen, ihr zu zeigen, daß sie noch viel zu große Aufgaben habe, viel zu viel werth sei, um unterzugehen. Er mahnt sein Volk, sich selbst nur treu zu bleiben, sich selbst nur nicht wegzuwerfen und sich nicht in Selbstbedauern gehen zu lassen.

„Besiegt sind wir — ob wir zugleich auch verachtet, und mit Recht verachtet sein wollen, das wird immer noch von uns abhängen. . . . Der Kampf mit Waffen ist beschlossen, es erhebt sich — so wir es wollen — der neue Kampf der Grundsätze, der Sitten, des Charakters. Ob es jemals

uns wieder wohlgehen soll, dies hängt ganz allein von uns ab, und es wird nie wieder irgend ein Wohlsein an uns kommen, wenn nicht jeder Einzelne von uns in seiner Weise thut und wirkt, als ob lediglich auf ihm das Heil der künftigen Geschlechter beruhe." Mit diesem Worte mahnt Fichte, und was hier ein gewaltiger Mann predigte, das sagte in ihrem Kreise eine verehrte und geliebte Frau — die Königin Louise: Sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tage reifer und besser werden.

Bald kam die Zeit, da sich zeigen konnte, ob diese Saat gediehen und das Volk zu Opfern für Staat und Vaterland bereit sei.

Napoleons Macht zerbrach in Rußland, der Flammenschein über der alten Zarenstadt, er wurde das Morgenroth der Völkerfreiheit, und die hoffnungsvolle, thatenfrohe Zeit des europäischen Freiheitskrieges brach an.

Was aber war, als diese große Zeit dahingezogen war, für Deutschland das Resultat des Kampfes und der Opfer?

Das alte Reich war zu Grabe getragen und ein neues war nicht erstanden. An seiner Stelle stand nur der machtlose deutsche Bund, vertreten durch den unfähigen Bundestag zu Frankfurt am Main, in welchem die Klein- und Mittelstaaten thörichter Weise den Großmächten gegenüber ein ganz unverhältnißmäßiges Gewicht erhalten hatten und der durch die Forderung der Stimmeneinheit für wichtigere Angelegenheiten von vornherein zum Tode geboren war. „Am Maße der Anforderungen eines realen Staatswesens gemessen," sagt Sybel von dieser Organisation, „besaß sie so ziemlich alle Mängel, durch welche eine Verfassung unbrauchbar werden kann." Für Preußen aber war dieser Bund, nach Bismarcks Urtheil, ein Alp, eine Schlinge um seinen Hals, ein Gebrechen, das mit Feuer und Schwert werde geheilt werden müssen. Dabei wurde Deutschland noch von den Nachbarn, vor Allem von Frankreich, das Recht bestritten, diese klägliche Verfassung nach Gutdünken zu ändern und seine Einheit zu schaffen.

„Kein politischer Satz" — sagt Sybel einmal von den späteren Jahrzehnten — „war dem französischen Nationalgefühl geläufiger und wurde mit mehr Unbefangenheit für allgemein giltig und selbstverständlich erklärt, als die Anschauung, daß das europäische Gleichgewicht in der Stärke Frankreichs und der Ohnmacht Deutschlands beruhe."

Den Einzelstaaten war durch den österreichischen Staatskanzler Metternich völlige Souveränetät zugesichert, die jede reale Einigung unmöglich machte; ja, das Streben und Trachten nach Deutschlands Einheit wurde als revolutionär und als Criminalverbrechen verfolgt. „Es giebt keinen verruchteren Gedanken," äußerte Metternich einmal, „als den, die deutschen Völker in ein Deutschland zu vereinigen." Bei diesem Treiben ließ sich Preußen von Oesterreich ins Schlepptau nehmen, ließ sich in das österreichische Geleise

hinüberziehen, verscherzte dadurch die Sympathien in Deutschland und tilgte die Dankbarkeit für seine Leistungen in den Freiheitskriegeu aus den Herzen.

Ein Menschenalter war seit den Freiheitskriegen und der Errichtung des Bundes verflossen. — 1848! — Welch ein Anblick! Ganz Mitteleuropa, so weit das Auge schaut, Frankreich, Italien, Deutschland: ein sturmbewegtes Meer. Die bisherigen Ministerien vielfach gestürzt, die nationalen Hoffnungen wieder lebendig geworden, die verpönten, verfolgten, schwarz-roth-goldenen Farben, das Symbol des einigen Deutschland, als Bundesfarben angenommen, dem deutschen Volke von den Regierungen die Wahl einer deutschen Nationalversammlung gestattet; leuchtend erhebt sich wieder die Gestalt eines starken einigen Deutschland vor den Blicken der Nation.

In Frankfurt am Main zogen unter dem Geläut aller Glocken, von heißen Wünschen und Hoffnungen geleitet, die 500 zu Gliedern des ersten deutschen Parlamentes vom deutschen Volke erwählten Männer aus dem alten frankfurter Kaisersaal in die Paulskirche hinüber, in der die Sitzungen dieses Nationalparlamentes von ganz Deutschland stattfanden. Hier suchte man ein neues Deutschland zu bauen, der Bundestag wurde aufgelöst, eine Reichsverfassung ausgearbeitet, ein deutscher Kaiser gewählt — aber, bald waren alle auf diese Versammlung gesetzten Hoffnungen gescheitert. Deutsche Einheit, deutsches Reich, deutsches Parlament, deutsches Kaiserthum, deutsche Heeresmacht, deutsche Flotte — wie ein Traumbild war das Alles vor den Augen des harrenden Deutschland aufgestiegen, und wie ein Traumbild war es wieder versunken.

Die Ueberzeugung aber war bei Vielen zum Durchbruch gekommen, daß unter der bisherigen Verfassung, unter der Herrschaft zweier Großstaaten, die nicht durch freiwillige Ueebereinstimmung, sondern durch rechtliche Bande zusammengekoppelt — um ein Bismarckſches Bild zu gebrauchen — „auf einem Gefährt festgenagelt waren", Deutschland nicht gesunden könne, daß die Vergangenheit unter den bestehenden Verhältnissen unerbittlich die bittere und schmerzliche Nothwendigkeit auferlege, auf den sogenannten „großdeutschen" Gedanken, d. h. auf die Zuziehung der deutschen Theile Oesterreichs beim Bau des künftigen deutschen Reiches zu verzichten — ein Verzicht, der von Vielen fast wie ein Verrath angesehen wurde; und diese Ueberzeugung wurde durch die andere ergänzt, daß die Führung des außerösterreichischen Deutschland nur der König von Preußen übernehmen könne. Ausschluß Oesterreichs und Einigung Deutschlands unter Preußens Führung war die Losung.

Diese Losung aber führte zum Kampfe, mußte zum Kampfe führen zwischen Oesterreich und Preußen, zum Kampfe um das Recht auf die Hegemonie in Deutschland. Unmittelbar nach dem Scheitern des frankfurter Parlaments ist er ausgebrochen.

Preußen, das in aller Stille schon längst durch die große zukunftsvolle That der Gründung des deutschen Zollvereins die kleindeutschen Staaten wirthschaftlich mit sich verbunden und so auf dem wirthschaftlichen Gebiete die Einheit schon hergestellt hatte, suchte jetzt die kleinen Staaten in einem besonderen Bunde, in der sogenannten Union, auch politisch durch freiwillige Unterhandlung mit den Fürsten, von denen allein sein König die Kaiserkrone empfangen wollte, enger mit sich zu verbinden; dem trat Oesterreich, geleitet von dem klugen, energischen, rücksichtslosen Fürsten Felix Schwarzenberg entgegen.

Mit einem Theil der Kleinstaaten im Gefolge proclamirte Oesterreich, gegen den Einspruch Preußens, die Wiederherstellung des alten Bundestages. Oesterreich mit dem Bundestag und Preußen mit der Union standen einander gegenüber. In zwei Gebieten, in Kurhessen und Schleswig-Holstein, stießen sie auf einander. In beiden wollten Oesterreich und der Bund eine durch eigene Gewaltthat und Rechtsverletzung gefährdete landesherrliche Autorität wiederherstellen, dort die kurfürstliche, hier die dänische — und Preußen, das in Schleswig-Holstein gegen Dänemark gekämpft und zu dessen Unionsgebiet Kurhessen gehörte, wollte das nicht dulden, nicht etwa weil sein König die Niederwerfung des Widerstandes mißbilligte, sondern weil er selbst dabei betheiligt sein und sie nicht dem von ihm gar nicht anerkannten und mit Verletzung Preußens wiederhergestellten Bunde überlassen wollte.

Mit großer Spannung sah man in Deutschland und Europa, wie der Conflict sich immer mehr verschärfte. Man sah in Preußen, als dem Leiter der Union, den Vertreter der Neugestaltung Deutschlands. In Hessen wurde sein Widerstand gegen Oesterreich unwillkürlich ein Eintreten für gebrochenes Verfassungsrecht; in Schleswig-Holstein erschien er doch noch als ein letztes Eintreten für deutsches Recht, und man glaubte, Preußen sei entschlossen, den Kampf aufzunehmen. Um so empfindlicher war hier ein Zurückweichen und eine Demüthigung vor Oesterreich, um so günstiger die Ausnutzung der Situation für den Fürsten Schwarzenberg. „Die Stärke Preußens," sagte er etwas später zu einer deutschen Fürstin, „besteht nur in der Achtung, deren es sich in Deutschland zu erfreuen hat; entzieht man ihm diese Achtung, so beraubt man es jeder Stärke, man muß es erniedrigen und dann zerstören (il faut l'avilir et après démolir)". In diesem Sinne ist auch in den folgenden Jahren die österreichische Politik geleitet worden.

Für den heraufziehenden Kampf hatte Oesterreich auf einen gewaltigen Bundesgenossen zu hoffen, den damals mächtigsten Monarchen Europas, den Kaiser Nicolaus von Rußland, den geschworenen Feind jeder Auflehnung gegen landesherrliche Autorität.

Er erklärte in Warschau, wo der Kaiser von Oesterreich und der preußische Ministerpräsident Graf Brandenburg ihn aufsuchten und wo er fast als Schiedsrichter zwischen Oesterreich und Preußen dastand, auch er werde, wenn Preußen sich widersetze, in den Krieg eintreten.

In Böhmen und Süddeutschland hatte Oesterreich (wie der preußische Kriegsminister berechnete) schon 150,000 Mann beisammen, in Süddeutschland rüstete man eifrig — auch aus Rußland wurden schon Rüstungen gemeldet. In Kurhessen standen bereits österreichisch-bairische und preußische Truppen einander gegenüber. Noch unterhandelte man. Das Blut der Patrioten in Preußen wallte auf. „Unterhandlung, es sei!" soll der Prinz von Preußen, der spätere Kaiser Wilhelm gerufen haben — „aber so, wie sich's geziemt, mit dem Helm auf dem Kopf und dem Schwert in der Hand!" nur so werde Preußens Ehre unverletzt bleiben. Die Ordre zur Mobilmachung erfolgte, „ein heller Jubel durchbrauste die Presse, das Land, die Armee, die Landwehrmänner strömten voll Begeisterung zu den Fahnen" — bei dem Dorfe Bronzell, nicht weit von Fulda, kam es schon zu einem leichten Zusammenstoß, bei dem preußischerseits ein Schimmel fiel und fünf österreichische Soldaten verwundet wurden. — Wird der Entscheidungskampf ausbrechen? Der König Friedrich Wilhelm IV. wollte den Krieg durchaus nicht, und ebenso wollten weder der wackere Graf Brandenburg, den die historische Legende zum Vertreter der Kriegspolitik macht, der aber, wie Sybel zeigt, entschieden für Nachgiebigkeit und Frieden eintrat, noch der an des kriegsentschlossenen Radowitz Stelle tretende neue Minister des Auswärtigen Manteuffel und die Majorität des Ministeriums die Verantwortung für einen Krieg übernehmen, der ein Krieg, nicht nur gegen Oesterreich und Süddeutschland, sondern auch gegen Rußland zu werden drohte; sie wollten es um so weniger, als König Friedrich Wilhelm von der Hilfe des lauernden, gleichfalls rüstenden Napoleon, die er hätte erlangen oder erkaufen können, absolut nichts wissen mochte.

Die Rüstung Preußens war nicht, wie der Prinz Wilhelm es gewollt, ernstlich gemeint, im Grunde war sie nur ein Blendwerk, ein Mittel gewesen, den Rückzug zu verdecken. Mit klarem Blicke hatte Schwarzenberg das durchschaut, und so erfolgte die bekannte tiefe Demüthigung, die Unterwerfung Preußens unter Oesterreich. Auf Befehl des Königs, nach mehrmaliger Anfrage, erlangte Manteuffel eine persönliche Zusammenkunft mit Schwarzenberg in Olmütz. Es war ein Gang nach Canossa. Durch die Ueberlegenheit Schwarzenbergs überwunden, ging Manteuffel in seiner Nachgiebigkeit noch weiter, als seine Instructionen es zuließen — Nov. 1850.

Nur den ausdrücklichen Befehlen Kaiser Franz Josephs war es, wie es scheint, zu danken, daß Schwarzenberg es überhaupt zu einer Einigung

kommen ließ und Preußen nicht in einen Krieg gedrängt wurde, dem es wohl kaum gewachsen war. — Die Niederlage Preußens war schwer und die Demüthigung dabei noch schwerer als die Niederlage, „denn vor der Kriegsdrohung Rußlands und Oesterreichs hatte die Regierung gethan, was sie im Grunde selbst wollte".

Die Union, durch die Preußen Deutschland zu einigen gedacht, wurde aufgelöst und der alte Bundestag schließlich auch von Preußen wieder beschickt.

In Oesterreich triumphirte man.

„Wir haben Ursache," durfte ein Vertreter Oesterreichs (Prokesch) lachenden Mundes sagen, „diesen Frieden jedem Kriege, auch dem siegreichsten vorzuziehen; er bringt Preußen zum Gehorsam, verleiht uns hohen Ruhm und verfeindet die preußische Regierung mit dem deutschen Volke, ein Besseres können wir uns gar nicht wünschen." Um so tiefer war der Kummer in Preußen. „Der Schlag ist gefallen," schrieb ein preußischer Patriot (Camphausen) an Bunsen, den preußischen Gesandten in London, den Freund des Königs, „ein großer Staat, wehrhaftig wie keiner in Europa, leckt den Staub von den Füßen seiner Gegner, ohne auch nur den Versuch zu einem Widerstande zu machen."

„Unsere Geschichte kann nichts aufweisen," schrieb demselben ein anderer preußischer Diplomat[1], „was mit der Niederlage von Olmütz zu vergleichen wäre. Unsere Kammern und unser Heer zusammenzutrommeln, um in Gala geohrfeigt zu werden, von Concessionen zu sprechen, weil wir in Hessen dem Henker Rechberg einen Schinderknecht stellen dürfen. Mit Pauken und Trompeten, Protokollen und Urkunden unsere Schande verbriefen lassen, das ist so niederschmetternd, daß ich keinen Ausdruck dafür finde."

Und dennoch! „Vom militärischen Standpunkte," so spricht Sybel sein zusammenfassendes Urtheil aus, „wird sich die Schlußfolgerung kaum vermeiden lassen, es war gut, daß sich ein Manteuffel fand, um einen Frieden wie den Olmützer auf sich zu nehmen."

War das aber so — werden wir hinzufügen müssen — so wird dem vielgescholtenen Minister zwar der schwere Vorwurf über die Art seiner Verhandlung bleiben — aber auch die Ehre, daß er ebenso wie der wackere Graf Brandenburg durch Erkennen des Nothwendigen und durch den Entschluß, den Hohn zu tragen und nach Olmütz zu gehen, seinem Vaterlande einen Dienst leistete.

Wie aber haben die Ueberwinder Oesterreichs in der Politik und auf dem Schlachtfelde, die Rächer für Olmütz, Prinz Wilhelm und Bismarck, sich zu dieser tiefen Demüthigung gestellt? Bismarck übernahm die schwere

[1] Siehe Biedermann. Dreißig Jahre deutscher Geschichte.

Aufgabe, diesen Vertrag zu rechtfertigen, so sehr die Niederlage seines Staates sein stark und leidenschaftlich empfindendes Preußenherz verletzen mußte, ihn verletzen mußte, dem „Unversehrtheit der preußischen Krone um jeden Preis" die Parole war. Er lud so, unbesorgt um Feindschaft, wie immer, zu dem Haß gegen den Junker auch den gegen den Vertheidiger von Olmütz muthig auf sich: Dieser Krieg, sagte er, wäre keine militärische Promenade, sondern ein Krieg in großem Maßstabe gegen zwei unter den drei großen Continentalmächten geworden (Rußland und Oesterreich), während die dritte (Frankreich) beuteluſtig an unserer Grenze rüste und sehr wohl wisse, daß im Dom zu Köln das Kleinod zu finden sei, welches geeignet wäre, den französischen Machthaber zu befestigen — nämlich die französische Kaiserkrone. „Es ist eines großen Staates nicht würdig, für eine Sache zu streiten, die nicht seinen eigenen Interessen angehört. Zeigen Sie mir ein des Krieges würdiges Ziel, und ich will Ihnen beistimmen. Ich suche die preußische Ehre darin, daß Preußen vor Allem sich von jeder schmachvollen Verbindung mit der Demokratie fernhalte, daß Preußen in der vorliegenden wie in allen Fragen nicht zugebe, daß in Deutschland etwas geschehe ohne Preußens Einwilligung und daß dasjenige, was Preußen und Oesterreich nach gemeinschaftlicher, unabhängiger Erwägung für vernünftig und politisch halten, durch die beiden gleichberechtigten Schutzmächte Deutschlands ausgeführt werde."

Preußen und Oesterreich sind ihm also beide gleichberechtigte Schutzmächte Deutschlands.

„Es ist eine seltsame Bescheidenheit," sagt er, „daß man sich nicht entschließen kann, Oesterreich für eine deutsche Macht zu halten . . . ich erkenne in Oesterreich den Repräsentanten und Erben einer alten deutschen Macht, die oft und glorreich das deutsche Schwert geführt hat."

Anders als Bismarck hier urtheilte Prinz Wilhelm.

„Nimmermehr" — sagt Sybel vom Prinzen — „wäre er nach Olmütz gegangen, nimmermehr hätte er preußische Truppen ohne scharfen Schwertschlag das Feld räumen lassen." Einige Monate später — am 4. April 1851 — schrieb der Prinz von jener Zeit des freudigen Aufwallens preußischer Begeisterung vor Olmütz:

„Ja wohl! es war ein zweites 1813 und vielleicht noch erhebender, weil nicht ein 7jähriger fremdherrlicher Druck diese Erhebung hervorgerufen hatte; es war ein allgemeines Gefühl, daß der Moment gekommen sei, wo Preußen die ihm durch die Geschichte angewiesene Stellung erobern sollte! Es sollte noch nicht sein. Aber so bald sehe ich dazu keine Aussicht; es muß wohl verfrüht gewesen sein, und ich glaube — wir sehen die gehoffte Stellung für Preußen nicht mehr."

Damals war er 53 Jahre alt — und als er 90 war?

Zehn Jahre waren seit den Tagen von Olmütz verflossen; am 18. Jan. 1861 hatte der Prinz-Regent Wilhelm sich die Königskrone aufs Haupt gesetzt, bereits 63 Jahre alt, in den Jahren, in denen die Meisten die Hauptarbeit ihres Lebens schon hinter sich haben. Wer ahnte es damals, daß dieser greise Fürst fast noch ein Menschenalter die Krone tragen werde, wer ahnte es, eine wie reiche Lebensarbeit ihm noch bevorstand! Keine zwei Jahre später, im September 1862, trat der Mann als Minister an seine Seite, der als sein treuer Paladin seine große Lebensarbeit mit ihm theilte — Bismarck. Unter schweren inneren Kämpfen wurde das preußische Heer umgestaltet, so daß es fähig war, — jetzt erst fähig war, für Preußen und Deutschland auf den Plan zu treten, und alsbald hatte es seine Waffentüchtigkeit zu bewähren. Die Vergewaltigung Schleswig-Holsteins durch Dänemark im Jahre 1863, die widerrechtliche Einverleibung Schleswig-Holsteins in Dänemark ließ in ganz Deutschland das Nationalgefühl wieder aufflammen, das brennende Verlangen, alte Scharten auszuwetzen und zu beweisen, daß auch Deutschland fähig sei, sein Recht zu wahren. „Schleswig-Holstein stammverwandt, harre aus, mein Vaterland," so konnte man es überall hören, und von den Alpen bis zur Nordsee, in der Presse, in Vereinen und Versammlungen wurde der Kampf gegen Dänemark gefordert.

Und dieses Mal traten Preußen und Oesterreich, die Gegner von Olmütz, als Alliirte gemeinsam auf den Plan; als Waffenbrüder befreiten sie Schleswig-Holstein von Dänemark.

Beide hatten nun gemeinsam über ihre Eroberung zu verfügen. Verschiedene Ziele im Auge, hatten sich die früheren Gegner die Hand zum Bunde gereicht, gegenseitiges Bedürfniß hatte sie zusammengeführt, beide brauchten einander — aber die Allianz barg in ihrem Schoße den Keim der Zwietracht. Das habe in Deutschland zu geschehen, hatte Bismarck bei der Vertheidigung des Olmützer Vertrages gesagt, was Oesterreich und Preußen nach gemeinschaftlicher, unabhängiger Erwägung für vernünftig und politisch richtig hielten. Wie aber, wenn sie beide ganz etwas Anderes für richtig hielten? Wem gebührte dann das Recht, seine Pläne durchzuführen, Oesterreich oder Preußen?

Wohl hatten die österreichischen Habsburger oft siegreich das deutsche Schwert geschwungen, Jahrhunderte hatten sie die deutsche Kaiserkrone getragen, sie sahen die Leitung Deutschlands als ein Erbe ihrer Ahnen an.

Wie viel Gestalten aber schwebten aus dem Dunkel der Vergangenheit heran, die Oesterreich verklagten, weil es Interessen des deutschen Reiches den eigenen geopfert, sich der Pflichten gegen das Reich entledigt, weil es im Bunde mit Jesuiten die Glaubenseinheit aufzuzwingen, durch erzwungene Glaubenseinheit die Glaubensfreiheit und mit ihr die Geistesfreiheit in

Deutschland zu vernichten versucht hatte. — Durch seinen buntscheckigen conglomeraten Charakter, durch seine vielen außerdeutschen Interessen und außerdeutschen Länder, die es in Conflicte hineinzogen, an denen Deutschland kein Interesse hatte, schien es zur Führung und Einigung Deutschlands wenig geeignet. — Auch gegen Preußen legt manche Stimme aus der Vorzeit Zeugniß ab, aber wie so viele seiner Thaten wurden ihm bei seinem Rechtsanspruch auf die Führung Deutschlands Eideshelfer! — Wie war es einst der Fahnenträger Deutschlands in der Verbreitung deutscher Cultur nach Osten gewesen, wie der Vorkämpfer Deutschlands in den Zeiten des großen Churfürsten, des alten Fritz und zuletzt in den Freiheitskriegen vom Tage von Tauroggen an bis zu dem von Belle-Alliance; fast alle seine Länder waren deutsch, „es gab kaum ein deutsches Interesse, das nicht auch ein preußisches gewesen wäre".

Sybel faßt einmal schlagend und den Kern der Sache bezeichnend das Verhältniß beider zu einander in die Worte zusammen: „Kein Mensch und kein Staat kann seine Vergangenheit auslöschen, und wie seit hundert Jahren die Dinge gewachsen waren, fand Oesterreich das Gedeihen seiner Macht in der Zersplitterung Italiens und Deutschlands — Preußen aber das seine (wie Italien) in der Einheit des großen Vaterlandes" (Syb. IV, 128). So lagen die Dinge.

Darin lag Preußens Recht und Oesterreichs Unrecht bei der ganzen Frage, aber in den ersten Worten dieses Satzes „kein Mensch und kein Staat kann seine Vergangenheit auslöschen" — liegt auch die Aufforderung an den Darsteller, darin gerecht zu sein, daß er das von keinem der beiden Gegner, auch nicht von demjenigen, gegen den ihm Herz und Interesse Partei nimmt, verlangt.

Preußen, der stärkste protestantische Staat Deutschlands, hatte eine zu große Vergangenheit und eine zu ruhmvolle Geschichte gehabt, es hatte eine zu selbständige Stellung in der Welt eingenommen und war seiner ganzen Vergangenheit nach zur Lösung viel zu großer Aufgaben, deren es sich bewußt war, berufen, als daß es sich den Interessen und der Leitung eines anderen Staates überlassen, als daß es sich Oesterreich unterordnen konnte. Es konnte das nicht, ohne seine ganze Vergangenheit zu verleugnen, es durfte das nicht, wenn es sich selbst und seinen Aufgaben in der Welt getreu bleiben wollte.

Hierin liegt auch die Berechtigung des öfters gebrauchten, aber, wenn er so leichthin ausgesprochen wird, für Jeden, der vor einmal gemeinsam aufgerichteten Rechtsformen und übernommenen Verpflichtungen Achtung besitzt, verletzenden Satzes: Preußen könne sich nicht majorisiren lassen. — Dort, wo es sich nicht um Lebensfragen handelte, mußte es sich majorisiren

lassen, so lange der einmal auch von ihm anerkannte Bund bestand, so lange es sich nicht von ihm lossagte; dort aber durfte es das nicht, wo es sich um Lebensfragen handelte, um seine erkannten eigentlichen Lebensaufgaben. Preußen war in der glücklichen Lage desjenigen, der durch seine Vergangenheit und die ihm innewohnende Kraft berechtigt ist, in eine große Zukunft hinauszublicken, es war in der That nicht nur in der glücklichen Lage, daß sein eigener Fortschritt und sein Gedeihen zugleich ein Fortschritt in der Einigung Deutschlands, ein Gewinn für Deutschland war, und daß, was Preußen auf seiner Bahn hinderte, meist zugleich ein Hemmniß war für Deutschlands Erstarkung, sondern noch mehr, es war in der günstigen Lage, daß es nur dadurch seiner Vergangenheit und seinen Aufgaben gerecht werden konnte, wenn es sich die größten Ziele setzte, wenn es die große deutsche Frage zu lösen und die Zukunft Deutschlands zu gestalten unternahm. Es hatte darum ein Recht, an Deutschland Forderungen zu stellen, wo es nicht nur für sich, sondern auch für Deutschland zu fordern sich bewußt war, und es hatte das Recht und die Pflicht, entschlossen und, wenn es sein mußte, rücksichtslos auf seinem Wege vorwärts zu gehen, das Recht, durch eine rücksichtslos preußische Politik, da diese zugleich eine deutsche war, emporzusteigen und Deutschland mit sich zur Größe emporzuheben. Es mußte, so wie sich die Gelegenheit bot und der Gegner es ihm möglich machte, die Bande zerreißen, die es hemmten, und, wenn es nicht anders ging, in einem Kampf auf Leben und Tod den Gegner niederwerfen, der sich ihm auf dieser Bahn in den Weg stellte.

Unverbrüchlich blieb denn auch die preußische Politik, seit sie sich ihrer Aufgabe thatkräftig bewußt war, sei es im Frieden oder durch Krieg, auf die Erreichung ihres Zieles gerichtet, und dieses Ziel war: ein Fortschreiten Preußens, das zugleich mehr und mehr zu einem allmählichen oder plötzlichen Hinausdrängen Oesterreichs wurde aus der Stellung, die es besaß. Allerdings lag ein offensives Auftreten gegen Oesterreich Preußen fern — *so lange* als Oesterreich Preußen gewähren ließ; die preußische Politik ist auch nicht von jener Feindseligkeit, gar Gehässigkeit erfüllt, wie sie unter Schwarzenberg den Charakterzug der österreichischen bildete; sie geht nur ohne Rücksicht und Schonung für Oesterreich ihren Weg weiter. Aber Oesterreich wollte *behalten*, was es hatte und den bestehenden Zustand *erhalten*. Preußen wollte *ändern* und trieb durch sein rücksichtsloses Vorwärtsdrängen Oesterreich schließlich zum formellen Bruch des bestehenden Rechtes, und in so fern hatten die Gegner Preußens Recht, wenn sie beim Ausbruch des Krieges nicht die Rüstungen Oesterreichs, sondern die offensive (revolutionäre) — oder sagen wir auch im preußischen Sinne reformatorische — Politik

Preußens als den eigentlichen Grund zum Kriege bezeichneten. Es hieße die Thatsachen auf den Kopf stellen, wenn man das leugnen wollte, obgleich zugestanden werden muß, daß Oesterreich in der Empfindung, daß es sonst seine deutsche Stellung aufgeben und den Frieden eben als Frieden um jeden Preis bewahren müsse, schließlich aggressiv vorging und dem Faß den Boden ausschlug.

Fürst Bismarck hat vor einiger Zeit der Deputation des conservativen Vereins in Kiel gegenüber gesagt: Die Zertrümmerung alter Formen im Jahre 1866 im Kriege mit Oesterreich sei im Grunde mehr conservativ gewesen, als dies Verharren bei den Zuständen der Zerrissenheit; es sei der Werth des Alten, welcher vernichtet, und des Neuen, welcher errichtet werden sollte, abzuwägen gewesen — und es hätte sich darum gehandelt, den Rest deutschen Nationalgefühls, also etwas ganz Altes zu bewahren. „Die Einigung Deutschlands war eine conservative That, und ich stehe mit reinem Gewissen vor jedem Examen, das mir darüber aufgelegt werden könnte[1].“ Hier sind der „wahre“ und der „falsche“ Conservatismus, das heißt der innerlich berechtigte und der unberechtigte, einander gegenübergestellt — der wahre Conservatismus, der lebendige Kräfte, dem falschen Conservatismus, der überlebte Formen oder Sachen zu erhalten sucht.

Aber in diesem Sinne wird das Wort einmal nicht gebraucht, es ist eine sinnvolle und auch sachlich berechtigte Bezeichnung, aber doch eine Umprägung der üblichen Bedeutung des Wortes. In diesem Sinne war im Grunde die französische Revolution in vieler Hinsicht auch conservativ.

Wenn dieser Conservatismus als ein wahrer anerkannt werden darf, so war er doch damals in seiner ganzen Haltung — mochte er auch, klug und maßvoll sich beherrschend, den schließlichen formellen Rechtsbruch dem Gegner überlassen — dem Bestehenden gegenüber aggressiv[2]. Daß aber Oesterreich, unfähig und unlustig, die tiefen nationalen Interessen Deutschlands zu befriedigen, nur das unhaltbare Bestehende zu conserviren oder es nur im eigenen Interesse umzugestalten gedachte, „mochte aus Deutschlands Zukunft werden, was da wollte“, das war ein weiterer Rechtsgrund für Preußen, den Ausbau Deutschlands auf seine Weise zu leiten; für Oesterreich aber konnte es kein sittliches Recht geben, Preußen die Lösung einer Aufgabe zu

[1] Anfang 1891. Citirt nach der „St. Petersb. Zeitung“. Nähere Angaben in einem späteren Artikel. Anders freilich lauten Bismarcks Ausführungen über Reform und Revolution 17. December 1873 im Abgeordnetenhause; doch handelt es sich hier um Vorgänge innerhalb eines und desselben Staates.

[2] Besonders billig und zutreffend würdigt die Sache Biedermann, Dreißig Jahre deutscher Geschichte II, 441; dort finde ich auch eine ähnliche Erwägung über die preußische Politik, S. 443.

verwehren, die der Lösung dringend bedurfte, die es selbst aber weder lösen konnte, noch überhaupt ernstlich lösen wollte.

Dem ganzen Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland mußte bei dieser Lage der Dinge die innere sittlich politische Berechtigung fehlen. Dadurch war Oesterreich, weil es das Nothwendige und Berechtigte hindern wollte, im tiefsten Grunde unzweifelhaft der moralische Urheber des Krieges. Aber die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung zulassen und zunächst Preußen zu dieser Führerschaft in Deutschland heranwachsen lassen, bedeutete für Oesterreich ein endgiltiges Verzichten, ein Zurücktreten von der historischen Stellung des Kaiserstaates, von der großen leitenden Stellung, die es bisher in Deutschland, damit auch von der Stellung, die es bisher in Europa eingenommen, und zwar ein Verzichten zu Gunsten des alten Feindes und Rivalen. — Es kann das gar nicht scharf genug hervorgehoben werden: „kein Mensch und kein Staat *kann* seine Vergangenheit auslöschen", auch nicht frühere Größe und früheres Ansehen. — Nur dann aber wird man das Verhalten Oesterreichs und seine Politik billig beurtheilen, wenn man dessen eingedenk bleibt, daß ein solcher Verzicht auf das Erbe der Väter schwer ist, daß es eine schmerzliche Zumuthung ist, von einer Aufgabe (hier zwar nicht der Einigung — aber der Leitung Deutschlands), auf die man Gewicht gelegt und die als eine Ehre galt, zurückzutreten, in der Erkenntniß, ihr nicht mehr gewachsen zu sein, um sie in die Hände eines Anderen, und zwar des Rivalen, niederzulegen; nur dann wird man sie billig beurtheilen, wenn man es anerkennt, daß das Zugeständniß: ich habe meine Rolle in einer Jahrhunderte langen Entwickelung *ausgespielt* und *verspielt*, bitter ist, daß die klare Erkenntniß einer solchen Thatsache, die freiwillige, aufrichtige und durch die That bewiesene Anerkennung derselben im Leben der Staaten nicht häufig, sondern selten und etwas Großes ist. Es liegt etwas Großes, Herzbewegendes darin, und es war nicht etwas Selbstverständliches, wenn König Konrad I., der Franke, auf dem Sterbebette die Krone des Reiches in die Hände seines Gegners Heinrich legte und bekannte: „Die Zukunft des Reiches steht bei den Sachsen" — und Konrad I. starb kinderlos und dennoch bewundern wir seine Handlung Alle. Es wäre eine sittlich große und dabei weit blickende Politik gewesen, wenn Oesterreich, in Anerkennung der Sachlage und klarer Selbstbescheidung, freiwillig von seiner bisherigen Stellung zurückgetreten und dadurch den bisherigen Rivalen, diesen Pfahl in seinem Fleisch, in einen Freund verwandelt hätte, indem es seine leitende Stellung in Deutschland dem Gegner überlassen und aufrichtig anerkannt hätte: die Zukunft Deutschlands steht bei Preußen.

Steht es aber so, dann wird doch das Billigkeitsgefühl zum Wider-

spruch herausgefordert, wenn man es — und das geschieht auch durch das große v. Sybelsche Werk — als selbstverständlich behandelt, daß Preußen seine Forderungen, seine ja im Interesse Deutschlands liegenden Forderungen durchsetzte und Oesterreich das Nachsehen hatte. Ja, das war selbstverständlich, nothwendig und selbstverständlich, in demselben Sinne, in dem es selbstverständlich ist, daß das sittlich Berechtigte siegt und das Unberechtigte unterliegt, selbstverständlich in dem Sinne, in dem „der Lebende Recht hat" und in dem: von dem, der da nicht hat, noch genommen werden soll, das er hat, in dem es selbstverständlich ist, daß eine junge kraftvolle Generation den Anschauungen der alten gegenüber ihre Wege geht, ihre bessere Erkenntniß zur That macht und dabei wohl auch den Bau des scheidenden Geschlechtes zertrümmert. Es mag der jungen Generation, die sich zu ihren Zielen durchzuringen und ihren Streit zu kämpfen hat, verziehen werden, wenn sie im Kampfe für die Schmerzen der alten, über die sie hinwegzieht, wenig Empfindung hat; von der rückschauenden Geschichtsbetrachtung aber kann und muß verlangt werden, daß sie derselben eingedenk bleibt, und die Empfindung dafür läßt die Darstellung Sybels doch zu sehr vermissen, und so wird sein Urtheil über das Verhalten Oesterreichs mitunter unbillig und hart, obgleich wir in den Charakterschilderungen auch Persönlichkeiten der Gegenpartei mit Wohlwollen und wohlthuender Anerkennung gezeichnet sehen und der Verfasser bei seiner ganzen Darstellung sich bestrebt hat, „die im eigenen Lager vorgekommenen Fehler und Mißgriffe ohne Beschönigung einzugestehen, das Verhalten der Gegner aber gerecht und billig zu beurtheilen, oder mit anderen Worten: die Motive ihres Thuns nicht aus Thorheit oder Schlechtigkeit abzuleiten, sondern nach den historischen Voraussetzungen ihrer Stellung zu begreifen," weil „die Kämpfe von 1866 nicht ein willkürlich gemachtes Ergebniß persönlicher Leidenschaften waren, vielmehr aus dem unvermeidlichen Conflicte alter, durch Jahrhunderte herangewachsener Rechte mit den immer stärker heranwachsenden nationalen Bedürfnissen entsprangen". Da das Buch aber „hauptsächlich nach preußischen Staatsacten" gearbeitet ist und dem Verfasser die Acten der einen Partei in reicher Fülle, die der anderen nicht entfernt in gleicher Weise zu Gebote standen und ihm daher aus seinem Material die Gedanken und Anschauungen der einen Partei immer wieder lebendig entgegentraten, so konnte er dabei leicht in ihre Empfindungen und ihre Auffassung hineingezogen werden, um so mehr, als er sich mit ihr völlig auf einem Boden fühlte, von ihrem guten Recht durchdrungen und von der Freude an den großen Thaten erfüllt war, die sein Vaterland von Erfolg zu Erfolgen führte und aus politischem Elend zur Größe emporhob; es konnte ihn leicht der Ingrimm erfassen über eine Politik, die eigensüchtig

immer darauf aus war, diese große Entwickelung zu stören. Aber gerade um der Größe dieses ausgezeichneten Werkes willen, um der Unparteilichkeit willen, mit der der Verfasser die Thatsachen berichtet und meist für sich selber reden läßt, möchte man wünschen, daß er auch in seiner Beurtheilung der Empfindung des Gegners mehr Rechnung getragen hätte, und daß das Buch dadurch jene friedewirkende, das Gemüth überwindende Macht üben könnte, mit welcher die Gerechtigkeit geschichtlicher Darstellung nicht erbittert, sondern versöhnt. Es würde dann in noch höherem Grade den Charakter eines Siegels tragen, das die historische Wissenschaft mit ihrem suum cuique (Jedem das Seine) unter die Thaten der Vergangenheit setzt.

Kehren wir nun zu dem Conflict zwischen Oesterreich und Preußen zurück.

Zum Bruche zwischen den beiden gegen Dänemark alliirten Großmächten führte bekanntlich die Frage, was aus dem gemeinsam eroberten Schleswig-Holstein werden solle.

Das Urtheil wird hier, glaube ich, ähnlich ausfallen müssen, wie über das Gesammtverhältniß zwischen Oesterreich und Preußen. Durch gemeinsame Kämpfe beider Großmächte, durch von beiden gebrachte Opfer war Schleswig-Holstein befreit, ihnen beiden war es von Dänemark abgetreten, so erscheint es natürlich, daß die Eroberung auch ihnen beiden zu gute kam. Schleswig-Holstein, dessen Untheilbarkeit in den Streitigkeiten mit Dänemark eine solche Bedeutung gehabt, zu theilen, war nicht wohl möglich, wenn man sich auch später in der Verlegenheit diesem Auswege provisorisch zugewendet hat; eine so fern abliegende Provinz konnte Oesterreich nicht recht gebrauchen, eine Abtretung preußischen Landes aber, wie Oesterreich es wünschte, etwa der Grafschaft Glatz, als Entschädigung hielt König Wilhelm „mit Pflicht und Ehre unvereinbar"; und mag man über eine solche Rückgabe einst österreichischen Landes, die freilich unwahrscheinliche Zustimmung der Betroffenen vorausgesetzt, auch anders urtheilen, man wird „die Ehrenhaftigkeit dieser Gesinnung anerkennen müssen[1]". Eine andere, Oesterreich genehme Entschädigung war schwer zu finden. Die Oesterreich erwünschte Erhaltung des bisherigen Bundesrechtes zuzusagen, das zu zerreißen Preußen sehnlichst wünschen mußte — war unmöglich; es wäre selbstmörderisch gewesen, und eine Garantie für die außerdeutschen Länder Oesterreichs, eine Garantie für dessen italienischen Besitz zu übernehmen, hätte die gefährlichsten Conflicte, an denen Preußen gar kein Interesse hatte, über dasselbe heraufbeschworen. Geld aber anzunehmen, fand man wieder in Oesterreich der Würde des Staates nicht entsprechend.

[1] mit Kaiser Napoleon III., der diese Worte in Bezug auf die Verweigerung der Abtretung deutschen Landes an Frankreich brauchte.

Konnte nun Oesterreich für sein Anrecht an den Provinzen keinen directen Ersatz erhalten, so wollte es doch so über den neuen Erwerb verfügt sehen, wie es dem österreichischen Interesse entsprach. Da nun die Annexion oder der enge Anschluß des neuen Staates an Preußen eine Stärkung Preußens und damit, wie die Dinge damals lagen, eine Schädigung der deutschen Stellung Oesterreichs bedeutete, so wurde Oesterreichs Politik wesentlich von der eifersüchtigen Sorge bestimmt, daß Preußen die Provinzen nicht bekam und sie nicht von Preußen abhängig wurden[1].

Oesterreich wünschte daher die Errichtung eines neuen souveränen Kleinstaates unter dem von Oesterreich und Preußen bisher verworfenen, in der öffentlichen Meinung Deutschlands für berechtigt geltenden Herzog von Augustenburg, den die Schleswig-Holsteiner selbst mit jubelnder Anhänglichkeit als ihren rechtmäßigen Landesherrn ansahen.

Wenn das sich mit dem preußisch-deutschen Bedürfniß vereinigen ließ, wenn der Herzog auf eine Beschränkung seiner Souveränität, auf ein Verhältniß zu Preußen eingegangen wäre, wie Preußen es vorschlug, oder ein solches, wie es heute die deutschen Fürsten acceptirt haben[2], so wäre das die sympathischste und, wie mir scheint, die für Deutschland günstigste Lösung der Frage gewesen. Obgleich der Herzog durch die stillschweigende Zustimmung zu dem von seinem Vater gegen Geld geleisteten Verzicht meiner Meinung nach — mag juristisch das deutsche Fürstenrecht vielleicht eine andere Entscheidung fordern — jedes moralische Anrecht auf sein Erbe verloren hatte, so wäre eine solche Einrichtung dem Interesse Deutschlands, die Individualität der einzelnen Volksstämme zu conserviren, viel dienlicher gewesen, als die Aufsaugung dieser eigenartig entwickelten Bevölkerung in der preußischen Annexion, die doch als selbstsüchtige Gewaltthat von Unzähligen empfunden wurde und als solche noch in so manchem Herzen nachzittert, viel mehr geeignet, das Vertrauen zu wecken und zu stärken, das Vertrauen dazu, daß das suum cuique überall gewahrt werden solle. In finanzieller Hinsicht allerdings war, wie Sybel zeigt, die Annexion sowohl für die Herzogthümer selbst, wie für Deutschland, das bei Weitem Vortheilhafteste (Syb. IV, 81 ff.). Der eben erwähnte von Preußen geforderte enge militärisch-politische Anschluß dieses Kleinstaates an Preußen, eine solche Unterordnung desselben

[1] Auf preußischer Seite kannte man solche Erwägungen auch: „Wir können also," hatte Bismarck 10 Jahre vorher geschrieben, „abgesehen von allen übrigen in der orientalischen Frage liegenden Motiven für unsere Entschließungen, eine Vergrößerung Oesterreichs nur zugeben, wenn wir mindestens in demselben Maße wachsen" (25. Juli 1854).

[2] Das war doch wohl nicht, wie Oncken, Zeitalter des Kaisers Wilhelm. I, S. 508 meint, „genau" dasselbe. Vgl. auch die Forderungen, die 1866 an Sachsen gestellt und dann ermäßigt wurden.

unter Preußen wäre nun aber ein Fortschritt, ein bahnweisender Fortschritt zu einer Einigung Deutschlands unter preußischer Führung, wäre der Anfang einer neuen Union, ein wichtiger Schritt zur Lösung der deutschen Frage in preußischem Sinne gewesen, und so wollte Oesterreich nichts von einem solchen Verhältniß wissen und lehnte es entschieden ab, auf eine solche Einrichtung einzugehen, da das der Bundesverfassung, welche Souveränität aller Bundesglieder fordert, widerspreche. Da nun auch der neue Herzog, ebenso wie Oesterreich, eine solche Beschränkung seiner Souveränität entschieden verwarf, so zerstörte er damit seine Aussichten auf Einsetzung in Schleswig-Holstein. Unter den obwaltenden Umständen war es fast unzweifelhaft, daß der neue Herzog, von Oesterreich geschirmt, von Preußen sich in seiner Selbständigkeit bedroht fühlend, am Bunde österreichische — d. h. gegen Preußen gerichtete Politik getrieben hätte, und da waren nun König Wilhelm und sein großer Minister mit gutem Fug und Recht felsenfest entschlossen, eine preußenfeindliche Politik des neuen, durch seine geographische Lage für Preußen so wichtigen, feindlichen Angriffen so exponirten Staates, dessen Vertheidigung bei einem Kriege in erster Linie Preußen obgelegen hätte, auf keinen Fall zuzulassen. Die zukünftige Stellung dieses unter Opfern und bei der drohenden Einmischung des Auslandes unter großen Gefahren errungenen Gebietes, das in völliger Selbständigkeit für Militär und Marine nur wenig leisten konnte, das aber in der Hand eines Großstaates für die maritime und damit politische Stellung Deutschlands von ganz anderer Bedeutung werden mußte, denn als machtloser Kleinstaat, sollte eine solche sein, daß sie eine Stärkung Deutschlands und Preußens bedeutete und keine Schwächung. Das mußte die preußische Regierung, wenn auch Minderung ihrer Forderungen wohl möglich erscheint, verlangen; sie that nur ihre Pflicht damit. Entweder trat derjenige, der das Land erhielt, in ein festes, klar bestimmtes Verhältniß zu Preußen, oder er erhielt es überhaupt nicht, und dann erschien die Annexion durch Preußen — die den Gedanken König Wilhelms bei dem Kriege völlig fern gelegen — als die sich von selbst darbietende, ihm von verschiedenen Seiten, wie Sybel zeigt, zuerst von Napoleon, nahegelegte Lösung, und Bismarck erklärte diese auch für das wünschenswertheste Resultat.

Sollte aber Oesterreich, das gleichfalls für die Herzogthümer Opfer gebracht, ganz leer ausgehen, und wollte ihm Preußen nichts dafür bieten? Eines doch! eine dauernde, feste und loyale Allianz, wie sie sich soeben noch für beide Mächte bewährt hatte, aber — auf die preußischen Bedingungen hin, und diese waren: Gewährenlassen Preußens in den Herzogthümern, dann in Deutschland und für die fernere Zukunft, wie Bismarck in einer höchst interessanten persönlichen Correspondenz unter dem Schleier in bildlicher Redewendung dem österreichischen Minister Rechberg andeutet,

der Verzicht auf die Zusammengehörigkeit Oesterreichs mit Deutschland, deren Anerkennung Rechberg gerade als die Grundbedingung bezeichnet hatte, unter der allein Oesterreich sich in der Allianz wohlfühlen könne. Das war die Basis, auf der Oesterreich und Preußen dermaleinst gute Freunde werden konnten und es geworden sind, aber zunächst wurde damit als Lohn für einen Verzicht im Grunde die Forderung eines noch größeren Verzichtes geboten.

Es war natürlich, wenn sich das Herz der Oesterreicher dagegen empörte, daß nicht nur der Rivale den Preis der gemeinsamen Anstrengung allein verschlang, sondern daß die Eroberung Schleswig-Holsteins auch durch Oesterreichs Waffen dazu führen sollte, schließlich Oesterreich aus Deutschland hinauszudrängen, und das eben sollte man billiger Weise nicht verkennen. Diese Empörung war um so begreiflicher, als preußischerseits bei den Verhandlungen auch nach der Sybelschen Darstellung fast nirgends die Empfindung durchblickt, daß man dem Rivalen etwas zumuthe, wohl aber gelegentlich die eigenen Forderungen fast höhnisch als Concessionen hingestellt werden. Es ist aber doch kein sittlich berechtigtes Thun, das Gedeihen des Anderen zu hindern, weil man fürchtet, er könne Einem den Platz im Leben enger machen, und darauf ist die österreichische Politik gerichtet, geleitet von dem Gedanken, „daß Oesterreich schade, was Preußen nütze", und so war man auch in Preußen, wo man einherschritt, getragen von dem freudig stolzen Bewußtsein, große patriotische Aufgaben zu lösen, schwer gereizt durch die Feindseligkeit und die Winkelzüge einer um Deutschlands Wohl unbekümmerten selbstsüchtigen Politik.

Und dennoch, gerade um der politesse du coeur willen, welche die Gestalt des alten Kaisers Wilhelm so ehrwürdig macht, müßte man wünschen, daß hier in der preußischen Politik trotz alledem der Wunsch, auch dem Empfinden des Alliirten gerecht zu werden, mehr hervorgetreten wäre.

Aber es giebt noch ein Etwas, das stark für Preußen und gegen Oesterreich ins Gewicht fällt: Die preußische Krone hatte den Kampf geführt für Preußens Ehre und Deutschlands Recht, in dem Bewußtsein, daß sie Beides zu wahren habe, in dem Gefühle dessen, was sie sich selbst und was sie Deutschland schuldig sei, sie hatte ihn geführt, um Schleswig Holstein von Dänemark zu befreien. Oesterreich war mitgegangen, zwar auch um dänischem Unrecht entgegen zu treten, aber zugleich doch mit der Absicht, zu extreme Beschlüsse des Bundes und ein volles Resultat unmöglich zu machen, im Grunde auch, um die Provinzen dem Dänenkönig zu erhalten und Preußen daran zu hindern, daß es allein an der Spitze Deutschlands die Herzogthümer befreie. Der eine der beiden Rivalen hatte zwar für sich, aber zugleich für ein großes nationales Interesse gekämpft, der andere im

Grunde dagegen — jetzt erntete Jeder, was seine Thaten werth waren, ein Jeder erntete *seine* Saat.

Preußen trug die Beute davon zu Deutschlands Bestem, mit gutem Fug und Recht; Oesterreich hatte das Nachsehen auch mit gutem Fug und Recht. Wieder einmal die berufene Ironie der Geschichte, oder sagen wir lieber die ernste geschichtliche Nemesis, die hier als Themis mit gerechter Waage nicht den Schein, sondern den wahren Werth wägt, wieder einmal einer von jenen Momenten der geschichtlichen Entwickelung, die uns das Walten einer solchen durch die Geschichte schreitenden Gerechtigkeit ahnen lassen, jener Gerechtigkeit, die unsere Thaten oft in das Gegentheil dessen umschlagen läßt, was mit ihnen beabsichtigt war, und uns so zwingt, dem zu dienen, das wir nicht wollten, das aber ein gutes Recht hatte zu werden und zu bestehen. Es ging Oesterreich wie dem römischen Könige mit den sibyllinischen Büchern; der Preis, den es zu zahlen hatte, blieb immer derselbe, ob es viel, ob es wenig dafür erlangte: der unvermeidliche Verzicht auf die alte Stellung in Deutschland. Aber nirgends in der Welt war es vielleicht schwerer einzusehen, daß dieser Verzicht nothwendig sei, wenigstens forderte diese Erkenntniß nirgends so viel Selbstverleugnung als dort, wo man der unliebsamen Wahrheit fest ins Auge sehen und in klarer Selbstbescheidung die Buße für die Vergangenheit zahlen mußte. — Wo die Lage der Dinge, wie hier im Streite Oesterreichs und Preußens, es erheischt, daß Opfer gebracht werden, zumal solche, die großentheils durch das eigene frühere Verhalten auferlegt sind, da müssen sie verlangt und im Nothfalle erzwungen werden. Das Versöhnende liegt dann darin, daß das Opfer als solches anerkannt und als solches gewerthet wird.

Georg Rathlef.

Görgeis Waffenstreckung bei Vilagos am 13. August 1849,

geschildert von einem Augenzeugen.

Der am 30. November 1890 in Mitau verstorbene Baron Carl v. Fircks aus dem Hause Lesten hatte den russischen Feldzug in Ungarn im Gefolge des Generals Grafen Rüdiger mitgemacht und war bei der Capitulation Görgeis gegenwärtig gewesen. In seinem Nachlasse fand sich die nachstehende Aufzeichnung, die er bald nach dem folgenschweren Ereignisse gemacht. Wenn auch seitdem großartigere militärische Katastrophen und gänzlich veränderte politische Verhältnisse jene Begebenheit in den Hintergrund gedrängt haben, so wird doch der anschauliche und lebendige Bericht eines Augenzeugen über den denkwürdigen Vorgang, der damals die Aufmerksamkeit von ganz Europa erregte und das Schicksal Ungarns für lange Zeit entschied, auch heute noch auf das Interesse der Leser rechnen können; er bietet einen bemerkenswerthen Beitrag zur Geschichte jener bewegten Tage. Auch die der Erzählung beigefügten Schreiben Görgeis, die für die Kenntniß der Motive seines Handelns von Bedeutung sind, verdienen um so mehr Beachtung, als er selbst in seinen Denkwürdigkeiten nur kurze Resumés von ihnen giebt und sie sonst, so viel wir wissen, nicht veröffentlicht worden sind. Die Anmerkungen unter dem Texte rühren vom Herausgeber der folgenden Blätter her. H. D.

Ehe ich zur Schilderung dieses wichtigen Vorganges schreite, der den ungarischen Aufstand beendigte, wird es zweckmäßig sein, einen flüchtigen Ueberblick über die früheren Operationen des russischen Heeres zu geben und die Umstände hervorzuheben, unter welchen jenes Ereigniß stattfand.

Die Zusammenziehung der ganzen aus drei Armeecorps bestehenden Heeresmacht der Russen in Eperies, mit welcher der Feldzug begann, hatte zwar den Ungarn die Ueberzeugung aufgedrängt, daß es mit der russischen Intervention Ernst sei und das Lügengewebe der Umsturzpartei, die bemüht gewesen war, eine solche Intervention als unmöglich darzustellen, um das leichtgläubige Volk zu bethören, thatsächlich widerlegt. Doch da dieses mächtige Heer in dichten Massen, ohne sich zu vertheilen, in Ungarn vorrückte, so blieb den Insurgenten in dem ausgedehnten Lande noch Spielraum genug, um den Krieg in die Länge zu ziehen und die Möglichkeit, eine ihren Plänen günstige Wendung in der europäischen Politik, auf welche sie wohl stets gerechnet haben mögen, abzuwarten. Von Miskolcz aus war zwar das 4. russische Armeecorps unter Anführung des Generals Tscheodajew nach Debreczin abgeschickt worden und hatte diesen Heerd des Aufstandes, wo die provisorische Regierung ihren Sitz aufgeschlagen, ohne Schwertstreich besetzt[1]. Doch dieser Erfolg war in nichts entscheidend gewesen, da das ungarische Heer, die Hauptstütze des Aufstandes, noch in ungeschwächter Kraft dastand. Das 2. und das 3. russische Armeecorps waren unterdessen bis nach Hatvad vorgerückt, und Alles ließ erwarten, daß der Entscheidungskampf vor den Mauern von Komorn, wo der größte Theil des ungarischen Heeres sich befand, geführt werden würde. Doch Görgeis Ausrücken aus dieser Festung mit 40,000 Mann und die darauf folgende dreitägige Schlacht bei Waitzen[2], die mit einer vollkommenen Niederlage desselben endigte, hatten unerwartet dem Kriege eine neue Wendung gegeben, die unfehlbar zu einem schleunigen Ausgange desselben geführt hätte, wenn der Graf Rüdiger die nach dieser Schlacht unternommene Verfolgung des Feindes nicht nach zwei Tagen auf höheren Befehl hätte aufgeben müssen[3]. Görgei, der auf diese Art mit seinem zerrütteten Heere einer gänzlichen Vernichtung glücklich entronnen war, hatte von Losoncz aus die Richtung nach Süd-Osten eingeschlagen und seinen Uebergang über die Theiß, bei Tokai, trotz der Bemühungen bewerkstelligt, die der General Tscheodajew bei Miskolcz gemacht, um ihn in seiner Bewegung aufzuhalten. So den Russen zweimal glücklich entkommen, konnte sich Görgei wohl der Hoffnung hingeben, seine beabsichtigte Vereinigung mit den von Bem und Dembinski befehligten Streitkräften zu vollbringen. Doch zwei Ereignisse hinderten die Ausführung dieses Planes. Die Nachhut

[1] am 3. Juli 1849.

[2] am 15., 16., 17. Juli 1849.

[3] Am 19. Juli 1849 richtete Graf Rüdiger ein Schreiben an Görgei, worin er diesen zu Unterhandlungen aufforderte, um dem für die Ungarn aussichtslosen Kriege ein Ende zu machen. Abgedruckt bei Görgei, Mein Leben und Wirken in Ungarn II, 302. 1852. Görgeis Antwort vom 24. Juli in Beilage I.

seines Heeres nahm unter Nagi-Sandors Anführung unbedachtsamer Weise und gegen den ausdrücklichen Befehl des Oberbefehlshabers den ungleichen Kampf mit den bei Weitem überlegenen Russen vor Debreczin auf und ward gänzlich geschlagen[1]. Zu derselben Zeit hatten die Oesterreicher unter Haynaus Anführung Temeswar entsetzt und waren bis an die Grenzen Siebenbürgens vorgerückt, um Görgeis Vereinigung mit Bem und Dembinski zu verhindern.

Unter diesen mißlichen Umständen entschloß sich die provisorische Regierung von Ungarn, die sich nach Arad zurückgezogen hatte, zurückzutreten, um für ihre persönliche Sicherheit zu sorgen und ernannte Görgei zum Dictator, ihm damit die höchste Macht übertragend[2].

Bei dem inneren Zwiespalte, der bei den Insurgenten herrschte und ihre Kraft lähmte, und dem gänzlich zerrütteten Zustande ihres Heeres verzweifelte Görgei an der Möglichkeit, den Aufstand den vereinigten russisch-österreichischen Streitkräften gegenüber zu einem günstigen Ausgange zu führen und schlug daher den Weg der Unterhandlungen mit den Russen, zu welchen er mehr Zutrauen als zu den Oesterreichern hatte, ein. Zu diesem Zwecke sandte er drei Abgeordnete: den General Pöltenberg, den Oberstlieutenant Benetzky und den Hauptmann Grafen Bethlen, zum Grafen Rüdiger, der nach der Schlacht bei Debreczin in der Verfolgung der Feinde bis auf einen Tagesmarsch von Großwardie vorgerückt war. Der Graf nahm diese Abgeordneten, die ihn im Dorfe Antand trafen, sehr freundlich auf, zog sie zu seiner Tafel und unterhielt sich lange Zeit mit ihnen. Pöltenberg, ein Mann von einigen 30 Jahren, blond von Haaren, von mittlerer Statur und sehr einnehmenden, freundlichen Gesichtszügen, sprach mit sanguinischer Zuversicht die Hoffnung aus, der Kaiser von Rußland werde sich bewegen lassen, einzuwilligen, daß die Ungaren dem Großfürsten Konstantin die Krone und das Scepter übertrügen. Der junge Graf Bethlen, ein Mann von feinen, ausdrucksvollen und recht aristokratischen Gesichtszügen, schilderte uns in ergreifender Weise die schweren Leiden seines Vaterlandes Siebenbürgen und suchte den ungarischen Aufstand überhaupt und ganz besonders die Theilnahme früherer österreichischer Militärs an demselben zu rechtfertigen, indem er darauf hinwies, daß das Wiener Cabinet selbst auf die von Befehlshabern ungarisch-österreichischer Truppen an dasselbe im Winter von 1848 auf 1849 gerichteten Anfragen, was sie in diesem Augenblicke der gänzlichen Verwirrung zu thun hätten, um ihrer Pflicht nachzukommen, zu wiederholten Malen den Bescheid ertheilt habe, sie hätten Befehle nur vom ungarischen Ministerium in Pesth einzuholen und demselben Gehorsam zu leisten.

[1] am 2. August.

[2] am 11. August.

Der dritte der Abgeordneten Görgeis, der Oberstlieutenant Benetzky, ein Slovake von Geburt, sprach sich in seinen Unterredungen mit den russischen Officieren in einem durchaus revolutionären Sinne aus und flößte daher den Letzteren gar kein Vertrauen ein. Der Graf Rüdiger hatte unterdessen dem Feldmarschall Paskewitsch über die Unterhandlungsanträge Görgeis berichtet; nach zwei Tagen erhielt er die Weisung, die Unterhändler mit der Erklärung abzuweisen: die Russen seien nach Ungarn gekommen, um zu schlagen, nicht um zu unterhandeln[1].

Görgei stand mit seinem Heere in der Nähe von Arad, als ihm dieser Bescheid zukam. Vom Norden her war die Vorhut der Russen bis auf vier Meilen von dieser Festung vorgerückt; von Süd-Westen her zog Haynau mit dem österreichischen Heere heran, und Schlick stand mit seiner Division in unmittelbarer Nähe von Arad.

So von zwei Seiten bedrängt und in der Gefahr schwebend, vollkommen umzingelt zu werden, hatte Görgei nur die Wahl, in einem verzweifelten Kampfe gegen einen bei weitem überlegenen Feind sich nach Siebenbürgen durchzuschlagen und die Leiden seines Vaterlandes ohne gegründete Hoffnung auf einen günstigen Ausgang ins Unbestimmte zu verlängern, oder die Waffen vor den Russen zu strecken und sich dadurch den Schutz dieser Macht dem Rachedurste der Oesterreicher gegenüber zu sichern. Der Stimme der Menschenliebe und des wahren Patriotismus mehr folgend, als der des kriegerischen Ehrgeizes, entschloß er sich, das Letztere zu thun und schickte Abgeordnete an den Grafen Rüdiger, um ihm seine bedingungslose Unterwerfung anzutragen, mit dem ausdrücklichen Bemerken jedoch, daß seine Truppen bereit seien, die Waffen vor den Russen, nicht aber vor den Oesterreichern zu strecken; ehe sie sich zu Letzterem entschlössen, würden sie es vorziehen, sich bis auf den letzten Mann zu schlagen[2]. Der so gestellte Antrag ward angenommen und damit zugleich stillschweigend die Verpflichtung eingegangen, den sich in dieser Art ergebenden Insurgenten den Schutz Rußlands angedeihen zu lassen.

Am 1. (13.) August in der Nacht verließ nun der Graf Rüdiger in Begleitung seines Stabes Kis-Jenö, wo Görgeis Abgeordnete ihn getroffen hatten, um sich an den Ort zu begeben, wo die Waffenstreckung vollzogen werden sollte. Es war eine sternhelle Nacht, der Mond beleuchtete mit

[1] Diese Erklärung Paskewitsch' theilte Graf Rüdiger im Schreiben vom 28. Juli (9. August) Görgei mit. Abgedruckt bei Görgei II, 400.

[2] Görgeis Schreiben an Graf Rüdiger vom 11. August, Beilage II. In seinem dritten Schreiben vom 13. August, datirt Vilagos (Beilage III), legt Görgei dem Grafen Rüdiger die Bitten der Officiere seines Heeres wegen ihrer künftigen Behandlung zur Berücksichtigung vor.

seinem Silberscheine die unabsehbare, baumlose Ebene, die sich viele Meilen hin längs dem linken Ufer der Theiß erstreckt und die im Osten von den Ausläufern des Siebenbürger Gebirges begrenzt wird. Lautlose Stille herrschte unter dem Gefolge des Grafen, denn es nahte der verhängnißvolle Augenblick, der über das künftige Schicksal Ungarns entscheiden sollte.

Erwog man die geringe Zahl von Truppen, die der Graf Rüdiger in diesem Augenblicke zu seiner Verfügung hatte (sie mochte sich etwa auf 17,000 Mann belaufen), und die Stärke des Feindes, welche wenigstens das Doppelte betrug, so konnte man sich einiger Besorgniß nicht erwehren, da es den Ungarn ein Leichtes gewesen wäre, uns gänzlich aufzureiben, wenn sie treulos gegen uns hätten handeln wollen. Der durchaus ehrenhafte Charakter Görgeis ließ aber eine solche Besorgniß nicht ernstlich aufkommen, und so zog man getrost weiter. Wir hatten die malerische Kette der Vorberge Siebenbürgens in der Entfernung von einigen Meilen vor uns, als der östliche Horizont sich zu röthen begann und der Tag allmählich anbrach. Bald stieg die Sonnenscheibe in all ihrer Pracht hinter dem zackigen Rande der Bergkette hervor und beleuchtete die unermeßliche Ebene von Weideland, in welcher nur hier und da in weiter Entfernung von einander einzeln stehende Gebäude zu sehen waren. Vor uns lag, an den Fuß des Gebirges gelehnt, das Dorf Vilagos; oberhalb desselben thronte auf dem Gipfel eines hervorspringenden Berges eine Burgruine, die das Dorf gleichsam beherrschte. — Im Dorfe Zarand, das ungefähr eine Meile von letzterem entfernt ist, angelangt, erwartete der Graf Rüdiger das Eintreffen der ihm nachfolgenden Truppen. Als dieses geschehen, ward um einige Werste weiter in der Richtung nach Vilagos hin vorgerückt und an einem dazu für geeignet befundenen Orte Halt gemacht; hier wurden die Truppen in Schlachtordnung aufgestellt. Es verstrichen mehrere Stunden in der gespanntesten Erwartung. In der Ebene, in welcher wir uns befanden, war weit und breit weder ein Baum, noch ein Gebäude zu erspähen, in dessen Schatten man Schutz vor den brennenden Sonnenstrahlen hätte finden können; nirgends war Wasser zu finden, um den heißen Durst zu stillen. Endlich erhob sich in der Richtung nach Vilagos hin eine Staubwolke, die sich wie ein heller, breiter Saum dem Fuße des Gebirges entlang dahinzog; es war das ungarische Heer, das heranrückte. Bald darauf erblickten wir eine Schaar von 60 bis 70 Reitern, die sich uns näherte; es war Görgei mit seinem Gefolge.

Der Graf Rüdiger bestieg nun sein Pferd und ritt mit seinem Stabe dem feindlichen Anführer entgegen. Als die beiden Reitergruppen bis auf einige hundert Schritte sich einander genähert hatten, ward Halt gemacht. Krieger, die sich in mehreren blutigen Schlachten gemessen hatten und in heftigem Kugelregen begegnet waren, standen sich jetzt in geringer Entfernung

gegenüber, um ein Werk des Friedens zu vollbringen. Man betrachtete sich gegenseitig mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und mit Neugier. Die Ungarn in rothe, hellblaue und blaue Waffenröcke gekleidet und mit blauen Kalabreserhüten oder mit wohlkleidenden Mützen bedeckt, bildeten eine höchst bunte, aber zugleich malerische Gruppe. Aus ihrer Mitte ritt ein Mann von stattlicher Figur, in einen braunen ungarischen Rock gekleidet, das Haupt mit einem grauen Hute bedeckt, auf einem großen englischen Pferde im kurzen Galopp zum Grafen Rüdiger heran und begrüßte ihn militärisch; das war Görgei. Seine feinen regelmäßigen Gesichtszüge hatten einen Ausdruck von Milde und Sanftmüthigkeit, der in ihm den entschlossenen und unternehmenden Heerführer nicht hätte errathen lassen. Graf Rüdiger, die schmerzlichen Gefühle, die seinen Gegner in diesem Augenblicke beseelen mußten, wohl würdigend, reichte ihm freundlich die Hand und erklärte ihm sogleich, daß es ihm und seinen Officieren gestattet sein solle, ihre Seitengewehre zu behalten. Görgei ritt zu den Seinigen zurück, um ihnen dieses mitzutheilen; sie brachen in ein lautes Eljen-Rufen vor Freuden über diese Begünstigung aus. Nachdem hierauf Görgei sich nochmals dem Grafen genähert und sich mit ihm über die Art, in welcher die Waffenstreckung vollzogen werden sollte, verständigt, ritt er zu seinem Gefolge zurück, welches nun unter wiederholtem Eljen-Rufe in gestrecktem Galopp eine Schwenkung linksum machte und eilend davonritt, wie eine flüchtige Schaar von Beduinen. Die russischen Truppen, welche die feindlichen Waffen entgegennehmen und die Gefangenen geleiten sollten, wurden jetzt auf die hierzu ausersehenen Punkte geführt; die Ungarn stellten unterdessen ihre Armee in Schlachtordnung auf. Als dieses geschehen war, ritt der Graf Rüdiger in Begleitung seines Gefolges, welchem sich bald darauf Görgei mit dem seinigen anschloß, durch die Reihen des ungarischen Heeres. Den rechten Flügel desselben bildete die Infanterie; sie bestand größtentheils aus jungen Leuten neuen Aufgebots und war nicht vollständig uniformirt; ihre Haltung war keine streng militärische. Die Gewehre waren in Pyramiden aufgestellt, hinter welchen die Soldaten in Gruppen vertheilt standen; die meisten von ihnen schienen ziemlich theilnahmlos diesem Acte beizuwohnen. Weiber in großer Zahl mischten sich unter diese Gruppen. Hier und da sah man langbärtige Gestalten von finsterem Aussehen und in phantastischer Kleidung, die durch ihre ganze Haltung sich als Freischärler von reinem revolutionären Schrot und Korn zu erkennen gaben. — In zweiter Linie war die nahe an 150 Stücke starke Artillerie, die Hauptstärke des ungarischen Heeres, aufgestellt. Den linken Flügel bildete die Reiterei; sie war vollständig uniformirt, gut beritten und bestand größtentheils aus alten Soldaten; auf ihren Zügen sprach sich sichtlich der tiefe Schmerz aus, den sie bei diesem Vorgange empfanden.

Nachdem der Graf Rüdiger die Reihen des ungarischen Heeres durchritten hatte, wandte Görgei sich zu seinen Truppen, um Worte des Abschiedes an sie zu richten. Augenblicklich trat Todesstille in allen Reihen ein, Alles harrte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit der Worte, welche der Heerführer an die Seinigen richten werde; doch Thränen erstickten seine Stimme und „Lebet wohl!" war das Einzige, was er hervorzubringen vermochte. Aber diese zwei kurzen Worte reichten hin, um die tiefste Rührung hervorzurufen. Bärtige, rauhe Krieger, deren Wangen wohl keine Thräne seit den Jahren der Kindheit genetzt, weinten jetzt bitterlich. Ein Husarenofficier sprengte in diesem Augenblicke aus den Reihen des ungarischen Heeres hervor und drückte Görgei in warmen Worten die Gefühle unwandelbarer Anhänglichkeit aus, die seine Waffengefährten stets für ihn bewahren würden. Alsbald erhob sich aus allen Reihen des Heeres der laute anhaltende Ruf: „Lebe wohl, Görgei! lebe wohl!"

Nachdem hierauf die Russen die Waffen der Ungarn entgegengenommen, wurden letztere als Gefangene nach Kis-Jenö und Zarand abgeführt, wo sie unter russischer Bewachung bivakirten[1].

In dieser Art ward der feierliche Act vollzogen, welcher dem ungarischen Aufstande ein Ende machte[2]; in dem Augenblicke, wo er vor sich ging, sah wohl keiner der an demselben sich Betheiligenden den traurigen Ausgang voraus, zu welchem er führen sollte. Die blutigen Hinrichtungen zu Arad barg noch der undurchdringliche Schleier der Zukunft. — Es scheint, daß man russischerseits mit Zuversicht erwartete, die Verwendung des Kaisers Nikolaus werde hinreichen, um das Wiener Cabinet zur Milde gegen die Anführer des Görgeischen Armeecorps zu stimmen; in dieser Erwartung unterließ man es, an die Auslieferung derselben irgend eine Bedingung zu knüpfen, wozu man sich doch stillschweigend durch Annahme der in oben erwähnter Art angebotenen Unterwerfung verpflichtet hatte. Diese Unterlassung hat später 14 ungarischen Generalen das Leben gekostet; ihre Hinrichtung fand erst statt, nachdem die Russen Ungarn verlassen, weil das Wiener Cabinet es nicht gewagt hatte, sie im Beisein der letzteren zu

[1] Von Kis-Jenö richtete Görgei am 14. August das sehr bezeichnende Schreiben an den Commandanten der Festung Arad, welches in Beilage IV. abgedruckt ist. Dieses Briefes, der Damjanics zur bedingungslosen Capitulation am 17. August bestimmte, gedenkt Görgei nur ganz kurz a. a. O. 428, 435.

[2] Graf Rüdiger sah mit Recht in der durch ihn herbeigeführten Unterwerfung Görgeis und der ungarischen Armee einen seiner größten kriegerischen Erfolge. Er ließ 1850 den Act der Capitulation durch ein großes Gemälde verewigen, auf dem die handelnden Personen genaue Porträtähnlichkeit zeigen. Nach seiner testamentarischen Verfügung wurde das Bild dem kurländischen Provinzialmuseum in Mitau übergeben, wo es seit 1856 aufgestellt ist.

vollziehen. Als die Trauerbotschaft in Warschau eintraf, erhob sich unter allen russischen Generalen, die am Feldzuge theilgenommen, einstimmige Mißbilligung gegen die maßlose Strenge der österreichischen Regierung, die nur die Generale des Görgeischen Armeecorps traf, während die Insurgenten-Anführer, die sich in Komorn ergeben hatten[1], mit einer bloßen Landesverweisung davonkamen. Mit Recht beschuldigte man daher das Wiener Cabinet, daß es inconsequent gehandelt und nur aus gekränkter Eitelkeit so unerbittlich streng gegen diejenigen Anführer verfahren sei, die sich den Russen ergeben hatten.

Beilagen.

I.

Arthur Görgeis erstes Schreiben an den Grafen von Rüdiger (vom 24. Juli 1849).

Das geehrte Schreiben, welches Sie in der menschenfreundlichen Absicht, dem Blutvergießen ein Ende zu machen, an mich gerichtet, giebt mir eine erwünschte Gelegenheit, Ihnen zu der Pünktlichkeit und der Tapferkeit, mit welcher Ihre Truppen Ihre Anordnungen vor unseren Augen ausgeführt haben, zu gratuliren und Ihnen zugleich die Versicherung zu geben, daß ich durchaus nicht abgeneigt wäre, auf ehrenhafte Bedingungen hin sogleich die Hand zum Frieden zu bieten, wenn es sich nur darum handelte, mich und die von mir befehligten Truppen aus einer uns von allen Seiten her bedrohenden Gefahr zu retten. Aber es handelt sich darum, mein unglückliches, von Gefahren bedrohtes Vaterland, dessen politische Existenz der Kaiser von Oesterreich und seine nächste Umgebung ungerechter Weise und dem geleistetem Eide zuwider zu vernichten bemüht sind, zu retten. Seine Majestät der Kaiser von Rußland, durch falsche Berichte über das, was der größere und bessere Theil Ungarns wollte und will, wahrscheinlich irregeleitet, hat jenem die Hilfe Seines mächtigen Armes angeboten.

Bei der Heiligkeit des hohen Zieles, dem wir unser Leben geweiht, müssen Sie selbst, als Mann von Ehre und als tapferer Krieger, erkennen, daß jede kleinliche Rücksicht auf unser eigenes Wohl bei Seite bleiben muß; daß wir als Ehrenmänner kämpfen müssen, bis unsere friedlichen Mitbürger gegen die Gefahr der Unterjochung geschützt sind, oder bis wir im ungleichen Kampfe rühmlich zu Grunde gehen.

---

[1] Komorn, wo Klapka den hartnäckigsten Widerstand geleistet hatte, ergab sich erst am 27. September.

Dies ist meine Antwort als Krieger und als Anführer der mir von der Regierung anvertrauten Truppen.

Ich hoffe, jeder ungarische Truppenanführer denkt wie ich, hieraus aber können Sie leicht schließen, daß es schwer halten wird, Ungarn durch abgesonderte Unterhandlungen mit den verschiedenen Truppenanführern zu beruhigen.

Wenn Sie aber wirklich Ungarn zu schonen und dieses arme Land für die Zukunft vor den Schrecknissen des Krieges zu bewahren wünschen, und wenn Seine Durchlaucht Ihr Vorgesetzter es für angemessen erachten sollte, mich von den Bedingungen in Kenntniß zu setzen, unter welchen Ungarn mit dem Kaiser von Rußland Frieden schließen könnte, so würde ich es für meine heilige Pflicht halten, Wege zu geheimen Verhandlungen zwischen Sr. Durchlaucht Ihrem Vorgesetzten und der ungarischen Regierung offen zu halten und dieselben zu erleichtern.

Die Lage Ungarns genau kennend, kann ich Rußland in diesem Falle die Aussicht auf einen günstigeren Erfolg zusichern, als es der sein würde, den es nach bedeutendem Blutvergießen und sogar nach der Bezwingung Ungarns erlangen könnte.

Der Kaiser von Rußland gilt allgemein für gerecht, ich bin derselben Meinung; aber dann haben nur lügenhaften Berichte ihn dazu bringen können, seine tapferen Truppen zur Unterjochung eines Volkes herzugeben, welches sein eigener König durch wiederholten Verrath zum verzweifelten Kampf auf Tod und Leben für die Sicherung seiner gesetzlichen Existenz gezwungen hat.

Welches auch die Folgen dieser Zeilen sein mögen, nehmen Sie die Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung entgegen, welche mir Ihr menschenfreundliches Verfahren gegen uns, die bisher nur die beispiellose Grausamkeit der österreichischen Generale erfahren hatten, eingeflößt hat.

II.

Schreiben Arthur Görgeis an den Grafen von Rüdiger, datirt Alt-Arad, den 11. August, 9 Uhr Abends.

Sie kennen gewiß die traurige Geschichte meines Vaterlandes. Ich verschone Sie demnach mit einer ermüdenden Wiederholung aller jener auf unheimliche Weise zusammenhängenden Begebenheiten, welche uns immer tiefer in den Verzweiflungskampf, erst um unsere legitimen Freiheiten, dann um unsere Existenz verwickelten.

Der bessere und, ich darf behaupten, auch der größere Theil der Nation, hat diesen Kampf nicht leichtsinnig gesucht, wohl aber mit Hilfe vieler Ehrenmänner, welche zwar nicht der Nation angehören, durch ihre

Verhältnisse zu derselben jedoch mit darin hineingezogen wurden, ehrlich, standhaft und siegreich bestanden.

Da gebot es die Politik Europas, daß Seine Majestät der Kaiser von Rußland mit Oesterreich sich verbinde, um uns zu besiegen und den ferneren Kampf für Ungarns Verfassung unmöglich zu machen.

Es geschah!

Viele der echten, wahren Patrioten Ungarns haben dies vorausgesehen und warnend vorausgesagt.

Die Geschichte unserer Tage wird es einst enthüllen, was die Majorität der provisorischen Regierung Ungarns dazu bewog, ihr Ohr vor jenen warnenden Stimmen zu verschließen.

Die provisorische Regierung ist nicht mehr.

Die höchste Gefahr hatte sie am schwächsten gefunden.

Ich, der Mann der That, aber nicht der vergeblichen, erkannte ein ferneres Blutvergießen als unnütz, als unheilbringend für Ungarn, wie ich dies bereits im Beginn der russischen Intervention erkannte: ich habe heute die provisorische Regierung aufgefordert, unbedingt abzudanken, weil ihr Fortbestehen die Zukunft des Vaterlandes nur von Tage zu Tage trüber, bedauernswerther gestalten könne.

Die provisorische Regierung erkannte dies und dankte freiwillig ab, die höchste Gewalt in meine Hände niederlegend.

Ich benutze diesen Umstand nach meiner besten Ueberzeugung, um Menschenblut zu schonen, um meine friedlichen Mitbürger, welche ich ferner zu vertheidigen zu schwach bin, wenigstens von dem Elende des Krieges zu befreien, indem ich unbedingt die Waffen strecke und dadurch vielleicht den Impuls gebe, daß die Führer aller von mir getrennten Abtheilungen der ungarischen Streitmacht, gleich mir erkennend, daß dies gegenwärtig für Ungarn das Beste sei, in Kurzem das Gleiche thun.

Ich vertraue hierbei auf die vielgerühmte Großmuth Sr. Majestät des Zaren, daß er so viele meiner braven Kameraden, welche durch die Macht der Verhältnisse, als frühere österreichische Officiere, in diesen unglücklichen Kampf gegen Oesterreich verwickelt wurden, nicht einem traurigen, ungewissen Schicksale, und die gebeugten Völker Ungarns, welche auf seine Gerechtigkeitsliebe bauen, nicht wehrlos der blinden Rachewuth ihrer Feinde preisgeben werde. — Es dürfte ja vielleicht genügen, wenn ich allein als Opfer fiele.

Diesen Brief adressire ich an Sie, Herr General, weil Sie es waren, der mir zuerst Beweise jener Achtung gab, welche mein Vertrauen gewonnen.

Beeilen Sie sich, wenn Sie fernerem unnützen Blutvergießen Einhalt thun wollen, den traurigen Act der Waffenstreckung in der kürzesten Zeit,

jedoch der Art möglich zu machen, daß er nur vor den Truppen Seiner Majestät des Kaisers von Rußland stattfinde, denn ich erkläre feierlich, lieber mein ganzes Corps in einer verzweifelten Schlacht, gegen welche Uebermacht immer, vernichten zu lassen, als die Waffen vor österreichischen Truppen unbedingt zu strecken.

Ich marschire morgen, den 12. August, nach Vilagos, übermorgen, den 13. August, nach Boros Jenö, den 14. nach Beel, welches ich Ihnen aus dem Grunde mittheile, damit Sie sich mit Ihrer Macht zwischen die österreichischen und meine eigenen Truppen ziehen, um mich einzuschließen und von jenen zu trennen. — Sollte dieses Manöver nicht gelingen und die österreichischen Truppen mir auf dem Fuße folgen, so werde ich ihre Angriffe entschieden zurückweisen und mich gegen Groß-Wardein ziehen und auf diese Weise die kaiserlich russische Armee erreichen, vor welcher allein sich meine Truppen bereit erklären, die Waffen freiwillig niederzulegen.

Ich erwarte Ihre geehrte Antwort und zwar in der kürzesten Frist und schließe mit der Versicherung meiner unbeschränkten Hochachtung.

III.

Arthur Görgeis drittes Schreiben an den Grafen Rüdiger (Vilagos, den 13. August).

Indem ich mit den von mir befehligten ungarischen Truppen die Waffen freiwillig vor den Truppen Sr. Majestät des Kaisers von Rußland strecke und mich mit meinen tapferen Kameraden ohne Bedingungen unterwerfe, halte ich es für Pflicht, Ihnen, Herr General, unsere bescheidenen Wünsche vorzulegen und Sie ergebenst zu ersuchen, uns zur Gewährung derselben Ihre Mitwirkung bei Sr. Durchlaucht, Ihrem Vorgesetzten, und bei Sr. Majestät dem Kaiser von Rußland nicht zu versagen.

Die Bitten meiner Kameraden gehen dahin:

1) daß sie nicht den Oesterreichern wie Verbrecher ausgeliefert würden, denn diejenigen unter ihnen namentlich, die früher im österreichischen Dienste gestanden, hätten dann zu fürchten, daß man mit ihnen in einer Art verführe, die ihr Leben und wohl gar ihre Ehre gefährden könnte;

2) daß alle Officiere die Erlaubniß erhielten, ihre Seitengewehre zu tragen, wogegen jeder von ihnen sein Ehrenwort geben würde, von dieser Gunst keinen Mißbrauch während der Gefangenschaft zu machen;

3) daß denjenigen von ihnen, die in russische Dienste zu treten wünschten, diese Bitte nicht abgeschlagen würde;

4) daß das bewegliche Eigenthum eines Jeden, der sich freiwillig unterwirft, wie z. B. das Gepäck, die Pferde und dergleichen mehr, den Eigenthümern gnädigst verbleibe;

5) daß, wenn durch eigenmächtigen Beschluß der österreichischen Regierung das ungarische Papiergeld entwerthet werden sollte, uns die Möglichkeit gegeben würde, dasselbe gegen cursirendes Geld einzuwechseln, denn sonst würden wir, da wir kein anderweitiges Geld haben, sogleich den bittersten Sorgen wegen unseres Unterhaltes ausgesetzt sein.

6) Da uns das bevorstehende Schicksal Ungarns nicht bekannt ist und da es möglich ist, daß alle, die an diesem Kampfe Theil genommen, das Schaffot oder im günstigsten Falle die Verbannung erwartet, wenn Se. Majestät der Kaiser von Rußland, den, wie bekannt, Großmuth und Gerechtigkeitsliebe beseelen, Ungarn Seine mächtige Fürsprache versagte, so wagen wir es alle zusammen, nicht nur für uns selbst, sondern auch für alle unsere Mitbürger um diese großmüthige Fürsprache Sr. Majestät des Kaisers zu bitten, damit das arme, so vielfach schon heimgesuchte Land nicht noch neue Leiden zu erdulden habe.

Zugleich mit uns unterlegen viele Personen vom Civilstande zur Beruhigung ihres Vaterlandes freiwillig die Entscheidung über ihr Schicksal dem Wohlermessen Sr. Majestät des Kaisers von Rußland. Diese Personen des Civilstandes werden in Vilagos bleiben und dort das Eintreffen einer kais. russischen Commission erwarten, die beauftragt wäre, ihre Personen sowohl, wie auch das sich dort befindende Staatseigenthum in Empfang zu nehmen.

IV.

Abschrift des von Arthur Görgei an den Herrn von Damjanics, Commandanten der Festung Arad, gerichteten Briefes.

Kis-Jenö, den 14. August 1849.

Lieber Freund Damjanics!

Wozu ich mich nach reifer Ueberlegung entschlossen hatte, dies habe ich gestern durchgeführt. Alles, was unter meinem Commando stand, und eine Menge Abtheilungen, welche erst nachträglich sich unter mein Commando meldeten, haben unbedingt die Waffen gestreckt und erfahren nun eine Behandlung, welche uns überrascht, beinahe beschämt; denn versuche ich es, den umgekehrten Fall anzunehmen, so glaube ich kaum für ein so charmantes, chevalereskes Benehmen aller unserer Officiere gegen feindliche Kriegsgefangene unbedingt garantiren zu können. Ich theile Dir dies mit, weil es Dir vorläufig das Interessanteste sein muß. Und nun gehe ich zur Antwort auf Dein Schreiben über, welches ich durch Deine beiden Parlamentäre erhielt und dem General Grafen von Rüdiger mittheilte. — So wie Du, wollte auch ich Bedingnisse machen, und die höfliche zwar, aber ganz bestimmte Antwort war: „Die kais. russische Armee sei nicht nach Ungarn gekommen,

um zu unterhandeln, sondern um zu schlagen" — und dieselbe Antwort gilt auch Dir und allen anderen Truppen- und Festungscommandanten. Es bleibt also jedem unserer Commandanten überlassen, zu erwägen, welche Pflicht heiliger sei, ob die, für seinen persönlichen Ehrgeiz bedacht zu sein und demselben das Leben und die Gesundheit von Vielen zu opfern, oder ob die, das Vaterland und die friedlichen, unglücklichen Bewohner desselben vor fernerer Kriegsnoth zu bewahren.

Meine Ansicht und die der Tapfersten unter meinen Kameraden ist es, daß wir gar keine Pflicht mehr zu erfüllen haben, als die, unserem armen, vielbedrängten Vaterlande alle Leiden zu ersparen, für welche wir ihm gar keine Entschädigung mehr zu bieten im Stande sind. Ueberlege dies und glaube mir, daß ich die traurige Erfahrung gemacht habe, wie gerade diejenigen, welche sich im Momente der Gefahr am feigsten benehmen, in ähnlichen Momenten, wo sie keine Gefahr mehr zu befürchten haben, das größte Maul machen.

Der Ausspruch Seiner Hoheit des Herrn Feldmarschalls Fürsten Paskewitsch ist, daß er keine Bedingnisse in vorhinein annehmen könne, daß er aber glaube, das Vertrauen der Festungsbesatzung durch die Art, wie wir behandelt werden, verdient zu haben. In Unterhandlungen könne Se. Hoheit sich schon deshalb nicht einlassen, weil es Ihm dann unmöglich wäre, das österreichische Cernirungscorps durch ein russisches zu remplaciren, was in dem Falle einer unbedingten Uebergabe der Festung an die Truppen Seiner Majestät des Zaren leicht geschehen könne und müsse.

Ich darf Dir, dem Commandanten der Festung, weder befehlen, noch rathen; ich darf Dich höchstens bitten, Du möchtest Dein Herz mehr der Humanität, als dem Ehrgeize öffnen.

Das Spiel.

Ein bedeutender Psychologe der Neuzeit hat die auch von anderen Seiten bestätigte Behauptung ausgesprochen, daß die allgemeine Glücklosigkeit überraschend zugenommen habe, daß die Summe derjenigen Individuen, welche subjectiv glücklich, d. h. welche zufrieden sind, eine weit geringere ist, als in früheren Generationen. Es muß diese Beobachtung um so mehr wunder nehmen, als die objectiven Quellen für irdisches Glück, die Güter dieser Erde, durch die gewaltigen Fortschritte der Technik und der Naturkenntniß im höchsten Grade gesteigert worden sind und als die sog. Wünsche der Völker, die Bestrebungen des Zeitgeistes, wenigstens in viel höherem Maße Erfüllung gefunden haben, als dieselbe vergangenen Zeitaltern zu Theil geworden ist.

Blickt man aber tiefer in das Getriebe des menschlichen Lebens hinein, so wird man nicht umhin können, mit der Berechtigung dieser Behauptung auch deren innere Gründe zu erkennen. Jede Zeit hat ihren Kummer und ihre Sehnsucht. Während eine frühere Periode, abgestoßen von dem Treiben des öffentlichen Lebens, unbefriedigt von den kleinlichen Interessen der Straße und des Hauses, sich der sog. Europamüdigkeit ergab und bei den Wilden als „besseren Menschen" die Reinheit der Empfindungen und Seelentriebe zu finden glaubte, welche sie bei den Angehörigen der eigenen Heimath vermißte, während damals die Rückkehr zu der „reinen Natur", wie sie Rousseau und viele Andere lehrten, das Losungswort der Weltflüchtigen wurde und sie in die Robinsoniaden, die Insel Felsenburg und zusammen mit Paul und Virginie in die erträumten Reize phantastischer Einöden hineintrieb — hat die heutige Zeit die Vergeblichkeit dieser Flucht längst eingesehen und sich in die ihr jetzt viel sympathischere Arbeit am öffentlichen Leben, an

Staat und Familie, Kirche und Schule mit aller Macht, mit ihrem ganzen Denken und Sein hineingeworfen, dabei aber eine neue Krankheit erzeugt, welche in viel schlimmerem Grade wüthet, als einst die Weltflucht der Europamüden. Während es damals die Leere des Lebens war, welche die Sehnsucht nach anderweitiger Ausfüllung hervorrief, welche die Menschen nur in der Fata Morgana der Phantasie ein geträumtes Glück finden, die Romantiker nach der „blauen Blume" suchen ließ, deren Anschauen das ewig unbefriedigte Sehnen der Seele ausfüllen würde und endlich in der grollenden Weltverachtung von Lord Byrons Childe Harold ihren Gipfelpunkt erreichen ließ — ist es heute gerade die Ueberreizung durch das Leben, welche das Streben nach Ruhe um jeden Preis, nach Ausspannung aus dem aufreibenden Joche der Weltarbeit, nach Freiheit von den Frictionen der Berührungen mit den Nächsten — wie sie Fürst Bismarck genannt hat — hervorgerufen hat. Wir sind alle Glieder einer Maschine geworden, die uns nicht mehr losläßt. Immer geringer wird die Zahl der Einzelnen, welche sich von den Drehungen des Weltenrades freizumachen vermögen. Das Gefühl der Verantwortlichkeit, dieser Mörder des Schlafes und des Seelenfriedens, ist mit der größeren Theilnahme an den Pflichten des Ganzen gewachsen, und mit der größeren Möglichkeit, sich die äußeren Bedingungen des Lebens selbst zu gestalten, wächst auch die Sorge um die Zukunft aller derer und alles dessen, welche Einem anvertraut sind.

Vergebens flieht das ermüdete Kind der Neuzeit, wenigstens zeitweilig, wenn die Natur durch verdoppelten Reiz es ladet, den Schauplatz seiner bisherigen Thätigkeit. Wohl ändert sich seine Umgebung, und statt auf Haus und Straße, Schule und Behörde, fällt sein Blick auf Wald und Flur, Gebirge und Meer. Hinter ihm schlagen die Büsche der Waldeinsamkeit, jenes Universalmittels der Müden, jenes vielbesungenen Seelenrecepts der romantischen Schule, zusammen — aber mit ihm geht immer er selbst, seine Sorgen und sein Streben und vor Allem der für die Jetztzeit wesentlichste Körpertheil des Menschen: seine Nerven. Sie vertrugen nicht die Ruhelosigkeit seines Alltagslebens, sie fuhren auf, wenn in dasselbe ein neuer, fremder Ton gleich einem Weckruf zu neuer Arbeit, zu neuer Verantwortlichkeit hineindrang, wenn der Schrei eines Kindes, das Anschlagen eines Klaviers, der Laut einer fremden Stimme die Concentrirung der Arbeit unterbrach — aber sie vertragen auch nicht die Arbeitlosigkeit des Ferienlebens, die Thatenlosigkeit der Natur. Wohl sehnen sie sich nach dem Aufhören der Sorgen der Verantwortlichkeit, nach der Stillung der Denkschmerzen. Aber nicht in dem Aufhören der Thätigkeit, nicht in dem Freisein von Gedanken liegt die Erlösung. Das Ungestörtsein, die Ataraſſia der Griechen, uns hilft sie nichts mehr, die stets der Hauptstörenfried begleitet, wir selbst.

Ein wirklicher Sieg, eine wahre Ueberwindung dieser zehrenden Nervenkrankheit, welche den Gang unseres Uhrwerkes so lange beschleunigt, bis sie dasselbe aufreibt, wird nur demjenigen geboten, welcher erkennt, daß alle die Thätigkeit, alle die Interessen des Tages vorübergehende sind und keinen Selbstzweck besitzen, welcher sich stets des alten Liedes bewußt bleibt: „Ich bin ein Gast auf Erden!"

Aber vorübergehend kann uns eine Thätigkeit von den Schmerzen unserer Arbeit und unserer Gedanken befreien, welche wir — wie vieles andere Herrliche — unseren Kindern abgelauscht haben, eine Thätigkeit, welche uns aus dem Leben der Zeit herausreißt, den äußerlichen Zwecken des Lebens entfremdet und sich selbst dabei einen Phantasiezweck erschafft, welche frei von Verantwortlichkeit und doch reich an Interesse für denjenigen bleibt, dem Denken und Phantasiren an sich, ohne greifbare Errungenschaften noch Freude macht. Diese Thätigkeit ist das Spielen. Hier ist zugleich zeitweilige Ausfüllung für den, der sich leer fühlt, und zeitweilige Ausspannung für den Nervösen. Hier herrscht Ruhe gegenüber den Sorgen der Existenz und doch Arbeit genug, um selbstquälerische Gedanken fern zu halten. Das Spiel an sich ist weder so geringfügig, um die Beachtung des ernsten Menschen nicht zu verdienen, noch so unmoralisch, um aus dem Reiche der erlaubten Sitte verwiesen zu werden. Es ist die naturgemäße Reaction gegen das Ueberwuchern irdischer Interessen und die berechtigte Erholung von der Arbeit im Dienste dieser Welt. Gerade die Jetztzeit, welche im Gegensatze zu der beständig im Spiel der Phantasie lebenden Zeit Jean Pauls leicht an Nichtachtung dieser „unwürdigen" Thätigkeit laborirt, welche, wie wir sehen werden, das Spiel vielfach in eine irdische Arbeit verwandelt und deshalb in die große Maschine des Weltgetriebes einzugliedern versucht hat — so das Spiel in sein Gegentheil umbildend — kann nicht genug auf die wahre Bedeutung desselben und auf seine schöne Mission verwiesen werden.

Es ist nicht richtig, wenn man, wie häufig geschieht, das Spiel als die zwecklose Thätigkeit in einem Reich der Phantasie definirt. Denn jedes Spiel, das Spiel der Kinder wie der Erwachsenen, hat stets seinen Zweck. Nur macht es sich ihn selbst, nur gehört der Zweck mit zu dem phantastischen Gebäude, welches die Muse des Spiels geschaffen hat. Das Kind setzt sich in allen seinen Spielen stets einen Zweck, welchem es dann mit ganzer Seele nachjagt, mag derselbe nun in dem Auffinden des versteckten Kameraden oder in dem Errathen der gestellten Aufgabe ꝛc. bestehen. Und auch der Erwachsene, dessen Spiele regelmäßig in unter bestimmten Bedingungen sich abspielenden Wettkämpfen mit Genossen bestehen — er hat stets einen Zweck, nämlich den, das Spiel zu gewinnen, sonst — versteht er nicht zu spielen. Nur darf der Zweck des Spiels nicht ein sog.

ernster Zweck sein, d. h. er darf nicht zu der Arbeit des Berufs der Spieler gehören, nicht im Zusammenhange mit deren Stellung in der Maschine der Welt stehen. Das Spiel darf nicht dieselben Sorgen, dieselbe Verantwortlichkeit wachrufen, von denen es befreien will, es muß bleiben, was es in der Kindheit war: eine Oase in dem trockenen und heißen Dasein der Welt.

Daher wird es je nach der Entwickelung und den inneren Bedürfnissen verschiedene Formen annehmen müssen, um das Interesse des Spielers zu erregen und wachzuhalten. Das Kind lebt noch im reinen Reich der Phantasie. Ihm gestaltet sich das ganze Leben zum Spiel, das Kissen zur Puppe, der Stuhl zum Soldaten, das ganze Haus zum Zauberschloß. Je unähnlicher die Wirklichkeit dem geträumten Object ist, je mehr die eigene Phantasie hinzuthun muß, um das letztere herzustellen, um so lieber wird es dem Kinde, um so freier disponiren seine Spiele über die Sache, und gern läßt es die theure, bis zur höchsten Menschenähnlichkeit ausstaffirte Puppe stehen, um zum alten „Kissenkinde" oder unwickelten Holzscheit zurückzukehren. Hier findet es seine eigene Domäne, die nicht durch störende Rücksichten auf die Wirklichkeit, auf die Zerbrechlichkeit der Sache, auf die Fertigkeit der der Phantasie gar nicht mehr bedürftigen modernen Production der freien Willkür des Kindes entzogen wird. — Je älter es ist, desto mehr verlangt das Kind nach wirklicher Thätigkeit im Spiele, nach Befriedigung irgend eines Triebes, nach Ausfüllung irgend eines Platzes in der Seele. So beginnen denn die Concurrenzspiele der Jugend, welche, anfangs mit körperlicher, dann mit geistiger Thätigkeit verbunden, die Kräfte der Seele und des Körpers durch Steckung selbstgewählter, an sich gleichgiltiger Ziele anfeuern und beleben. Auch der Erwachsene hat sich in manchem körperlichen Spiele (Kegelspiel, Billardspiel) und in den sog. jeux d'esprit seinen Bedürfnissen angepaßte Reste dieser Kinderspiele erhalten, und wohl dem Menschen, der sich auch im Alter die Fähigkeit bewahrt hat, sich in diese scheinbar zwecklosen Schonplätze des Lebens zu verlieren.

Allein diese der Kindheit entstammenden Concurrenzkämpfe können auf die Dauer nur dann dem reifen Menschen einen wirklichen Reiz bieten, wenn sie durch die Intensivität ihres Denkprocesses oder durch das Spannende ihres Verlaufes den Spieler über die sog. „Zwecklosigkeit" der Beschäftigung hinwegtäuschen. Sie sind daher meist durch die eigentlichen Unterhaltungsspiele, das Schachspiel, das Kartenspiel, Dominospiel ꝛc., verdrängt worden. Hier sind es die strengen, dem Reiche der Wirklichkeit entnommenen Spielgesetze, welche die Spielenden vor der regellosen Willkür schützen, den Geist zu bestimmten Combinationen nöthigen, deren Richtigkeit dann die reine Spielfreude wachruft, vor Allem aber durch das Mithineinspielen des Zufalles die Spannung hervorrufen, welche stets das Ueberraschende,

das vom menschlichen Willen Unabhängige erzeugen wird. Herrlich erscheint dem Menschen die unerwartete Gabe des Zufalls, weit herrlicher als die in Gedanken längst voraus gekosteten Erfolge der mühevollen Arbeit. Darum nennt der Mensch diese Zufallsgabe „Glück" im engeren Sinne, und Schiller preist in einer gewaltigen Ode diese unverdiente Gabe der Götter:

„Vor Unwürdigem kann dich der Wille, der ernste, bewahren,
Alles Höchste es kommt frei von den Göttern herab:
Wie die Geliebte dich liebt, so kommen die himmlischen Gaben:
Oben in Jupiters Reich herrscht, wie in Amors, die Gunst."

Oder an einer anderen Stelle:

„Auf dem geschäftigen Markt, da führe Themis die Waage,
Und es messe der Lohn streng an der Mühe sich ab:
Aber die Freude ruft nur ein Gott auf sterbliche Wangen.
Wo kein Wunder geschieht, ist kein Beglückter zu seh'n."

Dieser Reiz des unverdienten Geschenkes des Schicksals ist es, welcher die Spiellust erhöht und welcher aus dem Spiel eine Beschäftigung gemacht hat, der die ganze Menschheit huldigt und ihre freie Zeit — ja häufig auch die gebundene — widmet.

Und hier ist der Punkt, von welchem aus auch das Recht sich genöthigt gesehen hat, das Spiel als Gegenstand des Rechtes zu behandeln und dessen Schranken zu ziehen, damit nicht die ganze Menschheit zum Spieler werde und die natürliche Ausnahme zur ungesunden Regel umgestalte. Von jetzt an wird die Geschichte des Spiels die Geschichte eines Rechtsinstituts.

Es ist nicht uninteressant, den Augenblick zu beobachten, mit welchem die Rechtswissenschaft irgend einen Vorgang des täglichen Lebens in den Kreis ihrer Behandlung zieht. Es ist ein entschiedener Irrthum, zu glauben, daß nur solche Handlungen der Menschen ihre Aufmerksamkeit erregen, welche von denselben in dem vollen Bewußtsein ihrer juristischen Tragweite vollzogen werden, daß ein Act erst dann zu einem wirklichen Rechtsgeschäft werde, wenn er unter irgend welchen vorgeschriebenen Formen mit Rücksicht auf bestimmte wichtige Zukunftswirkungen abgeschlossen wurde. Ganz abgesehen davon, daß es nicht blos die Rechtsgeschäfte, sondern auch die Vergehen sind, welche die Thätigkeit des Juristen beanspruchen, gehören in den Kreis der Rechtsgeschäfte alle Vorgänge, welche mittelbar oder unmittelbar die Sphäre noch eines Anderen berühren, als die ihres Erzeugers, alle Ereignisse, welche eine Grenzziehung zwischen zwei Willensreichen erforderlich machen. Denn alles Recht ist eben eine Grenze für den Willen des Einzelnen. Wo die Willkür aufhört, fängt das Recht an. So vollziehen wir denn Rechtsgeschäfte, wenn wir Professoren unsere Vorlesungen anzeigen, wenn wir unsere Magd nach Brod schicken und wenn wir eine Gesellschaft zu Mittag

einladen. Es ist dabei ganz gleichgiltig, daß in den seltensten Fällen dieser Art es factisch zu einer rechtlichen Behandlung kommen wird.

So ist es denn kein Wunder, wenn die Jurisprudenz auch in ein Reich eingedrungen ist, welches durch seinen phantastischen Aufbau und seinen der Erholung wie der freien Laune gewidmeten Charakter sich vor der rauhen Berührung des Richters zurückzuziehen scheint, in das Reich des Spiels. Der Moment, mit welchem das Spiel ein Rechtsverhältniß wurde, ist nun folgender.

Unter Spielen verstanden wir diejenige Thätigkeit des Menschen, welche aus den Zwecken des ernsten Menschenlebens heraustritt, um so den eigenen phantastischen Zweck zu verfolgen, welche durch ihre Form und ihre Bedingungen die Seele des Menschen ausfüllt, ohne durch ihr Ziel Sorgen, Verantwortung, Pflichten zu verursachen. Also Ausfüllung, Beschäftigung — ohne weitere Consequenzen — das ist die psychologische Grundidee des Spiels.

Aber während so das Spiel als Ganzes nicht in das Gewebe der Lebenszwecke hineingehört und keine ernsten Erfolge für das Leben nach sich zieht, so sind doch die einzelnen concreten Spiele künstlich mit einem dem Leben entnommenen Zweck ausgestattet. Der Spieler will sich, im Ganzen genommen, durch Spielen nur zerstreuen, nur amüsiren; aber das einzelne Spiel will er — wie wir gesehen haben — gewinnen.

Sobald aber das einzelne Spiel so mit einem festen Zweck versehen worden ist, so fragt es sich für das Recht nur noch, ob dieser Zweck im bestimmten Falle so ernst gemeint wird, daß die Willenssphären der Spielenden sich wirklich darunter beugen sollen oder ob dieses Beugen selbst nicht aus dem Reiche der Einbildungskraft heraustritt. In Altersepochen, wo die Phantasie noch in ungeschwächter Kraft blüht, bedarf es — wie wir gesehen haben — der Ernstlichkeit der Spielgesetze nicht. Das Kind spielt blos „der Ehre halber" — ihm genügt noch der Phantasiesieg. Der Erwachsene, welcher spielt, vermag diese Harmlosigkeit seines Zieles nur bei solchen Spielen zu ertragen, welche durch die Intensivität der dabei erforderlichen Thätigkeit, insbesondere des Nachdenkens, die Seele zeitweilig ganz ausfüllen und dabei durch die Strenge der Spielbestimmungen der individuellen Willkür nicht gestatten, durch Launen, durch leichtsinniges Wagen dem Spiel des Anderen sein Interesse zu nehmen, das Spiel zu verderben. Hierher gehört vor Allem das Schachspiel.

Ueberall dagegen, wo die Mannigfaltigkeit und Abwechselung der Combinationen nicht allein von der Willkür der Spieler abhängt, überall, wo das erwähnte Reich des Glückes das Spiel mitbeherrscht, da bedarf das Spiel der Erwachsenen eines Ballastes, einer Geldstrafe, welche den Leichtsinn

verhindert, ohne Grundlage sich jedes Spiels zu bemächtigen. Sonst würde man nur mit der größten Vorsicht seine Mitspieler wählen dürfen, denn nirgends zerstört ein nicht ganz passender, nicht ganz feinfühliger Nachbar so rasch das ganze Verhältniß, als in dem leicht aufgeführten Gebäude des Spiels. Ein leichtsinniger, ein den Spielusancen nicht gehorsamer Mitspieler vernichtet auch in den anderen bald alle Lust und alles Interesse am Spiel. Wird er aber für jeden egoistischen Leichtsinn durch einen kleinen wirklichen Verlust gestraft, so findet die Willkür zu Gunsten der Spielgerechtigkeit ihre Schranken. Das Spielen auf Geld hat somit eigentlich nur den Zweck, das Spiel zu verbessern und das leichtsinnige Spiel zu belasten, und nur in diesem Sinne hat das Spielen auf Geld seine innerliche Berechtigung. Der Curs des Spieles, d. h. die Höhe des Geldeinsatzes, darf daher nur so weit steigen, bis dieser Zweck erreicht ist. Er muß sich also dem Spieler gerade fühlbar machen, ohne ihn wesentlich zu schädigen.

Mit der Einführung der Geldspiele war aber sofort die Gefahr gegeben, daß das Spielen zur Nebensache, der Geldgewinn zur Hauptsache und so aus jener erfrischenden Erholung, welcher die Menschheit innerhalb ihrer aufreibenden Thätigkeit bedurfte, die aufreibendste und verzehrendste Seelenanspannung geschaffen werde, welche den Spielzweck in sein Gegentheil verkehrte. Am schroffsten mußte diese Entartung des Spiels da auftreten, wo jede eigene Gedankencombination fehlte, wo blos der Zufall über Gewinn oder Nichtgewinn entschied und also dieser letztere allein, nicht der Reiz der Denkarbeit die Seele ausfüllte. Zwar wird auch diese Art der Beschäftigung von der Jurisprudenz noch Spiel genannt, psychologisch aber ist sie kein Spiel mehr.

Damit hat aber die Rechtswissenschaft den Boden des wahren Spiels verlassen und eine neue Definition desselben schaffen müssen, welche über dessen ursprüngliche Grundlage hinausgeht. Unter Spiel oder Spielvertrag verstehen wir Juristen jetzt jede Abmachung, nach welcher vermögensrechtlicher Gewinn oder Verlust von einem an sich gleichgiltigen Ereigniß — mag dasselbe nun durch reinen Zufall oder durch die Geschicklichkeit der Spielenden oder durch beide zugleich hervorgerufen sein — abhängig gemacht wird. Hier ist der alte Boden verlassen, hier ist nicht mehr von der poetischen Gestaltungskraft der Phantasie die Rede, dagegen blos das Vorhandensein eines Vermögensinteresses zum nothwendigen Bestandtheil des Spiels im juristischen Sinne gemacht worden.

Allein das Recht behielt das Bewußtsein der ursprünglich vorhandenen „Zwecklosigkeit" des Spielens und wagte es daher nicht, das bloße Streben nach Gewinn, die bloße Belohnung der unproductiven Beschäftigung vollständig zu unterstützen. Es machte insofern einen Unterschied, als es eine Gattung von Spielen, bei welchen wirklich eine Art von geistiger Arbeit

vorlag, ausschied und als erlaubte Spiele denjenigen gegenüberstellte, welche wegen ihres Mangels an inhaltlichem Interesse blos den Geldeinsatz als Inhalt anerkannten. Diese letzteren, welche naturgemäß weit gefährlicher für das Vermögen der Spielenden werden mußten, besaßen und besitzen als unerlaubte oder sog. Hazardspiele gar keine Giltigkeit und gar keinen Rechtsschutz. Dagegen werden die erlaubten Spiele zwar auch nicht eine Einklagung ihres Gewinnes gestatten, aber die einmal bezahlte Spielschuld darf hier wenigstens nicht zurückgefordert werden.

Von diesem an sich inconsequenten Begriff des Spieles hat man nun in neuerer Zeit noch eine weitere Ausdehnung zu bilden versucht, indem man auch eine Reihe von Börsengeschäften heranzog, bei welchen gleichfalls blos der reine vom Zufall abhängige Geldgewinn ohne sonstigen wahren Inhalt den Zweck des Geschäfts bildet und bei welchen je nach der Aenderung des Curses große Geldsummen von dem Einen zum Anderen flossen. In neuester Zeit sind manche Staaten gegen diese gewiß sehr gefährlichen Geldoperationen eingeschritten, sie den Hazardspielen gleichstellend. Ein wahres Spiel bilden diese Geschäfte schon deswegen nicht, weil hier die ursprüngliche Absicht nicht auf die bloße Erholung durch Phantasiethätigkeit, sondern direct auf den Geldumsatz gerichtet war. Aber ein schlagendes Beispiel für die Verwandlung der Auffassung des Spielbegriffs bieten dieselben noch heute.

Von den Zufalls- oder Hazardspielen sind es nur zwei, welche die Staaten als erlaubte bezeichnet haben, aber nur deswegen, weil sie selbst die Hauptspieler in denselben geworden sind. Es sind dies das Lotteriespiel oder Lotto und die Verloosung oder das Ausspielgeschäft. Das Lotteriespiel besteht in dem Verkauf von Loosen oder Lotteriescheinen, d. h. Scheinen über die Theilnahme an der Loosziehung durch einen Unternehmer, welcher bald der Staat selbst, bald eine staatlich concessionirte Person ist. Für Gewinnen oder Verlieren des einzelnen Looses besteht ein Lotterieplan, welcher bekannt gemacht sein muß. Der Verlust besteht in der Einbuße des Einsatzes, bisweilen auch aus seinen Zinsen, der Gewinn hängt vom reinen Zufall, d. h. von der blinden Wahl der einzelnen Gewinnstnummern durch einen Unbetheiligten ab. Diese Lotterien kommen, insbesondere wenn sie mit einem Staatsanlehen verbunden sind, in den mannigfaltigsten Combinationen vor. — Bei der Verloosung wird eine Anzahl von Effecten unter einer bestimmten Zahl von Theilnehmern in der Weise repartirt, daß dieselben durch ein Spiel unter sich bestimmen, wem von ihnen die einzelnen Sachen zufallen sollen.

Mit dem Spiel ist in der Rechtswissenschaft endlich noch eine andere Abmachung zusammengestellt worden, welche einige äußerliche Aehnlichkeit mit

demſelben beſitzt, aber in ihrem Ausgangspunkt und Ziel ſich weſentlich von demſelben unterſcheidet. Dies iſt die Wette. Unter der Wette verſteht man die Uebereinkunft, bei welcher die Parteien von der Thatſache der Richtigkeit einer von dem Einen ausgeſprochenen Meinung Gewinn und Verluſt abhängig machen. Hier iſt alſo keineswegs die bloße Erholung und Unterhaltung, ſondern der mehr ethiſche Geſichtspunkt der Bewahrheitung, das ſog. Rechtbehalten der Zweck, der Gewinn nur die willkürlich fixirte Folge, welche blos zeigen ſoll, mit welchem Intereſſe die Contrahenten an ihrer Meinung haften. Solche Wetten ſollen daher vollſtändig klagbar ſein, ſobald ſie ernſtlich gemeint ſind, keine unſittlichen Zwecke verfolgen und die Wettſumme nicht im Mißverhältniß zu dem Vermögen des Wettenden ſteht. Aber auch die Wette hat in neuerer Zeit vielfach ihren innerlichen Charakter verloren, indem oft das Intereſſe an der Bewahrheitung der eigenen Meinung gar nicht vorhanden iſt und das Gewinnen den einzigen Zweck bildet. So gehen z. B. die Wetten bei Pferderennen in die reinen Hazardgeſchäfte über.

Für die Rechtswiſſenſchaft hat ſomit das Spiel heute ſeine Harmloſigkeit, ſeine edle Zweckfreiheit verloren. Die Nervoſität der Zeit beginnt aus dem Spiel bitteren Ernſt zu machen und entkleidet dasſelbe zugleich vielfach der freien Heiterkeit, welche ſeine ſchönſte Mitgabe bildete. Das Recht iſt außer Stande, durch ſeine Verbote die verloren gehende Innerlichkeit der Willensrichtung wiederherzuſtellen. Hier kann nur das innere Leben des Menſchen, nicht die äußere Satzung heilend eintreten.

Wohl mag die Menſchheit ſich durch allzu große Hingabe an das Spiel, ja durch Verwandlung von Arbeit und Lebensaufgaben in Spiel in früherer Zeit vielfach verſündigt und ſo die Strafe herbeigeführt haben, welche ihr jene zeitweilige Rückkehr in die Unſchuld des Paradieſes zu rauben droht. Wohl iſt manche Pflichterfüllung durch Spielen mit und in der Pflicht geſcheitert, manche Energie durch die Gewöhnung zu ſpielen ertödtet worden. Das Spiel hat ewige Kinder erzeugt, welche nie den Ernſt und das Opfer wirklicher Berufstreue gefunden und die, auch wenn ſie nicht ſo weit erſchlafften, doch das ganze Leben in ein geiſtreiches Spiel auflöſten. Iſt doch Deutſchlands geiſtvollſter Humoriſt, Jean Paul, von Anderen als ein durch ſein Leben hindurch ſpielendes Kind bezeichnet worden. Und wie viele ſind nicht durch das ewige Spiel mit der Phantaſie zu Märtyrern der letzteren geworden, welche zwar alles irdiſche Leid durch ihre realiſtiſch ausgemalten Luftſchlöſſer ſich ſelber erſetzten, aber jedes Lebensſchickſal, jedes Verhältniß zu Anderen, zu Weib und Kind, zu Freunden und Feinden in ſich anders geſtalteten, als die Wirklichkeit es bot, dadurch Alles und Jeden immer falſch auffaßten, mißverſtanden und abſtießen, bis ſie zu Einſiedlern ihrer ſpielenden Phantaſie oder zu Bewohnern einer Zelle des Irrenhauſes herabſanken.

Und noch gewaltiger sind die Gefahren, wenn der Spieltrieb der Gewinnstspiele seine heitere Harmlosigkeit verliert, wenn er als Dämon sich aller Seelenkräfte des Menschen bemächtigt und ihn zu dem Wahnsinn eines Kampfes mit dem Schicksal, eines Berechnenwollens des Unberechenbaren, eines Beherrschenwollens des Unbeherrschbaren treibt. Dann steht das Bild des vollendeten *Spielers* vor uns, der sein Alles, seine Kräfte und die ihm anvertrauten Menschen der ihn beherrschenden Leidenschaft, gemischt aus Gewinnsucht und Aberglauben, aufopfert. Ueberall liegt hier der Auswuchs, liegt der Sündenfall des Spielens vor, bei welchem das Spiel seinem Ziele und seinem Wesen, nur der Erholung zu dienen, nur eine *Ausnahme* im Pflichtenleben zu bilden, entfremdet worden ist.

Wo aber dies nicht der Fall ist, wo das Spiel seine herrliche Mission behalten hat, zeitweilige Ausspannung zu ermöglichen, wo die *verdiente* Erholung es herbeiruft, da bleibt es uns eine Oase in der Wüste dieses Daseins, eine Erinnerung an das goldene Land der Harmlosigkeit und Unschuld, dem wir entstammen und von dem wir träumen. Wer nicht mehr spielen kann, der kann nicht mehr das tendenzlose Schöne genießen. Denn der nächste Verwandte des Spiels ist die Kunst. Nicht mit Unrecht nennt man daher das Erzeugniß der dramatischen Muse ein *Schauspiel*. Auch die wahre Poesie, auch die wahre bildende Kunst hat keine ernsten Zwecke außer sich, und wo ein Dichtwerk besondere außerhalb der Poesie belegene ernste Tendenzen verfolgt, da verleugnet es seinen wahren Charakter, da verzichtet es auf den vollen und ganzen Eindruck auf die Seele des Hörers — denn „man merkt die Absicht und man wird verstimmt".

Blicken wir auf die ewigen Lehrmeister des wahren Spiels, auf unsere Kinder. Von selbst, wie Pallas Athene aus dem Haupte ihres Erzeugers, bricht das fertige Spiel, immer neu sich gestaltend, aus ihrem kleinen Gehirn, in ewigen Variationen sich umbildend gleich dem Kaleidoskop. Hat es aber seinen auffrischenden und anregenden Beruf erfüllt, kommt das Kind zur Mutter und sagt: Was soll ich jetzt anfangen? dann schicke man es nicht mehr spielen, sonst verliert das Spiel seine unmittelbare Selbstgestaltung. Das wahre Spiel hat wie keinen Endzweck, so auch keine Veranlassung. Und wie mit den Kindern, so ist es auch mit den *Erwachsenen*. Denn auch für das Spiel heißt es wie für ein anderes größeres Reich, daß wir sie in Wahrheit nicht verstehen, „so wir nicht werden, wie die Kinder"!

Prof. C. Erdmann.

Miscellen.

Verhandlungen der dritten ordentlichen Generalsynode der evangelischen Landeskirche Preußens (eröffnet am 10. Nov. 1891, geschlossen am 3. Dec. 1891. Herausgegeben vom Vorstande der Generalsynode. Berlin 1892. 1266 S.)

Im Jahre 1879 ist zum ersten Male ein kirchliches Parlament für die acht alten Provinzen Preußens zusammengetreten. Die evangelische Landeskirche Preußens, welche bis dahin ganz consistorial verwaltet, d. h. von oben her regiert worden war und der es an einer eigenen aus den Gemeinden hervorgehenden Vertretung ihrer Interessen gefehlt hatte, begann damit die durch die eigenthümlichen Verhältnisse, unter denen die Reformation Luthers ins Leben trat, bedingte Verfassung zu modificiren und sich endlich den synodal organisirten Landeskirchen reformirten Bekenntnisses zu nähern. Das Bedürfniß nach größerer Selbständigkeit und Selbstverwaltung der Gemeinden und nach einer kräftigeren Bethätigung des Gemeindelebens auch außerhalb des eigentlichen Gottesdienstes hatte sich längst fühlbar gemacht. Schon Friedrich Wilhelm IV. hatte sich mit der Synodalgesetzgebung und der Freigebung der Kirche wiederholt beschäftigt; aber auch auf kirchlichem Gebiet trat nach den Stürmen der Revolutionsjahre eine schwer empfundene Reaction ein, welche einer selbständigeren Gestaltung der evangelischen Kirche feindlich war und die Reorganisation ihrer Verfassung auf lange Zeit hinaus verschob. Diese Arbeit wurde erst, nachdem die politische Neugestaltung Deutschlands ihren Abschluß gefunden hatte, in Angriff genommen. Die heutige Verfassung der preußischen evangelischen Landeskirche wird als consistoriale bezeichnet, welche viele synodale Elemente in sich aufgenommen hat. Regiert wird die

Kirche nach wie vor vom König auf Grund des ihm zustehenden Summepiskopats, das Organ der Regierung sind der evangelische Oberkirchenrath und die Consistorien. Diesen zur Seite stehen aber Synoden, zunächst für die einzelnen Kreise und aus diesen hervorgehend die Provinzialsynoden und die Generalsynode, als gesetzgebende Körperschaften, welche sämmtliche Angelegenheiten der Kirche besprechen, berathen und innerhalb eines allerdings beschränkten Rahmens ihre Beschlüsse durch Zustimmung der Organe der Staatsregierung zu kirchlichen Gesetzen erheben lassen können. Eben dadurch unterscheiden sich diese Synoden von denen unserer provinziellen Consistorialbezirke, die gar keine gesetzgeberischen Befugnisse haben, während ein zweites wichtiges Unterscheidungsmerkmal durch ihre Zusammensetzung gegeben ist. Unsere Synoden sind bloße Pastorenconferenzen, die preußische Generalsynode hingegen ist eine aus von den Gemeinden gewählten Laien und Geistlichen nach bestimmtem Verhältniß gemischte Körperschaft, die noch durch eine beträchtliche Anzahl vom Könige ernannter Mitglieder verstärkt wird. Die Rechte der Generalsynode müssen noch als sehr beschränkte bezeichnet werden. Zunächst tritt sie nur selten zusammen; es war erst die dritte, welche zu Ende des vorigen Jahres getagt hat, und eine häufigere Einberufung ist laut und dringend gefordert worden. Sodann unterliegen alle wichtigeren, eingreifenderen Beschlüsse derselben erst der Zustimmung des Landtages der Monarchie. Dieser aber ist interconfessionell; hier sitzen auch Katholiken, Juden und Atheisten über Angelegenheiten der evangelischen Kirche zu Gerichte und entscheiden über sie nach ganz anderen Gesichtspunkten, als wie sie für die kirchlichen Vertreter maßgebend waren, nach allgemeinen politischen oder, was schlimmer ist, nach parteipolitischen. Dazu hängt es bis zu einem gewissen Grade von dem Cultusminister ab, ob er die Synodalschlüsse dem Könige zur Bestätigung vorlegen will oder nicht. Die Rechte der Generalsynode und mit ihnen die Selbständigkeit der Landeskirche sind also noch durchaus erweiterungs- und entwickelungsfähig. Die Sache liegt keineswegs so einfach, wie sie auf den ersten Blick erscheint: in Preußen ringen sehr verschiedenartige kirchliche und theologische Richtungen um die Herrschaft, die einen fortwährenden Kampf mit einander führen. Nothwendigerweise müssen sich nun die Gleichgesinnten zu Parteien zusammenschließen, und diese trachten naturgemäß nach der Herrschaft. Die Furcht vor einer Parteiherrschaft innerhalb der Kirche, die hier noch verderblicher als auf politischem Gebiete wirken muß, hat bisher den Staat in erster Linie zu einer vorsichtigen Zurückhaltung dem Drängen nach größerer Selbständigkeit der evangelischen Kirche gegenüber veranlaßt. Er hält sich für unparteiischer als die von äußeren Zufälligkeiten mehr oder weniger abhängige Majorität der kirchlichen Vertreter. Das richtige Verhältniß zwischen

der Aufsichtsgewalt des Staates und dem theoretisch in seiner Berechtigung vollständig anerkannten Selbstbestimmungsrecht der Kirche zu finden und zu formuliren, ist eine der dringendsten Aufgaben der Zukunft auf kirchenpolitischem Gebiete, an deren Lösung die kirchlichen und staatlichen Organe Preußens in gleicher Weise mitzuwirken haben. Auch in der letzten Generalsynode sind diese Verhältnisse zur Sprache gebracht worden, und wie der vorliegende Band der „Verhandlungen" zeigt, haben gerade einige der größten Redner der Versammlung, Stöcker, Beyschlag, Kleist-Retzow, auf diesem Gebiete ihre Kräfte gemessen.

Indessen ein anderer uns näher liegender Grund veranlaßt uns, die Aufmerksamkeit auf das vorliegende Buch — ein Exemplar desselben befindet sich in der rigaschen Stadtbibliothek — zu lenken. Durch die Aufhebung der alten Magistrate in den baltischen Städten ist das Patronatsrecht an den städtischen Kirchen gleichsam herrenlos geworden. Das wesentlichste Fundament der alten Kirchenverfassung ist geschwunden, sie schwebt so zu sagen in der Luft. Ueber die neue Gestaltung der Dinge ist noch nichts bekannt. Vermuthen können wir, daß es etwas den evangelischen Gemeindeverfassungen in den russischen Städten Verwandtes sein könnte. So viel läßt sich aber schon jetzt behaupten, daß es mit der Zeit träger Ruhe für die Gemeinde, die sich bisher in Allem auf die Fürsorge des Raths verlassen konnte, unwiederbringlich vorüber ist; die Gemeinde wird jetzt selbst ihre Angelegenheiten ordnen müssen. Sollte unsere oben ausgesprochene Vermuthung eine zutreffende sein, so würde die Gemeinde wohl an der Bildung eines Gemeinderaths mitzuwirken haben. Jedenfalls aber können wir hoffen, daß eine beträchtlich größere Zahl von Gemeindegliedern zur Arbeit an den mit der Kirche zusammenhängenden Dingen — diese im weitesten Sinne genommen — herangezogen werden dürfte. Und in dieser Richtung wäre dann ein gegen früher außerordentlich großer Fortschritt gewonnen. Wird diese kirchliche Gemeindearbeit in rechter Weise aufgefaßt und gethan, so muß ihre unausbleibliche Folge eine immer weitere Kreise umfassende Förderung des kirchlichen Interesses sein nach dem altbewährten Princip, welches jeder Selbstverwaltung einen so hohen ethischen Werth verleiht, daß die Liebe zur Sache in dem Maße wächst, als man in verantwortlicher Arbeit an ihr betheiligt ist. Wer sich nun eine Vorstellung machen will von der Mannigfaltigkeit der Fragen, deren Behandlung im Rahmen der den Gemeindevertretungen gemeiniglich zufallenden Aufgaben liegen kann, der werfe einen Blick in das reichhaltige alphabetische Sachregister zu den gedruckten Verhandlungen der dritten preußischen Generalsynode. Kaum ein Gebiet des kirchlichen Lebens ist hier unerörtert geblieben. So finden wir z. B. unter dem Buchstaben „S": Seelsorge an Curorten, Irren, Taubstummen, Trinkern,

Confirmirten, sektirerische und separatistische Bewegung, öffentliche Sittlichkeit, Sonntagsruhe, sociale Aufgaben der Kirche, staatliche Mittel für kirchliche Zwecke, Stadtmission, Sterbe- und Gnadenzeit bei Pfarrstellen, Stolgebührenablösung, Entlastung der Superintendenten. Unter dem Vielen, das hier geboten wird, kann Jeder ihn speciell Interessirendes finden.

Es liegt auf der Hand, daß, wenn ein so bedeutender Bruchtheil der evangelischen Kirche und noch dazu die größte und umfassendste evangelische Kirchengemeinschaft, wie es die preußische ist, ihre Angelegenheiten in einer Generalsynode discutirt, es für alle anderen evangelischen Kirchen von großem Werthe sein muß, diese Discussionen kennen zu lernen. Verhandlungen, wie die schon erwähnten, über größere Selbständigkeit der Kirche, ferner über Mitwirkung der kirchlichen Organe bei Besetzung theologischer Professuren, über die revidirte Lutherbibel, sind von allgemeiner Bedeutung, können von Jedem verstanden und gewürdigt werden und sollten innerhalb des Interessenkreises jedes Gebildeten liegen; andere geben die mannigfachste Belehrung über speciellere Gegenstände, Anregung und Gesichtspunkte für die Behandlung praktisch-kirchlicher Fragen, die zum mindesten der Kenntnißnahme werth sind. Schließlich sei noch hervorgehoben, daß einige der in der Generalsynode gehaltenen Reden oratorische Leistungen ersten Ranges sind, deren Lectüre, auch abgesehen von dem sachlichen Interesse für den Stoff, reinen ästhetischen Genuß gewährt. Bgn.

Bücherschau.

Giulio Monti. Schauspiel in fünf Acten von Heinrich v. Hirschheydt. Riga 1892. Verlag von A. v. Grothuß. 150 Seiten. Preis 1 Rbl.

Der Inhalt vorliegenden Stückes ist folgender: Graf Antonio di Vagara liebt Bella Monti, die Schwester des Giulio Monti, eines Bürgers von Neapel, und wird von ihr wiedergeliebt. Giulio Monti hat wiederum kaum die junge, eben aus der Klosterschule entlassene Gräfin Arabella Aspervallo erblickt, als er auch schon in sie verliebt ist und ebenfalls die heißeste Gegenliebe findet. Da aber Arabella sehr reich ist und laut einem Testament ihr Vermögen dem zufällt, der sie ehelicht, so wünscht ihr Vormund und Oheim, der Vater Antonios, der Graf Giuseppe di Vagara, sie mit seinem Sohn zu verheirathen. Seinem Sohne droht er, sich selbst zu vergiften, wenn Antonio sich nicht mit Arabella trauen läßt, und aus Kindesliebe willigt Antonio auch ein. Giulio Monti ist, um die Hand Arabellas werbend, mit dem alten Vagara in Streit gerathen und hat ihn an der Brust gefaßt. Dieses benutzt der alte Vagara. Er droht der Arabella, er werde dafür ihren geliebten Giulio auf die Galeere schicken, wenn sie nicht einwillige, Antonios Gattin zu werden; Arabella giebt auch die Zusage; man kommt aber überein, daß die Trauung nur ein Schein sein solle und daß gleich nach ihrer Vollziehung jeder mit seiner Geliebten, Giulio mit Arabella und Antonio mit Bella Monti, zu Schiff wegreisen sollen, dem alten Vagara die Schätze überlassend. Nur Giulio will in den Compromiß nicht willigen; er glaubt die Ehre seiner Schwester gefährdet und droht sogar, den Antonio zu tödten. Da zuletzt, unmittelbar vor der Trauung, fragt der Priester, dem Bella Monti die List eingegeben, das Brautpaar, ob es die Kinder, welche Arabella werde haben können, als Sprossen des Hauses Vagara anerkennen wolle. Bräutigam und Braut verneinen es; der alte Vagara aber ärgert sich über diese Schicksalswendung so, daß er krank

wird; nun unterbleibt die von ihm gewünschte Trauung; die Paare gruppiren sich sofort anders, und Giulio zieht mit Arabella, Antonio mit Bella zum Altar.

Weshalb der Dichter das Schauspiel in Neapel, und zwar im Anfang dieses Jahrhunderts spielen läßt, ist nicht schwer einzusehen: er hat sicher gefühlt, daß es darin von psychologischen und anderen Unwahrscheinlichkeiten wimmeln werde; und da er offenbar gelesen hat, daß an Lebhaftigkeit des Temperaments und seltsamer Neigung zu unvermittelten Uebergängen aus einem Extrem ins andere kein Volk es den Napoletanern gleich thut, so konnte er hoffen, man werde an diesen exotischen Geschöpfen, zumal über ihre Sitten und Gebräuche im Anfang des Jahrhunderts die meisten Leser im Dunkeln sein dürften, das Unglaubliche noch am ehesten glaublich finden und jedenfalls eher als z. B. an deutschen. Dies ist von Seiten des Verfassers kein Fehler; er tritt hiermit nur in Shakespeares Fußtapfen, der sich oft von derartigen Erwägungen scheint leiten zu lassen; aber einige Vorstudien in der italienischen Sprache waren für ein Drama in Versen doch rathsam: es verletzt das Ohr, daß fast jedes italienische Wort vom Dichter unrichtig betont wird: Posilippo hat den Accent nicht auf der vorletzten, sondern auf der drittletzten Silbe; podestà hat den Accent nicht auf der vorletzten, sondern auf der letzten Silbe; Lucia hat den Accent nicht auf dem „u", sondern auf dem „i"; maestro ist nicht zweisilbig, sondern dreisilbig und hat den Accent auf dem „e".

Das Werk eines einheimischen Dichters, wenn es, wie der „Giulio Monti", in allen seinen Theilen von angestrengter Geistesarbeit zeugt, verdient wohl eine ernsthafte Beurtheilung; deshalb gehe ich nicht näher darauf ein, daß die Fabel des Stückes dürftig, die Intrigue ziemlich ungeschickt gesponnen ist: solche Unvollkommenheiten kommen in den gefeiertsten Dramen vor und haben Molière nicht gehindert, ein Heros unter den Dichtern zu sein. Mancherlei kleine Mängel der Sprache und der scenischen Eintheilung will ich eben so wenig hervorziehen; denn mit solchen Einzelheiten wäre dem Verfasser nicht gedient und dem Leser desgleichen, falls er von einer Kritik mehr erwartet, als zuzusehen, wie ein Huhn gerupft wird.

Schwerlich wird wohl irgend Jemand, der den „Giulio Monti" gelesen hat, die unbefangene Meinung hegen, das Stück sei schön. Gleichwohl fehlt es nicht an Leidenschaft; auch eine Tendenz ist vorhanden: es ist die schlichte, aber nicht zu verachtende Wahrheit, daß es unter Umständen edler sein kann, das gegebene Wort zu brechen, als es zu halten. Schließlich ist in dem Stücke eine gewisse Höhe des ethischen Standpunktes und, in formeller Hinsicht, ein wohlüberlegtes Gleichgewicht in den Rollen der Hauptpersonen nicht zu verkennen. Woher also der ungünstige Eindruck und die bisherige ablehnende Haltung der Kritik?

Wir wollen dem Herrn Verfasser zuerst einige Vorschläge machen.

Wie wäre es, wenn über den bürgerlichen Beruf und die „Antecedentien" des Helden Giulio Monti einige wenige Nachrichten in das Schauspiel eingestreut wären? Könnte nicht auch von den übrigen Personen angedeutet werden, daß sie noch etwelche sonstigen Schicksale außer den hier sich vollendenden durchgemacht haben? Wäre es nicht möglich, etwas genauer zu erzählen, auf welche Weise Giulio die Arabella vom Tode des Ertrinkens rettet? Könnte man nicht über das fatale „Testament" etwas Näheres einfließen lassen? Wer hat es gemacht? Zu welchem Zwecke? Was wird darin vermacht, Geld oder Güter? Könnte es nicht selbst auf die Bühne gebracht werden? Nun genug, denn solcher Fragen wäre noch eine Menge aufzuwerfen, und auch die voraussichtliche Antwort des Autors glauben wir schon zu hören: „Das seien alles kleinliche Aeußerlichkeiten, die den Gehalt der Dichtung gar nicht berühren, unpoetischer Ballast, und übrigens könne auch jeder Leser sich das selbst leicht hinzudenken." — Mancher Leser kann sich vielleicht auch das ganze Stück selbst denken; nichtsdestoweniger hat kein bekannter Dramatiker es unterlassen, seine Stücke mit solchen prosaischen Attributen auszustatten. Wir mögen nun Schiller befragen oder Lope de Vega; keiner verschmäht es, dasjenige ausdrücklich zu sagen, was der Leser sich auch selbst denken könnte. Man wende nicht ein, daß ich mich hiermit in Einzelheiten verliere, die doch soeben für geringfügig erklärt worden seien. Diese Einzelheiten hängen alle eng zusammen und dienen alle dem einen Zweck: Anschaulichkeit zu Stande zu bringen. Es ist daher nicht von Kleinigkeiten die Rede, sondern von einem der wichtigsten Erfordernisse jeden Kunstwerkes, von der frischen kräftigen Sinnlichkeit, welche die Idee des Künstlers vergegenständlichen soll, von der compacten Anschauung, in der sich allein der Sinn des Schönen offenbart. Wodurch sonst als durch dieses Mittel gelingt es dem Dramatiker, für seine Personen Theilnahme zu erwecken und die Situationen, die seine Phantasie geschaffen, mit dem Zauber der Anmuth zu umgeben! Wenn der Verfasser sich bemüht hätte, über seine Personen speciellere Mittheilungen zu machen, so hätte sich die concrete Fülle von selbst ergeben, und er hätte dann leicht dem größten Mangel nachhelfen können, der diesen Personen anhaftet: dem Mangel an Charakteristik. Das hängt Alles zusammen: nicht die bloßen Vertreter von Ideen, sondern nur scharf hervortretende Charaktere interessiren uns, nur *ihre* Geschicke verfolgen wir mit Spannung. So wie die Sachen im „Giulio Monti" liegen, erfahren wir selbst über die Gründe der Matrimonialpolitik des alten Vagara so gut wie nichts. Ueber Antonio können wir nur auf Umwegen zu dem Schluß gelangen, daß er mit der Kunst der Schifffahrt nicht wohl vertraut ist: er würde sonst von dem Ringen nach Verbesserung der Zustände nicht das Gleichniß brauchen (S. 54):

„An mancher Klippe probt die Kraft der Kiel,
Und ich bin sicher, daß sein Ziel erreichbar."

In Sturm und Wellen mag der Kiel sich bewähren, aber probeweise gegen Klippen zu rennen, scheint doch zu gefährlich; oder deutet das verheißungsvoll auf den Federkiel des Verfassers, der die dramatischen Klippen mit Kraftworten à la Vagara sprengend uns noch eine Reihe von Schauspielen in Aussicht stellt?

Von Anschaulichkeit und concreter Fülle der Sinnlichkeit, als der lebendigen Form, in welche die Schönheit, die Erscheinung des Ideals, sich kleidet, ist gesprochen worden, und wir würden das „Realismus" nennen, wenn auf diesen Ausdruck nicht schon eine vielberufene literarische Partei, zu deren Sectenanhang wir nicht gehören, abonnirt wäre. Schon der Umstand, daß ja die ganze Sprache bekanntlich ein Wörterbuch verblichener Metaphern ist, zeigt uns die Nothwendigkeit, in der Kunst die verblaßten Abstractionen zu vermeiden und an Stelle der zu Begriffen eingetrockneten Worte und Wendungen solche zu wählen, in denen das ursprüngliche sinnliche Bild noch Jedem deutlich fühlbar ist. Freilich ist solches uns Söhnen der Ostseeprovinzen besonders schwer erreichbar: Bettelarmuth an Worten und Redewendungen ist das Merkmal alles dessen, was wir schreiben; denn wir können die Sprache nicht an ihrem Quell, aus der Rede des Volkes schöpfen; und was Lectüre und Unterricht bietet, ist ein schwaches Surrogat: wir lernen die Worte begreifen, die Andere benutzen; aber damit sind sie noch lange nicht alle zu unserer freien Disposition gestellt. — Wie wenig der Verfasser daran gedacht hat zu specialisiren, den Gestalten feste Umrisse zu geben, sie aus dem Nebel der Allgemeinheit zu verdichten, das locale Colorit zu verwerthen, zeigt sich in eigenthümlich naiver Weise darin, daß die „Heiligen" in corpore oftmals erwähnt werden (S. 60, 66, 61, 122); als ob jemals die stilvollen Töchter Neapels die „Heiligen" als abstracten Sammelnamen anrufen und anbeten! Wie leicht wäre es gewesen, an ihrer Stelle den heiligen Lorenzo, die heilige Rosalie u. s. w. in das Stück einzuführen! Jeder hat ja seinen Lieblingsheiligen, den er einzeln im Munde führt, so wie er ihn einzeln im Bilde schaut und vorstellt. — Auch wo der Dichter bisweilen, um Ausbrüche des Temperaments darzustellen, concrete Ausdrücke wählt, wirken sie, so ohne Vermittelung hineingeworfen, nicht mehr ernsthaft; z. B. (S. 140) wenn Giulio unmotivirt auf der Straße ruft: „Stürz' ein, Gewölbe!" — wie Immermanns „Tulifäntchen", das auch in ohnmächtiger Wuth die Architektur anschreit:

„Stürzt, Pfeiler! Brecht, Pilaster!"

und zur Antwort erhält:

„Sie stehen unerschüttert auf dem Pflaster."

Zur Charakteristik der sinnlichen Fülle, die dem Kunstwerk Kraft und Reiz giebt, haben wir noch eins nachzutragen. Wenn man gesagt hat, der Dichter denke in Bildern, so sind auch die „Bilder" zum Theil wieder bildlich zu nehmen: denn nicht blos unser Gesicht, sondern alle fünf oder sechs Sinne soll der Dichter mit Realitäten unterhalten und beschäftigen. Man bleibt nur in der Analyse meist bei den eigentlichen Bildern stehen und zergliedert nicht den Antheil, den die übrigen Sinne daran haben. Da dieses Alles sich direct auf unsere Bemerkungen über den „Giulio Monti" bezieht, so sei es gestattet, ein illustrirendes Beispiel aus Shakespeares Dichtung „Venus und Adonis" anzuführen. Die Göttin pflückt die Rose, in die Adonis sich sterbend verwandelt hat, und spricht zu ihr:

Hier war sein Bett, an meinem Busen hier,
Als nächstem Erbe ziemt dir da zu liegen:
So nimm den Platz, ans Herz dich schmiege mir;
Es soll mit Pochen Tag und Nacht dich wiegen,
Und sechzigmal in jeder Stunde müssen
Adonis' Blume meine Lippen küssen.

Hier fühlt Jeder, wie schlaff und welk der Schluß uns anmuthen würde, wenn statt des „sechzigmal in jeder Stunde" nur ein herkömmlicher Repräsentant jeder großen Zahl: „vieltausendmal", „millionenmal", „unendlich oft", stände. So wichtig ist es, daß ein sinnlicher Nerv vom Dichter berührt werde! Die kleinere Zahl wirkt stärker, weil sie noch vorstellbar ist; aber vorstellbar nicht für das Auge, sondern für den Zeitsinn, für das Ohr. — Wie die Fülle der Gesichte in einem dichterischen Gleichniß auch den Geschmacks- und Geruchsinn wirksam treffen kann, mag ein wenig bekanntes Sonett von Rückert zeigen:

Die Welt ist eine Lilie, eine blaue,
Ein Inbegriff geheimnißvoller Dinge!
Ihr Brautkelch ist die Sonn', um die im Ringe
Staubfäden gleich Planeten steh'n zur Traue.
An dieser Lilie weitem Wunderbaue
Hängt schwebend mit der sehnsuchtsmüden Schwinge
Des Menschen Geist gleich einem Schmetterlinge
Und lechzet durstig nach des Kelches Thaue.
Sieh! durch die Blume wehen Gottes Hauche;
Da neigen die Planeten sich zur Sonnen,
Wetteifernd, wer darein sich tiefer tauche.
Wie so das heil'ge Liebesspiel begonnen,
Füllt Duft die Blume wie mit Opferrauche;
Den trinkt der Schmetterling und stirbt in Wonnen.

Wir gehen von der Sinnlichkeit des Ausdruckes zu einem anderen, mit ihr nahe verwandten Gebiet über: zu dem Gedankengehalt der Dichtung. Der am Schluß sich offenbarende Grundgedanke, sowie das Motiv der Liebe, der Pietät und der angestrebte Kampf gegen Standesvorurtheile sind gewiß eines Schauspiels nicht unwürdig; doch ist, wie schon angedeutet, bei einem Kunstwerke als die Hauptsache nicht eigentlich anzusehen, welche Tendenz und Idee sich in ihm entdecken und herausholen läßt, sondern auf welche eigenthümliche, in Begriffen nicht zu erschöpfende Weise dieser Gedanke in Körperschranken getreten ist, in welchen Reichthum und in welches Ebenmaß der Form er sich gekleidet hat. Es handelt sich um die Brücke, die zwischen den hohen Principien und Tendenzen des Dichters und den einzelnen Dingen und Vorgängen der Wirklichkeit zu schlagen ist; und die Mängel, die in dieser Beziehung dem „Giulio Monti" anhaften, hängen mit allgemeineren Fehlern unserer Jugenderziehung zusammen. Statt dem jugendlichen Geist zuerst nur einen engen Kreis leicht überschaubarer Vorstellungen beizubringen und, ihn dann behutsam erweiternd, zu den nächst höheren Begriffen aufsteigen zu lassen — immer für genaue Bekanntschaft sorgend mit Allem, was in diesen Kreis aufgenommen wird — hastet unsere Pädagogik schnell zu hohen abstracten Begriffen, ethischen und religiösen, die nicht, wie sich gehörte, aus einer Summe engerer, stufenweis aufsteigender Begriffe als ein Gemeinsames herausgehoben und so von der sich entwickelnden Seele auf dem natürlichen Wege erreicht werden. Das bleibt dann für Viele lebenslänglich ein Wirrsal von halb und schief verstandenen Begriffen, die um so leichter gehandhabt und mißbraucht werden, als sie an Umfang die weitesten, an Inhalt die ärmsten sind. Aber auch unter denjenigen, deren Intellect sehr wohl fähig wäre, nachträglich die Verbindungen herzustellen und die Jakobsleiter zu dem Paradies der hohen Ideen hinaufzuklimmen, liebt nicht Jeder diese Uebung; Mancher begnügt sich mit dem Bewußtsein, den logischen Zusammenhang zwischen der gemeinen Wirklichkeit und den höchsten Grundsätzen einmal im Gedächtniß gehabt zu haben; und während der realistische Dichter den Weg zum Gipfel gern auf- und absteigt und an jedem Aussichtspunkte behaglich zu verweilen bereit ist, schwingt der Idealist sich direct in die luftigen Höhen der Abstraction empor, denn federleicht ist sein Gepäck.

Hiermit soll nicht gesagt sein, daß jene höchsten Principien entbehrlich sind; im Gegentheil, wer sie gar nicht hat und sich nur in den Mittelregionen des Denkens zu bewegen weiß, geht sein Lebenlang in der Irre, und wenn er's weit bringt, so ist er ein vielbewunderter Witzling. Dies vielmehr, was wir erwarten und an dem „Giulio Monti" vermissen, ist eine gewisse Sinnlichkeit der Gedanken, eine durch Beispiele und Argumente

beständig rege gehaltene Communication zwischen den Resultaten der Weltbetrachtung und dem gewöhnlichen Leben, dessen Luft uns umgiebt. Denn an Sentenzen ist ja im „Giulio Monti" kein Mangel; nur sind sie ohne Sinnlichkeit, und es fehlt ihnen die frische Reflection und lebhafte Controverse, als deren Ergebniß sie uns frappiren könnten. So unvermittelt gewährt es geringen Genuß, wenn der Pater Benvenuto verkündet:

„Die Wahrheit triumphirt, verdeckt sie nicht,
Es führt die Lüge im Gefolge Unheil!"

Wie anders würde sich dieser Satz als Schlußglied einer schönen Gedankenreihe ausnehmen! So aber erscheint er als eine nicht wohlerworbene, sondern blos leihweise angeeignete Weisheit, und der Leser hat das Gefühl, Pater Benvenuto werde in ziemliche Verlegenheit kommen, wenn man ihn nach den Argumenten für seinen scheinbaren Tiefsinn befragt; denn an einen gemalten Haken läßt sich auch nur eine gemalte Kette hängen. — Philisterhaft nüchtern klingt es, wenn Giulio seine Philosophie hören läßt:

Der Dinge tiefstes Wesen,
Obgleich, seit Denker sich auf Erden mühten,
Nach diesem Wesen sie geforscht, gesucht —
Es blieb und bleibt verborgen.

Und doch ist es ganz derselbe Gedanke, den ein alter arabischer Dichter so ausspricht:

Hinter den geheimnißvollen Vorhang fiel noch nie ein Blick;
Keiner hob noch je den Schleier, der verhüllt das Weltgeschick!

Zweiundsiebzig Jahre hab' ich Tag und Nacht darob gesonnen,
Doch das Räthsel blieb mir dunkel, und mein Leben ist verronnen.

Also nicht profunde Probleme brauchen in ein Drama geflochten zu werden: bescheidene, längst bekannte Wahrheit erscheint im poetischen Gewande anziehend, wenn sie vor den Augen des Lesers herausgearbeitet wird durch eine von der Gewalt der Verhältnisse angeregte Reflexion.

Besonders fühlbar ist der Mangel an Mittelgliedern zwischen den Grundanschauungen und der thatsächlichen Wirklichkeit in den Gesprächen und Monologen des Giulio und Antonio über Standesvorurtheile. Hier präsentiren sich Beide nur wie etwas Grundloses und Unabänderliches das letzte abstracte Schlußresultat ihrer resp. Ansicht über genanntes Thema, anstatt daß in Beispielen, Bildern, Gründen ad rem und ad hominem darzustellen war, was sich Triftiges und Scheinbares dafür und dawider anführen läßt. Man stelle sich doch nur einmal vor, wie eine Gesellschaft von gebildeten und intelligenten Livländern in leidenschaftlicher Debatte diesen Gegenstand behandeln würde, und man hat genug brauchbares Material für diese

Partien des „Giulio Monti"; nie und nimmer würden solche Personen sich begnügen, einander bei der Controverse über Standesvorurtheile, wie Giulio und Antonio, matte, verbrauchte Gemeinplätze entgegenzuhalten; wenn auch natürlich nicht Alles aus einem solchen Gespräche sich in Jamben wiedergeben ließe: die Wahl und Veredelung des Ausdrucks ist Sache des Dichters.

Im Schauspiel, also wo doch wirkliche Menschen vorgeführt werden, kann es sogar besonders wirksam sein, nicht die abstracten Endergebnisse des Denkens von Jedem aussprechen zu lassen: im Leben trägt ja auch nicht Jeder den letzten Schluß seiner Weisheit beständig auf den Lippen, und Mancher ahnt es nur und zeigt in seinen Thaten, wie dieser Schluß sein werde, ohne es klar sagen zu können. Gelingt es dem dramatischen Dichter, seine Personen ebenso hinzustellen, so erwirbt er sich in den Zuschauern freiwillige Mitarbeiter, denen es einen besonderen Reiz gewährt, das vom Autor absichtlich Verschwiegene — Jeder auf seine Art — innerlich zu ergänzen, um aus jeder menschlichen Seele eine Einheit zu machen.

Vielleicht habe ich nöthig, noch ausdrücklich das Bedenken zurückzuweisen, daß durch die hier vorgeschlagenen Ergänzungen der Umfang des „Giulio Monti" zu sehr angeschwellt werde: es ist in dem Stücke so viel Ueberflüssiges zu streichen; so viele Wiederholungen leidenschaftlicher Reden sind entbehrlich — die Repetition scheint die bevorzugte Redefigur des Verfassers zu sein — daß man alle die hübschen lyrischen Stellen (S. 8, 59, 110, 111, 121) könnte stehen lassen und bei gehöriger poetischer Compression der Umfang nicht wachsen würde.

Jetzt noch ein Wort an den muthigen Verleger. Gewiß gewährt einem jeden Dichter die eigene schöpferische Geistesthätigkeit ein großes Vergnügen, das von keinem Beifall der Mit- oder Nachwelt überboten werden kann. In dieser Freude besteht aber auch wirklich der Hauptwerth der meisten Verse, die geschrieben werden, und ihre Verfasser könnten sich nachgerade damit begnügen. Da man jedoch eine so unbarmherzige Selbsterkenntniß von den Dichtern billigen Fuges nicht verlangen darf — denn wer ist nicht etwas verliebt in sein Kind! — so würden die Verleger, mit objectiverem Blicke die Sache ansehend, nicht nur dem Publicum, sondern auch den Dichtern einen Dienst erweisen, wenn sie psychologische Rohproducte, wie den „Giulio Monti", vor Druck bewahrten. Es wird ja vielleicht nach vielen Versuchen auf dem Pegasus der Dichter schließlich die Meisterschaft erlangen; aber weshalb ihn als unfertigen in allen Vorbereitungsstadien dem Publicum zeigen! Gregor von Glasenapp.

Mittheilungen aus der livländischen Geschichte. XV. Bandes erstes Heft. Herausgegeben von der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen. Riga, 1892. 351 S.

Das vorliegende neueste Heft der „Mittheilungen aus der livl. Geschichte" hat etwas länger auf sich warten lassen, als wir es bei den periodischen Publicationen der Alterthumsforschenden Gesellschaft, die seit dem Jubiläum derselben i. J. 1884 mit großer Regelmäßigkeit zu Beginn jedes Jahres zu erscheinen pflegen, gewohnt sind. Dafür ist das Heft ungewöhnlich umfangreich und sein Inhalt sehr mannigfaltig, so daß Leser mit den verschiedensten Ansprüchen bei der Lectüre desselben ihre Rechnung finden.

Eine ausführliche Abhandlung über „Das livische und lettische Dünagebiet und die Fürsten von Polozk, Gercike und Kokenhusen am Ausgang des 12. und zu Beginn des 13. Jahrhunderts" von Friedrich von Keußler leitet das Heft ein. Sie kann als Fortsetzung einer im XIV. Bande der „Mittheilungen" erschienenen Arbeit über „die Tributpflichtigkeit der Landschaft Tolowa an die Pleskauer" von demselben Verfasser betrachtet werden, der auch durch andere kritische Erörterungen bisher noch unklarer Partien aus der Gründungsgeschichte der livländischen Colonie bekannt ist. Daß die Fürsten von Polozk an der unteren Düna von den Liven Tribut erhoben haben und daß am Mittellauf dieses Flusses sich zwei von Polozk abhängige Fürstenthümer, Kokenhusen und Gercike, befunden haben, war eine bekannte Thatsache. Die Verdrängung der Russen aus diesem Gebiet ist das eigentliche Thema von Keußlers sehr fleißiger Arbeit. Die Berichte Heinrichs von Lettland, welche Verfasser commentirt und stellenweise etwas zu umständlich wiedergiebt, erweisen sich auch hier als zuverlässige Quelle. 1208 wurde Fürst Wiatschko aus Kokenhusen vertrieben, 1209 mußte Wsewolod von Gercike die eine Hälfte seines Gebietes den Deutschen völlig überlassen, die andere von Bischof Albert zu Lehen nehmen, und 1212 verzichtete Wolodimir von Polozk auf alle Tributansprüche in Livland. Durch eine glückliche Combination von Heinrichs Erzählung mit urkundlichem Material ist es Keußler gelungen, die Grenzen des Fürstenthums Gercike näher zu umschreiben: sehr wahrscheinlich dehnte sich dasselbe von Zargrad an der Düna an in nordwestlicher Richtung bis auf das rechte Ufer der mittleren Aa in der Nähe von Wolmar aus. 1239 ist in einer Urkunde noch von rechtmäßigen Erben auf das Lehen Gercike die Rede, „in den späteren urkundlichen und chronikalischen Erwähnungen erscheint Gercike lediglich als deutscher Besitz".

Johann Christoph Berens veröffentlicht Auszüge aus dem ältesten Kirchenbuch der Stadt Riga 1608 bis 1619. Dasselbe ist kürzlich gefunden worden und hat sich als eine reiche Fundgrube für die Genealogie

der bürgerlichen und adeligen Geschlechter unserer Provinzen erwiesen. Der erhaltene Rest dieses „Kerken-Boch-Entfancks" enthält nämlich ein Verzeichniß der in der angegebenen Zeit vornehmlich in und bei der Domkirche, aber auch bei St. Peter und St. Johannes vollzogenen Bestattungen nebst den für die Kirche erhobenen Gebühren. Berens giebt einige einleitende Bemerkungen, welchen ein nach den 3 Kirchen geordneter Auszug aus diesem Kirchenbuch folgt, „in welchem alle diejenigen Personen erwähnt werden, die überhaupt einiges genealogische Interesse wachrufen". Nach welchen Gesichtspunkten indessen ein großer Theil der Worte und Namen des Auszuges gesperrten Druckes gewürdigt worden ist, hat Referent nicht ermitteln können.

Den Dank aller einheimischen Geschichtsfreunde hat sich das Directorium der Alterthumsforschenden Gesellschaft durch den Wiederabdruck einer Arbeit Hildebrands „Rigas Armenanstalten bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts" erworben, welche der 1890 aus dem Leben geschiedene Verfasser schon 1884 im Auftrage des rigaschen Stadtamtes zusammengestellt hatte, die aber bisher, in kleiner Auflage gedruckt, nur Wenigen zugänglich gewesen ist. Von den hier behandelten acht Anstalten beanspruchen die beiden ältesten, das Georgenhospital und der Convent zum Heiligen Geist, das meiste Interesse. Sie sind aufs Engste verflochten mit den Schicksalen der Stadt in den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens. Das heutige Georgenhospital ist 1220 von Bischof Albert ohne bestimmten Namen in der Neustadt gegründet worden. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts wird es in den Jürgenshof neben dem „Heiligen Geist" verlegt und heißt nun Georgenhospital. Die Verwaltung desselben geht dann vom Erzbischof auf die Stadt über, und diese nimmt eine neue Wandlung vor: seit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts finden wir das Georgenhospital außerhalb der städtischen Mauern, bis i. J. 1754 das noch heute bestehende Gebäude bei der Karlspforte bezogen wurde; der Jürgenshof wird mit dem benachbarten „Heiligen Geist" vereinigt und verliert seinen alten Namen. Der „Heilige Geist" ist von vornherein städtisches Institut gewesen; er befand sich anfangs außerhalb der Stadt, wurde aber schon im ersten Jahrhundert seines Bestehens an den heutigen Standort neben dem St. Jürgenshof versetzt, nahm den letzteren in sich auf, worauf vorübergehend der Erzbischof die Oberherrschaft über ihn gewann; auch hat er zeitweilig als Franciskanerkloster gedient. — Die arge Verwirrung, welche früher die ältere Geschichte Rigas, soweit das Georgenhospital, der Jürgenshof und der Heilige Geist in Frage kamen, verunzierte, ist durch die saubere und exacte Scheidung, welche Hildebrand vornimmt, ein- für allemal beseitigt worden.

Eine außerordentlich ergiebige Quelle zunächst für die Geschichte Rigas, aber auch für die Geschichte Livlands vom 17. Jahrhundert bis auf die

Gegenwart ist neuerdings, wenn nicht eröffnet, so doch in ganz anderer Weise als bisher der Forschung zugänglich gemacht worden — das ehemalige rigasche Rathsarchiv. Die Ueberführung desselben in die neuen Räume im Dommuseum und die ordentliche Aufstellung der bisher in den Bodenkammern des Rathhauses modernden Zeugnisse einer vielbewegten Vergangenheit hat zur Entdeckung einer ganzen Reihe vermißter oder bisher völlig unbekannter Archivalien geführt, welche der wissenschaftlichen Bearbeitung mancher Partien unserer Geschichte eine weite Perspective eröffnen. Und es fehlt nicht an rüstigen Arbeitern, welche sich sofort an die Aufackerung dieses lange brachliegenden Feldes gemacht haben. Der rüstigsten einer ist Anton Buchholtz, der zwei werthvolle Arbeiten für das vorliegende Heft der Mittheilungen geliefert hat und dessen Namen wir auch in den Sitzungsberichten der Alterthumsforschenden Gesellschaft wiederholt begegnen. Der Aufsatz „Zur Geschichte des rigaschen Rathhauses" ist eine außerordentlich fleißige Arbeit, welche aus einer Unzahl zerstreuter Notizen, die der Verfasser theils gedrucktem, theils ungedrucktem Material aus der ältesten Zeit bis in die neuere hinein entnommen hat, nicht nur die Geschichte eines für Riga bedeutsamen Gebäudes, in welchem das politische und communale Leben der Stadt seinen Mittelpunkt hatte, vorführt, sondern auch so viel culturgeschichtliche Bilder aufrollt, daß sie dadurch ein allgemeineres Interesse gewinnt. Buchholtz behandelt: I. Das erste Rathhaus vor 1334. II. Das zweite Rathhaus vom Anfange des 14. Jahrhunderts bis 1479. III. Die inneren Räume des zweiten Rathhauses: die Rathsstube, die Kanzlei, die Kämmerei, die Vogtei, die Accisebude ꝛc. Es liegt auf der Hand, daß die Erörterung der Geschichte des Rathhauses und der in demselben befindlichen Amtslocale auch manchen Blick in die Verfassungsgeschichte der Stadt gewährt, so daß auch nach dieser Seite hin Buchholtz' Arbeit als eine sehr dankenswerthe Bereicherung unserer Kenntnisse bezeichnet werden darf. — Wurden auch für diese Arbeit neu aufgefundene Archivalien, wie z. B. die Stadtkastenrechnungen, verwerthet, so ist dagegen die zweite „Zur Geschichte der Belagerung und Capitulation der Stadt Riga 1709—1710" nur durch die glückliche Wiederauffindung zweier Protokollbände des rigaschen Raths möglich geworden, und auch die Benutzung der übrigen handschriftlichen Quellen wäre früher wohl mit sehr großen Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten verbunden gewesen. Eines der schwersten Jahre, wenn nicht das schwerste, aus Rigas Geschichte läßt der Verfasser an unseren Blicken vorüberziehen. Nicht den Gang der äußeren kriegerischen Ereignisse, sondern was sich während der Belagerung innerhalb der städtischen Mauern abspielte, schildert er; wir erhalten ferner eine ausführliche Darstellung der Capitulationsverhandlungen, soweit sie mit dem Rath geführt wurden, und schließlich ein

ergreifendes Bild der Noth und des Jammers, welche das Bombardement, der Hunger, vor Allem aber die Pest, diese erst nach dem Einzuge der Sieger in ihrer ganzen Furchtbarkeit auftretend, auf die decimirte Bevölkerung der unglücklichen Stadt häuften. Das Ganze ist, nach des Verfassers Worten, als eine Geschichte der Zeit vom Gesichtspunkte des rigaschen Raths anzusehen. Auf die Wiedergabe des Inhalts der umfangreichen Monographie werden wir hier verzichten müssen. Das bunte Gewirr der Verhandlungen, welche Monate lang zwischen Generalgouverneur, Ritterschaft und Stadt und wiederum innerhalb der einzelnen städtischen Corporationen hin- und hergehen und die Verproviantirung der Garnison zum Gegenstande haben, läßt sich in Kürze nur schwer charakterisiren. Schließlich ist die Widerstandskraft erschöpft, die Verhandlungen wegen der Uebergabe beginnen. Da tritt eine wesentliche Differenz in der Auffassung der Sachlage zwischen den Vertretern der schwedischen Regierung und der Stadt hervor, welche bisher trotz gelegentlicher heftiger Zerwürfnisse mit gleicher Treue den wichtigen Platz ihrem Könige zu erhalten bestrebt gewesen waren. Die Stadt wollte die Gelegenheit wahrnehmen, um wieder in den Besitz ihrer alten Rechte, Freiheiten und Einkünfte zu gelangen, die in letzter Zeit durch die schwedische Regierung manche schwer empfundene Schmälerung erfahren hatten. Der Generalgouverneur Graf Stromberg weigerte sich aber als Vertreter des Königs die hierauf bezüglichen städtischen Forderungen in den Entwurf der Accordpunkte für die Capitulation aufzunehmen, um so mehr, als russischerseits noch während der Belagerung den Einwohnern Livlands zugesichert worden war, daß die von der schwedischen Obrigkeit beschworenen, aber nicht gehaltenen Privilegien von der Großzarischen Majestät wiederhergestellt werden sollten. Der Rath beschloß daher, auf eigene Hand mit Scheremetjew zu verhandeln; Stromberg konnte dieses nicht mehr verhindern, und so hat denn die Stadt Riga, ebenso wie die livländische Ritterschaft die Bestätigung der Privilegien und die Gewährung ihrer speciellen Wünsche in besonderer Capitulationsurkunde neben derjenigen des Grafen Stromberg verbriefen lassen. Die Beweggründe für dieses Vorgehen des Raths sind hier zum ersten Male klargelegt worden. — Aus dem übrigen Inhalt heben wir nur die verdienstliche Untersuchung über den schwedisch-julianischen Kalender und seine Einführung in Livland hervor, welche Buchholtz in einer Anmerkung giebt; durch die Feststellung sowohl des Verhältnisses dieses seit 1700 modificirten julianischen Kalenders zum unveränderten und zum gregorianischen, als auch der Zeit seiner Geltung wird das Kriterium für die im ersten Jahrzehnt des nordischen Krieges wiederholt vorkommenden Differenzen in den Datirungen eines und desselben Ereignisses gegeben.

Professor Dr. Th. Schiemann in Berlin theilt 16 Actenstücke

aus dem geheimen Staatsarchiv zu Berlin aus den Jahren 1578 und 1579 mit, welche sich auf den von Schiemann bereits in der „Baltischen Monatsschrift" Bd. 36 unter dem Titel „Ein abenteuerlicher Anschlag" behandelten Plan des Pfalzgrafen Georg Hans zur Wiedereroberung Livlands für den Deutschen Orden beziehen. Wir machen auf das erste derselben besonders aufmerksam. Es enthält neben einem ausführlichen Plan zur Bekriegung des Moskowiters die Beschreibung mehrerer Wegerouten nach Moskau aus Schweden, Polen und der Krim und giebt einen sehr amüsanten Beitrag zur Kenntniß des geographischen Wissens, das der Westen Europas im 16. Jahrhundert über Rußland hatte.

Kleinere dankenswerthe Beiträge haben Reinhold Baron Stackelberg, Professor Dr. W. Stieda in Rostock und Professor Dr. E. Winkelmann in Heidelberg geliefert: „Aus den Aufzeichnungen des schwedischen Generallieutenants Karl Adam Freiherrn von Stackelberg", der den ganzen nordischen Krieg activ mitgemacht hat, „Die Gesellschaft der Rigafahrer in Lübeck und Rostock" und «Analecta historiae Livoniae». Bgn.

Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands aus dem Jahre 1891. Riga, 1892. 159 S.

Aus der großen Menge von Einzelmittheilungen, welche dieses Heft enthält und die der Natur der Sache nach weitere Kreise nicht interessiren können, heben wir einige in den Sitzungen gehaltene Vorträge heraus, die, auch durch besonderen Druck kenntlich gemacht, größere Beachtung verdienen. Wie bekannt, ist der jüngst erwachte Eifer für die Pflege unserer baltischen Kunst in erster Linie den Kirchen zu gute gekommen, und unter ihnen am meisten der rigaschen Domkirche, deren Restauration in ursprünglicher Schönheit in erfreulicher Weise vorwärts schreitet. Aber auch andere öffentliche Gebäude sind nicht leer ausgegangen. Die vorliegenden Sitzungsberichte beschäftigen sich wiederholt mit dem Petrikirchthurm. Die von C. Mettig in Anregung gebrachte Errichtung einer Gedenktafel für die hervorragendsten der am Bau der Petrikirche betheiligten Künstler veranlaßten Anton Buchholtz zur Sammlung des auf die Baugeschichte bezüglichen Materials, aus dem er eine Abhandlung über die Baugeschichte des Petrithurms 1666—1690 zusammengestellt hat. Als Baumeister des 1690 vollendeten Thurmes hat Buchholtz an Stelle des bisher als solchen bezeichneten Jürgen Teuffel den Kunstmeister Ruppert Bindenschu nachgewiesen, nach dessen Plänen auch der heute noch stehende Thurm 1743 bis 1746 neu gebaut wurde.

Ein anderer Vortrag Buchholtz' „Ueber Rigasche Wallzeichen" weist eine im Besitz der Gesellschaft befindliche Bleimarke von 1656 als solches nach. Die Wallzeichen waren ein nicht nur in Riga in verschiedenartiger Weise zur Verwendung gelangtes Controlmittel für die Leistung der Arbeiten an den Wällen der Stadt, welche die Bürger persönlich oder durch ihre Knechte verrichten lassen mußten.

Ein allgemeineres Interesse hat H. Baron Bruiningks „Die Bildnisse des Ordensmeisters Walther von Plettenberg und die Frage über seine Herkunft", dem zufolge das älteste der im Schlosse Nordkirchen in Westfalen befindlichen Bildnisse Plettenbergs als das historisch werthvollste zu betrachten ist und die Möglichkeit, daß Plettenberg ein geborener Livländer sei, bis auf Weiteres nicht von der Hand gewiesen werden darf. Besondere Erwähnung verdienen noch die Mittheilungen desselben Verfassers „Ueber ein Inventar- und Rechnungsbuch der St. Jakobikirche zu Riga (1430—1484)", B. Hollanders „Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte Oesels", einige ergänzende Bemerkungen Keußlers zu seinem bereits genannten Aufsatze in den „Mittheilungen", und als Beitrag zur baltischen Personenkunde „Liv- und Estländer auf der Universität Greifswald" von Prof. W. Stieda.

Bgn.

Herausgeber: R. Weiß.

Für die Redaction verantwortlich:
R. Carlberg.

Дозволено цензурою. — Ревель, 3-го Августа 1892 г.

Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Линдфорса въ Ревелѣ.

Bismarck und Oesterreich bis 1866.

II. Bismarcks Politik Oesterreich gegenüber.

Eine feste und einheitliche Gestaltung, eine politische Genesung Deutschlands war ohne eine Sprengung des Bundes, ohne ein Hinausdrängen Oesterreichs aus Deutschland nicht zu erhoffen.

Durch eine von Patriotismus getragene, nationale Bedürfnisse befriedigende, entschlossen und aggressiv vorwärts drängende, dabei alte Formen gewaltsam zerstörende Politik, durch eine der Form nach mitunter unnöthig rücksichtslose, der Sache nach nothwendige und politisch-sittlich gerechtfertigte Politik trieb Preußen die Dinge zur Entscheidung und schließlich den Gegner zum formellen Rechtsbruch.

Da Oesterreich nun die ihm von der Nemesis auferlegte Buße für Jahrhunderte lange Sünden an Deutschland, für alle seine selbstsüchtige Aufopferung deutscher Interessen nicht zahlen wollte, da es den unvermeidlichen Verzicht auf seine alte Stellung in Deutschland freiwillig nicht leisten wollte, so mußte es zum Kriege kommen. Der Krieg war, wie Biedermann, der in seinem Buche: 30 Jahre deutscher Geschichte diese Verhältnisse gerecht und billig darstellt, sagt: „eine durch die Gesammtlage Deutschlands und dessen ganze geschichtliche Entwickelung herbeigeführte Krisis, und Bismarck erscheint in dem, was er 1866 that, als der bewußte Vollstrecker einer harten, aber unvermeidlich gewordenen geschichtlichen Nothwendigkeit." Bald nach dem Kriege von 1866 soll Bismarck[1] zu einem Gegner seiner Politik gesagt haben: „Wenn Sie wüßten, welche Kämpfe es mich gekostet hat, Seine Majestät zu der Ueberzeugung zu bringen, daß wir schlagen müssen, so

[1] Wilhelm Müller: Fürst Bismarck S. 117; ich sage „soll", weil es mir bei den mir hier zugänglichen Hilfsmitteln nicht gelungen ist, die Quelle für diese Aeußerung festzustellen.

würden Sie begreifen, daß ich nur dem eisernen Gesetz der Nothwendigkeit gehorche." — Gesetz der Nothwendigkeit! Das griechische Wort dafür: ἀνάγκη — bezeichnet tiefsinnig sowohl das physische und moralische Naturgesetz, als das Schicksal und zugleich den inneren Drang und Trieb. Die in den Dingen liegende und klar erkannte Nothwendigkeit kann aber, ja muß wohl in festen einheitlichen Charakteren, und namentlich bei solchen aus der Tiefe ihrer Persönlichkeit heraus handelnden und auf die That gerichteten Menschen, wie unter den Staatsmännern z. B. Cromwell und Bismarck, mit ihren Leidenschaften und ihrem Wollen sich verschmelzend, zu einer inneren, sie gleichsam mit Naturgewalt vorwärts treibenden oder ziehenden Nothwendigkeit werden, mit der sich, wie mir scheint, der hellblickendste und nüchternste Opportunismus verbinden kann.

Auf ein Gedenkblatt an den Krieg von 1870 hat Bismarck einmal das Wort geschrieben:

«fert unda nec regitur»

„Sich von der Welle tragen lassen" —

das heißt doch auch: der inneren Nothwendigkeit der Dinge zu folgen wissen, wohin sie auch führen mag. Ja, wo hinaus?

Es wird ein merkwürdiges Wort Cromwells angeführt: „Der kommt am weitesten, der nicht weiß, wohin er geht," und Luther bekannte beim Beginn seines großen Werkes: „Selten wird ein gutes Werk aus Weisheit und Vorsichtigkeit unternommen, es muß Alles in Unwissenheit geschehen, Gott hat mich hinangeführt wie einen Gaul, dem die Augen geblendet sind." Die Nothwendigkeit, das Werk anzugreifen, trug er im Herzen.

„Ich kann nicht anders!" das ist, wie schön gesagt worden[1], das Wort, das aus allen Heldenseelen und Kinderaugen spricht.

Das nächste Ziel: die Vernichtung eines unerträglichen Mißstandes, lag ihm klar vor Augen, die Richtung — die Richtung kannte er, das Wohinaus, das überließ er dem, auf den er vertraute.

Die Welle, von der Bismarck sich tragen ließ, führte ihn auf das neue deutsche Kaiserreich. Hat er es von vornherein gewollt?

In einer sehr lehrreichen und interessanten Besprechung des Sybelschen Buches[2], an die sich die obigen Betrachtungen anlehnen, und auf die ich noch wiederholt zurückkomme, sagt Delbrück, der Redacteur der „Preußischen Jahrbücher": „Das Deutsche Reich," wie es heute besteht, „erscheint den Meisten ein Naturproduct von solcher Selbstverständlichkeit zu sein, daß sie es sich nicht nur kaum vorzustellen vermögen, wie es auch anders hätte kommen können, sondern

[1] Max Bewer, Rembrandt und Bismarck S. 67.

[2] Preuß. Jahrb. 1890 I, 433 ff. „Die Anfänge des Bismarckschen Ministeriums", und 1890 II, 83 ff. „Die Fortführung des Sybelschen Werkes". a. a. O. S. 436 ff.

auch im Grunde verlangen, daß jeder verständige Mann und ein Bismarck allermeist schon vor 30 Jahren solches voraussehen und auf dieses politische Ziel hinstreben mußte.

Hatte doch „von den Freiheitskriegen an das deutsche Nationalbewußtsein sein glühendes Begehren nach neuer staatlicher Einheit eingekleidet in die Form, daß ihm wieder ein Kaiser werden möge." „War es doch ein Theil des deutschen Seins, daß die Sachsen-, Franken- und Staufenkaiser deutsche Kaiser gewesen sind." Und dennoch sagt er über Bismarcks Stellung zu dieser Sache: „Bismarck setzte sich kein bestimmtes Ziel, sondern schlug nur eine bestimmte Richtung ein. Sein Ziel nahm er nicht aus der Zukunft, sondern aus der Gegenwart, aus klarer Berechnung und Fortentwickelung des Momentes, der gegebenen Situation."

Gerade bei dem alt-preußischen Particularismus, der für Bismarck der Ausgangspunkt seiner Politik gewesen, und den König Wilhelm bis 1870 vertrat, war keine Neigung für, sondern eher eine Abneigung gegen die Kaiseridee vorhanden, und wohl dürfte neben der nationalen darauf gerichteten Strömung die Begeisterung des Kronprinzen für die Kaiseridee, in der er mit Recht die Verkörperung der nationalen Idee sah, mit dafür bestimmend gewesen sein, daß das Einigungswerk auch in der Kaiserkrönung seinen Abschluß fand[1].

Seit wann Bismarck jedoch gerade dieses Ziel als Abschluß erstrebt, wie lange schon er dieser Ausgestaltung der deutschen Einheit den Vorzug gegeben und bis zu welchem Zeitpunkte ihm 1870 noch diese Frage eine offene blieb, muß ich dahingestellt sein lassen[2].

Wie aber dachte er über die große Entscheidung, durch welche die Ereignisse von 1870 erst möglich wurden?

---

[1] G. Freitag: Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone, S. 2, behauptet sogar, daß die herrschende Meinung in Norddeutschland der Kaiserkrone abgeneigt gegenübergestanden. Es sei gegenüber dieser Schrift Freitags auf die beachtenswerthe und scharfe Replik Delbrücks und seine Zurückweisung dieser Behauptung in dem Artikel: „Gustav Freitag über Kaiser Friedrich", in den Preuß. Jahrb. 1889 II. S. 587 ff. nachdrücklich hingewiesen, auf seine Darlegung, worin des Kronprinzen Verdienst in der Sache bestand, hieraus oben Citat 2 und 3, und auf desselben Verfassers Aufsatz a. a. O.: „Das Tagebuch Kaiser Friedrichs" 1888 II, S. 406 ff.

[2] Eine offene, möchte ich glauben, so lange, als ihm ein Zweifel blieb, ob dieses Ziel ohne Pression sich erreichen lasse; den Vorzug für den Fall, daß sie sich ohne Aufopferung realer Machtverhältnisse oder Gefährdung guten Willens durchführen lasse, dürfte er der Kaiseridee doch wohl schon lange gegeben haben. Die jüngst in Jena gehaltene Rede, in der er sagt, daß er bei dem Eintritt in das Universitätsleben mehr burschenschaftlich als landsmannschaftlich empfunden und von dem Zauber redet, der in dem Titel des Kaisers liege, machen wohl den Eindruck, daß er diesen Zauber doch selbst schon früher als unmittelbar vor den Tagen der Erfüllung empfunden.

Den Krieg mit Oesterreich — hat er den von vornherein gewollt, ist er, wie Viele glauben, „mit der fertigen Kriegsidee in das Ministerium getreten"? Sybel mag uns auf diese Frage die Antwort geben. „Eine bestimmte Entschließung über die Art und Form der für die Zukunft anzustrebenden deutschen Verfassung hatte Bismarck damals schwerlich schon gefaßt. Fest stand ihm die Thatsache," sagt er, „daß die jetzige Stellung Preußens im Deutschen Bunde unerträglich sei . . . und nicht minder gewiß war die weitere Thatsache, daß für die Entscheidung dieser Frage Alles auf die realen Mächte in Deutschland, auf das Verhältniß zwischen Oesterreich und Preußen ankam. Eine friedliche Umgestaltung desselben hielt er für äußerst unwahrscheinlich: jeder andere Krieg, sagte er wohl, welchen Preußen vor diesem österreichischen führte, wäre die reine Munitionsvergeudung. Er war bereit, in den Kampf einzutreten, verkannte aber die Gefahren desselben nicht und hätte, wenn sich ein Einvernehmen möglich zeigte, ein solches Friedenswerk gern begrüßt", und wäre sehr bereit gewesen, so viel an ihm lag, den friedlichen Bürgern die Calamität eines Krieges zu ersparen. — „Der Entschluß stand in ihm fest, Preußen von den Fesseln des bisherigen Bundesrechts und dem österreichischen Drucke zu befreien, und die Unabhängigkeit und Sicherheit seines Vaterlandes auf neue, unerschütterliche Grundlagen zu stellen. Dieses Ziel also lag unverrückt vor seinem Auge. Der Wege aber, welche dahin führen mochten, sah er viele, und war mehrere Jahre hindurch bemüht, sich keinen derselben zu verschließen, sondern in jedem Zeitpunkte die Richtung seiner Schritte und den Umfang seines Begehrens den jedes Mal gegebenen Verhältnissen anzupassen." — „In voller Klarheit lagen die verschiedenen, in Krieg oder Frieden denkbaren Systeme vor seinem unvergleichlich scharfen und weiten Blick": gemeinsame Beherrschung Deutschlands durch die beiden Großmächte, oder Theilung Deutschlands (wenigstens der deutschen Militärkräfte), unter dieselben nach der Mainlinie (also geographische Theilung), „oder gänzlicher Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland, und in diesem letzten Falle wieder die mehr föderative oder unitarische Gestaltung des neuen Bundes, die engere oder weitere Competenz der von Preußen zu leitenden Reichsgewalt und der nationalen Volksvertretung. Ohne eine doctrinäre Vorliebe für irgend eines dieser Systeme wog er ihre Aussichten und Vortheile, sowie ihre Kosten und Gefahren, und vor Allem ihre Erreichbarkeit trotz der Eifersucht der fremden Großmächte ab, stets bereit, je nach der Lage der Dinge das Verfahren oder auch das Ziel zu wechseln: nur unter dem unverbrüchlichen Gesetz, daß Preußen immer vorwärts schreite, niemals zurückweiche, niemals den gewonnenen Boden und niemals den eigenen Muth verliere. Ohne Frage, der Ausgangspunkt all seines Thuns war nicht ein nur in der

Phantasie vorhandenes Deutschland, sondern das in greifbarer Wirklichkeit heranwachsende Preußen, aber es ist nicht minder gewiß, daß dieser Mann, der nur mit Realitäten rechnete, eben deshalb den Weg fand, um Deutschlands Ideale zu verwirklichen." — „Ein neues Preußen aber war nicht denkbar ohne ein neues Deutschland: Die Kräftigung Preußens also hing eng zusammen mit der Lösung der deutschen Frage." Unter den verschiedenen Systemen, die sich hier dem Streben eines preußischen Staatsmannes boten, war das Hinausdrängen Oesterreichs aus dem Bunde und Vereinigung des übrigen Deutschland unter preußischer Leitung ohne Zweifel die glänzendste und gründlichste Lösung der Frage. Aber klarer als seine Vorgänger erkannte Bismarck die Unmöglichkeit des Gelingens ohne einen Kampf auf Leben und Tod mit Oesterreich, die Unabsehbarkeit der Folgen eines solchen Zusammenstoßes. „Bei ihm fielen Vorsicht und Kühnheit, Vorwärtsdrängen und Mäßigung untrennbar zusammen, und so war er bereit, wenn ein großes Ergebniß sich im Frieden erreichen ließ, auf die kriegerische Erringung des Größten zu verzichten." — „Als ich diesen Passus[1]," sagt Delbrück, „zum ersten Mal im Sybel las, hatte ich das Gefühl, hier auf den eigentlichen Mittelpunkt des Werkes, auf den Schlüssel aller Bismarckschen Politik gestoßen zu sein." — . . . „Mit der letzten Faser reißt er aus der Vorstellungswelt seiner Leser das vorbedachte deutsche Kaiserreich heraus." — „Immer von Neuem ertönt aus seinem Werke jene Melodie in den entscheidenden Momenten: Bismarck wollte in erster Linie nicht den Krieg mit Oesterreich, sondern die Allianz" — Delbrück fügt das Zweifelwort hinzu: so daß man zuletzt fast stutzig wird, ob nicht doch ein Stück oder ein Stückchen echten Lebens daran hängen geblieben, und mit verloren ist. . . . Wenn auch die positive Neugestaltung als außer aller Berechnung liegend angesehen werden mag, „ist wirklich auch der Krieg selbst, das Zerreißen der Kette unerträglicher Institutionen, welche die preußische und deutsche Jugendkraft fesselten, . . . nicht von Anfang an mit Bestimmtheit ins Auge gefaßt worden"? Er wirft dabei auch die Frage auf, ob nicht bei Sybel Manches, worauf wir später kommen, zu sehr zurückgetreten sei.

Delbrück sagt: er spreche das eigentlich nicht aus, um einen solchen Zweifel zu statuiren, noch weniger um ihn durchzufechten, denn dazu fehle es an Material, sondern nur um die Tragweite des Gegensatzes klar zu machen, aber man merkt ihm an, daß er den Zweifel hegt, und ich meinerseits

[1] Da hier zwei verschiedene Stellen des Sybelschen Wertes: II, 447 ff. und IV, 260 f. verbunden und zum Theil in einander geschoben sind, so ist in den der Verbindung dienenden, nicht in Anführungszeichen gesetzten Worten der Sybelsche Text, um den Zusammenhang herzustellen, im Ausdruck ein wenig verändert. Delbrücks Aeußerung bezieht sich auf den ersten größeren Theil des angeführten Citats. Bei — . . . stehen bei Delbrück die oben zuerst citirten Worte seines Artikels.

hege ihn, bis zu einem gewissen Grade, mit ihm, insofern als ich — so weit ich bei meiner beschränkten Kenntniß des Materials zu urtheilen vermag — glauben möchte, daß Bismarck in höherem Grade auf den Krieg hingearbeitet, und ferner die wahrscheinlich doch unvermeidliche kriegerische Entscheidung seiner kampfesfreudigen Natur nach persönlich oft mehr, vielleicht viel mehr, gewünscht hat, als aus der Sybelschen Darstellung ersichtlich wird. Uebrigens gewinnt man aus derselben eigentlich nur für die erste[1], nicht aber auch für die späteren Perioden des Conflictes, den Eindruck, daß Bismarck noch von sich aus eine Lösung des Conflictes *gesucht* habe, nur den, daß er auf ein ernstliches Entgegenkommen des Gegners hin auch seinerseits daran zu arbeiten beginnt, daß er immer wieder *bereit* ist, auf eine sich bietende Lösung einzugehen und sie nicht abschneiden will; für die Zeiten, in denen er ein solches Entgegenkommen vermißte, scheint mir Sybel dem Urtheil eines Franzosen[2]: „er bemühte sich nicht, die sich mehrenden Conflicte und Zwistigkeiten zu ebnen, sondern zog es vor, sie zur Beschleunigung des Bruches sich weiter entwickeln zu lassen" nicht zu widersprechen — wie Sybel selbst einmal (bei den Verhandlungen vom Mai 1865) sagt: „Bismarck sah den Zusammenstoß näher und näher rücken und hätte es, so weit gedrängt[1] aus hundert Gründen vorgezogen, das Unausweichliche in möglichst rascher Entwickelung abzuthun."

[1] d. h. die Zeit bis zum Sturze Rechbergs und die erste Zeit Mensdorffs. Sehr charakteristisch erscheint mir sein energisches Bemühen, den Sturz Rechbergs, des Vertreters der Allianz mit Preußen, zu verhindern. Als Rechberg nach dem dänischen Kriege durchaus das Versprechen will, daß Preußen später über eine Handelseinigung mit Oesterreich verhandeln wolle, erklärte Bismarck, er könne die Verantwortung für eine Politik, die das verweigere, nicht übernehmen. Die Zusage wurde verweigert und das führte zum Sturze Rechbergs. — Bismarck erklärte später, diese Verweigerung sei durchaus verkehrt gewesen, „Rechberg hätte Alles aufgeboten, den Krieg zu verhüten", freilich setzte er hinzu: einmal hätte es doch zum Kriege kommen müssen, und da war es vielleicht ein Glück, daß es damals unter verhältnißmäßig günstigen Constellationen dazu kam." Syb. III., Schluß. Darüber, in wie weit Bismarck auch Mensdorff, dem Nachfolger Rechbergs, „anfangs den Gedanken einer Zweiherrschaft ans Herz gelegt" — also ein friedliches Zusammenleben mit Oesterreich gesucht habe, siehe: Syb. IV, 129; dazu die Depesche vom 13. December 1864, Syb. IV, 48; s. auch Bismarcks Denkschrift vom 9. Mai 1865 (Bismarcks polit. Briefe, 3. Sammlung S. 208); die Depesche vom 26. Januar 1865, Syb. IV, 56. Die Erlasse vom 12. Mai 1865, Syb. IV, 116, sind wohl kaum noch hier heranzuziehen. — Besonders bezeichnend für Bismarcks Bereitwilligkeit, auch mit einem geringeren Resultat sich zu begnügen, wenn es ohne die blutige Entscheidung zu haben sei, ist auch die Verhandlung über die Gablenzschen Vorschläge kurz vor dem Ausbruch des Krieges. Für ein Suchen eines Ausgleiches auch in späterer Zeit noch könnten etwa die am 23. Juli 1865 in Salzburg dem Freiherrn von der Pfordten gemachten Andeutungen in Betracht kommen, Syb. IV, 156. Siehe Separatausgabe Anhang.

[2] Simon: Geschichte des Fürsten Bismarck, deutsch von Alexander, S. 161.

„Die Sybelsche Darstellung läßt," sagt Delbrück mit Recht, „am meisten den Verstand, den wunderbaren Scharfblick," die geistige Beherrschung jeder neuen Situation, die Besonnenheit und Selbstbeherrschung Bismarcks erkennen, weniger die dämonische Gewalt und Tiefe des Charakters und der Persönlichkeit, „aus dem furchtbaren Königstiger sei" — nach einem französischen Kritiker — „eine zahme Hauskatze gemacht"; dabei ist jedenfalls „ein Stück echten Lebens hängen geblieben".

Es ist richtig, wenn Delbrück sagt: Sybel lege dar, wie Bismarck in erster Linie nicht den Krieg, sondern die Allianz mit Oesterreich gewollt, und doch kann diese Gegenüberstellung von Allianz und Krieg irreführen. Man muß im Auge behalten, daß es sich hier um zwei verschiedenwerthige Allianzen handelt, und daß die eine derselben ebenso wie der Krieg nur Mittel sein sollte für etwas Drittes.

Bismarck wollte — das wird sich doch wohl mit Bestimmtheit sagen lassen — von vornherein, mit vollster Entschiedenheit, wie wir schon soeben aus Sybel erfahren haben[1], die Anerkennung[1] der Gleichberechtigung Preußens und Oesterreichs und die Durchführung der aus der augenblicklichen Situation sich ergebenden, von ihm als berechtigt angesehenen Forderungen Preußens, insbesondere später der preußischen Ansprüche auf Schleswig-Holstein, 2) die Zerreißung „der Kette unerträglicher Institutionen", die Sprengung der Bundesschlinge, die Begründung eines den nationalen Bedürfnissen entsprechenden, Wehrhaftigkeit und Unabhängigkeit sichernden Zustandes in Deutschland und 3) ein neues, gutes, auf natürlichen Beziehungen beruhendes Verhältniß zu Oesterreich. — Diese Ziele wollte er erreichen, wo möglich in Freundschaft, durch eine Allianz mit Oesterreich; diese sollte nicht nur zu einer gemeinsamen Sprengung der unerträglichen Kette, sondern auch allmählich dazu führen, daß Oesterreich Preußen in Deutschland gewähren ließ, ihm damit schließlich auch die Führung und die Neugestaltung Deutschlands überließ und selbst ein neues Verhältniß zu Deutschland acceptirte, wie ein solches ja nach 1866 eingetreten ist. Einen Einblick in diese Anschauung Bismarcks, gleichsam einen Schlüssel zu seinen Gedanken über die freundschaftliche Umprägung des alten Verhältnisses zu Oesterreich zu dem späteren neuen, giebt die oben erwähnte private Correspondenz zwischen Bismarck und Rechberg, die andeutet, wo hinaus Bismarck mit der Allianz wollte, und zeigt, daß er damit den Versuch machte, ob sich nicht Oesterreich durch die Vortheile einer fortgesetzten gemeinsamen „activen Politik", wie er sagt, schließlich selbst überzeugen werde, daß eine auf solcher Umgestaltung seines Verhältnisses zu Deutschland beruhende Allianz mit Preußen-Deutschland doch vortheilhafter sei, als die Behauptung der alten Position[1]. Doch

[1] Siehe Sybel III, 395 ff. und Separatausgabe Anhang.

muß hier freilich gelten, was Sybel an anderer Stelle von Bismarck sagt: daß die Ausgestaltung eines solchen Planes in seinem rastlos arbeitenden Geiste damals noch flüssig und in jedem Augenblick von den Verhältnissen abhängig war.

Falls, solange, ja wohl gar sobald wieder Oesterreich sich ernstlich auf diesem Geleise halten ließ, in einer Verbindung auf die preußischen Bedingungen hin — denn das war die conditio sine qua non dabei — wollte Bismarck die Allianz, wenn nicht mehr, dann wollte er von vornherein den Krieg. Die Allianz, die er zunächst schloß, sah er im Grunde von Anfang an als wahrscheinlich aussichtslos an, wie er es später dem italienischen General Govone gegenüber aussprach; sie war ihm ein Versuch, ein letzter Versuch, in Gemeinschaft mit Oesterreich eine Neugestaltung Deutschlands durchzuführen, ein Mittel, die vorliegende dänische Frage zu lösen, ja wohl auch ein Mittel, gute Geschäfte zu machen[1], vielleicht selbst ein Mittel, es, wenn es sein müsse, zum Kriege zu bringen[2]; die Allianz, die er von vornherein fest und unwandelbar im Auge behielt, in der, wie er hoffte, Preußen „unzweideutige Vereinbarungen mit Oesterreich gewinnen könne, auf deren Basis sie dermaleinst ehrliche Bundesgenossen sein könnten"[3], die lag ihm wahrscheinlich erst jenseits der blutigen Entscheidung.

Delbrück macht, indem er die oben erwähnte Zweifelfrage ausspricht, noch auf zwei, wie mir scheint, sehr wichtige Gesichtspunkte aufmerksam.

„Sybels Werk ist gearbeitet, „vornehmlich nach preußischen Staatsacten", sollte es etwa zu sehr „nach den Acten" gearbeitet und das Letzte, das nicht in den Acten steht, darüber nicht zu seinem Recht gekommen sein?" Und weiter: „Es gehört wahrlich nicht geringe Gewandtheit dazu, die „Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm I." zu schreiben und doch das, was der Titel sagt, nur in einem gewissen Halbdunkel erscheinen zu lassen. — Das war nothwendig, denn sonst hätte das Werk überhaupt nicht geschrieben werden können. Aber welche Lücken, welche Verschiebungen, welche Ueberkleidungen dieses Manöver nöthig gemacht hat, kann man sich leicht vorstellen und muß es sich auch schon bei der Lectüre des Werkes vorzustellen suchen." . . . „Das führt uns auf denjenigen Faden in den Ereignissen, der in der Sybelschen Darstellung kaum hin und her berührt, öfter durchschimmernd, einmal direct, als für seine Aufgabe nicht erforderlich bei Seite geschoben wird: das

[1] Schreiben an Goltz. Syb. IV, 78. Näheres weiter unten in einer Anmerkung.

[2] Zeitung „Post" 1890, 25. April. Näheres weiter unten in einer Anmerkung.

[3] Brief an Manteuffel vom 23. Februar 1854. Darüber aber, wie er über die Allianz vor Klärung der Verhältnisse dachte, siehe den Brief vom 26. April 1856 an denselben, der weiter unten auszugsweise mitgetheilt ist.

Verhältniß des Königs zu seinem Minister" und, fügen wir hinzu: das Verhältniß Bismarcks zu den übrigen Gliedern des königlichen Hauses. — „Das Einzigartige der Erscheinung Kaiser Wilhelms des Alten, in der Weltgeschichte ist ja, daß er neben seinem ungeheuren Minister, neben seinem genialen Feldherrn, doch seine volle Königliche Persönlichkeit gewahrt hat." — Es muß unendlich schwer gewesen sein, neben einem Bismarck König zu sein, und es freut Einen darüber ein so enthusiastisches Wort zu vernehmen, wie das Bewers: „Gleiches kann nur von Gleichem erkannt werden, das schlichte: Niemals des alten Kaisers, mit dem er das Entlassungsgesuch Bismarcks beantwortete, wird als eines der herrschgewaltigsten und seelenschönsten, die je geschrieben wurden, ewig in der Geschichte fortleben." — Dieses „Niemals" aber schloß den Kampf nicht aus. „Es ist weder Bismarck noch Moltke je gelungen — sie haben auch nie danach gestrebt, es ist blos dem objectiven Resultat nach gemeint — den König in den Schatten zu stellen, obgleich Jedermann wußte, daß der Eine der leitende Staatsmann, der Andere der leitende Feldherr sei. Wenn die persönliche Pietät, welche unser Geschlecht dem Kaiser gezollt hat und zollt, einmal dahingeschwunden sein wird, auch dann wird die kühl betrachtende Historie in der Fähigkeit, die königliche Würde neben solchen Rivalen zu behaupten, stets eine der großartigsten Erscheinungen sehen. Aber auch ein solcher Adler wird nicht geschenkt. Kaiser Wilhelms staatsmännische Anlage und Politik war weder ein Duplicat zu der Bismarckschen, noch bloßes Werkzeug. Die naive populäre Auffassung ist wohl, daß vermöge einer Art von prästabilirter Harmonie der König immer das, was seine genialen Rathgeber ihm vorschlugen, auch gerade wollte. Hier und da habe es wohl mal eine Friction und eine schärfere Auseinandersetzung gegeben, aber die seien doch immer bald und ohne gar zu große Schwierigkeiten überwunden worden. Es gehört nur wenig Nachdenken dazu, um zu erkennen, daß ein solches Verhältniß eine psychologische Unmöglichkeit ist. Kaiser Wilhelm war eine in sich geschlossene Persönlichkeit, die nicht ohne herzzerreißende und nervenstörende Kämpfe in Bahnen gelenkt werden konnte, die seinen 50 Jahre lang heilig gehaltenen Grundsätzen direct entgegenliefen."

„Wäre es leichter gewesen, Bismarck hätte es gewiß viel bequemer, Deutschland aber keinen Mann, sondern einen bloßen Schemen zum Kaiser gehabt" — so weit Delbrück.

Auch auf die Darstellung der uns vorliegenden Frage, in der der König und sein Minister verschieden empfanden, mußten die von Delbrück berührten Umstände Einfluß haben. Die Angabe auf dem Titelblatt bei Sybel, daß das Buch vornehmlich nach Staatsacten geschrieben sei, vindicirt vielleicht dem Verfasser sogar ein gewisses Recht, Dinge, die nicht in den Acten

stehen, mehr bei Seite zu lassen, — und so Vieles, was man hier wissen möchte, stand gerade in den Acten gewiß nicht. — Da Bismarck nicht nur mit seinen Gegnern, sondern auch mit seinem Könige und dessen Ueberzeugungen zu ringen hatte, so mußte er eben auch dort, wo er selbst nicht mehr zum Nachgeben bereit gewesen wäre, doch noch nachgeben, und da ist schwer, ja unmöglich zu bestimmen, wie weit seine mitunter geradezu erstaunliche Bereitwilligkeit dazu eine freiwillige oder eine aufgezwungene war, eingegeben zum Theil von der Hoffnung, daß sie doch vergeblich sein werde und an den Tag gelegt, um den König überzeugen zu können, daß der Krieg dennoch unvermeidlich sei. Nach Sybels Darlegung wäre diese Bereitwilligkeit Bismarcks nun doch viel größer gewesen, als man sonst zu glauben geneigt wäre. Das Bewußtsein der Unvermeidlichkeit des Krieges bedurfte Bismarck aber nicht nur dem Könige, sondern auch seinem eigenen Gewissen gegenüber.

„Es ist leicht für einen Staatsmann," .. so hatte er einstmals bei der Vertheidigung des Olmützer Vertrages ausgerufen, „in die Kriegstrompete zu stoßen . . . oder donnernde Reden zu halten und es dem Musketier, der auf dem Schnee verblutet, zu überlassen, ob sein System Sieg und Ruhm verwirklicht oder nicht — aber wehe dem Staatsmanne, der sich in dieser Zeit nicht nach einem Grunde zum Kriege umsieht, der auch nach dem Kriege noch stichhaltig ist" (3. Dec. 1850).

Wiederholt hat er in späterer Zeit sich dahin ausgesprochen, daß ein Krieg, der unternommen werde, weil er später doch einmal ausbrechen müsse, und weil man sich zur Zeit dem Gegner überlegen fühle — nicht zu verantworten sei[1]. Diese Aeußerungen stammen aus der Zeit nach 1866, aber auch damals, vor dem Kriege mit Oesterreich, war er sich seiner ungeheuren Verantwortung und dessen bewußt, daß er sich in seiner Politik von seinem Gewissen leiten lasse. Es giebt wenig so schöne Zeugnisse für ihn als sein eigenes Wort: Was ich als meine Pflicht erkenne, sehe ich wie eine Pistole auf meine Brust gerichtet. Und nicht nur aus seiner Klugheit, sondern auch aus diesem Bronnen wird jene Bereitwilligkeit, „auf das größte Resultat zu verzichten, wenn das geringere im Frieden zu erreichen sei", geflossen sein. Man denke dabei, was es für eine Feuer- und Kampfseele, wie die seine bedeutete: den Wunsch nach Entscheidung im Herzen, bei manchen Gelegenheiten auch wohl den Glauben an den Sieg im Herzen; sich doch zu bescheiden, nicht eigenwillig nach dem Größten zu greifen, sondern zu empfangen, was das Leben gewährt, und der Ernte zu harren[2]. Auch deshalb ist sie gerade ihm gereift.

[1] Ganz anders lautet seine weiter unten angeführte Aeußerung im Ministerrath vom 28. Febr. 1866; hier bezeichnet er den Bruch eben als (schon) vorhanden.

[2] Sehr bezeichnend dafür ist der Brief, den er kurz vor dem Ausbruch des

Sich von der Welle tragen lassen!

„Ich bin ein den Gesammtbedürfnissen und Forderungen des Staates im Interesse des Friedens und Gedeihens meines Vaterlandes gegenüber disciplinirter und sich unterordnender Staatsmann," wie Bismarck am 17. December 1873 im Abgeordnetenhause, und: La patrie veut être servie et pas dominée, wie er bei den Friedensverhandlungen von Versailles gesagt hat. Diese Worte passen auch hierher.

Gern sehen wir ein wohlbekanntes Antlitz, wenn eines Meisters Hand es in einem neuen Bilde fixirt hat; wir freuen uns die oft geschauten Züge darin wiederzufinden. . . . So setze ich denn einen Theil der Sybelschen Charakteristik Bismarcks bei dem Beginn seiner diplomatischen Laufbahn in Frankfurt am Main hierher[1].

„Schon in jugendlichen Jahren hatte er sich, wie nach einem Vorgefühl des künftigen Wirkens vor Allem historischen Studien gewidmet. Nach der eigenen weiteren Erfahrung sprach er den Grundsatz aus, für jeden Staatslenker sei ein richtig geleitetes Studium der Geschichte die wesentliche Grund-

---

Krieges unter Mittheilung des damals von Preußen vorgelegten Reformprogramms dem Herzog Ernst von Coburg schrieb:

„Die Vorschläge sind nach keiner Seite erschöpfend, sondern das Resultat der Rücksicht auf die verschiedenen Einflüsse, mit denen compromittirt werden mußte, intra muros et extra. Können wir sie aber zur Wirklichkeit bringen, so ist damit immer ein gutes Stück der Aufgabe, das historische Grenznetz, welches Deutschland durchzieht, unschädlich zu machen, erreicht, und es ist unbillig zu verlangen, daß Eine Generation, oder sogar Ein Mann, sei es auch mein allergnädigster Herr, an Einem Tage gut machen soll, was Generationen unserer Vorfahren Jahrhunderte hindurch verpfuscht haben. — Erreichen wir jetzt, was in der Anlage steht, oder Besseres, so mögen unsere Kinder und Enkel den Block handlicher ausdrechseln und poliren."

Das hier erwähnte Programm enthält: Ausschluß Oesterreichs und Theilung des militärischen Oberbefehls zwischen Preußen und Baiern, doch muß hervorgehoben werden, daß Preußen zunächst Anfang Mai viel gemäßigtere Vorschläge gemacht hatte: Parlament und Reform der Wehrverfassung noch ohne Ausschluß Oesterreichs. Ehe man damit ins Reine gekommen war, war der Krieg durch verschiedene Verhältnisse in unmittelbare Nähe gerückt, und jetzt wurde der neue Vorschlag gemacht.

Am 12. Sept. 1866 sagte Bismarck im Abgeordnetenhause in Bezug auf diesen neuen Vorschlag: der militärische Dualismus in dem preußischen Reformentwurf vor dem Kriege war geboten, da der Anspruch Preußens auf die Führung des ganzen Bundesheeres damals friedlich nicht durchzusetzen gewesen wäre.

Nachträglich füge ich noch die Worte aus der jüngst (30. Juli 1892) in Jena gehaltenen Rede bei: „Ich bin von früh auf Jäger und Fischer gewesen, und das Abwarten des rechten Momentes ist in beiden Situationen die Regel gewesen, die ich auf die Politik übertragen habe."

[1] Syb. II, 145 ff., wo man die ganze Schilderung nachlesen mag.

lage des Wissens; hier allein sei zu lernen, was in der Verhandlung mit anderen Staaten in jeder Frage erreichbar sei; in der Fähigkeit aber, die Grenzen des Erreichbaren zu erkennen, sah er selbst die höchste Aufgabe der diplomatischen Kunst bezeichnet. Sein ganzes späteres Leben bildet einen praktischen Commentar zu diesem Satze. Hier hat er sowohl die Kühnheit geschöpft, die Ziele seiner Action sich möglichst hoch zu setzen, als die Besonnenheit, niemals im Siegesrausch über die Grenze des Erreichbaren hinaus zu schweifen[1]".

„Im Sinne des Königs hat man oft von Bismarcks Frankfurter Lehrjahren geredet, ungefähr ebenso passend, wie wenn man von der Schwimmschule eines jungen Fisches sprechen wollte."

„Gewiß, er, der bisher niemals im diplomatischen Dienste sich geübt hatte, trat hier in Frankfurt in eine ihm fremde Welt, und hatte manche Kenntniß von Personen und Sachen sich erst anzueignen. Aber nachdem er sich binnen wenigen Wochen auf dem neuen Boden orientirt hatte, entwickelte er seit den ersten Schritten seine politische Meisterschaft. Es war ein Staatsmann von Geburt. Eine freigebige Natur hatte ihn mit allen Erfordernissen des Herrscherberufes ausgestattet, mit rascher, durchdringender Auffassung aller Verhältnisse, mit scharfer Erkenntniß der Stärken und Schwächen jeder Position, mit sicherem Blick für die Brauchbarkeit der verschiedensten Menschen zur Förderung seiner Zwecke. Mit einer unerschütterlichen Willenskraft in der Verfolgung seiner Absichten verband er eine niemals versagende Elasticität des Geistes in der wechselnden Anwendung des jedes Mal zweckmäßigen Verfahrens; ohne jemals einen systematischen Unterricht durchgemacht zu haben, besaß er die Fähigkeit, welche Thukydides von Themistokles rühmt, durch die Macht seiner Natur in kurzem Nachdenken das Erforderliche sofort zu treffen." In manchen einzelnen Zügen „durch die Frühreife des Talentes und die indirecte Beherrschung seines Vorgesetzten[1] erinnert er lebhaft an das Auftreten des Generals Bonaparte 1796. In allem Uebrigen aber erscheint neben der Aehnlichkeit der tiefste Gegensatz der Charaktere zwischen beiden Männern. Statt der kolossalen, jedes andere Gefühl erdrückenden Selbstsucht des corsischen Imperators zeigt sich bei dem preußischen Beamten die patriotische Hingabe an den Staat, die unbedingte Pflichttreue gegen König und Vaterland. Seine Seele war erfüllt von dem Berufe, Preußen zu Macht und Blüthe emporzuheben; jeder Schritt seines Wirkens war abhängig von dieser einzigen und beherrschenden Aufgabe."

„War er früher Parteimann gewesen, so wurde er jetzt im prägnantesten

[1] Da Sybels Darstellung nicht vollständig gegeben wird, ist Einzelnes des Zusammenhanges wegen umgestellt.

[1] Das Nähere bei Sybel a. a. O.

Sinne des Wortes, Diener des Staates. Gegen dessen Anforderung trat jede andere Rücksicht in den Hintergrund. Fragen höchster Bedeutung, Freihandel oder Schutzzoll, feudale oder demokratische Einrichtungen, Religionsfreiheit oder Hierarchie, Fragen also, die für viele tausend Menschen als bestimmende Principien des ganzen Daseins gelten, waren für ihn nichts als je nach den Umständen gebrauchte Mittel für Preußens ferneres Emporwachsen, so daß ihn nicht selten seine Gegner den grundsatzlosesten Opportunisten aller Zeiten schalten."

„Wenn ferner Friedrich der Große, der ein langes Leben dem harten Dienst des Staatsinteresses widmete, im innersten Herzen der Ueberzeugung war, daß der Staat nur ein Mittel zur Erhaltung und Pflege der idealen Güter, der Schönheit und Wahrheit, der Kunst und der Wissenschaft sei: so war umgekehrt Bismarck auch hier Utilitarier, und so sehr er jene Güter zu schätzen verstand, so war doch stets seine erste und letzte Frage, in wie weit diese Kunst oder jene Wissenschaft dem preußischen Staatszweck nutze[1]."

„Nicht als principieller Gegner Oesterreichs war Bismarck nach Frankfurt gekommen; im Gegentheil, bei seinem ganzen bisherigen Verhalten war er stets von der Nothwendigkeit eines festen Zusammenhaltens von Preußen und Oesterreich ausgegangen und hat sein Leben lang an dieser Ueberzeugung festgehalten.... Aber nur zu bald mußte er erkennen, daß die wesentliche Voraussetzung dieses Strebens, die Gegenseitigkeit, fehle, daß an eine Anerkennung der preußischen Gleichberechtigung durch Oesterreich nicht zu denken und bei der Stellung der beiden Höfe zu den deutschen Verhältnissen auch nie zu erhoffen sei. Damit war seine fernere Haltung entschieden, er war zum Widerstand bis auf die äußerste Grenze, ja über diese hinaus, bis zum Bruche des Bundes entschlossen, ehe er eine Schädigung an Preußens Würde und gutem Rechte gestatte."

Aber lassen wir alle diese mehr allgemeinen Erwägungen und machen wir den Versuch, uns in der Erinnerung an sehr bekannte oder auch etwas weniger bekannte Aeußerungen des großen Mannes, in seine Seele hineinzudenken und ihn auf dem Wege, den er in dieser Sache zu durchmessen hatte, zu begleiten[2].

* * *

[1] Es sei hier, wo manche Citate aus Bismarcks Briefen und Reden angeführt werden, auf eine höchst dankenswerthe Arbeit hingewiesen, ein Buch treuesten Fleißes, das in chronologischer Folge jedes Erlebniß Bismarcks, jeden Aufenthalt desselben, alle amtlichen Berathungen, alle seine Reden, Briefe, Unterhaltungen, so weit es möglich ist, nach Zeit, Ort und Inhalt zu verzeichnen sucht, nebst Auszügen aus seinen wichtigsten Aeußerungen, mit Angabe der Quellen, wo Näheres darüber zu finden ist.

Gerade weil es mir nicht ganz leicht geworden ist, mich dem Opportunismus Bismarcks gegenüber innerlich zurechtzufinden, so möchte ich noch einige Bemerkungen darüber hinzuzufügen mir gestatten. Nie wird man sich mit jener Scrupellosigkeit versöhnen können, der der Zweck jedes Mittel heiligt und die als Jesuitismus und Machiavellismus so viel Unheil über die Welt gebracht hat. Aber es kann das Entsetzen vor dem unstreitig heillosen Satze, „daß der Zweck das Mittel heilige", auch ein ganz unaufrichtiges sein, da in der That sehr Vieles, was unter anderen Umständen unverantwortlich wäre, gethan werden darf und muß, wo es im Dienst einer wichtigen Sache nothwendig ist. Wenn in der Politik angeblich eine andere Moral zur Geltung kommt, als im Privatleben, so geschieht das eben, weil hier die Handelnden nicht nur für ihre Person, sondern für ein anvertrautes Ganze die Verantwortung tragen und weil oft Gesichtspunkte in Betracht kommen und Größen in die Rechnung eingestellt werden müssen, die im Privatleben fortfallen, weil hier die Conflicte der Pflichten sich mehren. Ich möchte hier ein Wort anführen, das ich in einer Vorlesung Lotzes gehört habe und das etwa so lautete: „Mancher will leugnen, daß es solche Conflicte giebt. Wer sie wegschaffen kann, der soll doch herkommen, er wäre ein wahrer Heiland!" Einem Worte, das mir ein Freund sagte: aus solchen Kämpfen könne man nicht mit ganz fleckenlosem Schilde hervorgehen, es komme darauf an, wer der relativ Ehrlichste sei, muß ich beipflichten. Keineswegs möchte ich von vornherein alle Schritte Bismarcks[1] als zu rechtfertigende hingestellt sehen, und z. B. bei einzelnen Momenten seiner „dilatorischen Behandlung der Dinge" Frankreich gegenüber, noch mehr vielleicht bei der pariser Verhandlung während der londoner Conferenz taucht Einem wohl die Frage auf: mußte das wirklich sein? Deutsche Biederkeit ist dem Germanen lieber, als welsche List — ungern sieht er die Helden, die

---

Es ist ein ausgezeichnetes Hilfsmittel und Orientirungsbuch beim Studium der neuesten deutschen Geschichte, es soll nach dem Wunsche des Verfassers ein Zeugniß der unauslöschlichen Liebe und Dankbarkeit des deutschen Volkes Bismarck gegenüber sein und es ist ein monumentales Zeugniß dafür geworden: Horst Kohl, Regesten zu einer wissenschaftlichen Biographie des ersten deutschen Reichskanzlers. 2 Bände. Gr. 8. 1891 u. 1892. — Das Buch ist mir erst zugegangen, als mein Artikel schon so ziemlich vollendet war. Ein Auszug daraus — oder der Kern dieses Werkes ist das früher erschienene Bismarck-Gedenkbuch desselben Verfassers, das in Kürze ähnliche Regesten (aber ohne nähere Inhaltsangabe und Quellennachweis) enthält, dazu ein Verzeichniß der Bismarckliteratur bis 15. Febr. 1890 und, wie das größere Werk, Auszüge aus Bismarcks Reden und Briefen. 1 Bd. 8. 311 S. 1889.

[1] Auch ganz abgesehen von seinem Verhalten Gegnern im eigenen Lande gegenüber.

er bewundert, „das Löwenfell mit dem Fuchspelz vertauschen", es ist ihm sympathisch, wenn sie nur schwer und wo möglich nie sich entschließen, sich auf den Standpunkt der Kriegslist zu stellen, bei welchem Ueberlisten und Täuschen des Gegners in sein Recht tritt; wo aber, wie oft — nicht immer — in der Politik zwischen den Staaten thatsächlich kein Friede, sondern „Krieg im Frieden" herrscht, wo die Politik Krieg mit anderen Mitteln und gegenseitiges Mißtrauen die Grundlage des Verkehres ist, und dieser Verkehr der undeclarirte Krieg, so daß man gegenseitig gar nicht volle Wahrheit erwartet und erwarten kann; wo man sich unberechtigten gefährlichen Ansprüchen gegenüber befindet, wo ein offenes, das eigene Wollen enthüllende oder den Gegner auch nur nicht aus seinem Irrthum reißende, ja selbst seinen Irrthum nicht mehr nährende Wort das Land, dessen Sache man vertritt, in die äußerste Gefahr wirft (man denke an Friedrich Wilhelm III. und Scharnhorst beim Beginne der Freiheitskriege) — da tritt das Wort Bismarcks in sein Recht: „Wer mich einen gewissenlosen Politiker schilt — er soll sein Gewissen auf diesem Kampfplatze erst selbst einmal versuchen" (26. Dec. 1865). Wo man keine Wahl hat, als einen listigen Feind, oder das Vertrauen des eigenen Landes — berechtigtes Vertrauen derjenigen, die auf Einen angewiesen sind und Einem den Schutz ihrer höchsten Güter anvertraut haben — zu täuschen, wo man einen Feind täuschen oder anvertrautes Gut preisgeben muß, da kann das „Offensein" zur Schwäche werden, ja gerade aus Zuverlässigkeit und Kraft wird man zur List greifen und greifen dürfen, ja unter Umständen „herzhaft lügen" müssen, — *so lange* als man dabei doch das Recht hat, mit *gutem* Gewissen zu sagen: „Wer mich einen gewissenlosen Politiker schilt, der thut mir Unrecht", und dabei nicht gegen sich selbst unwahr ist, so lange man sagen *darf*: „Ich kann nicht anders."

Aber es ist das ein gefährlicher Boden, und *die Wahrheit läßt ihrer nicht spotten*. Der sittliche Adel eines Staatsmannes wird mit bedingt sein von dem Grade, in dem er danach strebt, an die Stelle der Kniffe Offenheit zu setzen. Bismarck ging dabei bekanntermaßen mitunter so weit, daß selbst der Eindruck entstand, man könne ihn nicht ernst nehmen.

Zu denjenigen Dingen, die Bismarck besonders vorgeworfen sind und die Einen in der That stutzig machen können, gehört seine Verbindung mit der Revolution, trotz seiner ausgeprägt monarchischen, die Revolution verurtheilenden Gesinnung (z. B. in Ungarn 1866; hat er doch wiederholt gedroht, im Nothfalle die nationalen, antidynastischen, revolutionären Kräfte zu entfesseln). Die Frage ist hier eine ähnliche wie oben. Wo es sich um die „eigenste Einem anvertraute Aufgabe" handelt, für ihn: „um den der Krone Preußen von Gott übertragenen Schutz Preußens gegen Unrecht, von außen oder innen kommend", da *nimmt*, ja ruft er eben in einem

Kampfe auf Leben und Tod, in dem einmal die Gewalt entscheidet, die Bundesgenossen, wo er sie findet: mag da ein Jeder sich mit seinem Gewissen abfinden und seinem Richter stehen; da ist ihm ferner das System der conservativen Interessen aller Länder eine gefährliche Fiction, so lange nicht die vollste ehrlichste Gegenseitigkeit in aller Herren Ländern obwaltet. Isolirt von Preußen durchgeführt, erscheint es ihm als „Donquixoterie", da verurtheilt er es, „fremde Kronrechte mit mehr Beharrlichkeit zu schützen als die eigenen" (Brief vom 18. Sept. 1861); endlich kommt hier noch ein anderer Gesichtspunkt zur Geltung, der, welcher berührt ist, wenn Fürst Bismarck, wie oben gesagt, erklärt: die Einigung Deutschlands wäre eine conservative That gewesen. Si duo faciunt idem, non est idem. Revolution und Revolution ist ihm auch nicht etwas Gleiches, Revolution gegen das preußische Königthum, dessen nationale, politisch-sittliche Berechtigung und Nothwendigkeit er bis in das Innerste seiner Seele hinein empfand, war ihm etwas total anderes als Auflehnung etwa der Ungarn oder Italiener gegen Oesterreich, oder auch der Deutschen gegen die von Napoleon geschaffenen von Metternich sanctionirten kleinstaatlichen Souveränetäten, gegen den ganzen unhistorischen Gott und rechtlosen Sonveränetätsschwindel der deutschen Fürsten, „die europäische Macht spielen" wollen. — Gewaltsamer Umsturz des innerlich Existenzberechtigten und des innerlich Unberechtigten oder in seiner Berechtigung Fraglichen, wenn auch durch das formelle und bestehende Recht Legitimirten ist ihm — ich möchte lieber sagen, seiner natürlichen und durch Studium, Amts- und Lebenserfahrung geschulten Empfindung, als seinen Grundsätzen nach, etwas ganz Verschiedenes, und wo zur Erhaltung des Ersteren die Zertrümmerung des Letzteren nöthig ist, da ist ihm eben diese Erhaltung und Zertrümmerung, mag sie auch für gewöhnlich revolutionär heißen, eine conservative That. — „Den Grundsatz, daß ein Compromiß mit der Revolution unzulässig sei," schreibt er, „ist es nicht möglich in der Weise durchzuführen, daß die letzten davon abgeleiteten Consequenzen noch immer jede andere Rücksicht durchbrechen sollen." Diese legitimirten Gewalten sind ja selbst oft revolutionär, „wann und nach welchen Kennzeichen haben sie aufgehört revolutionär zu heißen?" . . . „Ein Princip kann man nur so weit als ein allgemein durchgreifendes anerkennen, wenn es sich unter allen Umständen und zu allen Zeiten bewahrheitet." (Wer sich über Bismarcks Ueberzeugungen hierüber orientiren will, lese diesen Brief an Manteuffel vom 4. Februar 1857 neben dem oben citirten vom 18. Sept. 1861.)

Ich möchte hier wegen des Bismarckschen Opportunismus auf den schönen, herzbewegenden Artikel „Fürst Bismarck" in Whitman: Das kaiserliche Deutschland (deutsch von Alexander) verweisen. „So ungewöhnlich

sein Charakter auch ist," heißt es hier, „im Ganzen genommen ist er doch in vielen Beziehungen durchaus typisch für sein Land bis hinab zu den leidenschaftlichen Ausbrüchen seiner Reizbarkeit. Seine Ehrerbietung für die Krone entspringt ehrlicher Ueberzeugung, denn in seinem ganzen Wesen liegt nicht die Spur des Höflings oder selbstsüchtigen Opportunisten. Die starre Ehrlichkeit seiner Natur schließt jede Möglichkeit davon aus."[1] Wie diese, so führt die obige Sybelsche Charakteristik zum richtigen Verständniß des Bismarckschen Opportunismus. Wem eine große Leidenschaft die Seele erfüllt, dem haben neben der Hauptfrage die anderen Fragen nur ein relatives Interesse. Auch bei dem Opportunismus kommt es, wie bei so vielen sittlichen Fragen, zunächst darauf an, ob man die Welt und die Dinge in seinen Dienst hineinreißt oder sich in den Dienst der Sache stellt. Das große Interesse, dem Bismarck diente, war ein ideales, aber nicht ein theoretisches, sondern ein ideales praktisches Interesse; jenes Interesse, von dem die Sybelsche Schilderung spricht: Preußen-Deutschland; „Dem Vaterland die ganze Kraft". „Für mich" — sagt er — „hat immer nur ein einziger Compaß, ein einziger Polarstern, nach dem ich steuere, bestanden: salus publica. . . . Doctrinär bin ich in meinem Leben nicht gewesen; alle Systeme, durch die die Parteien sich getrennt und gebunden fühlen, kommen für mich in zweiter Linie. . . . Die Doctrin gebe ich außerordentlich wohlfeil. . . . Es giebt Zeiten, wo man liberal regieren muß und Zeiten, wo man dictatorisch regieren muß; es wechselt Alles, hier giebt es keine Ewigkeit" (24. Febr. 1881 im Reichstage).

Weiter entscheidet über die Sittlichkeit, d. h. die subjective Sittlichkeit oder Unsittlichkeit des Opportunismus bei dem Einzelnen die Frage, ob er, bei der relativen Werthung dessen, was Andere als absolut ansehen, in seinem Handeln gebunden ist durch höhere, ewige Mächte, die er in sich wirksam sein läßt, unter die er sich beugt und an denen er sich erhebt. Hier verweise ich auf Bismarcks oben schon citirten Brief vom 26. Dec. 1865. Darauf kommt es an, wovor man dennoch Halt macht.

Endlich kommt noch Eins in Betracht: Wenn Jemand einer großen

[1] . . . Während die Parteiregierung überall eine erbärmliche Aengstlichkeit beweist, nur die eigenen Parteigänger zu verwenden . . . hat Fürst Bismarck die Mitarbeit von Männern jeder politischen Meinung gesucht, bis zu derjenigen ehemals verbannter Republikaner. Er selbst hat es ausgesprochen: Ich heiße die Mitwirkung von jeder Seite dankbar willkommen und frage nicht, von welcher Partei sie kommt." Das aber geschieht keineswegs aus bloßer Bequemlichkeit für das eigene Interesse. Jede seiner Handlungen soll das nationale Gefühl erwecken und kräftigen, und auch diese Versöhnlichkeit ist ihm nur ein Mittel zum Zweck. Wie er es nie verschmäht hat, den kleinsten Vortheil in der auswärtigen Politik zu benutzen, so sind ihm auch keine Mittel zu gering, sein Ziel im eigenen Lande zu erreichen, denn der Zweck rechtfertigt sie.

Sache vielleicht zu wenig scrupulös in den Mitteln dient, da werden wir verschieden urtheilen, je nachdem es der Fanatismus des Kopfes oder die heiße Leidenschaft des Herzens ist, aus der die Action hervorbricht, und Bismarck ist nicht Kopfmensch, sondern Herzmensch; es ist nicht Theorie, es ist innerstes Wesen, aus dem heraus er handelt — oft mit verzehrender Leidenschaft.

Bei einem Vergleiche Emin Paschas mit Wißmann meinte Bismarck: Es würde sich an Emins Profil wohl herausstellen, daß ihm der Hinterkopf fehle, die volle thierische Energie, auf welche man in Afrika nicht ganz verzichten könne. Die besitzt er selbst reichlich; er beruft sich auf Emins Profil; da darf man sich wohl *sein* Profil darauf hin ansehen, in der bekannten Lenbachschen Kreidezeichnung z. B. — dieses Horn am Hinterkopfe!

Wie wenig er von Theorie und Doctrinen hält, zeigen die Aufzeichnungen Bewers bei seinem Bismarckbesuche: „Durch Kant," sagte der Fürst, „habe ich mich nicht völlig durchbringen können; was er über das Moralische sagt, zumal vom kategorischen Imperativ, ist sehr schön; aber ich lebe am liebsten ohne das Gefühl des Imperativs; ich habe überhaupt nie nach Grundsätzen gelebt; wenn ich zu handeln hatte, habe ich mich niemals gefragt, nach welchen Grundsätzen handelst du nun? sondern ich habe zugegriffen und gethan, was ich für gut hielt. Man hat mir ja oft vorgehalten, daß ich keine Grundsätze habe." . . . „In meiner Jugend pflog ich mit einer philosophisch angehauchten Cousine, die mich gern betanten wollte, oftmals ein Gespräch darüber, ob ich Grundsätze annehmen müsse oder nicht. Schließlich sagte ich ihr und damit waren alle unsere Streitigkeiten zu Ende: Wenn ich mit Grundsätzen durchs Leben gehen soll, so komme ich mir vor, als wenn ich durch einen engen Waldweg gehen sollte und müßte eine lange Stange im Munde halten!" (Bei Bismarck, S. 48 ff.)

Da Bismarck, wie gesagt, bei seinem Thun nicht nach Grundsätzen, sondern aus seiner ganzen Persönlichkeit heraus, als voller und ganzer Mensch handelt, so wird er die Grenze für seinen Opportunismus, für Erlaubtes und Unerlaubtes in der Politik dort sehen, wo er fühlt, daß er sich selbst untreu werden müßte. Sein Ich, mit seiner Charaktergröße und seinen Charakterfehlern, weist ihm den Weg und zieht ihm die Grenze seines Thuns. Mit diesen Worten bewege ich mich freilich im Cirkel. Ich suche die Persönlichkeit Bismarcks aus seiner Politik zu erkennen und verweise zur Erkenntniß seiner Politik auf seine Persönlichkeit. Materiell ist damit also nichts gesagt, aber *eingestanden* und hervorgehoben, daß eben nur aus einer solchen Kenntniß der ganzen Persönlichkeit heraus hier ein rechtes Urtheil gewonnen werden kann.

III. Das Herannahen der Entscheidung.

Ende August 1851 trat Bismarck in die diplomatische Laufbahn ein, von König Friedrich Wilhelm IV. zum Gesandten am Frankfurter Bundestag ernannt (15. Juli). „Er hielt mich," sagte Bismarck später, „für ein Ei, aus dem er einen Minister ausbrüten wollte."

Nicht als principieller Gegner Oesterreichs ist er, wie wir sahen, nach Frankfurt gekommen, vielmehr überzeugt von der Nothwendigkeit eines festen Zusammenhaltens von Preußen und Oesterreich, aber fest entschlossen, die Gleichberechtigung Preußens Oesterreich gegenüber zu behaupten oder — zu erkämpfen.

Schon nach einigen Jahren Erfahrung, während des Krimkrieges, meinte er: der König habe für die Sünden Oesterreichs so viel Nachsicht als ich mir vom Herrn des Himmels für die meinigen wünsche (8. Dec. 1854), und etwa ein Jahr vorher hat er das wichtige Wort niedergeschrieben: „Die Winkelzüge Oesterreichs werden uns nicht hindern, die Gelegenheiten, die uns Gott geben sollte, zu benutzen, um für unsere zukünftige Stellung zu Oesterreich unzweideutige Vereinbarungen zu gewinnen, auf deren Basis wir dermaleinst ehrliche Bundesgenossen . . . sein können (23. Febr. 1854).

Diese Worte enthalten das Programm der Bismarckschen Politik Oesterreich gegenüber.

„Dermaleinst ehrliche Bundesgenossen."

Das ist sein Ziel. Ehe solche Beziehungen gewonnen seien, scheint ihm ein ernstliches Bündniß mit Oesterreich unmöglich.

„Die Seele eines preußisch-österreichischen Bündnisses," schreibt er zwei Jahre später, „würde auch in der größten gemeinsamen Gefahr das Gegentheil von alledem sein, was ein Bündniß fest macht. Gegenseitiges politisches Mißtrauen, militärische und politische Eifersucht . . . das Alles würde zwischen uns jetzt stärker, lähmender sein, als in irgend einem schlecht assortirten Bündnisse der Vergangenheit" . . . auch durch einen Personenwechsel „würde die traditionelle Politik Oesterreichs und seine Eifersucht gegen uns nicht beseitigt sein, und ich könnte dem alten Fuchse im neuen Pelze eben so wenig trauen, wie bisher im räudigen Sommerhaar. Nach der wiener Politik ist einmal Deutschland zu eng für uns beide; — so lange ein ehrliches Arrangement über den Einfluß eines jeden in Deutschland nicht getroffen und ausgeführt ist, pflügen wir beide denselben streitigen Acker, und so lange bleibt Oesterreich der einzige Staat, an den wir nachhaltig verlieren, von dem wir nur nachhaltig gewinnen können. . . . Der deutsche Dualismus hat seit 1000 Jahren in jedem Jahrhundert

gelegentlich durch einen gründlichen inneren Krieg seine gegenseitigen Beziehungen regulirt, und auch in diesem Jahrhundert wird kein anderes, als dieses Mittel die Uhr der Entwickelung auf ihre richtige Stunde stellen können. Ich beabsichtige mit diesem Raisonnement keineswegs zu dem Schluß zu gelangen, daß wir jetzt unsere Politik darauf richten sollen, die Entscheidung zwischen uns und Oesterreich unter möglichst günstigen Umständen herbeizuführen. Ich will nur meine Ueberzeugung aussprechen, daß wir in nicht zu langer Zeit für unsere Existenz gegen Oesterreich werden fechten müssen, und daß es nicht in unserer Macht liegt, dem vorzubeugen, weil der Gang der Dinge in Deutschland keinen anderen Ausweg hat." Er fügt hinzu: daß das allerdings mehr Frage des Glaubens, als des Beweises bleibe[1].

Was den Bund anlangt, so war Bismarck nicht nur von der inneren Morschheit desselben durchdrungen, sondern auch überzeugt, daß die Mittelstaaten bei ernstlicher Gefahr ihrerseits den Bund aufgeben, sich nicht allzu schwer in eine neue rheinbündische Abhängigkeit von Frankreich hineinfinden und bei einem Kriege die deutschen Großmächte nach Belieben sitzen lassen würden[2] — ja noch mehr: aus den 8 Jahren seiner „frankfurter Amtsführung" hat er „als Ergebniß seiner Erfahrungen die Ueberzeugung mitgenommen, daß die dermaligen Bundeseinrichtungen für Preußen eine drückende, in kritischen Zeiten eine lebensgefährliche Fessel bilden"[3]. Bei der Durchführung der eigensten Aufgabe Preußens, bei dem „der Krone Preußen von Gott übertragenen Schutz Preußens gegen Unrecht, von außen oder innen kommend", ist er durchaus nicht geneigt, „die Prätensionen der kleinstaatlichen Souverainetäten zu respectiren", und am 12. Mai 1859 — bereits als Gesandter in Petersburg — schreibt er die bekannten Worte: „Ich sehe in unserem Bundesverhältniß ein Gebrechen Preußens, welches wir früher oder später ferro et igni (mit Feuer und Schwert) werden heilen müssen, wenn wir nicht bei Zeiten in günstiger Jahreszeit eine Cur dagegen vornehmen." Eben damals, 1859, schien ihm die Zeit zu einer solchen Cur da zu sein.

Oesterreich war im italienischen Kriege begriffen, und Bismarck, in der klaren Ueberzeugung, daß eine Umgestaltung und Aenderung der deutschen Verhältnisse unumgänglich sei, scheute vor der Folgerung nicht zurück, daß diese Nothlage Oesterreichs und die bei der Stellung der anderen Mächte

[1] 26. April 1856. Ein lehrreicher Brief, in dem Bismarck die in Europa damals möglichen und zu erwartenden Allianzen bespricht.

[2] 26. April 1856. Vgl. auch den Brief vom 1. Juli 1859 u. 18. Sept. 1861.

[3] Brief vom 12. Mai 1859.

günstige politische Situation von Preußen benutzt werden müsse, um zu der nothwendigen Revision der gegenwärtigen Beziehungen dem Bunde und Oesterreich gegenüber zu gelangen, weil eine solche Gelegenheit vielleicht nicht so bald wiederkehre. Bismarck war damals von seinem petersburger Gesandtschaftsposten auf längere Zeit nach Berlin gekommen und wohnte im Hotel Royal. Hier besuchte ihn Herr v. Unruh, ein hervorragender Parlamentarier von der Oppositionspartei. Bismarck lag, an einem kranken Bein leidend, auf dem Bett, ließ ihn aber bitten, einzutreten; er hatte die „Neue preußische Zeitung" in der Hand und warf dieselbe mit dem Bemerken auf das Bett: das Blatt habe keinen Funken preußischen Patriotismus, es dringe auf die Unterstützung Oesterreichs gegen Frankreich und Italien durch Preußen. „Oesterreich in diesem Kriege beistehen, wäre ein politischer Selbstmord Preußens — er sei von seiner Sympathie für Oesterreich vollständig zurückgekommen. Oesterreich sinne nur darauf und warte auf eine gute Gelegenheit, Preußen zu ruiniren. . . . Viel dringender als die von Frankreich drohende Gefahr sei die, gegen Oesterreich zu unterliegen. Wenn es uns nicht gelänge, Oesterreich aus dem eigentlichen Deutschland zu entfernen und hier Oesterreich die Oberhand behielte, so würden unsere Könige wieder Kurfürsten, Vasallen Oesterreichs. Müsse es unser Ziel sein, dasselbe aus Deutschland auszuschließen, so könne es uns nur zu gut kommen, wenn Oesterreich zunächst durch Frankreich geschwächt werde[1]."

Anfangs fand er die preußische Politik in Bezug auf den italienischen Krieg, wie er seiner Gemahlin schreibt, correct, dann aber sah er mit Besorgniß, daß sie „mehr und mehr in das österreichische Kielwasser hineingleite", und er fürchtete, daß Preußen Oesterreich die Last von der Schulter nehmen und sich selbst in einen Krieg mit Frankreich stürzen werde, den es auch im Falle des Sieges, durch Oesterreich gehindert, nicht werde ausnützen können. „Wie Gott will! es ist hier Alles doch nur eine Zeitfrage, Völker und Menschen, Thorheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehen wie Wasserwogen und das Meer bleibt." (2. Juli 1859.) Seine Ansichten in Beschlüsse umzuwandeln war Bismarck damals noch nicht in der Lage; noch war er nicht in leitender Stellung. Zu einer Revision der gegenseitigen Beziehungen ist es damals nicht gekommen.

Einige Jahre später, auf der Durchreise durch Deutschland vom petersburger auf den pariser Gesandtschaftsposten, äußert Bismarck zu Graf Berns-

[1] v. Unruh, „Erinnerungen aus meinem Leben". „Deutsche Revue", Octoberheft 1881. S. 11 ff. Der Verfasser bemerkt, daß die Mittheilung dieses Gespräches nicht den Anspruch der wörtlichen Wiedergabe mache, daß er aber für dessen Richtigkeit dem Sinne nach einstehe.

dorff hinsichtlich eines damals vorliegenden Conflictes zwischen Preußen und Hessen, der zur Besetzung Hessens und zum Conflict mit Oesterreich und dem Bundestag hätte führen können: „Daß der Kurfürst einen königlichen Brief auf den Tisch geworfen hat, ist ein wenig geschickter casus belli — wollen Sie aber Krieg, so machen Sie mich zu ihrem Unterstaatssecretär, dann mache ich mich anheischig, Ihnen binnen vier Wochen einen deutschen Bürgerkrieg bester Qualität fertig zu liefern." — Bald darauf ist Bismarck für kurze Zeit Gesandter in Paris. — Hier konnte man wohl den Eindruck gewinnen, wie wir aus den Memoiren des Grafen Seherr-Thosz erfahren, daß Bismarck in kleineren Cirkeln unverhohlen seiner Oesterreich feindlichen Gesinnung Ausdruck gab. — Aus anderen Quellen glaubte der Graf zu wissen, daß Bismarck, der, wie er selbst schreibt, schon so gut wie eingefangen gewesen für das Ministerium, doch abgelehnt habe, weil der König ihm nicht „freie Hand gegen Oesterreich" habe gewähren wollen[1]. Als dann bald darauf Bismarck wirklich zum Ministerpräsidenten und Minister des Auswärtigen ernannt ist und zu einem Abschiedsbesuche nach Paris zurückkehrt, schreibt ihm der ungarische Graf, der Feind des alten Oesterreich: „Wenn es wahr sei, daß er Oesterreich mit Krieg überziehen wolle, ... dann könne er auf die redliche und nützliche Mitwirkung Ungarns rechnen", für diesen Fall stelle er sich ihm zur Verfügung. Zwei Tage darauf, am 2. Nov. 1862, 5 Uhr früh, wird er zu 8 Uhr Morgens zu Bismarck bestellt, so früh, damit diese Zusammenkunft den Spähern des österreichischen Gesandten nicht bekannt werde. „Ihre Voraussetzungen sind richtig," sagte ihm Bismarck. „Ich habe mir zum Ziele gesetzt, die Schmach von Olmütz zu rächen, dieses Oesterreich niederzuwerfen, welches uns auf das Unwürdigste behandelt, uns zu seinem Vasallen erniedrigen möchte. — Ich will Preußen aufrichten, ihm die Stellung in Deutschland schaffen, die ihm als rein deutschem Staate gebührt" ꝛc. — Am folgenden Tage reiste er nach Berlin zurück, um des Amtes, das ihm anvertraut war, zu walten.

In einem Augenblicke hatte er es angetreten und die Leitung und Regierung übernommen, da der preußische Thron umtost war von der zornigen Erregung der Unterthanen, da es galt, seinem Könige zu helfen: im Widerspruch gegen das Abgeordnetenhaus die neue Heeresverfassung durchzuführen — Herbst 1862.

„Ich komme nicht zu Dir," hatte er seiner Gemahlin während der Reise auf den pariser Botschafterposten geschrieben, „weil ich erst in Paris

[1] Seherr-Thosz sagt: Wir wissen, und meint, wie ich vermuthen möchte, die ungarischen Emigranten. „Deutsche Rundschau" Bd. 28, S. 64.

Besitz ergreifen will, vielleicht entdecken sie einen anderen Ministerpräsidenten, wenn ich ihnen erst aus den Augen bin. Ich gehe auch nicht nach Schönhausen, alles in Sorge, daß man mich noch wieder festhält" (23. Mai 1862). Es ist mehr ein Fluchtversuch, den ich mache, als ein neuer Wohnsitz, in den ich ziehe. „Ich bin zu Allem bereit, was Gott schickt." „Wenn meine Gegner wüßten," schrieb er ihr einige Tage später, „welche Wohlthat sie mir persönlich durch ihren Sieg erweisen würden, und wie aufrichtig ich ihn ihnen wünschte! . . . Du kannst nicht mehr Abneigung gegen die Wilhelmsstraße haben" (dort lag seine künftige Amtswohnung), „als ich selbst, und wenn ich nicht überzeugt bin, daß es sein muß, so gehe ich nicht. Den König unter Krankheitsvorwänden im Stich lassen, halte ich für Feigheit und Untreue. . . . Soll es sein, dann voran! wie unsere Kutscher sagten, wenn sie die Leine nahmen" (1. Juni).

Es ist immer ein erfreulicher Anblick, wenn man Jemanden in freudiger und vollendeter Sicherheit eine schwierige Aufgabe vollbringen sieht, — sei es auch einen Seiltänzer; wie anders noch, wo es sich um die große Werdeaufgabe eines großen Volkes handelt, durchgeführt von einem Manne, dem die patriotische Hingabe an den Staat, die Treue gegen König und Vaterland die große Leidenschaft ist, die sein Leben adelt und die sein Leben verzehrt «patriae inserviendo consumor».

Mit Hängen und Würgen geht er daran, seine welthistorische Laufbahn zu beginnen. „Ich kann nicht anders!" — Sich von der Welle tragen lassen!

Nun aber mochten sich seine Gegner hüten: Take care of that man, he means what he says[1], so sagte einer von denen, die seine Größe am frühesten erkannten.

In einer großen Denkschrift vom März 1858, die wohl als sein politisches Testament an seine Nachfolger am Bundestag bezeichnet worden ist[2], hatte er ausgesprochen: Preußen solle sich „mit Oesterreich in ein klares und sicheres Verhältniß" setzen, „indem es dem Wiener Cabinet zu verstehen gebe, daß der Beistand Preußens bei eintretenden Gefahren der eines lauen und selbst bedenklichen Bundesgenossen sein werde, wenn Oesterreich sich in seiner deutschen Politik nicht mäßige und mit Preußen verständige". Nur durch solche Sprache und dem entsprechendes Verhalten dürften sich ehrliche und haltbare Beziehungen zu Oesterreich und nach Umständen ein sicheres Bündniß mit demselben gewinnen lassen.

Jetzt konnte er selbst dieses Testament ausführen — und unmittelbar nach der Uebernahme seiner neuen Stellung macht er sich ans Werk. Schon

[1] Disraeli (Lord Beaconsfield). Bemerkung Whitmans in: Das kaiserliche Deutschland.

[2] Busch: Unser Reichskanzler I, 342.

wenige Tage nach seinem Eintritt ins Ministerium sprach er in einer Sitzung der Budgetcommission jenes berüchtigte Wort: daß die großen Fragen der Zeit — er meint hier insbesondere die deutsche Frage — nicht durch Parlamentsbeschlüsse gelöst würden, sondern durch Blut und Eisen.

Soll es sein, dann voran! Das galt zunächst für die innere Politik, aber bald auch für das Verhältniß zu Oesterreich. — „Als ich Minister wurde," sagte er 17 Jahre später (21. Febr. 1879) in Bezug auf unsere Frage im deutschen Reichstage, habe ich eine . . . politische Aufgabe gehabt . . . „über die ich mir beim Eintritt in den Ministerialdienst völlig klar war: die Auseinandersetzung mit Oesterreich um die Hegemonie in Deutschland. . ."

Anfang December hatte er mit dem österreichischen Gesandten, Grafen Karolyi, die bekannte Unterredung, in welcher er zum ersten Mal mit der großartigen Offenheit seine Pläne darlegte, durch die er wiederholt die Diplomatie verblüfft und die Welt in Erstaunen gesetzt hat — da „man die Schäden in den Beziehungen zwischen den beiden deutschen Großmächten nur durch rückhaltlose Offenheit zu heilen versuchen könne". In dem gelassenen Tone, sagt Sybel von dieser Unterredung, in welchem ein Geschichtsschreiber die Ereignisse alter Zeiten berichtet, erzählte hier Bismarck dem Grafen die Geschichte der deutschen Zukunft. „Unsere Beziehungen zu Oesterreich," sagte er, „müssen entweder besser oder schlechter werden" — die erste Alternative sei sein aufrichtiger Wunsch. Es sei aber ein bedenklicher Irrthum, wenn Oesterreich meine, in einem für Oesterreich gefährlichen Kriege werde Preußen unter allen Umständen Oesterreichs Bundesgenosse sein; sollten sich alte intimere Verhältnisse nicht wieder anknüpfen lassen, so sei unter ähnlichen Verhältnissen wie 1859 im italienischen Kriege ein Bündniß Preußens mit einem Gegner Oesterreichs so wenig ausgeschlossen als im anderen Falle eine treue und feste Verbindung der beiden Großmächte gegen gemeinschaftliche Feinde. Oesterreich könne ja seinen Schwerpunkt nach Ofen verlegen[1]. Oesterreich habe also die Wahl zwischen Fortsetzung seiner preußenfeindlichen Politik in Deutschland und ehrlicher Verbindung.

Ehrliche Allianz oder Krieg, so wie ihr in Gefahr seid!

Nur wenige Monate später, und es bot sich die Gelegenheit, den Krieg gegen Oesterreich mit mächtigster Bundesgenossenschaft aufzunehmen. Es war die Zeit des polnischen Aufstandes 1863, während dessen Bismarck trotz aller Anfeindung, die er dafür zu dulden hatte, fest mit Rußland zusammenhielt, wodurch er das gute Verhältniß zwischen Preußen und Rußland für die folgenden Jahre befestigte. Die russische Armee war in Folge

[1] Nur in dem österreichischen, nicht in dem preußischen officiellen Bericht stehen diese Worte, sie sind aber wohl nicht dementirt; Sybel nimmt sie als gesprochen an. Siehe Biedermann a. a. O. II, 357, Anm.

der Einmischung Englands, Oesterreichs und Frankreichs gerüstet, und „heftig drängte," sagt Sybel, „der Strom der nationalen Begeisterung in Rußland darauf, das kecke Dreinreden der Mächte mit dem Schwert in der Faust zu bestrafen". Da legte Kaiser Alexander II. in einem eigenhändigen Schreiben dem Könige Wilhelm den Antrag zu gemeinsamer Kriegserklärung gegen Frankreich und Oesterreich vor. In Oesterreich war keine Spur von Rüstung vorhanden, es konnte rasch niedergeworfen werden; aber freilich dann — dann wäre die Hauptlast des französischen Krieges auf Preußen gefallen, und dieses hätte schließlich einen Frieden annehmen müssen, wie es Rußland und Frankreich gefiel. „Rußland würde," wie Bismarck sagte, „beim Friedensschluß am längeren Hebelarm sitzen."

König Wilhelm war sofort für die Erhaltung des Friedens entschieden. Nach einem von Bismarck eigenhändig entworfenen Concept, welches die Gründe der Ablehnung mit voller Offenheit aussprach, schrieb er die Antwort. „Auf preußischer Seite hat damals, außer dem Könige und Bismarck, kein Mensch von dem Vorgange etwas erfahren'." Es sei hier erwähnt, was Delbrück in dem oben citirten Artikel über diese Sache äußert: „Je sicherer Bismarck die Nothwendigkeit des österreichischen Krieges vor Augen sah, desto großartiger muß uns die Abweisung dieser wahrlich nicht wenig verführerischen Versuchung erscheinen... Ein Bund mit Rußland war an sich dem König etwas Sympathisches, wie viel mehr als später der italienische! und eine treffliche Handhabe ihn fortzureißen, wo er etwa Bedenken hatte. Wäre Bismarck damals noch der bloße Borusse gewesen, der aus Preußen ein Groß-Preußen machen wollte: das russische Anerbieten hätte ihm gewaltig in die Augen stechen müssen. Aber er war bereits mehr. Jene (innere) Umwandlung, die das Specifische seiner Größe ausmacht, das Herausbrechen des Staatsmannes einer werdenden großen Nation war längst vorbereitet, und in verschwiegenen Briefen waren jene Aussprüche niedergelegt: von dem Moment, wo das Wort „deutsch" statt preußisch auf unsere Fahnen geschrieben werden sollte (12. Mai 1859), und: „Wenn ich einem Teufel verschrieben bin, so ist's ein teutonischer."[2] Es mag in König Wilhelm, meint Sybel, doch eine Stimmung eigener Art wachgerufen haben, als er, wenige Wochen nachdem er das russische Bündniß gegen Oesterreich abgelehnt, bei einer Zusammenkunft mit Kaiser Franz Joseph durch eine ohne Ver-

[1] Sybel II, 519.

[2] Vollständig heißt die Stelle: „Uebrigens sind meine politischen Liebhabereien im Frühjahr bei Hof und Ministern so genau gesiebt worden, daß man klar weiß, was daran ist, und wie ich gerade im nationalen Aufschwung Abwehr und Kraft zu finden glaubte. Wenn ich einem Teufel verschrieben bin, so ist es ein teutonischer und kein gallischer" (16. Juni 1860).

einbarung mit Preußen, ohne Vorwissen Preußens vorbereitete Einladung zu einem Congreß deutscher Fürsten in Frankfurt am Main überrascht wurde, mit dem man Preußen gleichsam überrumpeln wollte, um hier Deutschland in österreichischem Sinne umzugestalten. Bei der Entschiedenheit Bismarcks in dieser Sache lehnte König Wilhelm die Einladung ab, und durch seine Weigerung, an diesem Congreß Theil zu nehmen, mußte die Versammlung resultatlos bleiben. — Die Spannung zwischen den Großmächten wuchs. Der Versuch Oesterreichs, Preußen durch eine solche Action unvermuthet auf das österreichische Geleise hinüberzuziehen, war gescheitert, und die Erinnerung daran trat bald zurück unter dem Lärm der Waffen.

Oesterreich und Preußen, die beiden seit 1848 gespannt einander gegenüberstehenden Gegner, ziehen Schulter an Schulter zu gemeinsamem Kampf in den Krieg gegen Dänemark aus. Es war der politischen Meisterschaft des gewaltigen preußischen, jetzt schon deutschen Staatsmannes gelungen, Oesterreich, das mißgünstige, soeben noch bei dem Fürstentage Preußen bei Seite schiebende Oesterreich, von den Mittelstaaten zu trennen und zur Allianz mit Preußen, zu einem gemeinsamen Vorgehen mit Preußen zu bewegen. Jetzt — jetzt hatte Bismarck „Oesterreich auf das preußische Geleise", in die preußische Gefolgschaft hinübergezogen; es mußte Preußen helfen Deutschland zu beschirmen und sich damit an die Spitze Deutschlands zu schwingen, oder es mußte, nachdem einmal diese Bahn betreten war, seinerseits sich Preußen gerade dort, wo dieses deutsch nationale Ziele verfolgte, entgegenwerfen, um Preußen zu hindern die Frucht gebrachter Opfer zu pflücken. Damit war vielleicht die einzig denkbare Situation geschaffen, in der König Wilhelm dazu gebracht werden konnte, den Krieg zu beginnen, und in der Erreichung dieser Möglichkeit, wie darin, daß Oesterreich jetzt leicht in die Lage kommen konnte, entweder Preußen die Führung Deutschlands überlassen zu müssen, oder sich als einen Gegner nicht nur Preußens, sondern auch Deutschlands zu offenbaren, lag der ungeheure Erfolg dieses Schachzuges. — Viele Jahre später sagte Bismarck von dem, was ihm damals gelungen: „Das ist die diplomatische Action, auf die ich am meisten stolz bin. Gleich nach dem Tode des Königs von Dänemark dachte ich an die Eroberung Schleswig-Holsteins. Aber es war schwer zu vollziehen. Alles war gegen mich: Oesterreich, die Kleinstaaten, die Damen unseres Hofes, die Liberalen, die Engländer. Napoleon widersetzte sich nicht; er dachte uns dadurch zu verbinden. Selbst der König wollte lange nichts davon hören. Wir hielten damals einen Staatsrath, bei welchem ich die längste Rede losließ, die ich je gehalten habe, und meinen Zuhörern Dinge vortrug, die ihnen überspannt und unmöglich erschienen sein müssen. Nach ihren erstaunten Mienen zu schließen, vermutheten sie wirklich, daß ich beim

Frühstück zu viel Wein getrunken hätte[1]." — Mit dem vollen Bewußtsein, daß diese Allianz den Keim der Zwietracht in sich berge, hatte Bismarck sie geschlossen. Er verbürge sich dafür, *soll*[2] er damals im Ministerrath geäußert haben, aus dieser Action die Mittel zu entnehmen, Oesterreich aus Deutschland hinauszubringen. — Man erschrickt über solche Absicht bei einer Allianz und söhnt sich erst damit etwas aus in dem Gedanken, daß ein Verdrängen Oesterreichs bedeutete: es dazu zu bringen, sei es in Freundschaft, sei es in Krieg, das Nothwendige *endlich* zuzugestehen und *die* Basis anzuerkennen, auf der die Gegner *ehrliche* Bundesgenossen werden *könnten*.

Eine Zeit lang gab Bismarck die Hoffnung noch nicht auf, daß die österreichische Regierung durch die gemeinsame Kriegführung, die Machtstellung, welche die Allianz den Verbündeten in Europa gab, und die Vortheile einer gemeinsamen „activen Politik", wie er sich ausdrückt, vielleicht doch noch im Frieden bewogen werden könne, eine solche — neue Basis zu acceptiren und sich zu überzeugen, daß dieses Bündniß mit Preußen ihm schließlich mehr werth sei, als die Aufrechterhaltung seiner Ansprüche und seiner bisherigen Stellung in Deutschland. Freilich sah er das — wie schon früher gesagt — als einen wahrscheinlich vergeblichen Versuch an; und der Versuch mißglückte. Bei seinen alten Anschauungen beharrend, im Gefühl, von Preußen ausgenutzt zu werden, konnte Oesterreich sich in der Allianz nicht wohl fühlen und begann in ihr zu schwanken, und leider hat die preußische Regierung — so entschieden man in Berlin von Oesterreich Allianztreue verlangte und so empört man im Verlaufe des aus dieser Allianz hervorwachsenden schweren Conflictes über das unzuverlässige und schwankende Benehmen Oesterreichs war — sich auch ihrerseits, schon gleich im Anfang der gemeinsamen Action, nicht von Schritten frei-

[1] Wilhelm Müller: Fürst Bismarck, S. 88. Eine andere Aeußerung Bismarcks darüber bei Busch: unser Reichskanzler I, 400. Ueber die Bedeutung der Action s. Syb. III, 159 ff. aber auch Rechbergs Aussage III, 399. S. auch Oncken, Zeitalter des Kaisers Wilhelm I. 492. Ueber Oesterreichs Ziele s. Syb. III, 161 ff., 174, 197 ff., 351 f., 375, 399. Biedermann a. a. O. II, 387.

[2] Ich hebe dieses *soll* nachdrücklich hervor. In einem Artikel Constantin Rößlers in der Zeitung „Post" vom 25. April 1890 heißt es: „Alle Theilnehmer jener großen Ereignisse erinnern sich einer Tradition, welche sich schon zu Anfang 1864 verbreitete. Danach habe Bismarck auf den Einwand seiner Collegen, man werde durch die gemeinsame Action mit Oesterreich gegen Dänemark dessen Mitherrschaft in Deutschland befestigen, die man doch beseitigen möchte, erklärt: er verbürge sich, daß er aus dieser Action die Mittel entnehmen werde ꝛc. Also eine *Tradition*! ein Wort anders — etwa statt: entnehmen *werde* — entnehmen *könne*, und der Sinn wird schon ein viel weniger bedenklicher und milderer; so habe ich im Text die Aeußerung etwas abgeschwächt.

gehalten, die zwar in Wien nicht bekannt wurden, die aber gerade für diejenigen, die Preußens große Sache rein erhalten sehen möchten, höchst unbehaglich sein mußten und sich mit einer intimen Bundesgenossenschaft schlecht vertrugen[1] und in Wien hätten erbittern müssen.

Die in Deutschland heiß ersehnte Befreiung Schleswig-Holsteins von Dänemark aber, die wurde durch die gemeinsame Action der beiden deutschen Großmächte erreicht. So klug die Sache eingeleitet, so kühn und verwegen wurde sie Dänemark gegenüber geführt, indem Bismarck Alles auf die Karte dänischer Hartnäckigkeit setzte[2], ohne die sein Spiel verloren war; er wußte doch auch hier, daß nicht er das Rad der Weltgeschichte leite und daß er von der Welle getragen ward.

„Sie sehen," schrieb er genau vier Monate später, in den Tagen einer wichtigen Entscheidung über Schleswig-Holsteins Zukunft und damit über den Erfolg seiner Politik, „wie ich nach Menschenwitz die Sache auffasse; im Uebrigen steigert sich bei mir das Gefühl des Dankes für Gottes bisherigen Beistand zu dem Vertrauen, daß der Herr auch unsere Irrthümer zu unserem Besten zu wenden weiß; das erfahre ich täglich zu heilsamer Demüthigung." (16. Mai 1864.)

Als dann der Kampf gegen Dänemark zum Streit um das gemeinsam errungene Schleswig-Holstein und weiter zum Streit um die Neugestaltung Deutschlands führt, da ist es ein hartes Ringen; oft eine schwere Zeit im Leben des bestgehaßten Mannes in Deutschland, in der er dennoch, den Blick hinausgerichtet in die Zukunft und im Glauben an sie, „festgewurzelt in der Ueberzeugung von der inneren Güte und dem nationalen Werth seiner Sache", wohl das prophetisch siegesfreudige Wort hinausgerufen hat, daß er dereinst der populärste Mann in ganz Deutschland sein werde. Mitunter ist er aber auch furchtbar in seiner siegesgewissen Schonungslosigkeit gegen den Feind. — In kühl geschäftlicher Weise behandelt er die Allianz mit Oesterreich als ein Mittel für seine Zwecke: Er halte das österreichische Bündniß nicht für ausgenutzt, schreibt er dem Gesandten in Paris und glaube, daß Preußen, indem es in Wien die Regierung zwischen der Hoffnung auf Beistand und der Furcht vor dem Uebertritt auf Seite der Gegner Oesterreichs erhalte, bessere Geschäfte mache, als wenn es Oesterreich ohne Noth zwinge, sich auf einen unwiderruflichen Bruch einzurichten. — Preußen hat die Hand auf dem gemeinsam eroberten Schleswig-Holstein und ist

[1] Ich meine hier die mit Frankreich während der Londoner Conferenz gepflogenen Verhandlungen, Sybel III, 294 ff. und S. 301—315, und den Befehl Bismarcks über Gewährenlassen der augustenburger Agitation (Syb. III, 312). Näheres in Artikel IV des Separatabdruckes.

[2] Siehe Biedermann im oben citirten Werke: II, 388, 401 f. u. Anm.

entschlossen, was es dort braucht, sich nicht entreißen zu lassen. — „In dieser Schleswig-Holsteinschen Sache," klagt man in Oesterreich, „wollt ihr auch nie das Geringste nachgeben." Man hat bei dem Verhalten Bismarcks mitunter etwas von dem Gefühl, als ob man sähe, wie die Katze mit ihrem Opfer spielt. Beati possidentes! seht zu, wie ihr zu eurem Rechte kommt! Erfreut euch doch der Vortheile des gemeinsamen Besitzes, den wir vorläufig geordnet haben, von dem wir aber beide überzeugt sind, daß er euch schließlich aus den Herzogthümern hinauswirft. Von jenem Versöhnenden, das in der Anerkennung des vom Gegner zu bringenden Opfers liegt — keine Spur.

In den glatten Formen diplomatischen Verkehrs, dazwischen mit dem halb spöttischen Lächeln des flotten Scherzes, führt Bismarck wohl die Unterhaltung mit dem österreichischen Gesandten, führt er die tief verletzenden Hiebe des Kämpfers auf dem Schlachtfelde[1].

Die Politik ist Krieg — nur mit anderen Waffen, Kampf auf Leben und Tod, und muß als solcher geführt werden. So ist Bismarck der Gewaltige! Hart, rücksichtslos, jeden Vortheil erspähend, jeden mit eisernem Griff haltend, unbarmherzig den widerstrebenden Feind niederringend — bis er ihn am Boden hat; hinter den feinen Formen — höflich gegen den Feind, bis an die Stufen des Schaffots — lauert wohl die Wildheit überwältigender Naturkraft. Da ist er der „Königstiger", nicht die zahme „Hauskatze" — da erinnert er an den altgermanischen Riesen, der dem Gegner in die Wunden greift und sie auseinanderreißt, aber — so wie er ihn am Boden hat, den Feind, sofort: maßvoll, großmüthig, schonend, wie bei der Verhandlung vor Sedan, wie auf dem Schlachtfelde von Königgrätz[2]. Gemildert wurde das Verletzende, das in diesem Verhalten liegt, dadurch, daß der Minister, wie sein König, von der tiefen, durch die Geschichte gerechtfertigten Ueberzeugung getragen sind: sie seien es ihrem Staate und Deutschland schuldig, vorwärts zu gehen und die bestehenden Schäden zu heilen, auch — durch Blut und Eisen.

Und endlich nahte die Entscheidung. Ein Glück für Deutschland, wenn sie kurz und wenn sie vollständig war.

Es war — wie Sybel sagt — „die entscheidende Epoche in Bismarcks mächtigem Lebensgang".

Wie war er selbst ein anderer geworden im Laufe der Jahre! Vierzehn Jahre früher, da hatte er von Frankfurt am Main aus seiner Gemahlin geschrieben: „Vorgestern war ich zu Mittag in Wiesbaden .. und habe mit

[1] Ich habe hier die Unterredung mit Karolyi im Auge, Syb. IV, 57 ff.

[2] Ob das inneren Feinden ebenso gilt? — Siehe darüber die Bemerkungen Whitmans: Das kaiserliche Deutschland. Deutsch von Alexander S. 46 u. 47 und S. 107 ff.

einem Gemisch von Wehmuth und altkluger Weisheit die Stätten früherer Thorheit angesehen. Möchte es doch Gott gefallen, mit seinem klaren und starken Weine dies Gefäß zu füllen, in dem damals der Champagner einundzwanzigjähriger Jugend nutzlos verbrauste und schale Neigen zurückließ. ... Wie hat meine Weltanschauung doch in den 14 Jahren seitdem so viele Wandlungen durchgemacht, von denen ich immer gerade die gegenwärtige für die rechte Gestaltung hielt, und wie vieles ist mir jetzt klein, was damals groß erschien, wie vieles jetzt ehrwürdig, was ich damals verspottete! Wie manches Laub mag noch an unserem inneren Menschen ausgrünen, schatten, rauschen und werthlos welken, bis wieder 14 Jahre vorüber sind, bis 1865, wenn wir's erleben." (3. Juli 1851.)

Und gerade 14 Jahre später ist es — in der Zeit der reifenden großen Entscheidung, da schreibt er am zweiten Weihnachtstage 1865 jenen Herz und Vertrauen gewinnenden, bekannten, herrlichen Brief an André Roman; es mag ihn Jeder selbst nachlesen: „Als Staatsmann bin ich nicht einmal hinreichend rücksichtslos, meinem Gefühl nach eher feig, und das, weil es nicht leicht ist, in den Fragen, die an mich treten, immer die Klarheit zu gewinnen, auf deren Boden das Gottvertrauen wächst. Wer mich einen gewissenlosen Politiker schilt, thut mir Unrecht; er soll sein Gewissen auf diesem Kampfplatze erst selbst einmal versuchen." ... „Wenn ich mein Leben an eine Sache setze, fährt er in anderem Zusammenhange fort, so thue ich es in demjenigen Glauben, den ich mir in langem und schwerem Kampfe, aber in ehrlichem und demüthigem Gebet vor Gott gestärkt habe und den mir Menschenwort, auch das eines Freundes im Herrn und eines Dieners seiner Kirche nicht umstößt."

Eben jetzt brannte ihm der Boden unter den Füßen. Genau einen Monat nach diesem Briefe hatte er die peremptorische Frage an Oesterreich gerichtet, ob es auf seine bisherige Politik in Schleswig-Holstein, die aggressive Begünstigung der augustenburger Demonstrationen, oder auf die preußische Freundschaft verzichten wolle. Die Antwort war eine entschiedene Zurückweisung. „Der Depeschenwechsel über die bisherige Streitfrage war damit zu Ende und ebenso die österreichisch-preußische Allianz." Der Versuch, durch eine Allianz mit Oesterreich die deutsche Frage zu lösen, war gescheitert, d. h. er war — wie Bismarck später dem italienischen General Govone sagte — genau so ausgefallen, wie er es vorausgesehen. — Einige Wochen nach dem Empfang der erwähnten österreichischen Antwort — und es waren wohl heiße Wochen, am 28. Febr. 1866, war großer königlicher Ministerrath in Berlin. „Wir wollen," sagte König Wilhelm, der die Verhandlung mit einem kurzen Vortrag einleitete, keinen Krieg provociren, aber wir müssen auf unserem Wege vorwärts gehen, ohne vor einem Krieg zu schaudern. —

Jetzt erklärte Bismarck: der Krieg mit Oesterreich werde jedenfalls erfolgen müssen; es sei klüger, in der jetzigen vortheilhaften Lage ihn zu unternehmen, als es Oesterreich zu überlassen, sich die günstige Stunde auszusuchen. . . . „Der Bruch ist vorhanden." Die Minister stimmten alle, wenn auch nicht mit gleicher Entschiedenheit, bei.

Moltke erhielt das Wort: Die unerläßliche Bedingung für einen voraussichtlich sicheren Erfolg sei: daß Italien — mit dem man schon in Unterhandlung stand — ja das sehnsüchtig auf Preußens Vorgehen wartete, wirklich losschlage. Zuletzt stimmte der Kronprinz, — er beharrte bei seiner schon früher ausgesprochenen Ansicht: der Krieg sei ein Bruderkrieg und die Einmischung des Auslandes in denselben gewiß.

Der König entschied auch jetzt noch, daß zunächst nur diplomatische Einleitungen zu treffen seien. Seine Schlußworte waren — Moltke hat sie aufgezeichnet: Er wünsche den Frieden, sei aber, wenn es so sein müsse, zum Kriege entschlossen, welchen er, nachdem er Gott gebeten, ihm den rechten Weg zu zeigen, für einen gerechten halte[1].

Also: Bündniß mit Italien gegen Oesterreich! Ich halte es für richtig, wenn Biedermann davon sagt: Vor seinem eigenen Gewissen — als Preuße und als Deutscher — mochte sich Bismarck hierin wohl für gerechtfertigt halten, war doch Oesterreich eine . . . in seiner ganzen Politik durch außerdeutsche Interessen geleitete Macht[2]. — Er hatte es ja den Oesterreichern vor vier Jahren ganz ausdrücklich angekündigt: so werde er handeln!

Was der Entschluß zum Kriege bedeutete, versteht man nur recht, wenn man erwägt, welches Wagniß Preußen damit unternahm und wie gefährlich die Lage war, trotzdem daß Bismarck noch die Gunst der Situation glaubte hervorheben zu dürfen.

Wohl gelang es der energischen Staatskunst Bismarcks einen festen Vertrag mit Italien abzuschließen, der dieses nicht nur zwang, mit Preußen *loszuschlagen*, sondern auch bei Preußen *auszuharren*, und doch die Entscheidung über Krieg und Frieden, die König Wilhelm nicht aus den Händen geben wollte, in dessen Händen ließ. Aber Napoleon, obgleich er zunächst Neutralität zugesagt, ja an Preußen mit Bündnißanerbietungen herantrat, stand lauernd und zum Kriege treibend an der Grenze. Bei der Ueberzeugung in Frankreich, „daß die Einigung Deutschlands ein Vergehen gegen Europa sei und daß Frankreich sie hindern müsse," eine Ueberzeugung, die Thiers, unter dem Beifallssturm aller Parteien, in der Kammer eben jetzt am 3. Mai aussprach, *wollte* Frankreich, und *durfte* Napoleon, unsicher auf seinem Thron, die Einigung Deutschlands ohne Concessionen

[1] Shb. IV, 280 ff.

[2] a. a. O. II, 420.

an Frankreich nicht zulassen; und es ist ja bekannt, wie die französische Regierung mitten im Kriege mit Gebietsforderungen hervortrat. Nur Bismarcks augenblickliche Entschlossenheit, den Doppelkrieg aufzunehmen oder mit Oesterreich auf jede Bedingung Frieden abzuschließen und dann mit ihm vereinigt gegen Frankreich zu marschiren, sein entschiedenes Wort: daß das der Krieg sei, hat den Forderer zurückgescheucht. Immer zweideutig, war Napoleon jetzt hinterlistiger denn je, und während er eine preußenfreundliche Miene annahm und Preußen vorwärts trieb, schloß er mit Oesterreich einen Geheimvertrag, der ihn in den Stand setzte, Venetien, den Preis des Kampfes für Italien, den Italienern ohne Kampf anzubieten, um Italien von Preußen loszureißen. Die Entscheidung schwebte mehrmals an einem dünnen Faden; nur die ehrenwerthe Vertragstreue und der Nationalstolz der italienischen Regierung vereitelte dieses Spiel. Aber wie, wenn es gelang! — Leicht hätte Preußen hier allein — ohne Italien — Oesterreich, Deutschland und Frankreich gegenüberstehen können und sich dann das Gesetz der Uebermacht gefallen lassen müssen. Es konnte auch jetzt, wie in dem großen Krieg der 7 Jahre, ein Kampf mit einer Uebermacht auf Leben und Tod sein. Siegte Preußen auch, so mußte es immer noch gefaßt sein, daß ihm die anderen Mächte in den Arm zu fallen und die Frucht des Sieges zu entreißen suchten, der in Frankreich verbreiteten und auch sonst gehegten Anschauung folgend, daß Deutschland nicht das Recht habe, seine Verfassung selbständig zu ändern. Der Ansatz dazu ist auch gemacht worden, und nicht nur das Eingreifen Frankreichs, sondern auch ein Eingreifen Rußlands und Englands hat während des Krieges die preußischen Erfolge zu schmälern gedroht. — Wenn Bismarck trotz alledem den Entschluß zum Kriege nicht als Waghalsigkeit und die preußische Politik nicht für ein verwegenes gewagtes Spiel[1] ansah, die endgiltige Entscheidung stand nicht bei ihm, sondern bei seinem Könige. „Nach seinen Jugenderinnerungen" — so zeichnet Sybel des Königs Stellung zur Kriegsfrage — „war er von Herzen zu einer warmen Freundschaft mit dem österreichischen Herrscherhause geneigt. . . . nur forderte er dabei volle Gegenseitigkeit, die Gleichberechtigung Preußens und Oesterreichs." . . . „Einen Krieg gegen Deutsche nur im Falle rechtloser Angriffe auf Preußen — ich muß hier einschalten: oder dessen, was er so ansah — und nicht offensiv zur Neugestaltnng des Bundes zu beginnen, dieser Beschluß stand in seiner Seele fest." — „Wenn nöthig, war er zum Kriege gegen Oesterreich so fest wie irgend ein Mensch entschlossen, aber es war für ihn ein eben so schwerer wie schmerzlicher Entschluß. Er sagte sich mit sicherer Deutlichkeit, daß er an einem Wendepunkte der preußischen Geschicke stehe und im Begriff sei, von

[1] 6. April 1867 dem Abgeordneten Duncker gegenüber, Horst Kohl: Bismarck-Regesten.

dem bisherigen, vielfach eingeengten, aber festen Boden hinweg einer hoffentlich glorreichen, einstweilen aber unsicheren und gefahrvollen Zukunft entgegenzuschreiten. Vor Allem aber hatte er in seinem tiefen Pflichtgefühl das Bewußtsein der unermeßlichen Verantwortlichkeit, welche mit der Macht der Entscheidung auf sein königliches Haupt gelegt war." ... „Unerschütterlich war sein Entschluß, lieber durch Verzögerung des Bruches es auf etwas schwerere Opfer zu wagen, als vor Erschöpfung des letzten friedebringenden Mittels zum Schwerte zu greifen"[1]. Nun aber stieß er in der Beurtheilung der Unausweichlichkeit der Entscheidung mit seinem Minister auf einander.

In diesem Zusammenhange, bei dem Bericht über die Verhältnisse vor dem großen Ministerrath, stehen die Worte bei Sybel „zwischen dem Könige und seinem ersten Rathgeber gab es oft harte Auseinandersetzungen und schwere Stunden", Sybel deutet hier auch auf die sonstigen Einflüsse hin, welche in dem königlichen Palast nach der einen oder anderen Richtung thätig waren, weist es aber ab, darauf einzugehen. „Der Bruch *ist* vorhanden," hatte Bismarck im Ministerrath erklärt; er rang mit seinem Könige um die Entscheidung, die jetzt aufzunehmen und herbeizuführen er hier für geboten hielt. Wo er es für geeignet und die Miene des Vertrauens gegen den Angeredeten und des Hasses gegen Oesterreich für angebracht hielt, sprach er sich in unumwundenster und schroffster Weise über seine Absichten, ja selbst über seinen Kampf mit dem Könige aus: Bismarck suche, berichtet am 3. April Benedetti, der französische Botschafter in Berlin, durch sein Verhalten in den inneren Angelegenheiten größere Kraft zu gewinnen, um „*mit* oder *ohne* die freiwillige Zustimmung seiner Majestät den Erfolg seiner äußeren Politik zu sichern". „Gestern sagte er mir:" schreibt er, „Es ist mir gelungen, einen König von Preußen dazu zu bringen, die intimen Beziehungen seines Hauses zum österreichischen Kaiserhause zu brechen, einen Allianzvertrag mit dem revolutionären Italien zu schließen[2], sich auf eventuelle Arrangements mit dem kaiserlichen Frankreich einzulassen und in Frankfurt den Antrag auf Umgestaltung des Bundes unter Hinzuziehung einer Nationalversammlung zu stellen. Ich bin stolz auf einen solchen Erfolg; ich weiß nicht, ob es mir vergönnt sein wird, die Früchte davon zu pflücken; aber, wenn der König mich preisgiebt, so werde ich doch den Boden vorbereitet haben, indem ich einen Abgrund zwischen Oesterreich und Preußen grabe, und die liberale Partei wird, wenn sie zur Macht gelangt, die Aufgabe vollenden, die ich mir gestellt hatte."[3] Bismarck mag hier absichtlich die Farben stark aufgetragen haben

[1] Sybel II, 285 f. und IV, 275.

[2] Der förmliche Abschluß erfolgte erst eine Woche später.

[3] Benedetti: Ma mission en Prusse S. 95. S. auch S. 120.

— es ist doch nicht nur ein Schein, den er erweckte, es ist auch ein Zeugniß von dem, was er wollte. Es war die zuversichtliche, fast möchte man sagen triumphirende Ankündigung dessen, was unmittelbar bevorstand.

Unterdessen begannen von beiden Seiten die Rüstungen, Oesterreich ging voran, Preußen folgte langsam Schritt vor Schritt. Schon war es bitterer Ernst. Auch Italien hatte gerüstet, denn schon war gleich nach dem Beginne der Rüstungen das in Aussicht genommene Bündniß zwischen Preußen und Italien geschlossen worden, am 8. April. Gleich am Tage darauf, am 9. April, ward endlich der Vorhang aufgezogen und durch den Antrag Preußens auf Bundesreform und Berufung eines aus allgemeinen und directen Wahlen hervorgehenden deutschen Parlamentes jener Schritt gethan, der mit einem Schlage an Stelle der kleinen schleswig-holsteinschen Frage die große Frage um den Neubau Deutschlands treten ließ. Es war wieder ein großer Zug in Bismarcks Politik, daß er um diese, nicht um jene die Entscheidung eintreten ließ. Deutlich sollte es zu Tage treten, daß um Deutschlands Zukunft die eisernen Würfel fielen. Dem ersten Schritte folgte nach zwei Monaten der Rüstung, als Oesterreich seinen Streit mit Preußen vor den Bund gebracht hatte, am 10. Juni der zweite, in dem Antrage: die Neuordnung Deutschlands unter Ausschluß Oesterreichs zu vollziehen.

Bundesreform und ein deutsches Parlament! Erstaunen, ja „allgemeine Verblüffung", besorgtes Mißtrauen war die erste Wirkung dieses Schrittes in Deutschland wie in Europa. „Wie? dieser Heros der Reaction, der Führer der extremsten Junkerpartei von 1848, der Vernichter und Unterdrücker des preußischen Landtags, er sollte die aufrichtige Absicht haben, dieses Ideal der liberalen Hoffnungen zu erfüllen! Man konnte sich nicht entschließen, den Antrag ernst zu nehmen, kein Mensch wollte es glauben" — er erschien als ein „Danaergeschenk", als elende Popularitätshascherei, als ein „Schelmenantrag". „Ein tobender Ruf der Verwerfung erhob sich in allen deutschen Gauen." Besorgt erwog man an den deutschen Höfen, welche verderblichen Pläne hinter demselben lauern möchten. Einige hielten ihn für gleichbedeutend mit einer Kriegserklärung gegen Oesterreich, in England und Rußland nahm man an dem allgemeinen Stimmrecht des Antrags schweren Anstoß, und wenn auch Kaiser Napoleon gerade durch diese Seite desselben erfreut war, so wurde er doch von allen Seiten bestürmt, dem ehrgeizigen, Frankreich gefährdenden Treiben Preußens entgegenzutreten[1]. „Dem Manne aber," sagt Sybel, „auf dessen Haupt sich alle diese Schmähungen und Drohungen häuften, war es, als wäre nichts geschehen. Seine Feinde jubelten über das Fiasco, welches sein Reformantrag gemacht hatte; er blieb

[1] Nach Syb. IV, 323 ff., bes. 327.

unerschüttert in dem Entschlusse, entweder zu Grunde zu gehen, oder sein Vaterland zu neuer Größe emporzuführen."

Außer des Königs Ueberzeugung und den Einflüssen des Hofes waren gegen Bismarck ein großer Theil seiner alten Parteigenossen, die Volksvertretung des eigenen Landes, die öffentliche Meinung von beinahe ganz Deutschland. Leider hatte Bismarck, sei es, weil er es verschmähte[1], sei es, daß er es nicht konnte, erst spät durch den Antrag einer Bundesreform dem Kriege den Charakter eines Kampfes um die höchsten Güter der Nation gegeben, zu spät, um das Vertrauen der Nation zu gewinnen und das Mißtrauen gegen ihn und seine ganze Politik zu überwinden, und so wurde der Krieg nicht als schmerzliche Nothwendigkeit angesehen und empfunden, sondern erschien den Meisten als bloßer Cabinetskrieg, angefacht durch den Ehrgeiz einer einzelnen Dynastie oder eines einzelnen Staates, ja eines einzelnen Mannes. Das Abgeordnetenhaus verweigerte der Regierung die Mittel zur Kriegführung (so lange der Verfassungsconflict noch nicht beendigt sei); in Preußen und außerhalb Preußens im übrigen Deutschland wurde laut gegen den Bruderkrieg protestirt, gegen den Bruch des Landfriedens, „dessen Schuld wie ein Fluch auf das Haupt seiner Urheber zurückfallen werde". Mit Recht ist bei der Charakteristik dieser Verhältnisse gesagt worden[2]: „kaum weniger als Alles war gegen Bismarck ... er stand mit seinen Plänen und Rathschlägen fast allein, auf ihm lastete die ganze Verantwortlichkeit eines ungeheuren Krieges, in den er Preußen und Deutschland hineinzog; es läßt sich denken, wie erregt und bewegt Bismarcks Gemüth damals war." Wohl mochten, wie es bei starken leidenschaftlich-trotzigen Naturen wohl zu sein pflegt, alle die Kämpfe, die er zu bestehen, die Angriffe, die er zu erfahren hatte, ihn reizen, mit um so ingrimmigerem Eifer, ihnen zum Trotz, dem einmal ins Auge gefaßten, klar erkannten Ziele zuzustreben. So mögen sie sich denn an mir ärgern! Aber wie sehr mußte er dann wieder dessen

[1] Schon 1859 in der oben erwähnten Unterredung mit Herrn von Unruh sagte Bismarck: Preußen sei vollständig isolirt. Es gäbe nur einen Alliirten für Preußen, wenn es denselben zu erwerben und zu behandeln verstände. „Ich fragte begierig," erzählt v. Unruh, „welchen Alliirten Bismarck meine? Er antwortete: das deutsche Volk! — Ich mag wohl ein etwas verblüfftes Gesicht gemacht haben. Bismarck lachte; darauf sagte ich ihm, daß ich über den Ausspruch selbst nicht verwundert sei, sondern darüber, denselben aus seinem Munde zu hören. „Nun, was denken Sie denn," erwiderte Bismarck, „ich bin noch derselbe Junker, wie vor 10 Jahren, als wir in der Kammer uns kennen lernten, aber ich müßte kein Auge und keinen Verstand im Kopfe haben, wenn ich die wirkliche Lage der Verhältnisse nicht klar erkennen könnte."" (Deutsche Revue, Octoberheft 1881, S. 12.)

[2] Von Biedermann a. a. O. II, 44 f., dem ich hier auch in den vorausgehenden Zeilen gefolgt bin.

bedürfen, von Herzen sprechen zu können, was er in dem oben erwähnten Briefe geschrieben: „ich hoffe, daß Gottes Gnade auch mir in den Gefahren und Zweifeln meines Berufes den Stab demüthigen Glaubens nicht nehmen werde, an dem ich meinen Weg zu finden suche." Er suchte diesen Weg und er hat ihn gefunden! „Es beweist sowohl seine staatsmännische, wie seine menschliche Größe"[1], daß er ihn ging.

In der Darstellung Hesekiels, für die ich im Einzelnen nicht die Verantwortung übernehmen will, die aber, da dem Verfasser viele Materialien von Seiten der Bismarckschen Familie zugestellt worden sind und er also Beziehungen zu ihr gehabt haben muß — hier in manchen Zügen mehr enthalten könnte, als seine bloßen Vermuthungen, heißt es: „Der Frühling 1866 war wohl der schwerste im Leben Bismarcks . . . seine Stellung wurde bald offen bestürmt, bald heimlich untergraben, er fühlte mehr als ein Mal den Boden unter sich wanken, er kam nicht vorwärts, und dazu war er körperlich leidend; die rheumatischen Schmerzen nahmen in beängstigender Weise zu. Da kam wohl der Zweifel zuweilen auch über die starke Seele Bismarcks, in das unverzagte Herz fiel der gespenstige Strahl des Mißtrauens; der Mann, der für seinen König und sein Vaterland mit den Intriguen der Diplomaten, mit dem Abfall alter Freunde, mit der Verkehrtheit, dem Kleinmuth, der Gemeinheit Anderer übermenschlich zu ringen hatte, der geräth nun auch mehr und mehr in einen furchtbaren Kampf mit sich selbst."

Unerwartet war in der Zeit zwischen dem Antrage auf Bundesreform vom April und dem vom Juni, in den ersten Tagen des Mai, von Seiten eines Privatmannes (Herrn v. Gablenz) die Anregung zu einem Ausgleich ausgegangen, der ein volles Resultat unmöglich machte, doch Aussichten auf einen friedlichen Ausgleich eröffnete. Unter diesen Verhältnissen ging Bismarck darauf ein. Er sagte später davon: Unter den damaligen Umständen wünschte ich den Krieg zu vermeiden oder den Beweis in die Hand zu bekommen, daß er unvermeidlich sei[2]. Während schon in starrender Waffenrüstung die Gegner sich gegenüberstanden, ging am 7. Mai noch einmal eine versöhnliche Depesche nach Wien ab[3]. An eben diesem 7. Mai, um 5 Uhr Nachmittags, als Bismarck, der eben vom Könige kam, bei dem er Vortrag gehabt, die Linden entlang ging, erfolgte jenes bekannte Attentat auf ihn, bei dem aus unmittelbarer Nähe 5 Revolverschüsse auf ihn abgefeuert wurden, 2 während er den Verbrecher am Handgelenk hielt; 5 Schüsse, von denen

[1] Frese, Lehrbuch der Geschichte. 2. Auflage, S. 167.

[2] Näheres in der Separatausgabe Anhang.

[3] Es wäre psychologisch interessant, ob am Vormittag oder am Nachmittag nach dem Attentat.

3 ihn trafen, einer so auf die Rippe, daß er sich dem Tode nahe glaubte. Fünf Schüsse — und doch gerettet und unverletzt!

Das war ein bewegter Nachmittag im Hause Bismarcks, als gleich darauf der König, die Prinzen, Moltke, Roon und andere bei ihm erschienen und vor Allen sein König, dem Bismarck allein, ohne Zeugen entgegeneilte, sein König, für den, sei es auf dem Straßenpflaster, sei es auf dem Schaffot oder auf dem Schlachtfelde zu sterben, er allezeit bereit war.

Der Attentäter hatte Bismarck erschießen wollen, um in ihm die Kriegsursache zu entfernen und den Frieden zu sichern.

Wer in der Seele des starken Mannes hätte lesen können bei dieser wunderbaren Errettung!

„Von dem Tage an" — sagt Hesekiel — „war alles Schwanken in Bismarck vorüber, er hatte wieder das volle starke Bewußtsein seiner historischen Mission, er wußte, daß er die Schildwache war, die Gott auf einen Posten gestellt, von dem er allein ihn wieder ablösen konnte." Beim Könige wird der Eindruck derselbe gewesen sein.

„Ich glaube an den Sieg," schrieb Bismarck acht Tage darauf (14. Mai) dem Marquis Wielopolsky, der ihn zu seiner Rettung beglückwünschte, „ohne zu wissen, ob ich ihn sehen werde, aber manchmal überfällt mich eine Erschöpfung."

Drei Wochen später, am 4. Juni, befand sich der französische Botschafter Benedetti bei Bismarck; da erhielt dieser eine Depesche aus Paris, daß Oesterreich den letzten Vermittelungsversuch, einen von Napoleon vorgeschlagenen Congreß, abgelehnt habe. Nachdem er sie gelesen — Benedetti berichtete es sogleich nach Paris — rief Bismarck aus: «Vive le roi!»[1]

Als der König vier Tage darauf den Grafen Barral, den italienischen Gesandten, empfing, schien er demselben entschlossen, den Krieg nicht mehr lange zu verschieben. „In seiner Stimme lag ein gewisser schmerzlicher Ton, der erkennen ließ, daß das der Entschluß eines Mannes sei, der sich in seine Lage ergeben hat, weil er nicht anders zu können glaubt." „Das Leben und der Sieg" — sagte er — „liegt in den Händen dessen, der droben ist!" — An eben diesem Tage legte der König in einem ausführlichen Schreiben dem Erzbischof Paulus von Köln, der ihn vom „Bruderkrieg" abgemahnt hatte, die Gründe dar, die ihn zum Kriege zwängen! „Ich habe

[1] Jubelnd soll er hinzugefügt haben: „Das ist der Krieg!" Oncken: Das Zeitalter Kaiser Wilhelms (I, S. 520) nach Rothan: la politique française. Die Nachricht müßte also wohl auf Benedetti zurückfallen, wenn sie richtig ist; sein Brief vom 4. Juni enthält aber nur die Worte: Vive le roi! So wird der Zusatz zweifelhaft. — Horst Kohl führt in seinen ausgezeichneten Bismarck-Regesten den Zusatz gleichfalls nicht an.

mit meinem Gott im Gebet gerungen, um seinen Willen zu erkennen und nur so habe ich, Schritt vor Schritt Preußens Ehre im Auge haltend, nach meinem Gewissen gehandelt."

Von der That Yorks zu Tauroggen hat Sybel in seiner Darstellung der Freiheitskriege einmal das schöne Wort gesprochen: Eine Fügung Gottes, daß ein Mann wie dieser gerade an dieser Stelle stand, als ewiges Denkzeichen, daß für den sittlichen Menschen damals keine Wahl blieb. — Wir dürfen dieses Wort wohl auch hier anwenden: Es war eine gnädige Fügung für Deutschland, daß an dieser Stelle gerade der loyale und gewissenhafte König Wilhelm stand, dem der Entschluß zum Kriege so unendlich schwer wurde.

Dritter Juli 1866 — früher Morgen. In der Nähe von Königgrätz steht fast eine halbe Million Soldaten zum Kampfe einander gegenüber.

In der nächsten Stunden Schooße
Ruht das Schicksal einer Welt,
Und es rollen schon die Loose
Und der ehr'ne Würfel — fällt.

Nach neunstündigem heißem Ringen kämpfen die tapferen Oesterreicher nicht mehr um den Sieg, nur um Rettung und um Rückzug. „Der Anblick des Schlachtfeldes bekundet unverkennbar die Niederlage der österreichischen Armee." König Wilhelm durchreitet die weite Wahlstatt, überall von seinen Soldaten mit begeistertem Hurrah begrüßt, neben ihm sehen wir Bismarck und Moltke. „Ew. Majestät," sagt Moltke zum Könige, „haben nicht blos die Schlacht, sondern den Feldzug gewonnen." Da ergreift Bismarck das Wort: „Die Streitfrage ist also entschieden; jetzt gilt es, die alte Freundschaft mit Oesterreich wiederzugewinnen."

„Wenn wir nicht übertrieben in unseren Ansprüchen sind und nicht glauben, die Welt erobert zu haben, so werden wir auch einen Frieden erlangen, welcher der Mühe werth ist," schrieb er wenige Tage danach an seine Gemahlin. „Aber wir sind eben so schnell berauscht wie verzagt, und ich habe die undankbare Aufgabe, Wasser in den brausenden Wein zu gießen und geltend zu machen, daß wir nicht allein in der Welt leben, sondern mit noch drei Nachbarn" (9. Juli 1866).

Mitten im größten Erfolge unberauscht — besonnen das Erreichbare erwägend, dem überwundenen Gegner die Hand entgegenstreckend; es kann Einem wohl das Herz bewegen!

Mit dem Frieden, der Oesterreich aus Deutschland auszuscheiden zwang, waren, wie Bismarck es vor zwölf Jahren von einem „Dermaleinst" gehofft, zwischen Oesterreich und Preußen unzweideutige Beziehungen gewonnen, auf deren Basis sie ehrliche Bundesgenossen werden

konnten — und die Allianz vom Sept. 1879 hat das neue, auf natürliche Grundlagen gestellte Verhältniß besiegelt[1]. Zwischen der Schlacht von Königgrätz aber und der Allianz von 1879 liegt der große 18. Januar 1871, die Aufrichtung des neuen deutschen Reiches im Spiegelsaal Ludwigs XIV. zu Versailles — die Erfüllung des deutschen Einheitstraumes!

Im Rückblick auf dieses große Werk mochte Fürst Bismarck es wohl später aussprechen, daß er in gewissem Sinne sagen könne: die Arbeit seines Lebens sei gethan[2].

Was war ihm noch Alles zu thun beschieden! Wie tief hatte er das Zeugniß dessen, „daß auch er einmal dagewesen", seinem Volke eingegraben, sein Werk — ja *er selbst*, war demselben ein Stück seines Lebens geworden.

„Es kann die Spur von seinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergeh'n!"

Es war etwa zwei Menschenalter vor jenem 18. Januar 1871, da schrieb die Königin Louise, die Mutter Kaiser Wilhelms: „Wenn gleich die Nachwelt meinen Namen nicht unter den berühmten Frauen nennen wird, so wird sie doch sagen: sie harrte aus im Dulden; möchte sie dann zugleich sagen, sie gab Kindern das Dasein, welche besserer Zeiten würdig waren, sie herbeizuführen gestrebt und sie endlich errungen haben." Wie war dieses Wort in Erfüllung gegangen, über Bitten und Verstehen! Jetzt stand ihr Sohn Wilhelm, den die Mutter in seiner Jugend mit den drei Worten: „einfach, bieder, verständig" charakterisirt, als Kaiser des geeinigten Deutschland da, „an Ehren und an Siegen reich"; als der greise Patriach unter den Fürsten Europas, *geehrt* um seiner Erfolge und seiner Stellung willen, so daß wohl die Empfindung wach geworden ist, durch ihn sei die Monarchie mit einem neuen Lichtschimmer umwoben und in der Achtung der Völker gestiegen; *nicht nur geehrt*, sondern *bewährt* in seiner Treue bis zu jenem Augenblicke, da sein großer Kanzler zum letzten Male seine Unterschrift erbat und des sterbenden Greises zitternde Hand nicht ruhte, bis sie das letzte „Wilhelm" bis zum letzten Striche vollendet, bis zu jenem ergreifenden Worte: „Ich habe keine Zeit müde zu sein!"

Und dann wurde er hinausgetragen.

[1] Es mögen hier einige von den Worten stehen, die Bismarck jüngst in Kissingen bei dem Empfang der ihn besuchenden schwäbischen Gäste gesprochen: „Ich rechne unser heute bestehendes Bündniß mit Oesterreich zu denjenigen *Reichsinstitutionen*, an denen uns Allen liegt und die wir Alle zu pflegen entschlossen sind. . . . *Ich, rechne darauf, daß wir mit diesem Reiche alle Treue halten werden in jeder Noth und Gefahr, die es bedrohen könnten.*

[2] Ich erinnere mich eine solche Aeußerung gelesen zu haben, vermag die Quelle aber nicht nachzuweisen.

Dort ruht er, in dem stillen Mausoleum des stillen Charlottenburger Parkes, wohl einer der weihevollsten Stätten, die in der geräuschvollen deutschen Reichshauptstadt der Fuß zu betreten vermag, neben dem Vater, neben der geliebten Mutter, an deren Sarg er in den großen Stunden seines Lebens so manches Mal getreten, deren Wünsche und Hoffnungen er mit denen seines Volkes zugleich erfüllt hat.

In wie viel Herzen ist sein Bild eingegraben, in wie vielen Gestalten ist es über die Erde verbreitet, das männliche Bild früherer Jahre, das tief durchfurchte Antlitz des greisen Kaisers, dessen sinnendes Auge uns mahnend die schlichte Summe seines großen Lebens ausspricht:

Getreu zu sein!

G. Rathlef.

Herzog Wilhelms Exil und Ende[1].

Dieſer mein gnediger Herr . . . iſt mihr ein gahr guhter Herr geweſt, auch nachdem ich von ihm wehrhaftigk gemacht und den Kriegk nachgezogen, obzwart ſonſt etwas choleriſch und jach, aberſt conſtant und ferme.

Joachim Bohle zu Bohlendorf Erbges.

Es iſt kein ſehr erhebendes Bild, das die deutſchen Höfe im Zeitalter vor Ausbruch des Krieges, der in dreißigjährigem Wüthen Deutſchland zur Wüſte machte, darbieten. Die beſſeren unter den Fürſten des zu Ende gehenden ſechzehnten und anbrechenden ſiebzehnten Jahrhunderts lebten ein engherziges Stillleben; ohne Unternehmungsluſt und höheren politiſchen Sinn, ſpießbürgerlich und pedantiſch ſaßen ſie in ihren kleinen Reſidenzen oder auf ihren Schlöſſern, in vielfachen Reibereien mit ihren getreuen Landſtänden, gewaltige Nimrode und noch mächtigere Zecher, einige unter ihnen wohl auch

[1] Die nachfolgende Darſtellung von „Herzog Wilhelms Exil und Ende" ſtützt ſich auf archivaliſche Quellen, die der Verfaſſer aus dem ſtockholmer Reichsarchiv durch die Freundlichkeit des Herrn Archivdirectors C. F. Odhnez erhielt, ferner auf Angaben in den Polonicis des äußeren Archivs des Stadtarchivs zu Riga und auf einige Notizen aus dem herzoglichen und ritterſchaftlichen Archiv in Mitau, die zum Theil bereits in dem Werk „Aus Kurlands herzoglicher Zeit" verwerthet worden ſind. Sehr wichtige Aufſchlüſſe — freilich neben vielem Falſchen — bot der werthvolle, wohl auf ſtettiner und Familienarchivalien baſirende Aufſatz des Freiherrn Julius v. Bohlen zu Bohlendorf auf Rügen „Fragmente zur Geſchichte des Herzogs Wilhelm von Curland" in den Mittheilungen VIII, 1857. Auch Mittheilung IV, 1849 und Monumenta Livoniae Antiquae II, 180ff., wie endlich die handſchriftliche Geſchichte der kurländiſchen Herzöge von Weigand S. 154—158 wurden benutzt. Auf einzelne Noten ſoll nicht weiter verwieſen werden. Herrn Archivrath von Bülow-Stettin ſei für ſeine liebenswürdigen Auskünfte auch an dieſer Stelle warmer Dank geſagt, ebenſo Herrn L. Arbuſow in Mitau.

„gutherzige Tyrannen, gewissenhaft in Nebendingen, in nüchternen Stunden ernsthaft um das Wohl ihrer Unterthanen bemüht“[1]. Neben diesen gab es aber auch andere, die in ungeberdigem Treiben ihren fürstlichen Beruf völlig entadelten, Herren, unmäßig in jeglichem Genuß, unstät und zerfahren, unpraktisch und tyrannischer Gelüste voll, wie jener Heinrich XI. Herzog von Liegnitz, der liederliche Piaste, von dessen abenteuerlichen Fahrten und Bettelreisen uns der schlesische Junker Hans von Schweinichen eingehende und drastische Kunde aufbewahrt hat. — Der deutsche Fürst, von dessen tragischem Geschick die folgenden Blätter erzählen sollen, stand, trügt nicht Alles, an Gaben und Charakter höher als viele seiner Genossen, und wenn er auch in vielen Stücken ein echtes Kind seiner Zeit war, ja wenn er gerade, weil er den Anschauungen derselben seinen vollen Tribut zollte, schwere Schuld auf sich lud, so erscheint er doch stets als ganzer Mann. Als ein seines Werthes wohlbewußter Fürst voll Thatkraft und Energie ist ihm nichts fremder als charakterloses Schwanken, und „cholerisch und jach“, wie einer seiner Vertrauten ihn nennt, ist er selbst vor blutiger That nicht zurückgewichen, als ihm die Libertät seiner Stände das hohe Gut seiner Würde zu schmälern Miene machte. Sein Leben hindurch blieb Offenheit der Grundzug seines Wesens, den Gegnern war er ein rücksichtsloser Feind, seinen Freunden aber ein freigebiger „constanter und fermer“ Freund, und noch im Exil blieb er bei seinem Spruche:

„Zum lieben oder hassen ist jeder Mensch geschaffen,
Da gibt es kheine Whall, der teuffell ist neutrall.“

Den Freuden des Lebens war Herzog Wilhelm nicht abgeneigt, als Jäger und bei heiterer Tafel stand er seinen Mann, selbst in Briefen zeichnet er bisweilen einen Pokal mit dem Vermerk, er thue dem Getreuen guten Bescheid; auch irdischen Mammon zu sammeln war seine Art nicht, wenigstens nicht in jungen Jahren, aber trotzdem war er weder ein Verschwender, noch sah er im Genuß seinen Beruf, in dem er aufzugehen habe. Den Kämpfen gegenüber, die Polen und Schweden ausfochten, bildete er keinen müßigen Zuschauer, anders als manche seiner zeitgenössischen Vettern war er auch auf dem Schlachtfelde zu Hause und verstand sein gutes Schwert kräftig zu schwingen, wie er denn auch seinem Sohne Jakob, als jener 1633 gegen den Muskowiter zog, nichts Besseres zu wünschen wußte, als ein tapfer und männlich Herz, Sieg und Victorien. In der Bildung seines Jahrhunderts war er wohl bewandert: er hatte in Rostock die hohe Schule besucht, hier sogar die Würde eines Rector magnificentissimus bekleidet und dann auf langjähriger Peregrination fremde Länder, Sitten

[1] Gustav Freytag. Bilder aus der deutschen Vergangenheit, II, 2, S 278 ff.

und Anschauungen kennen gelernt. Als ein Kettler war er strenger Protestant und in Luthers Lehre, in der Bibel, fand er Erbauung und Trost in den schweren Stunden, da ihn selbstverschuldetes, herbes Geschick in die Verbannung stieß, das Buch der Bücher gab dem frommen Fürsten aber auch die demüthige Erkenntniß seiner jähzornigen That und die Einsicht, daß das Exil eine gerechte Sühne sei, so daß er wohl mit Moses meinte, er müsse in diesem Lande (der Fremde) sterben und werde nicht über den Jordan gehen.

Nicht über seine Jugend oder seine Regierung, noch über die Katastrophe, die über ihn hereinbrach, als er die beiden Nolde, die Häupter der aufsässigen Landschaft, niederstoßen ließ, wollen wir berichten, sondern von den Jahren, die Herzog Wilhelm, fern von der geliebten Heimath, als Flüchtling und Verbannter in Deutschland verlebt hat.

* * *

I.

Seitdem der aufgebrachte kurländische Adel für seine Klagen gegen seinen Herzog in Warschau williges Gehör gefunden und König Sigismund Wasa von Polen kein Hehl daraus machte, daß er Wilhelm für den Tod der Noldes mit dem Verlust seines Fürstenthums zu strafen beabsichtige, war für den Herzog, wollte er sich in seinem Besitz behaupten, die Fürsprache der Fürsten des Auslandes, vor Allem der Anschluß an Polens natürlichen Feind, Gustav Adolf von Schweden, der einzige Weg, der Rettung versprach. Wir wissen heute, daß der Schwedenkönig, der den Wirren in Kurland die genaueste Beachtung schenkte, bereits 1616 durch den mit ihm in verrätherische Verbindung getretenen polnischen Gouverneur von Livland, Wolmar Farensbach, eine zügellose, ehrgeizige Landsknechtsnatur, mit Wilhelm in Unterhandlungen getreten ist: gegen Auslieferung der Seeporten Windau und Libau, wie der festen Schlösser Mitau und Bauske, d. h. der militärischen Stützpunkte des Ländchens, während des polnisch-schwedischen Krieges versprach König Gustav ihm Schutz in seiner herzoglichen Stellung oder aber reiche Entschädigung in Estland und Schweden. Der Fürst nahm diese Eröffnungen, die sein Bruder Friedrich, dem sie auch gemacht wurden, wohl gleich von der Hand gewiesen hat, freundlich auf, ohne jedoch ein bindendes Versprechen zu geben, was verständlich erscheint, wenn man im Auge behält, daß einmal die Zahl seiner Gegner in Kurland selbst keine sehr große war — betrug sie doch nach den Angaben des von Gustav Adolf ins Land geschickten geheimen Agenten Jost Clodt von Jürgensburg kaum 20 Edelleute — andererseits durch seinen Bruder und dessen energische

Gemahlin Elisabeth Magdalene in Warschau alle Hebel angesetzt wurden, um mit Hilfe befreundeter Magnaten, besonders der Radziwill, den Conflict doch noch gütlich beizulegen, und alle diese Bemühungen bei offenem Uebergang zum Reichsfeinde illusorisch werden mußten. Doch diese Hoffnungen erwiesen sich nur zu bald als eitel: als ein letzter Versuch, die ins Land gekommenen Commissarien in persönlicher Unterredung umzustimmen, Wilhelm mißglückt war, als der polnische Reichstag ihm sein Lehn aberkannte, entschloß er sich, das Land zu verlassen und bei den befreundeten Höfen Norddeutschlands Intervention und Verwendung zu erbitten. Schweden gegenüber schlug er ein eigenthümliches Verfahren ein. Erkannte er einerseits, daß eine Versöhnung mit Polen unmöglich sei, sobald er sich Gustav Adolf in die Arme geworfen habe, so mußte er andererseits auch darauf bedacht sein, diesen letzten Rückhalt nicht durch allzu langes Zögern zu verscherzen. So verfiel er auf einen Ausweg, der ihm nach beiden Seiten hin freie Hand ließ: am 1. April 1617 ernannte er Wolmar Farensbach für die Zeit seiner Abwesenheit zum Statthalter von Kurland, jenen Mann also, von dessen Beziehungen zu Schweden er gute Kunde hatte. Die genaue Instruction, die er für ihn entwarf, trug Farensbach unter Anderem auf, Goldingen zu befestigen und Alles, „waß zur haußhaltung, defension und munition uff alle fälle nötig", nicht zu sparen. Woher er das Geld dazu nehmen sollte, sagte der Herzog freilich nicht, aber vieldeutig fügte er hinzu: „es wirt die Zeit und gelegenheit lehren, wie man und woher man solches an die handt schaffen soll und muß". Er ahnte gewiß, daß Farensbach das Herzogthum den Schweden in die Hände zu spielen fest entschlossen war — geschah es und fand er in Warschau keinen Pardon, so konnte er Schweden gegenüber sich das Verdienst der Uebergabe zuschreiben, gelang aber wider Erwarten in zwölfter Stunde ein Ausgleich mit König Sigismund, so war er in Warschau völlig geschützt durch die Erklärung, daß er dem Verrath Farensbachs gänzlich fern stehe. Selbst seinem Statthalter gegenüber äußerte er sich über den Anschluß an Gustav Adolf rückhaltend und verließ Ende April, vielleicht am 20. des Monats, Windau und ging nach Deutschland unter Segel. Kaum war er fort, so besetzte Wolmar Windau und Goldingen, enthob die Commandanten ihrer Stellungen und traf alle Anstalten, schwedische Besatzungen aufzunehmen, die bereits aus Schweden unterwegs waren. Auch er hätte gern die Absicht seines diesmal so verschwiegenen Herrn erfahren, von dem er nur das Eine wußte, daß er unzweifelhaft bald wiederzukehren beabsichtigte, da er seine Habe in Goldingen in festem Gewölbe zurückgelassen hatte. Am 7. Mai schrieb Farensbach daher an Wilhelm und bat ihn in eindringlichster Weise, nicht länger zu säumen, König Gustav dränge zum Abschluß, der Fürst, „dero landt und leutte die braut ist, darumb man

tantzett", möge sich ihm entdecken. Dieses Schreiben kreuzte sich bereits mit einem des in Deutschland angelangten Herzogs, der aus Dobberan bei Rostock am 15. Farensbach in Kenntniß setzte, daß er gegen die Versuche seines Bruders Friedrich, seinen Landestheil in Verwaltung nehmen, feierlich protestirt habe, selbst aber im Begriff stehe, sich an den Hof König Christians IV. von Dänemark zu begeben, um diesen für seine Sache zu interessiren. Auch mit Schweden suchte er directe Verbindung, indem er am 22. Mai seinen Secretaire Paulus Spandkor mit einem Creditiv an Gustav Adolf und den schwedischen Reichskanzler Axel Oxenstierna absandte. Dieser war schon seit einiger Zeit auch in Gustav Adolfs Diensten und gegen eine Pension von 800 Gulden eifrig bemüht, seinen Herrn den schwedischen Anerbietungen gegenüber willig zu machen, zu jener Mission also unzweifelhaft die geeignetste Persönlichkeit.

Wilhelm sollte mit seiner dänischen Reise wenig Glück haben. Gemeinsam mit einem, sonst nicht näher bezeichneten Herzog von Sachsen langte er in Helsingör an, aber der Empfang war ein sehr kühler. Die gespannten Verhältnisse zwischen dem dänischen und schwedischen Reich, die Eifersucht, mit der man dort jeden Aufschwung Schwedens betrachtete, bildeten gewiß die Beweggründe für König Christians schroffe Haltung, der sich weigerte, den am 4. Juni Angelangten überhaupt zu empfangen, worauf schon am folgenden Tage Wilhelm, schnell entschlossen, sein Heil allein bei Schweden zu suchen, dorthin abreiste. Christian IV. bemerkte lakonisch in seinem Tagebuch: „Den 5. war der Herzog von Sachsen bei mir zur Tafel. Denselben Tag reiste der Herzog von Curland malcontent weg, weil er nicht vor mir kommen dürfen." Gustav Adolf war hoch erfreut, den Vertriebenen bei sich zu sehen, hoffte er doch mit seiner Person Kurland selbst gewonnen zu haben: sei es als Lehnsherzogthum, sei es nach angemessener Abfindung Wilhelms als schwedische Provinz.

In Schweden ist Wilhelm nun bis zum Mai 1618 geblieben. Nur ein Lebenszeichen, das von ihm direct herrührt, ist mir bekannt: ein Brief an den aus Stockholm abwesenden Reichskanzler Axel Oxenstierna, in dem er diesen bittet, seine Sache wie bisher als „unser großer Patron" bei dem König zu betreiben und dem an ihn gesandten Secretär Bernhard Helffrich eine „uns freundliche resolution" zu ertheilen. Mit dem Bemerken, Gott habe ihm schwere Krankheit gesandt, von der er erst allmählich „zimlich bey leibeskrefften" gekommen sei, schließt das Schreiben an seinen „Herrn Freundt allzeit". (Stockholm, 15. März 1618.) Im Frühjahr dieses Jahres ist offenbar ein Abkommen zwischen beiden hohen Herren zu Stande gekommen, freilich nicht ohne Hinhalten Gustav Adolfs; in dessen Natur es lag, ihm günstige Conjuncturen — ein Realpolitiker wie er war — auf das Aeußerste

auszunutzen: wie die rigischen Gesandten, die im Februar gerade in Warschau waren, zu berichten wußten, machte Gustav Adolf, wo es für den Herzog kein Zurück mehr gab, allerlei Einwände, um so viel wie möglich zu erreichen: Kurland wäre schwer zu halten, meinte er wohl, schon sein Vater (König Karl IX.) habe Windau besetzt, aber es wieder aufgeben müssen, man könne das Land wohl in Asche legen, es aber nicht befreien und defendiren, daher wäre es zu wünschen gewesen, daß der Herzog wenigstens so viel mitgebracht hätte, um Reiterei und Fußvolk auf 2—3 Jahre zu unterhalten, mit seiner Person sei wenig erreicht. Am 24. Februar schreiben die Gesandten: Herzog Wilhelm habe auf Kurland zu schwedischen Gunsten verzichtet und „in Schweden und Estland gewisse recompens angenommen", König Gustav solle nunmehr stracks mit dem offenen Wasser eine mächtige Obsidion ins Werk setzen. Am Tage darauf folgt ein neues Schreiben an den Rath: in Warschau gehe das Gerücht als gewiß um, „daß Gustavus Adolphus Unser Stadt eine Kappen zuschneiden soll, Gott lasse aber dieselbe ihm selber über die Ohren ziehen". Diese Gerüchte kämen namentlich aus Lübeck, und sei es wahrscheinlich, daß Herzog Wilhelm sie ausgesprengt hätte. In Warschau wisse man auch zu erzählen, daß er in Schweden nicht sonderlich respectirt werde, des Königs Bruder, Herzog Philipp, sei am dänischen Hof gewesen und hätten seine Diener des Herzogs gar schlecht gedacht, er habe sich vieler Allianzen mit königlichen, Chur- und Fürstlichen Häusern gerühmt, aber keiner von diesen habe auch nur den Finger gerührt. — Daß der Herzog, der als von Haus und Land Vertriebener in Stockholm erschienen war, Feinde hatte, mag der Fall gewesen sein, die Thatsache, daß er mit Gustav Adolf zum Abschluß kam, steht jedenfalls fest: wohl im März 1618 stellte ihm jener eine Assecuration auf die beiden Lehen Orrholmen und Wartofta in Westgothland aus, ein Beweis, daß König und Herzog einig geworden sind. Die Einzelheiten fehlen leider. Auch die Behauptung, seine, des Herzogs, Verwendungen in Deutschland seien resultatlos geblieben, erweisen sich bei genauerer Prüfung als durchaus nicht stichhaltig. Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg, Franz von Pommern, Sigismund von Brandenburg, Georg von Sachsen, die Reichsstadt Lübeck, Prinz Moritz von Oranien und die Generalstaaten, ja selbst der Kaiser versicherten ihn ihres Beistandes und ihrer Unterstützung am warschauer Hof und am Reichstag. Der mecklenburgische Rath Johann Witt bereiste in Wilhelms Auftrag die Höfe, um immer neue Hilfe zu werben. Am 11. Nov. 1617 schreibt der schwedische Gesandte Johann Skytte in diesen Angelegenheiten aus dem Haag an Gustav Adolf, Witt sei soeben in seiner Herberge gewesen und habe ihm erzählt, daß die Generalstaaten dem Herzog assistiren wollten, aber auch seine Sache bei königl. Maj. aufs Beste zu recommandiren willens seien,

gelte es doch, alle protestantischen Kräfte zusammenzufassen, um den Plänen und Praktiken der Polen und Papisten entgegenzuarbeiten, wozu der König von Schweden der einzige Potentat wäre. Freilich, eins vermochten weder die deutschen Fürsten, noch auch Gustav Adolf zu verhindern: den endgiltigen Verlust Kurlands für Herzog Wilhelm durch das verrätherische Spiel seines Statthalters, der mit schnellem Frontwechsel, durch die Jesuiten bewogen, sich mit dem König Sigismund zu versöhnen, Schweden verließ und das Herzogthum dem polnischen Feldherrn Radziwill auslieferte: mit Mühe rettete ein Getreuer, der Kaufmann Antonius Weimar, die wichtigsten Documente und sandte sie mit einem Wechselbrief auf 2000 Thaler nach Lübeck, während er selbst nach Hapsal entwich. Antonius hatte die feste Ueberzeugung, daß nur Wilhelms persönliches Erscheinen den totalen Ruin abwenden könne, er möge Truppen werben und ins Land kommen, die schwedischen Admirale Güldenstiern und Stiernschild würden ihn unterstützen, jetzt sei es nicht mehr zu ertragen, Alles werde verfressen und „vorpanketirt", ein Jeder sei sein eigener Herr. Ist Wilhelm diesen dringenden Bitten gefolgt? Wir wissen es nicht. Vielleicht hat er auf kurze Zeit den schwedischen Boden verlassen, um durch eine eigene Unternehmung sein Ansehen bei König Gustav zu erhöhen, jedenfalls vermuthet ihn Weimar Ende Juli in Lübeck und eine, sonst freilich nirgends sich wiederfindende Nachricht in einer Zeitung aus Danzig (15. October 1617) meldet, Herzog Wilhelm sei unlängst mit zwei Schiffen und geringer Mannschaft von Lübeck aus in Kurland gelandet, aber da Farensbach sich auf die polnische Seite geschlagen, habe er Befehl gegeben zu wenden und sei nach Deutschland zurückgekehrt. Erfolg hat er also jedenfalls nicht gehabt.

Während der Flüchtige noch immer in Schweden weilte, war in Kurland von polnischer Seite die Entscheidung gefallen: nach langen Bemühungen war es Herzog Friedrich endlich gelungen, den Antheil seines Bruders den Händen der polnischen Großen, unter die der König ihn als Starosteien hatte austheilen wollen, zu entreißen und für sich selbst, also wenigstens dem Kettlerschen Hause zu behaupten. Persönlich dem abgesetzten Bruder aufs Wärmste zugethan, dachte er dabei keineswegs daran, das Land für sich zu behalten, vielmehr begann er sofort mit allem Eifer für jenen oder dessen kleinen Sohn Jakob die Restitution zu betreiben, — Bemühungen, die er Jahr für Jahr unverdrossen fortsetzte, bis er — freilich spät genug — ans Ziel gelangte. Gerade diese Sorge für Wilhelm war es aber, die ihn dessen Aufenthalt in Stockholm als äußerst gefahrvoll, weil in Warschau aufs Tiefste verletzend, ansehen ließ. Friedrichs Plan war es daher, daß sein Bruder Schweden verlasse und sich in Person auf den deutschen Reichstag zu Regensburg begebe, und in diesem Sinne schrieb er auch an Wilhelms

intimen Freund, den Herzog Franz von Pommern, mit der Bitte, dafür seinen Einfluß geltend zu machen (28. April 1618 dat. Königsberg). Er hoffe, „wann der Hochgeborne Fürst, hieß es in dem Schreiben, Unser freundlicher lieber Bruder, Herzog Wilhelm, sich nur mit Ihrer Königl. Mytt. Feinde zu Schweden nicht zu sehr vertiefft, es würde durch diese nunmehr eröfnete Occasion derselben, So woll S. Lbd. Sohne die gnadenthur nicht ganz versperret sein, Sondern durch gebührliche Dehmuth und fleißige Intercession und Ansuchung Anverwanter Potentaten, Chur- und Fürsten S. L. woll wiederumb ein freier Zutritt gegonnet werden, Welches dann so woll zu aufnehmung und fortpflanzung Unsers Fürstlichen Hauses, Alß auch dieser betrückten Lande wolfahrt das dienstlichste Mittel wehre." Der Wunsch, Wilhelm aus Schweden entfernt zu sehen, ging nicht so bald in Erfüllung. Noch im Juni 1618 nahm er persönlich Antheil an der von König Gustav Adolf vollzogenen eidlichen Bekräftigung des mit Moskau abgeschlossenen Friedens in einer der Stadtkirchen von Stockholm[1]. Dann erst hat er Schweden verlassen, ohne also, wie die Sage zu erzählen weiß, in dem weltfernen Runö zwei Jahre seinen Wohnsitz zu nehmen.

Es läßt sich an der Hand von Briefen feststellen, daß Wilhelm im Herbst 1618 in Lübeck seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat; von hier hat er im September mehrfach an Axel Oxenstierna geschrieben, ihm für seine vielfachen Dienste warm gedankt, sowie ihm einige Nachrichten politischen Inhalts zugesandt, so über den Ausbruch des böhmischen Krieges, über die Gefangennahme des Cardinals Klesel, Kaiser Matthias' allmächtigen Rath (10. Sept.). Vier Tage später warnt er Oxenstierna vor den Umtrieben des preußischen Kanzlers Christoph Rappe, der alle vierzehn Tage aus Schweden genaue „Avisen" habe, dem müsse man vorbauen. Mit Oxenstierna und dem schwedischen Hof blieb die Verbindung auch aufrechterhalten, als im Winter 1618 Wilhelm nach Dresden übersiedelte, um hier beim Kurfürsten Georg, der durch Herzog Friedrich für eine Fürsprache in Warschau gewonnen war, persönlich zu wirken. Mit Spannung hat er von Sachsen aus gewiß die Verhandlungen in Warschau verfolgt, zu denen der Kurfürst den Doctor Franziscus Romanus entsandt und aus Mitau seine hochherzige Schwägerin Elisabeth Magdalene gereist war: wiederum war Alles umsonst, es kam zu keiner Entscheidung, die Herzogin, die ihn in Dresden aufsuchte, konnte ihm nur den Trost geben, in ihrem Eifer nicht nachlassen zu wollen; dann trat sie den Heimweg an. — Zweimal ist in

[1] Daß dieses Ereigniß nicht 1617, sondern 1618 stattgefunden, steht fest. cf. J. Lossius: die Urkunden der Grafen de la Gardie in der Universitätsbibliothek zu Dorpat. S. 99.

diesem Jahre Johann Witt in besonderer Mission in Schweden gewesen; was der Zweck seiner Reise gewesen, entzieht sich unserer Kenntniß.

Das Jahr 1620 fand Wilhelm wieder in Norddeutschland: er besucht den Herzog Adolf Friedrich zu Güstrow in Mecklenburg, betreibt in gewohnter Emsigkeit seine Angelegenheiten für den im November tagenden polnischen Reichstag, correspondirt mit den pommerschen Verwandten und findet neben dieser sein ganzes Sinnen in Anspruch nehmenden Thätigkeit noch Zeit, für seinen Edelknaben Lübbert von Tiesenhausen ein empfehlendes Schreiben an Philipp Julius von Pommern zu richten. Tief traf ihn die Nachricht von dem Tode seines Jugendfreundes Franz von Pommern, dem sein Bruder, der milde und fromme, aber schwache und unselbständige Bogislaw XIV., Pommerns letzter Fürst, in der Regierung nachfolgte. Der energische Herzog von Kurland und er bildeten die schärfsten Gegensätze, waren sich trotzdem aber persönlich aufs Herzlichste zugethan. Auf seine Aufforderung erschien Wilhelm an seinem Hoflager zu Stettin, fand hier die wärmste Aufnahme und blieb von nun an viele Jahre, wie ein Bruder behandelt, in seiner Umgebung. Im herzoglichen Schloß räumte ihm Bogislaw eine Anzahl Gemächer ein, die er auch später, als er nach der Abtei Kukelow zog, in Nutzung und Verschluß behielt. Erst 1634 wird er wegen nöthiger Umbauten um den Schlüssel gebeten. In der vom 9. Februar 1621 datirten Hofordnung erscheint Wilhelm als der ständige Tischgenosse des Landesherrn, den er in der Folgezeit nur zu vorübergehenden Reisen verlassen hat. Solche führen ihn 1621 nach Berlin, Güstrow und nochmals nach Dresden, 1622 nach Schwerin — von da ab verläßt er Pommern nicht mehr.

Unterdessen waren in Livland Ereignisse geschehen, die den Flüchtling vor eine Entscheidung stellten, die für sein ganzes Leben folgenschwer sein mußte: am 16. September 1621 war Riga nach tapferster Gegenwehr von Gustav Adolf zur Capitulation gezwungen worden, der lange erwartete Augenblick war da, wo der Schwedenkönig auch das Gottesländchen seinem Scepter unterwerfen konnte: am 26. September bereits überschritten die schwedischen Regimenter die Düna, auch für Herzog Wilhelm schien die Stunde gekommen, da ihn schwedische Waffen in sein Land zurückführten. Auch König Gustav dachte so: am Tage nach der Einnahme Rigas befahl er seinem Rath Johann Göldener, sich sofort ins Ausland zu Wilhelm zu begeben und ihn einzuladen, sein Herzogthum aus seiner Hand zurückzuempfangen. Der Abgesandte war zugleich Ueberbringer eines königlichen Handschreibens. Was mochte wohl die Seele des Exilirten bewegen, als er die Worte las: „Demnach durch Beystandt des Allmechtigen wier die Stadt Riga unß unterthenigk und subject gemacht, Alß haben wier umb der Schwägerlichen affection willen, so wir nunmehr zue E. Lbd. tragen, nicht unterlassen

ſollen, dieſelbe, welche hiebevorn auß ihren Fürſtenthumb Churlandt und Simgallen vertrieben worden, einzuladen; Da E. L. nun gemeinet in Ihr Fürſtenthumb wiederumb zuetretten, daſſelbe nach wie zuevorn eigenthumblich zueverwalten und in der Oberherſchafft von Uns zu recognosciren, wollen wier, das E. Lbd. ihre gelegenheit darnach richte, und ſich, wo Wier alßdann glücklich anzuetreffen, zue Unß verfügen, Dießfalß Wier auch an E. Lbd. Brudern, Hertzogk Friedrichen, geſchrieben; Wier wollen E. Lbd. neheſt hülffe des Allmechtigen iegen dero wiedrigen zue iederzeit zuevertretten wieſſen. Wormit Wier E. L. Gottes gnedigen Allmacht getreulichſt empfehlen thuen. Datum Riga d. 17. Septembris Ao. 1621." Schwere Zweifel mußten ſich dieſer bündigen Einladung gegenüber auf ſeine Bruſt legen. Er wußte, daß ſein Bruder Friedrich den Vorſchlag Guſtav Adolfs entſchieden von der Hand weiſen würde, da die Beihilfe des Schweden den einzigen Weg zur Erlangung der Reſtitution, von dem er ein Heil erwartete, die Ausſöhnung mit dem polniſchen Monarchen, unmöglich machte, er mußte ſomit ſeine Einſetzung durch ſchwediſche Regimenter im Gegenſatz und offener Feindſchaft zu einem Bruder begonnen ſehen, der ſeit jeher ihm in warmer Anhänglichkeit zugethan war, der ſeit Jahren den Landflüchtigen nicht allein mit Geld für ſich und ſein Söhnchen, den kleinen Jacob, ausgeſtattet, ſondern auch keine Koſten geſpart, keine Mühen geſcheut hatte, um ihm in Warſchau Amneſtie zu erwirken. Und war denn, abgeſehen von dieſen Bedenken des Gemüths, die Eroberung von Kurland bereits geſchehen? War König Guſtav denn ſchon Herr des Ländchens, deſſen Herzogshut er dem Verbannten anbot? Konnte nicht leicht ein Rückſchlag, wie ihn Karl IX. durch die Schlacht bei Kirchholm erlebt, auch des Sohnes große Erfolge wieder in Frage ſtellen? War nicht doch am Ende das angebliche Wort Karls IX. richtig, Kurland ſei wohl zu verwüſten, aber nicht auf die Dauer zu halten? In der That, die Folgezeit hat dieſen Erwägungen, die Wilhelm gewiß bewegt haben, Recht gegeben. Trotz der furchtbaren Verheerungen, die Guſtav Adolf über das Gottesländchen verhängte, trotz der Eroberung aller feſten Punkte, wie Selburg, Mitau, Bauske, Tuckum, Windau, hat er es ſchließlich nicht behaupten können, und es ſcheint doch ſehr zweifelhaft, ob er, wenn Herzog Wilhelm ſeine Partei ergriffen hätte, ſich ſeinetwegen in einen noch längeren Krieg mit Polen verwickelt hätte, zumal das Eingreifen in den deutſchen großen Krieg ihm ſeit geraumer Zeit eine eiſerne Nothwendigkeit geworden war, da er auf deutſchem Boden allein ſein Ziel, das dominium maris baltici, den Erwerb von Pommern vor Allem, verwirklichen konnte.

So waren es gewiß perſönliche, wie politiſche Gründe, wohl auch das abrathende Urtheil ſeines pommerſchen Freundes, wie der mecklenburgiſchen Fürſten, die Wilhelm veranlaßten, des Schwedenkönigs Einladung in einer

Form aufzunehmen, die einer Absage gleich kam. Aus Schwerin 13. October 1621 ist sein Antwortschreiben datirt, das am 7. November Gustav Adolf in Riga in die Hände kam und ihm über Wilhelms Stimmung wohl kaum mehr einen Zweifel ließ. Aus unterschiedlichen und hohen Ursachen sei es ihm — so etwa der Inhalt — unmöglich, dem Anerbieten, für das er dem Könige freundlichen und ganz fleißigen Dank sage, Folge zu leisten. Die Einzelheiten seiner Ablehnung wolle er in kurzer Zeit ihm durch einen Specialbevollmächtigten eröffnen, er bitte, daß der König ihm des Verzugs wegen nicht zürnen wolle.

Die Antwort des Königs war zugleich ein völliger Bruch mit seinem bisherigen Schützling: sie bestand in der Entziehung der Einkünfte der beiden westgothländischen Lehen, bereits 1622 werden Orrholmen und Wartofta an andere Herren vergeben.

Die erste Periode des Exils nimmt mit dem Jahre 1621 ihr Ende; in andere, ruhigere Bahnen lenkt von nun an das Leben Wilhelms ein.

II.

Die Hoffnung, in die kurländische Heimath zurückzukehren, hat Wilhelm auch in den nun folgenden Jahren nicht aufgegeben, aber er lernte Geduld und Ergebung in sein Geschick, zu dessen Milderung und Aenderung sein Bruder und dessen edle Gattin nach wie vor ihr Bestes thaten: die alten herzlichen Beziehungen, die den Fürsten schon in seiner heißblütigen Jugend mit Elisabeth Magdalene verknüpft, wurden durch die räumliche Entfernung nicht gelockert; bei ihrem Aufenthalt, den sie mehrfach bei ihren pommerschen Verwandten nahm, sah sie den Schwager auch persönlich wieder, und manches Besuch- und Grußbrieflein, das nach Mitau ging, brachte der Herzogin Nachrichten über Wilhelms Befinden, über die Lage in Pommern, legte wohl für vertraute Diener ein gutes Wort ein oder dankte für die fortgesetzte Mühwaltung in seiner Sache. An Herzog Friedrich hatte er einen Bruder, der, obgleich selbst durch die schwere Schwedennoth mitgenommen, dennoch aus den Einkünften der Aemter nach Pommern sandte, was er nur entbehren konnte. Hatte er doch auch auf königlichen Befehl alle Schulden Wilhelms — und diese waren nicht unbeträchtlich — auf sich nehmen und zu deren Bezahlung sich selbst stark belasten müssen. Einen Trost bot dem Einsamen sein junger Sohn, der nachmalige große Herzog Jacobus, dessen Erziehung er in der für die Entwickelung so wichtigen Zeit zwischen dem 10.—15. Jahre selbst leitete. Es hat, wie ein Geschichtsschreiber[1] mit Recht hervorhebt, etwas überaus Wohlthuendes, den hart geprüften Mann mit der Ausbildung des

[1] Freiherr v. Bohlen l. c. S. 219.

einzigen hoffnungsvollen Sohnes beschäftigt zu glauben, zu glauben, daß er es war, der in diesem die Eigenschaften herangebildet, die ihn im Leben so geachtet gemacht, ihn unter den schwierigsten Verhältnissen immer die größte Besonnenheit und Einsicht bewahren ließen. Vielleicht hat der junge Prinz eine Zeit lang auch die Hochschule zu Rostock besucht, die sein Vater zu seiner Fortbildung einst bezogen; die Absicht hat jedenfalls vorgelegen, ja Herzog Friedrich im Mai 1622 dazu 4000 Gulden ins Ausland geschickt — doch in der Zahl der Immatriculirten der Warnowstadt findet sich Jacobs Name nicht. Bisweilen sandte er den jungen Sohn auch zu den übrigen pommerschen Verwandten, wie er sich z. B. im Januar 1624 bei Elisabeth Magdalenes Bruder Philipp Julius für die seinem „vielgeliebten Herrn Sohn während seines Besuchs erzeigte Courtoisie und Wohlthaten" bedankt.

So waren zehn Jahre dahingegangen, seitdem er den Boden des Vaterlandes verlassen hatte, als auch über Pommern, das er als seine zweite Heimath lieben gelernt und dessen Fürst ihm wie ein Bruder helfend zur Seite stand, böse Tage hereinbrachen. Seit dem Herbst 1627 standen plündernd und hausend Wallensteiner im Lande, scheinbar als Freunde, doch deshalb nicht minder brutal. Aller Wohlstand schwand mit reißender Schnelligkeit, überall machte er Elend und bitterer Noth Platz. Es wurde kaum besser, als 1630 Gustav Adolf den deutschen Boden betrat, denn wenn auch die Räubereien aufhörten und äußerlich mehr Rücksichten geübt wurden, die Contributionen blieben nicht minder hoch, und die Sorgen, die dem „frommen" Fürsten, wie Bogislaw von den Landsknechten höhnisch genannt wurde, fast das Herz abdrückten, stiegen von Tag zu Tag. Nicht ohne Rührung kann man daher jene am 21. Dec. 1628 zu Alten-Stettin ausgestellte Urkunde lesen, durch welche Bogislaw, trotz der eigenen Bedrängniß die ungewisse Zukunft seines Freundes nicht vergessend, ihm die Propstei Kukelow bei Camin zu lebenslänglichem Besitz verlieh. Es macht dem Herzen des Herzogs hohe Ehre und ist zugleich ein Zeichen der innigen Freundschaft, die ihn mit Wilhelm verband, daß er die Belehnung nicht als einen Gnadenact angesehen wissen wollte, der etwa auf fremde Fürbitte geschehen sei, sondern ausdrücklich erklärt, es geschehe „aus sonderbahrer zu Sr. Ld. tragenden affection und umb der uns an Unserm Fürstlichen Hoffe nun etzliche Jahre vielfältig unverdroßen und annehmlich undt zwar in kegenwertigem Uns undt Unserm unschuldigen Landenn aufgebürdeten hochbeschwerlichen Einquartirung (einer) übermessigen Kayserl. Armee gantz betrübtem Zustande, erzeigter Dienste, Liebe, Freundtschafft, Conversation undt aufwartung willen, zu etwa billigem Recompens". In der That, für Geber wie Empfänger gleich ehrende, schöne Worte! Die Wallensteinsche Einquartierung, von der die

Urkunde auch selbst spricht, verhinderte noch zwei Jahre hindurch Herzog Wilhelm, die Präbende in Besitz zu nehmen, erst im August 1830 zog er aus Alten-Stettin in seinen neuen Wohnsitz über.

Die Propstei Kukelow[1] galt für die reichste Besitzung des einem Fürstenthum gleichstehenden, nunmehr evangelischen Bisthums Camin und umfaßte außer dem Schloß mit dem Ackerhof die Schäferei Goglitz, den Hof Lancke, die Schäferei Stefen, den Ackerhof und Schäferei Wustentin und die Dörfer Bussentin und Dussin, von deren Bauern allein die jährliche Geldpacht 1026 Gulden betrug, während die Kornpacht auf über 10 Last geschätzt wurde. Von Wiesen umgeben, liegt der stattliche Besitz auf einer Anhöhe an der Divenow, mit schönem Ausblick auf die Insel Wollin. Das Schloß selbst war ein großes, zwei Stockwerk hohes Gebäude mit einem Thurm — aber in welchen elenden Zustand hatten es die Kriegsjahre versetzt! Das Dach war völlig durchlöchert, Latten und Balken verfault, durch die Lagen leckte das Wasser hindurch, die in Folge dessen „auf eine halbe Elle und mehr in der Mitte gesunken und sich das Gebäude von einander gegeben". Bis in den Keller sickerte der Regen, kein Fenster, keine Thür, kein Ofen war heil, der große Schloßsaal ebenso ruinirt wie Küche, Badstube und die Ackerhöfe.

Es galt nun kräftig die Hände in Bewegung setzen, um der Verwahrlosung Herr zu werden, und Herzog Wilhelm war ganz der Mann dazu Wandel zu schaffen. Wie ein energischer Landedelmann, dem Arbeit eine Freude ist, ging er ans Werk; mit Kleinem begann er: mit der Anfertigung einer Thür mit eiserner Klinke vor seinem „Losament" im Schloß; besonderes Augenmerk wurde aber der ökonomischen Lage der Ackerhöfe und Bauern zugewandt, in den zehn Jahren bis 1640 für Neubauten, Meliorationen 4323 Gulden 16 Schill. verausgabt, und von diesen nur 141 Gulden 14 Schill. für Schloß Kukelow.

Also in regem Schaffen vergingen die Jahre. Sein jugendlicher Sohn weilte seit Jahren nicht mehr bei ihm; die unsicheren Verhältnisse in Kurland, Kränklichkeit des Herzogs Friedrich hatten diesen bewogen, ihn 1625 durch seine Gemahlin aus Pommern in die Heimath bringen zu lassen, mit Elisabeth Magdalene residirte er dann mehrere Jahre im vom Kriegstheater ferner liegenden Goldingen, als ruhigere Zeiten kamen, weihte ihn der väterliche Oheim in die Staatsgeschäfte ein. Die Gedanken des Vaters mochten wohl häufig hinüber nach Kurland wandern, mit Freude verfolgte er die Entwickelung des Sohnes, und Stolz wie Sorge mochten ihn bewegen, als Jacob 1633 mit einem Fähnlein als polnischer Offizier den Feldzug gegen Smolensk mitzumachen sich anschickte. In einem Schreiben an seinen

[1] Nach Bohlen l. c. S. 222 und Angaben des Archivraths von Bülow-Stettin.

Bruder übersandte er seinen väterlichen Segen, fügte aber hinzu, es käme ihm schwer an, den einzigen Sohn in den Krieg zu schicken, gleichwohl willige er aus Ehrfurcht vor dem König ein und wünsche ihm „ein tapffer und mannlich hertz, so woll Sieg und victorien wieder J. Maytt. und seine eigne so woll offentliche alß heimliche feinde".

In Kukelow hatte sich der Herzog einen kleinen eigenen Hofstaat gebildet, von dem uns einige Namen aufbewahrt sind. Bis 1630 war Christof Manteuffel sein ständiger Rath, von der Uebersiedelung nach Kukelow an Dr. Michael Raschius. Als Kammerschreiber wird Samuel Holst genannt, als Stallmeister Dietlof Kirssenbruch und später Friedrich Langref; als Page wartete ihm bis 1620 Lübbert von Tiesenhausen auf, dann Joachim Bohlen auf Bohlendorf, während endlich Daniel Merckel dem Fürsten als Kammerdiener zur Hand ging. Wie Wilhelm seinen Bauern ein guter Herr war, so war auch das Verhältniß zu seiner Umgebung ein herzliches und warmes; ausdrücklich rühmt Joachim Bohlen die unerschütterliche Freundschaft, die er seinen Getreuen bewahrt habe, die Fürsorge, die er für seine Ausbildung und „Wahrhaftigkeit" allzeit gezeigt, die Empfehlung, die er ihm an seinen Sohn Herzog Jacob nach Kurland gegeben. „Ich wollte," zeichnet der Page auf, „wenn ich nicht Bohlendorf erhalten, zu ihm (i. e. Jacob) gezogen sein, nun sollens die Söhne thun. Will hoffen der Sohn ihnen ein so guhter Her wie der Vater sel. mihr gewesen, als von dem, was von mores weiß, ich gelernt". — Doch trotz der Gutthaten, die ihm Bogislaw erwiesen, trotz der Liebe, mit der er in Pommern festgewurzelt war, Wilhelms Sinnen und Trachten war doch allzeit darauf gerichtet, in seiner Heimath sein Ansehen wiederhergestellt zu wissen, die Heimath, die er wegen der einen jähzornigen That so lange hatte meiden müssen, noch einmal wiedersehen zu dürfen, bevor der Tod, an den ihn bereits manch beschwerlicher Krankheitsanfall gemahnt, ihm die Augen schloß. Seitdem der Landtag zu Mitau 1624 den Beschluß gefaßt, seinen Sohn Jacob als Nachfolger des kinderlosen Friedrich zu erbitten, waren der Herzog Friedrich und seine Gemahlin mit verdoppeltem Eifer bei König Sigismuud thätig gewesen, aber immer wieder erfolglos. Erst als dieser eben so schwache wie eigensinnige Herrscher 1632 starb und die Radziwills in der Zwischenzeit bis zur Neuwahl die leitende Rolle einnahmen, erklärte sich im Juni 1632 der polnische Reichstag einstimmig für die Wiedereinsetzung Wilhelms, die Aufhebung aller gegen ihn erlassenen Decrete und Anerkennung der Nachfolge Jacobs.

Welche Hoffnungen der Verbannte an den Tod Sigismunds knüpfte, mit welch leidenschaftlicher Erregung er der Zukunft entgegensah, davon giebt ein am 29. Juni 1632 an den bekannten littauischen Großkanzler und

Großfeldherrn Leo Sapieha gerichtetes Schreiben beredtes Zeugniß ab: „Es hat Ew. Lbd. vor Kurzem mir wohl Worte des Troſtes ſchreiben wollen durch die Aufſtellung des Gleichniſſes, daß wie Bäume, ſo den Stürmen ausgeſetzt ſind und hin und her geriſſen werden, um ſo tiefer die haltenden Wurzeln in die Erde treiben, alſo wackere Menſchen, die von Stürmen des Schickſals niedergebeugt wurden, ſich um ſo mehr in der Tugend befeſtigen, was in der That auch alſo iſt. Indeſſen auch das pfleget zu geſchehen, daß die kräftigſten Bäume, wenn der ſie zauſende Sturmwind zu lange anhält oder zu heftig wird, in ſolchen Fällen mit der Wurzel ausgeriſſen und elendiglich niedergeworfen werden; deshalb befürchte ich mit Euch, daß mir ein Aehnliches widerfahre durch mein allerhärteſtes Loos der Verbannung, welches ſchon ſeit faſt drei Jahren mich auf das grauſamſte niederdrücket; ich befürchte, ſage ich, daß dies allerhärteſte Loos meinen morſchen Lebensfaden ganz zerreiße und mein mehr aus Betrübniß denn durch Alter ergrautes Haupt ſammt ſeiner Hoffnung unter die Erde bringe, wiewohl ich in Wahrheit nicht zu erkennen vermag, ob ich mehr durch den Durſt nach Leben, als aus Furcht vor dem Tode alſo vertrockne und verkomme, denn lieber wollte ich doch jählings ſterben, als ein fortwährend elendes Leben hinſchleppen. In der Bekümmerniß meiner Seele ſeufze ich nur darnach, daß ich doch letztlich in der Heimath, in Ehren und des Bannes ledig, meinen Geiſt, den ganz zu Boden gedrückten und lautloſen, aufgeben könnte. Dieſes mein dürftiges Trachten kann Niemand, und wenn er der tapferſte Mann wäre, gering ſchätzen und tadeln, und es wird im Gegentheil E. Lbd. desſelben mit freundlichem Willen ſich annehmen wollen. — — — Meine Reintegration in die vorige Würde, Heimath und Freiheit iſt der Gegenſtand, um den ich an Ew. Liebden wiederholte Bitten gerichtet habe, damit dieſelbe durch gütige Fürſorge bei dem jetzt in Gott ruhenden Könige hochſeligen Andenkens mir ſolche auswirken ſollte. Es mag Gottes Wille und Vorſehung geweſen ſein, daß ſothane Reintegration — — nunmehr allein von dem Willen Ew. Liebden und der Durchlauchtigſten Stände der Republik abhängen ſolle und demnach iſt es in Deren Hand gelegt, daß ich, wenigſtens am Schluß meines elenden Lebens, das Zugeſtändniß erhalte, in der Erledigung vom Banne und im Eigenthum zu ſterben. Wenn ich das Endziel meiner Wünſche, das ich ſo lange und ſo eifrig zu erreichen getrachtet habe, durch die gütige Verwendung Ew. Lbd., in die ich ſichere Hoffnung ſetze, nunmehr erlange, werden Ew. Lbd. und die hochwohlgeborenen Mitſtände an mir einen ewig zur Gegenſeitigkeit Verpflichteten beſitzen — — — und es wird unſer Herr Gott, der jede gute That nicht unbelohnt läßt, Allen und Jedweden es reichlich vergelten."

Mit der Hoffnung, daß die Wahl auf einen Mann falle, der „mit

eines so großen Königsthrones würdigen Eigenschaften ausgerüstet sei", schließt der charaktervolle Brief. Als derselbe in Warschau anlangte, war die ihm günstige Entscheidung auf dem Reichstag bereits gefallen. So waren die Hindernisse endlich weggeräumt, der Rückkehr in sein angestammtes Erbe stand nichts mehr im Wege. Aber einem seltsamen Entschluß Herzog Wilhelms stehen wir hierbei gegenüber: all sein Denken und Mühen war seit 16 Jahren auf die Wiedereinsetzung gerichtet gewesen, in heimathlicher Erde hatte er bestattet sein wollen und jetzt, wo Alles erreicht, konnte er es nicht über sich gewinnen, Pommerns lieb gewordenen Boden zu verlassen und Kurlands Herrschaft zu übernehmen! Jetzt, wo es ans Scheiden gehen sollte, fühlte er, wie eng er mit dem Lande verwachsen war, das ihm eine gastliche Freistatt gegeben, wie fremd er zugleich dem Gottesländchen geworden, aus dem er vor langen Jahren, mit seinen Unterthanen bitter verfeindet, geschieden war. Wohl mochte sich ihm die Erwägung aufdrängen, daß eine abermalige Theilung der Herrschaft neue Uebelstände hervorrufen könnte, daß der alte Groll des Adels gegen seine Person wieder aufleben könnte, wohl auch der Wunsch mächtig werden, nach einem Leben voller Kampf den Abend fern von Geschäften zuzubringen und dieselben jüngeren Schultern zu tragen zu geben.

An Bruder und Sohn muß Wilhelm seinen festen Willen schon sehr bald haben gelangen lassen, denn am 3. November finden wir die Herzöge Friedrich und Jacob zu einer Berathung auf Schloß Grenzhof beisammen, wo Jacob in „Plenipotenz" seines Vaters erscheint und für diesen, der eine Herreise abgeschlagen, einen Theil der herzoglichen Güter in Empfang nimmt, so Rutzau, Bärtau, Grobin, Durben, Libau, Kandau, Zabeln u. a. m.

Herzog Wilhelm hat Kurland nicht wieder betreten; zufrieden, jeden Makel von seinem Andenken beseitigt zu sehen, verbrachte er den Rest seines Lebens in Pommern, freilich nicht, ohne daß noch manche bittere und schwere Stunde über ihn gekommen wäre. Im März 1637 starb sein treuer Freund Bogislaw XIV., der Letzte aus dem pommerschen Greifenstamm, eine Lücke in Wilhelms Leben zurücklassend, die nicht wieder geschlossen werden konnte. Wie tief ihn der Verlust getroffen, davon zeugt sein im Juni an Elisabeth Magdalene geschriebener Brief, in dem er der Schwägerin gegenüber mit seinen Klagen nicht zurückhielt. Mit Bogislaws Tode fiel das Land an Schweden, von Neuem flutheten die Wellen des 30jährigen Krieges über dasselbe. Auch Wilhelm hatte darunter hart zu leiden, aber er zeigte sich auch hier als ein ganzer Mann: muthig blieb er auf seinem Posten, suchte seine Bauern durch „Salve-Garden" vor feindlichem Ungemach so viel als möglich zu schützen und dem Ruin zu steuern, doch vermochte er nicht, auch als mit Ende 1638 eine Pause im Kriegsgewitter eintrat, alles das her-

zustellen, was die beiden bösen Jahre zerstört hatten. Neues Unwetter zog seit Anfang 1640 dräuend herauf, doch den Sturmgeprüften erreichte es nicht mehr, ein sanfter Tod hatte Wilhelms Leben am 7. April 1640 um 11 Uhr Abends ein Ende gemacht.

In den letzten Jahren hatte ihn schwere Krankheit oftmals überfallen und ans Bett gefesselt, wie er denn (21. Nov. 1639) wenige Monate vor seinem Tode mit von Krankheit zittriger Hand an Elisabeth Magdalene von Kurland von einem solchen schweren Anfall berichtet, der liebe Gott habe ihn mit solch einer gar harten und gefehrlichen Leibeskrankheit heimgesucht, daß die medici und jedermann an Unserm Leben gezweifelt, doch sei ihm nunmehr besser; nun könne er schon wieder in dem «logament» ein wenig herumschleichen: in solchen Stunden war das Lesen frommer Erbauungsschriften, „geistreicher Bücher", vor Allem der heiligen Schrift ihm Trost und Erquickung. Die Kettlers sind allezeit gute Lutheraner gewesen — und die Noth lehrt beten. Noch bewahren die Nachkommen seines Pagen Joachim Bohlen die Handbibel des Herzogs, ein Zeugniß seines frommen, gläubigen Sinnes, in rothen Maroquin ungemein sauber mit reicher zierlicher Vergoldung, Goldschnitt und Schliffen gebunden. Gedruckt ist die zweibändige Ausgabe bei Andreas Hünefeld in Danzig 1624, der erste Band dem Churfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg gewidmet. Zweimal findet sich in ihm auf den Vorstoßblättern, zu Anfang und zu Ende, Wilhelms Namenszug, das eine Mal mit dem charakteristischen Zusatz: „wie Gott will." Das Exemplar trägt die Spuren eifriger Benutzung, viele Stellen weisen mit ganz vergilbter Tinte Anstriche, offenbar von Wilhelms Hand, auf, so z. B. IV. Mose Cap. 14, 11—21: „Der Herr ist geduldig und von großer Barmherzigkeit, und vergiebt Missethat und Uebertretung" ꝛc., 34—37, V. Mose Cap. 4, 21—26, 29—31: „Und der Herr war so erzürnt über mich, um eures Thuns willen, daß er schwur, ich sollte nicht über den Jordan gehen, noch in das gute Land kommen, das dir der Herr, dein Gott, zum Erbtheil geben wird, sondern ich muß in diesem Lande sterben und werde nicht über den Jordan gehen; ihr aber werdet hinübergehen und solch gut Land einnehmen," Cap. 5, 9—10, 23—24, Cap. 9, 24—27 u. v. a.

„Wie wohl," so erzählt Weigand in seiner Geschichte der Herzöge Kurlands, „der Durchl. Hertzog viele und mannigfaltige, schwere Leibeszufälle erlitten, so sind sie doch von seinem Hoff- und Leib-Medico glücklich wieder gehoben worden. Nachdem er aber den 28. Martii 1640 von einem innerlichen Apostemate[1] recht schwer befallen, auch bettlägerig wurde, und

[1] Apostem = Eitergeschwür.

wohl bei sich verspürete, wie Gott der Herr ehestens Feyerabend mit Ihm machen möchte, also versöhnete er sich zeitig mit seinem Heilande und empfing von seinem Seelsorger das Heilige Abendmahl; da es dann wieder sich mit Ihm beßerte, daß Er zuweilen im Gemache herumbging, auch mit dem Durchlauchtigsten Hertzog Franz Heinrich von Sachsen, welcher ihn besuchte, bey der Taffel speisete; aber die Zufälle recidivierten wiederumb dergestalt, daß alle eingegebenen Artzeneyen ferner nichts verschlugen, und er endlich umb 11 Uhr in der Nacht mitt voller Vernunft auf das theure Verdienst seines Erlösers mit wahrem Glauben sein sieches und seeliges Leben den 7. April alten Calenders deßelbigen Jahres 1740 sanft beschlossen, nachdem Er sein Alter auf 65 Jahre 9 Monate 12 Tage, seinen Eheſtand auf 1 Jahr 1 Monat 12 Tage, seinen Wittibenstand auf 29 Jahre 5 Monate 4 Tage gebracht und also außerhalb Landes das 23. Jahr gelebet hatte."

„Die Welt war mir ein grauses Meer,
Auf welchem zwischen Sturm und Wetter
Und der gethürmten Wellen Heer
Der Schiffe halb gewölbte Bretter
Bald hie, bald da, bald dorthin gehen,
Und in Gefahr der Trennung stehen;
Doch endlich kam ich aus dem Streit
Im Haafen dieser Seligkeit."

Also besingt in einer Grabschrift ein ungenannter Poet den Heimgegangenen.

Wegen seines Begräbnisses hatte dieser nichts bestimmt, nur daß sein Leichnam außer Landes gebracht würde, strengstens untersagt: im Dom zu Camin wollte er beigesetzt sein. Michael Raschius, sein Rath, beeilte sich, den Tod seines Herrn dem Domcapitel zu Camin anzuzeigen, und bald tönte das Trauergeläut um Herzog Wilhelms tödtlichen Hintritt von allen Thürmen ins Land hinaus. In den Kirchen wurden Trauergottesdienste angesagt, den Pastoren vom Capitel hierbei aber anbefohlen, dem Verstorbenen nicht den Titel eines Dompropstes zu Camin zu geben, da er sich desselben nie bedient habe. Die vorhandenen Pretiosen ließen die Commissare des Capitels nach Stettin bringen, große Schätze waren es nicht: eine mit Silber beschlagene Bibel, einige goldene Ketten, eine goldene Denkmünze mit der heiligen Dreifaltigkeit und dem jüngsten Gericht, ein mit Diamanten verziertes goldenes Armband, ein silberner Spiegel und eine gleichfalls verzierte Schreibtafel, Kleidungsstücke, wie ein leibfarbener Mantel, ein schwarzseidener (wohl grobgrün gefütterter) Mantel, „drey Pahr Aldt modelsche Hosen", wie „ein schwartz lasterhoedt" nennt das Protokoll. Dazu ein Paar silberbeschlagene „Pufferte", d. h. Pistolen, ein Gehäng mit Gürtel, eine vergoldete Pulverflasche, einen alten Kugelbeutel, ferner einen Harnisch, einen roth-

sammetnen Sattel, einen Kasten mit Degenklingen, einen Wandsack mit Degengefäßen, gar einen „Betteſpieß undt ein Flitzboge". Neben zahlreichen Kleinigkeiten, die vielfach bereits alt und ſchlecht und zuſammen in vielen Kaſten in Kiſten verwahrt waren, erwähnen wir zum Schluß die Bilder ſeiner Eltern, Herzog Gotthards und ſeiner Gemahlin Anna, und „ein klein Eyſern vorſchloßenes Käſtlin", welches die Papiere und Briefe Wilhelms enthielt.

Auch nach Kurland wurde ſofort Nachricht vom Ableben Wilhelms geſchickt, und noch ſind im Archiv zu Stettin einige kurze Schreiben Herzog Jacobs aus Mitau aufbewahrt, in denen dieſer ſeinem Rechte auf das Gnadenjahr entſagte, das er freilich wegen der Occupation Pommerns durch die Schweden ſchwerlich hätte ausnutzen können. Später hat der Herzog den kurländiſchen Rath Eberhard von Ahnern mit der Abwickelung der Geſchäfte betraut.

Zwei Jahre lang ſtanden des Todten Gebeine in der Sacriſtei (Gärbekammer) der Domkirche zu Camin, bis ſein Sohn, nach dem Tode Herzog Friedrichs nunmehr alleiniger Regent Kurlands, den Entſchluß faßte, ſeines Vaters ſterbliche Reſte in der Herzogsgruft zu Mitau beizuſetzen. Im Herbſt 1642 erfolgte die Ueberführung auf das mit ſchwarzen Segeln verſehene Trauerſchiff, das glücklich in Libau landete. Kaum aber war die Leiche ans Land gebracht, ſo gerieth das Schiff (angeblich durch Unvorſichtigkeit des Schiffskochs) in Brand und wurde gänzlich zerſtört. Langſam bewegte ſich der Trauerconduct durchs Land nach Mitau, wo der Sarg in Gegenwart einer zahlreichen Verſammlung, in Anweſenheit Herzog Jacobs, der Abgeſandten der befreundeten Fürſtenhöfe, der kurländiſch-ſemgalliſchen Ritter- und Landſchaft beigeſetzt wurde. Die Worte über den Tod des Patriarchen Jacob im 1. Buch Moſe Cap. 49, 29 ff. dienten zur Grundlage des Leichenſermons bei der Feierlichkeit in der deutſchen Stadtkirche. Erſt am 23. Februar 1643 erfolgte endlich die Ueberführung in das fürſtliche Erbbegräbnißgewölbe im Schloß. Der zinnerne Sarg, der achte in der damaligen Reihenfolge, trug auf ſeinem Deckel die Worte:

Vanitas Vanitatum et omnia Vanitas!

Heute iſt die Gruft geſchloſſen, welche die Leichen der Herzöge Kurlands birgt; im Andenken der Nachwelt aber lebt der Fürſt mit dem jachen Gemüth, dem conſtanten und fermen Charakter fort, mit ſeinen Fehlern und Vorzügen ein echter Sohn unſerer Erde!

Ernſt Seraphim.

Otto Seeck, Zeitphrasen.

Berlin, 1892. Siemenroth & Worms.

Die vorliegende Schrift ist ohne Frage das Bedeutendste, was gegen das Buch „Rembrandt als Erzieher" erschienen, und es kann uns nur mit Befriedigung erfüllen, daß ihr Verfasser ein Sohn unserer baltischen Heimat ist. Hier ist nichts von den trivialen Bemerkungen, den platten Späßen, den Bekrittelungen einzelner Sätze und Ausdrücke, nichts von den Verhöhnungen und albernen Satiren, welche so zahlreich gegen das Buch „des Deutschen" gerichtet worden sind, kurz, nichts von jener „billigen Weisheit", womit man die gedankenreichen Auseinandersetzungen eines originellen und tiefen Geistes widerlegen zu können gemeint hat — in diesem Büchlein spricht sich ein ganz anderer Geist in völlig anderem Tone aus. Professor Otto Seeck in Greifswald ist klassischer Philologe, ein Schüler Mommsens, ein scharfsinniger Gelehrter und Kritiker, dazu ein feiner Kunstkenner. Von einem solchen Manne ließ sich von vornherein eine andere Haltung dem vielbesprochenen Buche gegenüber erwarten. Daß er als Gegner auftritt, befremdet uns durchaus nicht. Wir haben lange schon erwartet, daß endlich einmal ein tüchtiger Vertreter der herrschenden Zeitanschauung und Richtung in der Wissenschaft als ihr Vertheidiger gegen die Angriffe „des Deutschen" das Wort nehmen und sich ihm entgegenstellen werde. Daß das von Otto Seeck mit so viel Sachkenntniß, Einsicht und Geist geschehen ist, kann uns nur Genugthuung gewähren; auch die Form dieser Schrift ist vortrefflich, der Autor schreibt klar, scharf und lebendig, und sein Verhalten gegen „den Deutschen" ist durchweg würdig und gemessen, nur an wenigen Stellen läßt

er sich zu persönlichen Angriffen hinreißen. Seeck ist, wie sich das von einem so einsichtigen Beurtheiler nicht anders voraussehen ließ, kein unbedingter, ausschließlicher Gegner „des Deutschen", er zollt ihm vielmehr mannigfache Anerkennung, er giebt zu, daß jener aus dem Herzen geschrieben, in Vielem neu und eigenthümlich sei, daß er unzählige Deutsche und darunter nicht die schlechtesten repräsentire, er wendet sich auch nicht gegen das eigentlich Originelle oder „Wunderliche" des Buches, sondern gegen die immer wieder nachgesprochenen Phrasen der Zeit, „welche durch ihn ihre schärfste und geistvollste Ausprägung gefunden haben". Aber auch in den einzelnen Punkten, worin Seeck den „Deutschen" bestreitet, ist der Gegensatz zwischen Beiden keineswegs ein so großer, als es anfangs scheinen könnte, die Ansichten Beider berühren sich vielfach und unterscheiden sich oft nur in der Nüancirung und Formulirung. Den Titel der Schrift können wir nicht ganz glücklich gewählt finden: es sind nicht blos in der Gegenwart verbreitete gedanken- und inhaltlose Redensarten, und das wird man doch zunächst unter „Phrasen" verstehen, sondern herrschende Ansichten, Anschauungen, die, mögen sie auch nach Seecks Urtheil falsch sein, doch der Begründung und wissenschaftlichen Voraussetzung bei ihren Verfechtern nicht entbehren. Jedenfalls folgt man gern einer Kritik wie die Seecks ist, denn sie ist anregend und belehrend, und mit einem solchen Gegner über die bedeutendsten Fragen des geistigen Lebens zu discutiren, kann nur angenehm sein. Wir können nämlich nicht verhehlen, daß wir in wichtigen principiellen Fragen einen entgegengesetzten Standpunkt einnehmen und in wesentlichen Punkten Seeck durchaus widersprechen müssen. Wenn wir auch durchaus nicht überall dem „Deutschen" zustimmen können, so stehen wir in der Hauptsache doch viel mehr auf seiner, als auf Seecks Seite. Natürlich ist hier nicht der Ort, alle grundsätzlichen Differenzen zu erörtern, und noch weniger ist es möglich, unsere abweichende Meinung über Einzelheiten darzulegen und zu begründen, dazu müßte man eine umfassende Abhandlung schreiben. Es wird für unseren Zweck genügen, einen Hauptgegensatz eingehend zu besprechen und sodann einige Punkte hervorzuheben, in denen wir mit Seeck nicht übereinzustimmen vermögen.

Aus Seecks Schrift tritt uns überall ein hoffnungsfreudiger Optimismus entgegen, er ist ein entschlossener Verfechter des gegenwärtigen geistigen Lebens- und Culturzustandes. Natürlich erweckt daher die herbe und scharfe Kritik, die der „Deutsche" an dem gesammten wissenschaftlichen und künstlerischen Wesen der Gegenwart übt, seinen entschiedenen Widerspruch. Seeck meint, die Masse der Menschen höre eben so gern Bußpredigten, wie ihr andererseits Schmeicheleien zusagten. Dagegen möchten wir bemerken, daß die Menschen erfahrungsmäßig durchaus nicht geneigt sind, ihre Sünden und Fehler sich rücksichtslos vorhalten zu lassen, vielmehr wird ein Bußprediger, das lehrt

die Geschichte, immer nur dann Zugang zu den Gemüthern der Menschen finden, wenn das Gefühl der Unzufriedenheit mit sich selbst, des Abgewichenseins vom rechten Wege, des Gegensatzes von dem, was man ist und was man sein sollte, weite Kreise erfüllt. Und weil eben das geistige Leben des deutschen Volkes in unserer Zeit trotz der Behauptung des Gegentheils den besseren Geistern keine Befriedigung gewährt, so erklärt sich daraus der große und allgemeine Anklang, den derjenige gefunden hat, der in seinem Buche rückhaltlos die Schäden, Mängel und Schattenseiten der heutigen Cultur und Bildung aufgedeckt und seinem Volke zugerufen hat: Seht, daran kranken wir. Befände sich das deutsche Geistesleben in voller Gesundheit und wären nur einzelne mürrische Sonderlinge nicht mit ihm zufrieden, so würde das Buch des „Deutschen" klanglos und unbemerkt der Vergessenheit anheimgefallen sein. Gegenwärtig ist aber das Gefühl der Unbefriedigung ein allgemeines, der Verfall des geistigen Lebens wird immer wieder von verschiedenen Seiten beklagt, und man kann sich der Empfindung des Epigonenthums nicht entziehen, auch von Seiten derjenigen nicht, welche am Heftigsten dagegen protestiren. Wider diese Anschauung von unserem heutigen Epigonenthum wendet sich nun Seeck im ersten Capitel seiner Schrift mit großer Entschiedenheit und macht dagegen vornehmlich zwei Argumente geltend. Immer habe man die gegenwärtige Zeit für schlechter gehalten, als die vergangene, jede Generation halte ihre Zeit für eine Epigonenzeit, daher rühre auch die antike Vorstellung vom goldenen Zeitalter, das am Anfange der Menschheit geherrscht habe. Sodann findet er gegen die Vorstellung vom Altern und Bergabsteigen der Völker einen festen und unerschütterlichen Halt in der Darwinschen Theorie, zu der er sich unbedingt bekennt. Durch die „Naturauslese" muß, so meint er, jede folgende Generation im Allgemeinen vollkommener sein als die frühere und die Menschheit muß sich daher fortwährend vervollkommnen, daher kann von Altern und Absterben der Völker keine Rede sein. Den Untergang der Griechen und Römer, der entschieden seiner Theorie zu widersprechen scheint, sucht Seeck scharfsinnig, aber doch recht künstlich durch eine Auslese von entgegengesetzter Wirkung zu erklären. Er schließt seine Auseinandersetzung mit der zusammenfassenden Bemerkung: „Wer an Darwin glaubt, kann niemals zugeben, daß eine Nation unter normalen Verhältnissen in Verfall gerathen kann, außer wenn sie sich in ihrer Gesammtheit zum siegreichen Durchfechten des Daseinskampfes untauglich erweist und dann auch in ihrer Kopfzahl allmählich zusammenschwindet." Wer aber nicht an Darwin glaubt, für den hat diese ganze Beweisführung nur die Bedeutung einer auf eine herrschende Zeitanschauung sich stützenden geschichtsphilosophischen Hypothese und nicht die geringste überzeugende Kraft. Das goldene Zeitalter, das der Mythus der Alten in die entfernteste

Vergangenheit setzte, wird von dieser Auffassung in die Zukunft verlegt; das eine ist ein Traum, wie das andere. „Daß die Athener zur Zeit des Perikles sich ebenso für Epigonen gehalten, wie die Holländer Rembrandts", dafür möchten wir gern den Beweis sehen. Die Geschichte lehrt vielmehr, daß alle Zeitalter voll frischen, strömenden Lebens von dem Gefühl schöpferischer Kraft erfüllt gewesen sind, daß die Menschen solcher Epochen sich jedem kühnen Vornehmen, jeder großen That gewachsen fühlten und, wie die Jugend aller besseren Zeiten, nichts für unerreichbar, kein Gelingen für unmöglich hielten. So war es z. B. in der Zeit der großen Entdeckungsfahrten, so beim Beginn der Reformation, so waren auch die Zeitgenossen Friedrichs des Großen stolz auf ihre Epoche. Das lebensfrohe Altengland der Königin Elisabeth und Shakespeares war wahrlich von jedem Epigonengedanken entfernt, und ebenso lag dem Geschlecht der Aufklärungsepoche im vorigen Jahrhundert jede Anwandlung von Epigonenempfindung vollkommen fern. Unsere großen Dichter und Denker, wie ihre ganze Generation lebten völlig in dem stolzen Gefühle einer noch nicht dagewesenen Gegenwart und das Hochgefühl und die freudige Begeisterung, welche Männer und Jünglinge in den Tagen der Erhebung Preußens 1813 und 1814 erfüllte, war von Epigonenvorstellungen nicht angekränkelt. Auch die Anhänger der Philosophie Hegels in den zwanziger und dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts, die in der Lehre ihres Meisters alle Welträthsel gelöst und die vollkommene Erkenntniß gegeben sahen, hatten das Bewußtsein voller Befriedigung und erblickten in ihrer Zeit die Vollendung aller früheren Epochen. Doch wozu noch Beispiele häufen? Das Angeführte wird zum Beweise genügen, daß lebensfrischen Zeitperioden das Epigonengefühl immer fern geblieben ist. Das Epigonenthum wird sich immer nur in solchen Zeiten geltend machen, wo die Ziele und Ideale einer naheliegenden großen Vergangenheit der nachfolgenden Generation fremd geworden sind und diese keine neuen zu finden Kraft und Originalität genug hat und nun unsicher nach den verschiedensten Richtungen hin tastet und unruhig nach einem neuen Zielpunkte für ihr geistiges Leben sucht. Das ist die Signatur der Gegenwart, und daraus erklären sich alle ihre Erscheinungen. So reich die äußeren Mittel sind, über die sie, wie keine frühere, verfügt, so rastlos sie alle Zeiten und Länder nach Stoffen und neuen Anregungen durchstreift, so gering ist andererseits ihre Fähigkeit und ihre Kraft, aus dem Zusammengebrachten einen selbständigen Lebensinhalt, ein geistiges Lebensideal zu gestalten. Bei aller reichen und hastigen Production fehlt unserer Zeit die innere Freudigkeit und bei aller Selbstzufriedenheit, ja Selbstüberhebung nagt stets ein geheimer Zweifel an ihr, die Kritik ist übermächtig und das Streben nach Originalität führt bei geringer Schöpferkraft auf allen Gebieten der Kunst im weitesten

Sinne doch nur zu immer neuen Nachahmungen. Der an allem Idealen irre gewordene Geist nimmt seine Zuflucht zum brutalen Realismus, oder vielmehr Naturalismus. Daher die Bewunderung und eifrige Nachahmung, welche Zolas genaue Copien der gemeinen Menschennatur und Wirklichkeit, ebenso wie die zwar geistreichen, aber raffinirt ausgeklügelten und die Fäulniß der menschlichen Gesellschaft ausschließlich hervorkehrenden Dramen Ibsens gegenwärtig in Deutschland finden. Und daß die herrschende Weltanschauung in einem mannigfach formulirten Skepticismus und zielosen Pessimismus ihre Befriedigung findet, ist wahrlich kein Zeichen von Jugendfrische, sondern ein rechtes Merkmal des Epigonenthums. Seecks, von seinem Standpunkte aus ganz begreifliche Ansicht, daß die Menschheit auch auf sittlichem Gebiete stete Fortschritte mache und der Vervollkommnung entgegengehe, erscheint uns durchaus unhaltbar. Wir können hier nur Rankes Auffassung uns anschließen, daß die Menschheit zwar intellectuell, wenn auch mit mannigfachen Unterbrechungen, fortwährend fortschreite, daß dagegen auf sittlichem Gebiete ein solcher Fortschritt nicht vorhanden sei, vielmehr hier seit dem Eintritt des Christenthums in die Welt ein beständiges Vor- und Rückwärtsgehen stattfinde. Je nachdem die christlichen Lebensideale und Lebensziele in einer Zeit und in einem Volke mehr oder weniger Verwirklichung finden, desto höher stehen diese, desto mehr Lebenskraft entwickeln sie, das lehrt unzweideutig die Geschichte. Und wie viel moralische Verderbniß und Fäulniß auch manche Epochen und Generationen aufweisen — auch die Gegenwart ist davon nichts weniger als frei — zu einer so furchtbaren, grauenvollen sittlichen Entartung, wie sie an ihrem Ausgange die antike Welt zeigt, ist es in der christlichen Aera doch nie wieder gekommen. Die christlichen Völker und Staaten haben noch stets die Fähigkeit der Erneuerung, der sittlichen Wiedergeburt gehabt und bewiesen, und darin liegt der sicherste Trost gegen den pessimistischen Gedanken des Alterns und Verwelkens auch in der Gegenwart, mag er sich auch nicht selten dem ernst prüfenden Betrachter der Zeitverhältnisse aufdrängen. Aber man darf sich nicht einbilden gesund zu sein, wenn man krank ist, und reich zu sein, wenn man mit der Armuth zu kämpfen hat, das ist die nothwendige Vorbedingung der Besserung. Auf eine Epigonenzeit kann allmählich wieder ein neuer frischer Aufschwung des Geisteslebens folgen, und Deutschland insbesondere hat solchen Wechsel schon mehrmals erlebt. In welch entsetzlichem Verfalle lag die gesammte Cultur, Bildung und Poesie der Deutschen am Ende des siebzehnten Jahrhunderts, und welch strahlenden Glanz verbreiteten sie am Ende des achtzehnten! Vielleicht kommt doch noch einmal die Zeit, wo des Dichters Wort in Erfüllung geht: „Und es mag am deutschen Wesen einmal noch die Welt genesen." Aber heute ist das deutsche Geistesleben davon so entfernt als nur möglich, und ein

selbstzufriedener Optimismus kann heute nur von der schädlichsten Wirkung sein. Wir sehen an dem Deutschland der Gegenwart, daß der Lehrsatz durchaus nicht allgemeine Giltigkeit hat, Zeiten großen kriegerischen und politischen Aufschwungs hätten auch immer eine Erhebung des geistigen Lebens, eine großartige Blüthe der Kunst und Literatur zur Folge. Das deutsche Volk ist nie mächtiger und geeinigter, nie von glänzenderem Kriegsruhm umstrahlt gewesen, als in der Gegenwart, noch nie sind alle seine nationalen und politischen Ideale durch die Kraft und das Genie großer Männer in dem Maße erfüllt worden, wie es heute der Fall ist, und wie wenig entspricht dem sein geistiges Leben! Auch die politischen Parteien Deutschlands tragen heute durchaus den Epigonencharakter. Wie contrastirt gegen den idealen, charakterfesten, siegesgewissen und opferbereiten Liberalismus der vierziger und fünfziger Jahre der satte, matte und ängstliche von heute! Und ebenso hat die selbstbewußte, energische, in ihrer Art nicht weniger ideal gerichtete Haltung und Auffassung der Conservativen einem vorsichtigen, schwankenden, nur zu sehr nach Oben blickenden Verhalten Platz gemacht! Auch die alten, freiheitsdurstigen, rastlos für die Verwirklichung ihrer utopischen Ideen thätigen und opferfreudigen Demokraten jener Zeit erscheinen in idealem Lichte, wenn man sie mit ihren heutigen Nachfolgern und deren wüstem gewissen- und vaterlandslosen Demagogenthum vergleicht. Nur bei der rein destructiven Partei der Socialdemokraten zeigt sich bisweilen etwas von dem Opfermuth und der Hingebung, welche einer besseren Sache würdig wären. Alles rühmt, ersehnt und fordert Charaktere, aber diese Forderung zunächst an sich selbst zu verwirklichen, dazu hat Niemand rechte Lust und Kraft. Dieser Mangel an Charakterfestigkeit, an klar und scharf ausgeprägter Persönlichkeit, diese Neigung, sich mit den Verhältnissen und Forderungen der Zeit irgendwie abzufinden, ist der schwere Schaden, an dem gegenwärtig alle politischen Parteien kranken, er ist im Grunde dieselbe Schwäche, aus der auch auf dem literärisch-künstlerischen Gebiete alle Mängel entspringen. In allen Arten materieller Cultur sehen wir gegenwärtig in Deutschland den größten Aufschwung, überall da, wo der rechnende, reflectirende Verstand ausreicht, wo die scharfe Beobachtung wirksam ist, erreichen sie außerordentliche Erfolge, auf diesem Felde feiert der Menschengeist jetzt großartige Triumphe. Aber die ideale Geistesthätigkeit liegt darnieder, und sie allein giebt einem Geschlechte, einem Volke doch die eigentliche Lebenskraft und verbürgt ihm doch allein eine dauernde Zukunft. Darauf energisch hinzuweisen, diese dunkle Schattenseite des heutigen deutschen Lebens schonungslos hervorzuheben, erscheint uns als die Pflicht eines Jeden, der sie erkannt hat und sein Vaterland liebt. Seecks Auffassung: man freue sich an dem, was wir haben, und schelte auch unsere Fehler nicht zu sehr, können wir uns daher

in keiner Weise aneignen, halten vielmehr den Optimismus, der sich darin ausspricht, für höchst bedenklich. Aus dem Epigonenthum kommt man nicht dadurch heraus, daß man es leugnet und seine zu Tage liegenden Schwächen möglichst ignorirt, sondern nur durch rückhaltlose Selbstprüfung und Selbstkritik; die Wahrheit macht immer frei und schafft die Möglichkeit der Erhebung und Wiederbelebung des besseren Selbst. Seeck thut daher dem „Deutschen" sehr Unrecht, wenn er ihn zu den „grauen, freudlosen Geistern" rechnet, denn aus seinem Buche spricht eine frische und lebendige Begeisterung, die, mag sie auch manchmal irregehen und ungerecht gegen bedeutende Persönlichkeiten und die von ihnen vertretenen Richtungen sein, doch auf jeden nicht völlig befangenen Leser erfrischend wirken muß.

Wir haben uns so lange bei dem ersten principiellen Abschnitt der Schrift aufgehalten, daß uns für die übrigen nur wenig Raum bleibt und wir uns, wie sehr sie auch Stoff zu mannigfacher Erörterung bieten, auf einige kurze Bemerkungen beschränken müssen. In dem zweiten Capitel „Individualität und Volksthümlichkeit in der Kunst" stimmt Seeck im Princip der Forderung des „Deutschen", der beides von der wahren Kunst verlangt, bei und sucht nur das Uebertriebene und zu weit Gehende in dessen Ansichten zu beschränken und Anderes genauer zu fassen. Es fehlt in diesem Abschnitte nicht an feinen und treffenden Bemerkungen, eben so wenig freilich an solchen, die nothwendig Widerspruch hervorrufen müssen. Vor Allem vermissen wir, daß unser Autor nicht einen schärferen Unterschied zwischen volksthümlich und populär gemacht hat. Ob etwas populär wird, darüber entscheidet oft die Mode, Zeitstimmung, Parteirichtung, und andererseits kann ein Werk der Kunst echt volksthümlich, d. h. voll aus dem Geist und Charakter des Volkes heraus geschaffen sein und dennoch zunächst, ja längere Zeit keine Beachtung finden. Ferner möchten wir gegen den Satz: es sei eine falsche Behauptung, daß die Dichter die Lehrer ihrer Nation seien, Einsprache erheben. Homer war doch unzweifelhaft der Lehrer der Griechen und wurde auch so von ihnen angesehen, und daß Schiller durch seinen erhabenen Idealismus erziehend, stärkend und erhebend auf das deutsche Volk eingewirkt, wird sich doch gewiß nicht bestreiten lassen. Auch Seecks paradoxe Aeußerung über Shakespeare, den er sich als eine weiche, schmiegsame, höchst empfindliche Natur denkt, wird auf entschiedenen Widerspruch stoßen. Der Satz, auf den er diese seine Ansicht stützt, daß starke Individualitäten stets exclusiv seien, ist zwar gewiß richtig, aber eben so wahr ist es andererseits, daß sich in einem großen, idealen Individuum das gesammte Welt- und Menschenwesen nach allen seinen Richtungen hin abspiegelt und daß ein solcher Mensch daher unendlich viel mehr sieht und erfaßt, als die gewöhnlichen Naturen. Das Zugeständniß Seecks: „Darin hat der „Deutsche"

ganz Recht, wenn er in Rembrandt das einzig erstrebenswerthe Künstlerideal für unsere Zeit erblickt, aber wohl bemerkt, nur für unsere Zeit," läßt den Unterschied zwischen ihm und jenem als keinen grundsätzlichen erscheinen; mit dieser Erklärung wird sich auch der „Deutsche" zufrieden geben können.

Der dritte Abschnitt „Künstler und Gelehrte" enthält ebenfalls viel feine und geistreiche Gedanken. Man merkt hier deutlich, daß der Autor nicht nur ein Gelehrter, sondern auch ein guter Kunstkenner ist. Was Seeck über die Bedingungen einer neuen Kunstblüthe, über den Gegensatz der größten künstlerischen zu den größten wissenschaftlichen Thaten sagt, ist sehr richtig und wahr. Sätze, wie dieser: „In der Kunst bezeichnen die höchsten Leistungen immer den Abschluß einer vollendeten Entwickelung, in der Wissenschaft den Ausgangspunkt einer kommenden", sind von einleuchtender Wahrheit. Dagegen wird Seecks Ansicht, daß seit der Antigone des Sophokles und dem Hermes des Praxiteles die Kunst nicht um einen Schritt vorwärts gekommen, daß seit mehr als 2000 Jahren ein wirklicher Fortschritt der Kunst nicht bemerkt worden sei, starke Bedenken erregen. Man wird das von der Plastik unbedingt, von der Architektur vielleicht auch, von der Malerei nur mit starker Einschränkung gelten lassen, aber in der Poesie sind Shakespeares individuell ausgeprägte Charaktere doch wohl ein Fortschritt gegen die typischen Gestalten der antiken Tragödie trotz aller ihrer Schönheit, und Goethes Faust ist eine noch tiefere, alles Menschliche umfassende Conception als irgend ein Drama des Alterthums. In der Musik endlich ist der Fortschritt ganz außer Frage, da hat das Alterthum sicherlich nichts aufzuweisen gehabt, was sich zum Beispiel mit der unergründlichen Tiefe und Herrlichkeit der Schöpfungen Beethovens vergleichen ließe.

Das vierte Capitel wendet sich gegen die Angriffe des „Deutschen" auf den Specialismus in der deutschen Wissenschaft. Hier kämpft unser Autor gewissermaßen pro domo, und hier ist der Gegensatz zwischen ihm und dem Verfasser des „Rembrandt" am stärksten. Indem wir uns vorbehalten, auf die hier behandelte Frage, eine der wichtigsten für die Zukunft der Wissenschaft, in einem anderen Zusammenhange später zurückzukommen, beschränken wir uns an dieser Stelle auf ein paar Bemerkungen. Seeck wirft unter Anderem gegen die vom „Deutschen" geforderte Entwickelung der Individualitäten die Frage auf: „Was bedeutet denn dieses Anderes als Ausbildung einzelner Anlagen des Geistes und Charakters auf Kosten der übrigen, d. h. Specialisirung?" Diese Bemerkung erscheint auf den ersten Blick sehr richtig, aber genauere Erwägung zeigt sie doch als keineswegs zutreffend; denn nicht nur durch Ausbildung einzelner Anlagen unter Verkümmerung anderer bildet sich die Individualität der Menschen, sondern

dadurch, daß der Einzelne die Einwirkungen von Welt, Leben und Bildung in sehr verschiedener Weise erfährt und auf sein Inneres wirken läßt; je selbständiger er sich dabei verhält und je umfassender der Bildungsstoff ist, den er sich zu eigen macht, desto reicher wird seine Individualität sein. Wenn Seeck weiter erklärt: „Nicht die Erkenntniß gewährt uns die Wissenschaft, obgleich sie darnach strebt und streben soll, sondern Erkenntnisse, nicht eine große Einheit, sondern viele kleine Einzelheiten; in der allmählichen Anhäufung derselben besteht eben der Fortschritt der Wissenschaft," so ist das eine recht trostlose Ansicht, denn nach der Einheit aller Erkenntniß zu streben ist doch die höchste Eigenschaft des Menschengeistes. Nur in einer Zeit, in der der philosophische Geist, das Wort im weitesten Sinne genommen, ganz zurückgedrängt und aus den Wissenschaften so gut wie verschwunden ist, kann eine solche Erklärung befriedigen. Wir führen gegen sie das treffende Wort an, das Seeck selbst an einer anderen Stelle ausspricht: „Nur derjenige weiß etwas, der es geistig durchdrungen und alle seine Einzelheiten selbstthätig in einen inneren Zusammenhang gebracht hat, nicht, wer einige schätzenswerthe Notizen mechanisch hersagen kann."

Es war zu erwarten, daß der Schüler und Freund Mommsens in diesem Capitel die Angriffe des „Deutschen" auf den berühmten Gelehrten nicht ungerügt lassen werde. Er hat auf sie in der schärfsten Weise geantwortet, und wenn wir es auch bedauern, daß er an dieser Stelle den sachlichen Ton verlassen und sich in stark persönlicher Form gegen den „Deutschen", auf dessen Namen und wissenschaftliche Beschäftigung es unseres Erachtens hier übrigens gar nicht ankommt, zu wenden für gut befunden hat, so wird doch der „Deutsche" nach dem von ihm selbst proclamirten Recht der entschiedenen Subjectivität und Individualität das Seeck nicht verargen dürfen. Seine Angriffe schossen unfraglich weit über das Ziel hinaus und waren mehr gegen den Politiker, als gegen den Gelehrten Mommsen gerichtet. Dieser wird allezeit eine Zierde der deutschen Wissenschaft und seine „Römische Geschichte" ein unverlierbares Besitzthum der deutschen Literatur bleiben. Aber daß der Geschichtsschreiber, welcher ein so unerbittliches Verdammungsurtheil über den politischen Dilettantismus und das Phrasenthum Ciceros und die bocksteife Principienreiterei und die Donquixoterie Catos von Utica ausgesprochen hat, der die unvergleichlich geniale, aber von ruchloser Selbstsucht erfüllte Persönlichkeit Caesars bewundert, entschuldigt und ihn als Begründer der nothwendig gewordenen Monarchie mit flammenden Worten feiert, daß dieser selbe Mann eifriger Anhänger der deutsch-freisinnigen Partei ist und kein Verständniß und keine Anerkennung für den großen Staatsmann hat, dessen Genie Deutschland aus ohnmächtiger Zerrissenheit zu einem großen Reich umgeschaffen hat — das beweist jedenfalls

einen Fehler in Mommsens geistigem Auge. Sein Verhalten gegen Bismarck billigt auch Seeck nicht.

In dem letzten Abschnitt behandelt der Autor die Auseinandersetzungen des „Deutschen" über die Verderblichkeit der Museen für die moderne Kunst. Seeck rechtfertigt die Nützlichkeit und Nothwendigkeit dieser Kunstsammlungen, aber im Grunde sieht doch auch er sie mehr als ein nothwendiges Uebel an und verkennt den verwirrenden und lähmenden Einfluß, den sie auf nicht wenige, auch hervorragende Künstler ausgeübt haben, durchaus nicht. Auch hier ist kein principieller Gegensatz zwischen ihm und dem „Deutschen".

Wir schließen unsere Besprechung, indem wir Seecks Schrift nochmals allen Lesern und Freunden des Buches: „Rembrandt als Erzieher" zur aufmerksamen Lectüre und sorgfältigen Prüfung empfehlen. Aus dem Widerstreite der Ansichten, wenn er mit ernstem Sinne und mit Sachkunde geführt wird, ergiebt sich zuletzt die rechte Erkenntniß, und bei jedem wahrhaft Gebildeten werden so wichtige Fragen, wie die hier von verschiedenen Standpunkten erörterten, auf lebhaftes Interesse rechnen können.

H. D.

Bücherschau.

„Verkehrs- und Adreßbuch der baltischen Provinzen." Herausgegeben von A. W. Kröger, cand. jur. II. Band: „Livländisches Verkehrs- und Adreßbuch für 1892/93". Riga 1892. Gedruckt in der Müllerschen Buchdruckerei. Im Selbstverlage des Herausgebers.

Es ist ein bedeutsames literärisches Unternehmen, welches wir in diesem Sammelwerk begrüßen dürfen. Haben Adreßbücher naturgemäß in erster Linie den Zweck, den praktischen Bedürfnissen, welche das vielgestaltige moderne Verkehrsleben entstehen läßt, zu dienen, so vermögen doch Werke dieser Art, wenn sie zuverlässig und vollständig sind und in einem gewissen Grade in das Detail gehen, auch Zwecken zu genügen, welche auf wissenschaftlichem Gebiet gelegen sind.

Das vorliegende Buch, welches dem I. Bande des Gesammtwerkes, dem „Rigaschen Verkehrs- und Adreßbuch für 1891/92", gefolgt ist, kann darauf Anspruch erheben, nicht nur von dem im Verkehrsleben stehenden Praktiker, sondern auch von demjenigen beachtet zu werden, welcher für das sociale Gefüge unserer Provinz ein wissenschaftliches Interesse bekundet. Es enthält eine große Fülle Material von eminentem culturhistorischen Werth und wird namentlich unseren livländischen Statistikern Manches bieten, was in den sonst verfügbaren literärischen Hilfsmitteln nicht zu finden ist. Da nun die Zuverlässigkeit und Vollständigkeit, so weit wir es beurtheilen können, wenn auch keine absolute, so doch eine Achtung gebietende ist, so glauben wir unseren einheimischen Statistikern anrathen zu dürfen, Einblick in jenes Werk nehmen zu wollen.

Ein brauchbares livländisches Adreßbuch wird in der Hauptsache die Landgüter und deren Besitzer behandeln müssen. Je nachdem diese Aufgabe gut oder schlecht gelöst worden ist, wird vornehmlich das Urtheil ausfallen.

An Handbüchern, welche die Landgüter Livlands nach ihrem Bestande, ihrer judiciären und administrativen Zugehörigkeit und ihrer postalischen Belegenheit registriren, hat es bei uns in der älteren Zeit nicht gefehlt.

Das älteste uns bekannte Buch dieser Art ist das „Allgemeine Adreß-Buch für das Gouvernement Livland und Oesel", herausgegeben von Dr. Karl Freyherrn Budberg, genannt Bönningkshausen, Riga, gedruckt in der Müllerschen Buchdruckerei, 1840 (2. Auflage 1842). Zwei Decennien später ließ Jegor von Sivers „Das Buch der Güter Livlands und Oesels" erscheinen (Riga 1863. Gedruckt in der Müllerschen Buchdruckerei). Bald darauf gab der Redacteur der „Livländischen Gouv.-Zeitung" Adolph Klingenberg ein „Adreßbuch für das Gouvernement Livland, zum Gebrauch für Behörden" heraus (Riga 1871. Gedruckt in der Livländischen Gouvernements-Typographie).

In russischer Sprache sind neuerdings vom Secretär des livländischen statistischen Comités V. Vogel Handbücher ähnlicher Art edirt worden[1].

Während die von Sivers und Klingenberg publicirten Werke lediglich die Güter und Pastorate Livlands umfassen, erstrecken sich die von Budberg und Vogel herausgegebenen auch auf den Personalbestand der Behörden und Institutionen, Kirchen und Schulen Livlands, auf die Aufzählung der Aerzte, Apotheken ꝛc. in größerer oder geringerer Mannigfaltigkeit.

Bisher hatte es offenbar an dem rechten Vertrauen auf die Mitwirkung weiterer Kreise unserer Bevölkerung gefehlt, wenn erst jetzt ein großer Theil des in den neueren amtlichen Werken dieser Art enthaltenen Stoffes in gemeinverständlicher Form den gebildeten Gesellschaftsklassen zugänglich gemacht wird. Mit Befriedigung constatiren wir, daß der längst erwartete Versuch endlich gemacht worden ist, und mit Vergnügen, daß er, abgesehen von einigen kleinen Mängeln und Irrthümern, die bei solchen Arbeiten übrigens unvermeidlich sind, glänzend ausgefallen ist — denn das Krögersche Adreßbuch enthält weit mehr als die bisherigen Publicationen dieser Art. Die Nachrichten, man möchte sagen kurzen Beschreibungen, welche es von jedem einzelnen Gute Livlands bietet, sind von unschätzbarem und bleibendem Werth. Aus diesem Werke kann wenigstens der Einheimische Livland besser und leichter kennen lernen, als aus irgend einem anderen. Zum Nachschlagen und zu schneller Orientirung eignet es sich in der besten Weise. Nur die beschreibende gelehrte Einleitung des Werkes hat uns nicht imponiren können, die uns u. A. belehrt, daß Dorpat im Frühjahr angeblich ein schlechtes Klima hat, sowie daß das „Durchschnittsalter" für Livland

[1] Справочная книжка Лифляндской губерніи. (Nachschlagebuch für das Gouvernement Livland für das Jahr 1889; dasselbe für das Jahr 1890 und das Jahr 1891/92).

auf 25 Jahre berechnet wird! Ja, wäre es wenigstens die mittlere Lebensdauer! Der in dieser Einleitung enthaltene Urväterhausrath hätte füglich von kundiger, in der neueren Literatur sich leicht zurechtfindender Hand durch ein zierlicheres Mobiliar ersetzt werden können.

Ferner ist auch das Deutsch des Adreßbuches nicht immer tadellos. Man sagt z. B. (S. 151) nicht „zunftgemäße", sondern „zünftige" Handwerker.

Die „Balt. Monatsschrift" kommt mit ihrer Empfehlung freilich etwas spät, will dieselbe jedoch nicht zurückhalten, weil sie die Ueberzeugung hat, daß das Krögersche Livländische Adreßbuch, das auf keinem Gute, keinem Pastorate und in keinem Geschäfts- oder Behördenlocal fehlen sollte, noch viel zu wenig Eigenthum derjenigen geworden ist, für die es mit dem Aufwand von viel Zeit und Geld edirt worden. Vivat sequens! rufen wir dem rührigen Herausgeber zu und wünschen, daß derselbe nicht etwa durch einen finanziellen Mißerfolg entmuthigt werden möge, die angekündigten Adreßbücher der Schwesterprovinzen, sowie neue Auflagen der vorliegenden erscheinen zu lassen. Gegenüber einer so großen, viel Opfer erfordernden Arbeit ist Unterstützung seitens des Publicums in Rücksicht auf den Nutzen, den das Werk Jedem bietet, einfach Bürgerpflicht. Möge nicht eine falsche Oekonomie den Herausgeber zwingen, seine weiteren Pläne aufzugeben. Das Opfer, welches die Anschaffung des Livländischen Adreßbuches erfordert, ist nicht groß: 5 Rbl.

Herausgeber: R. Weiß.

Für die Redaction verantwortlich:
N. Carlberg.

Дозволено цензурою. — Ревель, 3-го Сентября 1892 г.

Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Линдфорса въ Ревелѣ.

Feldmarschall Graf Münnich[1].

Das 18. Jahrhundert zeigt uns, wie kein anderes in der Geschichte Rußlands, zahlreiche Beispiele plötzlichen Glückswechsels, raschen Aufsteigens und jähen Sturzes der Leiter des Staates. Kein anderes zeigt uns unter diesen Staatsmännern eine so große Zahl scharf ausgeprägter Charaktere. Unter ihnen nimmt eine hervorragende Stellung ein der Feldmarschall Graf Burchard Christoph von Münnich. Keiner, wie sein Biograph sagt, wo das Verdienst dem Steigenden so sichtbar voranging, die Achtung dem Sinkenden so ehrend folgte. Zu einer Zeit, wo die von Peter d. Gr. begonnenen Reformen vernachlässigt wurden und verfielen, war er es, der

[1] Obiger Vortrag, gehalten am 25. März d. J. in der Aula der Universität Dorpat, wird hier auf Wunsch der Redaction veröffentlicht. Der Umfang desselben ist durch die Zeit einer kurzen Stunde bestimmt und mit Rücksicht darauf Münnichs Thätigkeit als Patron der Petrikirche und Schule in St. Petersburg übergangen worden. Verändert und weiter ausgeführt ist Birons Erhebung zum Regenten und Sturz und der Schluß, die Charakteristik Münnichs. Als Quellen dienten:

Büsching, Magazin für die neue Historie und Geographie III. Hamburg, 1769.

Halem, Lebensbeschreibung des R. K. G.-Feldmarschalls B. L. Grafen von Münnich. Oldenburg, 1803.

Н. Костомаровъ, Русская Исторія въ жизнеописаніяхъ главнѣйшихъ ея дѣятелей, т. II. в. 7. Фельдмаршалъ Миниихъ. Спб. 1888.

Россія и русскій дворъ въ первой половинѣ 18. вѣка. Записки и замѣчанія гр. Эрнста Миниха. Спб. 1891.

Sehr sorgfältige kritische Untersuchungen über die Quellen zu einer erschöpfenden Biographie Münnichs giebt H. Arved Jürgensohn in der „Russ. Revue", Bd. 26. St. Petersburg, 1886. S. 220—232, 318—343, 438—491. Es ist sehr zu wünschen, daß an der Hand dieser Fingerzeige eine ausführliche Biographie Münnichs ausgearbeitet werde.

sie durch unermüdliche Thätigkeit fortsetzte und, so weit es in seiner Macht stand, vollendete. Er war es, der den Ladogacanal erbaute, der das Heer wieder kriegstüchtig machte und durch die Errichtung der ersten wirklichen Kriegsschule sich ein unvergeßliches Verdienst erwarb. Ein nie besiegter Feldherr, hat er das Heer zu glänzenden Siegen geführt. Jeder Zoll ein Deutscher, verstand er die guten Eigenschaften der Russen voll zu würdigen. Wie kein Anderer verstand er Rußlands wahres Interesse richtig zu erfassen; sein ganzes Leben, seine ganze Thätigkeit hat er Rußland gewidmet.

Die Münnich stammen aus einem oldenburgischen Bauerngeschlecht[1]. Unermüdliche umsichtige Arbeit hatte das Geschlecht emporgehoben. Das sumpfige Land wurde dem Wasser abgerungen und der Cultur zugänglich gemacht. Schon die Vorfahren waren kundige Entwässerer und Erbauer von Deichen, Urgroßvater und Großvater waren im heimischen Gau Wüstenland Vögte gewesen. Sein Vater, schon wohlhabend, trat in dänische Kriegsdienste — die Grafen von Oldenburg waren Könige von Dänemark. Sicherten ihm auch seine Kenntnisse im Ingenieurwesen eine ehrenvolle Laufbahn, so zog er es doch vor, seiner Heimath zu dienen, wo dem Deichwesen von der Regierung zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Als Obristlieutenant verabschiedet, wurde er zum ersten General-Deichgräf in Oldenburg ernannt und in den Adel erhoben. Auf seinem Gute Neuenhuntorf wurde ihm aus seiner Ehe mit Sophie Katharina von Oetken am 9. Nov. 1683 sein zweiter Sohn Burchard Christoph geboren. Der Knabe zeigte schon früh ungewöhnliche Begabung. Erst 9 Jahre alt, war er schon im Stande, Deich- und Schleusenpläne seines Vaters zu copiren. Die vom Vater verfaßte Beschreibung der oldenburgischen Deiche und Schleusen copirte er für sich und begleitete den Vater auf seinen Deichreisen. Er war schon als Knabe so selbständig, daß er seine in Kurland an einen Freiherrn von Wildemann verheirathete Schwester dorthin geleitete. Im Jahre 1699 trat sein Vater in die Dienste des Fürsten von Ostfriesland und ward Drost im Amte Esenz. Hier erhielt Münnich seine weitere Bildung. Er machte rasche Fortschritte in der Mathematik und im Französischen. 16 Jahre alt ging er nach Paris: das Frankreich Ludwigs XIV. war noch in voller Blüthe und die hohe Schule aller Künste des Krieges und des Friedens,

[1] Herr A. Jürgensohn („Russ. Revue", Bd. 26, S. 225) hält unter Berufung auf die Stammtafel in Münnichs Jugendtagebuch die Angabe, die Münnichs stammten aus einem oldenburgischen Bauerngeschlecht, für nicht ganz zutreffend. Halem, der an Ort und Stelle sich orientiren konnte und in unmittelbare Beziehung zu Münnichs Familie getreten war, ist in seiner oben angeführten Angabe ganz positiv und daher für uns entscheidend. Jene Stammtafel dürfte wohl ein erstes Anzeichen von Münnichs Ehrgeiz sein.

zu der die Jugend Europas wallfahrtete. Münnich studirte die Kriegskunst. Seine ausgezeichneten Fähigkeiten blieben nicht unbemerkt, und als der spanische Erbfolgekrieg drohte, wurde ihm eine Ingenieurstelle in der elsässischen Division angetragen. Er schlug sie aus, weil er nicht gegen sein Vaterland kämpfen wollte, trat als Capitän in hessen-darmstädtische Dienste und nahm Theil an der Eroberung von Landau (1702). Als das hessische Corps sich zurückzog, nahm er die durch seinen Vater vermittelte Ernennung zum ostfriesischen Oberingenieur an, soweit der auswärtige Dienst es litte. 1705 heirathete er Christine v. Witzleben, ein darmstädtisches Hoffräulein, seine treue Lebensgefährtin, die Mutter seiner Kinder, eines Sohnes und mehrerer Töchter. Münnich hatte unthätig in Darmstadt leben müssen, als Prinz Eugen durch den Sieg bei Hochstädt 1704 die Franzosen aus Deutschland vertrieb. 1706 trat er als Major in hessen-kasselsche Dienste und zog in diesem Corps über die Alpen, um an der Befreiung Italiens Theil zu nehmen. Erlitt auch das Corps bei Castiglione eine Niederlage, so wurden die Franzosen doch aus Italien verdrängt, ja Prinz Eugen drang in die Provence ein. Der Krieg wurde nun in die Niederlande verlegt, wo die Hauptmacht der Franzosen stand. Hier lernte Münnich unter dem Prinzen Eugen und dem Herzog von Marlborough den großen Krieg kennen. Die Schlacht bei Oudenaarde 1708, der große Sieg dieser größten Feldherren ihrer Zeit, war die erste Generalschlacht, in der er mitkämpfte; dann folgten die Eroberungen des von Vauban befestigten Lille, Brügges und Gents, im Jahre 1709 die Eroberung von Tournai und der blutige Sieg von Malplaquet. Bis 1712 war er in allen Gefechten unverwundet geblieben. Das letzte Gefecht dieses Krieges, der Ueberfall bei Denain, war unglücklich für die Verbündeten und für ihn. Schwerverwundet gerieth er in französische Kriegsgefangenschaft, wurde jedoch gut verpflegt und zuvorkommend behandelt. Er lernte Fénélon kennen — noch in seinem Alter gedachte er gern der geistvollen Unterhaltung des berühmten Schriftstellers und Kanzelredners. Nach völliger Wiederherstellung gelang es ihm sich frei zu kaufen. Der Krieg war unterdessen beendet worden, er erhielt den Rang eines Obristen und leitete die Canal- und Hafenbauten in Karlshafen an der Weser. Allein diese Thätigkeit genügte ihm nicht: er strebte nach kriegerischem Ruhm. Da der nordische Krieg noch fortdauerte, trat er 1716 in die Dienste des Kurfürsten von Sachsen, Königs von Polen. Er organisirte die polnische Königsgarde, wurde General, war glänzend gestellt, allein vielfache Anfeindungen und Händel bei den ungeordneten polnischen Verhältnissen und besonders die Intriguen des königlichen Günstlings Grafen Flemming trieben ihn fort. Er gedachte in schwedische Dienste zu treten — da fiel Karl XII. am 11. Dec. 1718 vor Frederikshall; nun entschloß

er sich, in Peters Dienste zu treten. Durch den russischen Gesandten in Warschau, den Fürsten Dolgoruki, übersandte er dem Zaren seine Schrift über die Fortification. Im Auftrage Peters bot ihm Dolgoruki die Stellung eines Generalingenieurs mit dem Range eines Generallieutenants an. Münnich nahm den ehrenden Antrag an, ohne etwas schriftlich zu haben, im Vertrauen auf des Ministers Wort.

Im Februar 1721, 37 Jahre alt, betrat er zum ersten Mal Petersburg, den Schauplatz, auf dem er eine so glänzende Rolle spielen sollte. Seine blühende Gesundheit, sein Frohsinn, sein elegantes Auftreten ließen ihn jugendlich erscheinen. „Wie alt sind Sie?" war die erste Frage aller russischen Minister und Generale. „Wie alt sind Sie?" war die erste Frage des Zaren. Auch die feinen eleganten Manieren waren nicht nach Peters Geschmack, der bisher elegante Feinheit und Kriegstüchtigkeit unvereinbar gefunden hatte. Einem so jungen Manne meinte er die versprochene Stellung nicht ohne Weiteres anvertrauen zu können. Er wollte ihn erst prüfen. Münnich erhielt keine Bestallung, mußte aber Peter überall hin begleiten; er kritisirte verschiedene Festungsanlagen, entwarf Verbesserungspläne, die den Zaren befriedigten, aber ihm das versprochene Diplom nicht einbrachten. Was seine Verdienste nicht bewirkten, bewirkte der Zufall. Während Peters Anwesenheit in Riga brannte in Folge eines Blitzschlages der Petrithurm ab. Peter, dem der schöne Thurm sehr gefallen hatte, verlangte den Wiederaufbau und sofort eine genaue Zeichnung; eine solche war im Rathsarchive nicht zu finden. Münnich, dem der Thurm gleichfalls durch seinen schönen Bau aufgefallen war, hatte ihn abgezeichnet, Jagushinski hatte die Zeichnung bei ihm gesehen und brachte sie dem Zaren. In der Freude über die sofortige Befriedigung seines Wunsches unterzeichnete Peter das Diplom eines Generallieutenants für Münnich — allein mit dem Datum des folgenden Jahres. Ein Jahr mußte er noch als Generalmajor dienen.

Bevor Münnich seine neue Laufbahn antrat, stellte er nunmehr schriftliche Bedingungen, wobei er sich auf sechs Jahre band. Dann suchte er noch einmal — es sollte das letzte Mal sein — seine Heimath auf. Sein Vater war am 14. Februar 1721 gestorben und seine Mutter bald darauf. Der Vater hatte ihn zum alleinigen Erben seiner Güter eingesetzt. Da der ältere Bruder das Testament anfocht, erledigte Münnich den Streit durch einen Vergleich, indem er mit dem Bruder theilte.

Bei seiner Rückkehr empfing Peter ihn sehr gnädig und bewies ihm ein stets wachsendes Vertrauen. Als das Verwunderung erregte, bemerkte der französische Gesandte Campredon den über die Bevorzugung eines so jungen Mannes Erstaunten: „Seht Ihr denn nicht, daß der Kaiser in des

jungen Ausländers Geist seinen eigenen Genius erkennt." Die ersten Arbeiten, die Münnich übertragen wurden, waren der Plan zu einem Hafen bei Rogerwiek (Baltischport), eine gewaltige Schleuse beim Einfluß der Tosna in die Neva zur Beseitigung einer Stromschnelle und eine Straße längs der Neva von Petersburg nach Schlüsselburg. Als Peter, vom persischen Feldzuge 1723 zurückgekehrt, in Moskau über viele ungetreue und unwissende Diener strenges Gericht hielt, war er mit Allem, was Münnich gethan und geleistet hatte, äußerst zufrieden. Mit ihm besprach er seine größte Sorge, den Bau des Ladogacanals. Seit 1718 war daran gebaut worden, kaum 12 Werst waren fertig. Die Arbeiten leitete Generalmajor Pissarew, eine Creatur Menschikows. Münnich, der den bisherigen Plan für absolut unausführbar hielt und alle Arbeit und alles Geld für verloren erklärte, veranlaßte den Kaiser — da aus Furcht vor Menschikow Niemand ihm zuzustimmen wagte — selbst die Arbeiten und das Terrain zu besichtigen. Menschikow setzte Alles daran, zu beweisen, die bisherige Arbeit sei gut und Münnich verstehe nichts vom Canalbau. Im Herbst 1723 wurde die Reise unternommen, obwohl der Kaiser sich häufig angegriffen fühlte und die Reise zu Pferde gemacht werden mußte. Schon am Ende des ersten Tages hatte der Kaiser Münnich auf holländisch gesagt: „Ich sehe es wohl, Sie sind ein ehrlicher Mann." Die kalte Nacht hatte der Kaiser in einem Zelte verbracht. Pissarew lag Alles daran, daß Peter nicht seine elenden Arbeiten zu sehen bekomme. So veranlaßte er den Leibarzt Blumentrost einzuschreiten. Dieser wandte sich an Münnich: „Es ist gefährlich, den Kaiser weiter zu führen, er ist zu schwach. Wie, wenn er die Sachen nicht so fände, wie Sie sie ihm vorgestellt haben? Es kann Ihr Unglück werden. Bedenken Sie, was Sie thun!" Um zu verhindern, daß Blumentrost allein zum Kaiser ginge, antwortete Münnich: „Gehen wir sofort Beide zum Kaiser." Der Kaiser hatte sich soeben angekleidet. „Gott sei Dank," sagte Münnich, „daß Ew. Majestät sich die Mühe nehmen, den Canal selbst zu sehen. Noch haben Eure Majestät nichts gesehen. Erst bei Dubna wird sich Alles übersehen lassen!" „Und warum?" fragte der Kaiser, ermüdet von den Strapazen, mit einer Miene, die wenig Geneigtheit zur Fortsetzung der Reise verrieth. „Weil," erwiderte Münnich, „Alles, was bisher gemacht ist, nicht bleiben kann, und das müssen Eure Majestät mit eigenen Augen sehen, denn die Veränderung kostet große Summen, und haben Sie sich nicht selbst von der Unumgänglichkeit überzeugt, so ist der Mann, der den Auftrag zur Arbeit erhält, wer er auch sei, er ist verloren." „Man bringe mein Pferd!" rief der Kaiser. Er war entrüstet, als er die elende Arbeit sah, stieg in den Canal hinab, legte sich auf den Boden und bewies Pissarew durch den Augenschein, daß das Ufer überall einfalle, der

Boden nicht durchweg gleich tief sei. „Grigori," sagte er zu Pissarew, „es giebt zweierlei Arten Fehler, die erste aus Dummheit, die zweite und schlimmste, wo man nicht sehen will! Warum sind keine Dämme da, warum sind die Ufer nicht befestigt? Warum so viele Krümmungen?" „Der Hügel wegen," erwiderte der zitternde Pissarew. Nun erhob sich der Kaiser, sah sich auf der einförmigen Fläche um und sagte: „Wo sind denn Hügel? Wahrlich, Du bist ein vollkommener Taugenichts."

Der Canal ward nach Münnichs Plan gebaut. Schon im folgenden Jahre konnte das Wasser in die erste Strecke gelassen werden. Peter half selbst den Damm durchstechen, dann sprang er in ein Boot und fuhr den neuen Canal entlang. Als er drei Monate vor seinem Tode nach Petersburg kam und die Kaiserin sich nach seiner schon wankenden Gesundheit erkundigte, war seine Antwort: „Die Arbeiten meines Münnich haben mich gesund gemacht. Ich denke es noch zu erleben, daß ich mich in Petersburg in ein Boot setze und in Moskau ans Land steige." Zu Boot fahren ging Peter eben über Alles. Am folgenden Tage nahm er Münnich in den Senat mit, stellte ihn den Senatoren vor und sagte: „Ich habe den Mann gefunden, der den Ladogacanal vollenden und bald vollenden wird. Noch nie habe ich einen Ausländer in meinen Diensten gehabt, der, wie er, große Werke anzugeben und auszuführen versteht. Ihr sollt thun, was er verlangt." Als der Kaiser den Senat verlassen hatte, wandte sich der Generalprocureur Jagushinski an Münnich mit den Worten: „Herr General, wir erwarten Ihre Befehle." Münnich verlangte und erhielt 25,000 Arbeiter (bis dahin hatte er 16,000 gehabt). Peter versprach ihm, er werde des Feldzeugmeisters Bruce Nachfolger werden und alle Bauten der Krone sollten unter seiner Aufsicht stehen. Die Vollendung des Canals erlebte Peter nicht. Unter Katharina I. legte Menschikow dem Canalbau vielfache Hindernisse in den Weg. Aber die Sache nahm trotzdem ihren Fortgang, sie war eben schon zu weit vorgeschritten. Münnich, der begriff, daß er der neuen Regierung gegenüber seine Stellung sichern müsse, stellte jetzt neue Forderungen und schlug eine Capitulation auf 10 Jahre vor. Er verlangte den noch von Peter versprochenen Rang, ein Haus in Petersburg, eins in Ladoga, ein Gut am Canal, eine Insel bei Schlüsselburg. Im Falle eines Krieges mit England oder Dänemark sollte die Regierung seine Güter in Oldenburg garantiren. Nach 10 Jahren sollte es ihm freistehen, Rußland zu verlassen, er sollte berechtigt sein, seine Kinder im Auslande erziehen zu lassen. Die Capitulation wurde erst von Peter II. bestätigt, doch erhielt er nicht die Würde des Generalfeldzeugmeisters. Dagegen wurde er zum Generalgouverneur von Ingermanland und Commandirenden der Truppen daselbst ernannt, eine Stellung, die ihm großen Einfluß verschaffte. Zur Krönung

des Kaisers wurde er in den Grafenstand erhoben. Im Jahre 1728 wurde die Schifffahrt auf dem Ladogacanal eröffnet, und 1732 war er vollendet. Münnich organisirte das Ingenieur- und Sappeurwesen und errichtete die erste Ingenieurschule. 1729 wurde er zum Chef der Artillerie ernannt.

1727 war seine erste Gemahlin gestorben. 1728 heirathete er in zweiter Ehe die Wittwe des Oberhofmarschalls Saltykow, eine geborene Baronesse Maltzahn — auch seine zweite Frau war ihm eine treue Gattin in Glück und Unglück.

Damals bemühte die Prinzessin Elisabeth sich um seine Protection; es scheint, er war nicht sehr entgegenkommend, obwohl seine Töchter ihre Hoffräulein waren. Während in Moskau der Versuch gemacht wurde, die souveräne Gewalt zu beschränken, war er in Petersburg als Generalgouverneur wohl die erste Person, hielt sich aber fern von der Politik, er erbaute damals mehrere Brücken über die Moika.

Nachdem die Kaiserin Anna die unbeschränkte Gewalt wiederhergestellt hatte, wurde er durch Ostermann der Kaiserin vorgestellt, er gefiel ihr und ihrem Günstlinge Biron und erwarb sich bald Vertrauen. Die Kaiserin ernannte ihn zum Generalfeldzeugmeister und bald darauf zum Präsidenten des Kriegscollegiums. Ostermann, der es liebte, seine Pläne durch Andere vorbringen zu lassen, veranlaßte ihn, der Kaiserin die Bildung eines Cabinets zur Führung der Reichsgeschäfte vorzuschlagen. Von der Kaiserin um seinen Rath befragt, nannte Münnich als Glieder die Grafen Ostermann und Golowkin und den Fürsten Czerkaski, die Kaiserin fügte als vierten seinen Namen hinzu. Er wurde zum Feldmarschall ernannt.

Jetzt begann seine großartige Thätigkeit im Kriegswesen. Die Armee wurde reorganisirt und wieder zu der Tüchtigkeit gebracht, die sie unter Peter d. Gr. gehabt hatte. Eine Reihe neuer Regimenter wurde errichtet. Das erste Cadettencorps, eine Erziehungsanstalt, die in der Geschichte der russischen Bildung Bedeutung erlangt hat, und die Cantonistenschulen wurden gegründet. Durch diese Fürsorge für die Bildung des Militärs hat Münnich sich ein unvergeßliches Verdienst erworben. Er war streng gerecht ohne Ansehen der Person, daher setzte er es durch, daß die durch Peter den fremden Offizieren bewilligte doppelte Gage auch den russischen Offizieren gezahlt wurde.

Das große Vertrauen, welches die Tüchtigkeit und das kluge, feste und offene Wesen des Feldmarschalls der Kaiserin einflößten, veranlaßte Ostermann gegen ihn zu intriguiren. Der Kanzler Graf Golowkin und der Oberstallmeister Graf Löwenwolde, denen die Ueberlegenheit Münnichs unbequem war, schlossen sich ihm an. Alle drei verstanden es, Biron, der ihn hochschätzte und oft um Rath anging, gegen ihn einzunehmen. Münnich hatte damals, um die freundschaftlichen Beziehungen zu Biron enger zu

knüpfen und für immer zu befestigen, seinen Sohn, der in Paris bei der Gesandtschaft diente und nach der Versetzung des Gesandten Grafen Golowkin an den Haag als Chargé d'affaires fungirte, eilig nach Petersburg kommen lassen und um die Schwägerin Birons, ein Fräulein Trotta von Treiden, freien lassen. Allein der Antrag wurde abgelehnt, vielmehr wurde der Generalgouverneur von Livland, Graf Bismark, Birons Schwager[1]. Man benutzte die Ankunft der Nichte der Kaiserin, der Prinzessin Anna, um Münnich aus dem Palais in rücksichtsloser Weise zu verdrängen, zu reizen und zu unzufriedenen Aeußerungen zu veranlassen. Er blieb kaltblütig. Man entfernte ihn vom Hofe, indem man ihn nach Polen sandte, wo es galt, den Gegner Augusts II., den von Frankreich unterstützten Stanislaus Leszczynski, aus Danzig zu vertreiben. Münnich führte die Belagerung Danzigs energisch durch, erzwang die Capitulation und kehrte im Triumph nach Petersburg zurück. Seine Gegenwart machte sofort alle ausgestreuten Verleumdungen wirkungslos. Er genoß das Vertrauen der Kaiserin, um so mehr als man einem schweren Kriege entgegentrieb.

Die Niederlage Peters d. Gr. am Pruth, wo er hatte um Frieden bitten, Asow abtreten und versprechen müssen, sich nie in die polnischen Angelegenheiten zu mischen, war noch ungerächt. Es gab eine Partei am Hofe, die zum Kriege drängte. Ostermann und Münnich riethen ab, man dürfe die Macht der Türkei nicht zu gering anschlagen, und setzten es durch, daß zunächst nur der Chan der Krim, ein Vasall der Pforte, für die beständigen Grenzverletzungen gezüchtigt werden sollte. Münnich sollte die Ruhe in Polen wiederherstellen. Ein Corps von 28,000 Mann unter dem General Leontjew sollte in die Krim einfallen, doch verlor es durch Krankheit und Mangel den dritten Theil der Soldaten und mußte umkehren, ehe es die Krim erreicht hatte. Nun wurde Münnich an die Spitze gestellt. Im März 1736 begann Feldmarschall Lacy auf seinen Befehl die Belagerung Asows. Im Mai brach Münnich mit 54,000 Mann und 12,000 Kosaken gegen die Krim auf. Die für uneinnehmbar erachteten Linien von Perekop wurden erstürmt: hier stieß man auf türkische Truppen. Unaufhaltsam brach Münnich in die Krim ein. Die Proviantcolonne führte der General Fürst Trubezkoi mit so unverantwortlicher Langsamkeit, daß das Heer erst im Juli auf sie stieß, als es bereits auf dem Rückwege war. Unaufhaltsam und ohne Rücksicht auf den Mangel an Proviant und Fourage war Münnich vorgedrungen, hatte Baktschissarai, die Residenz der Chane, eingeäschert — wobei eine große, von Jesuiten angelegte Bibliothek verbrannte — aber Kaffa wegen völliger Erschöpfung nicht erreichen können. Das Land hatten die Tataren selbst verheert. Der Verlust durch Krankheiten und Entbehrungen

[1] Bei Birons Sturz wurde auch Graf Bismark verhaftet und verschickt.

war ungeheuer: die Armee war auf die Hälfte reducirt, in Gefechten waren kaum 2000 Mann umgekommen. Eine gegen Münnich eingereichte Denunciation wurde von Biron ihm übersandt, doch hatte der Verlust der halben Armee bei Hofe einen bösen Eindruck gemacht. Man sprach von einem Kriegsgericht. Münnich verstand bei seinem Erscheinen in Petersburg durch sein sicheres Auftreten Alles zu beseitigen.

Im Jahre 1737 sollte der Krieg im Bunde mit Oesterreich direct gegen die Türkei geführt werden. Von österreichischer Seite verlangte man ein russisches Hilfscorps nach Ungarn, Münnich hintertrieb das aber. Im Mai brach er mit 70,000 Mann auf, eroberte nach kurzer Belagerung Otschakow: der Seraskier mit der ganzen Besatzung ward gefangen, doch waren das nur 3000 Mann, 1700 waren gefallen und niedergemacht, bevor die Capitulation bekannt wurde. Der Feldzug von 1738 war resultatlos in Folge der Pest.

1739 zog Münnich gegen Chotin. Die Türken in einer scheinbar unangreifbaren Stellung hatten, um ihn in eine Falle zu locken, mehrere Engpässe unbesetzt gelassen. Durch die zog Münnich direct auf den Feind. In seinem Rücken wurden die Pässe von den Tataren besetzt. Die Türken glaubten ihn schon gefangen. Doch durch die kühne Ueberschreitung eines unergründlichen Sumpfes auf Faschinen und den energischen Sturm gegen eine steile Anhöhe wurden sie geworfen und aufs Haupt geschlagen. Ein panischer Schrecken ergriff die ganze Armee, die Flucht hörte erst hinter der Donau auf. Chotin capitulirte, ohne einen Schuß zu thun. Es war der Geburtstag der Kaiserin, als Münnich Peters Niederlage rächte. Er besetzte die Moldau, war in Jassy feierlich von der Geistlichkeit und den Bojaren empfangen worden, Bender sollte genommen und dann über die Donau gegangen werden. Schon träumte er von der Eroberung Konstantinopels, der Vertreibung der Türken aus Europa und meinte, wie Biron Herzog von Kurland, Hospodar der Moldau zu werden — da traf ihn die Nachricht, Oesterreich — wo der ganze Feldzug unglücklich verlaufen war — habe Frieden geschlossen. Karl VI. hatte den Ausspruch gethan: „Hätte ich einen Feldherrn wie Münnich gehabt, niemals hätte ich einen so schmählichen Frieden geschlossen." Münnich war empört und entschlossen, den Krieg allein fortzusetzen. Am Hofe war man anderer Ansicht und schloß so eilfertig Frieden, daß Münnich, der eine von der Kaiserin unterzeichnete Vollmacht, Frieden zu schließen, besaß, gar nicht einmal gefragt wurde. Nie hätte er in die Herausgabe aller Eroberungen, sogar Asows, gewilligt! Die Verhandlungen wurden dem im türkischen Lager vor Belgrad befindlichen französischen Gesandten bei der Türkei übertragen, der ausschließlich das Interesse der Türkei wahrnahm.

In Petersburg wurde der nachtheilige Friede großartig gefeiert und ungeheure Belohnungen vertheilt. Münnich erhielt eine lebenslängliche Pension von 5000 Rbl. Unzufrieden war allein er — weil er der Einzige war, der seinen Ehrgeiz darin setzte, das wahre Interesse Rußlands zu vertreten. Wie er gegen den leichtsinnigen Krieg gesprochen hatte, so war er gegen den leichtsinnigen Frieden.

Mit verdoppeltem Eifer warf er sich nun auf die Arbeiten zur Organisation der Armee und des gesammten Kriegswesens, damit Rußland für einen zukünftigen Krieg gerüstet sei. Durch das Vertrauen der Kaiserin gehoben, konnte er mit Aussicht auf vollen Erfolg wirken; doch sollte seine Thätigkeit nicht von langer Dauer sein: ein böses Geschick riß ihn vom Schauplatz seiner Thaten hinweg in zwanzigjährige Unthätigkeit und beraubte Rußland seines fähigsten Organisators, der im Stande gewesen wäre, Peters Werk fortzusetzen.

Im October 1740 erkrankte die Kaiserin. Zum Thronfolger war der im August dieses Jahres geborene Sohn der Prinzessin Anna und des Herzogs von Braunschweig Joan Antonowitsch ausersehen, aber weder war die Thronfolge geregelt, noch an eine Regentschaft gedacht worden. Der Kaiserin machte die hilflose Lage ihres Erben schwere Sorge, da sie ihre Nichte und deren Gemahl, bei dem leichtsinnigen und unselbständigen Charakter Beider, zur Regentschaft nicht geeignet hielt. Sie befürchtete, daß der Vater der Prinzessin, der Herzog von Mecklenburg, oder der wiener Hof einen zu großen Einfluß auf die Leitung der russischen Angelegenheiten erlangen könnten. Bald nach ihrer Erkrankung beauftragte sie Biron, Ostermann fragen zu lassen, was zu thun sei. Ostermann, der diesmal wirklich und nicht blos, wie gewöhnlich in entscheidenden Augenblicken, aus Politik krank war, ließ sagen, man müsse den Prinzen Joan zum Thronfolger proclamiren und etwa einen Regentschaftsrath einsetzen, er werde das Manifest über die Thronfolge sofort abfassen, um es der Kaiserin vorzulegen. Gegen die Einsetzung eines Regentschaftscollegiums trat Biron entschieden auf. Als er Ostermanns Antwort erfuhr, wandte er sich an Münnich mit den Worten: „Haben Sie gehört, Herr Marschall, man will hier eine polnische Wirthschaft einführen!" „Ich habe nichts davon gehört," erwiderte der gewandte Münnich. „Das ist ein Unsinn," fuhr jener fort, „steht im Widerspruch zum Charakter des russischen Volkes: Einer muß an der Spitze stehen, sonst giebt es nimmer Ordnung." Als die Cabinetminister außer Ostermann versammelt waren, bezeichnete der Großkanzler Fürst Czerkaski den Herzog von Kurland als den unter den obwaltenden Umständen einzig geeigneten Regenten. Bestushew, der noch von Mitau her stets in freundschaftlichen Beziehungen zu Biron gestanden hatte, äußerte sich in demselben Sinne und setzte hinzu:

eine Regentschaft der Prinzessin oder des Herzogs von Braunschweig wäre ein Unglück, ihnen gingen die nöthigen Eigenschaften ab, und sie würden das Reich fremden Einflüssen ausliefern; der Herzog von Kurland dagegen sei schon seit Langem mit allen Geschäften vertraut und kenne sie. In demselben Sinne äußerte sich der Oberhofmarschall Graf Loewenwolde. Nun stimmte auch Münnich zu, der bis dahin geschwiegen hatte. Sein Sohn bemerkt, sein Vater habe sich in der schlimmsten Lage befunden, in die ein Ehrenmann gerathen könne. Die Kaiserin habe von Allen stets unbedingte Unterwürfigkeit gegen ihren Günstling verlangt und nie ein gegen ihn gesprochenes Wort verziehen. Wenn die Kaiserin gesund geworden wäre, so wäre Jeder, der gegen Biron gesprochen hätte, ein verlorener Mann gewesen. Er glaubt damit bewiesen zu haben, daß sein Vater hier nicht anders, als gegen seine bessere Ueberzeugung habe handeln können — was nicht ohne Weiteres zugegeben werden kann. Keiner der von Biron verfolgten und gestürzten Männer hatte eine so tadellose Vergangenheit, einen so festen Charakter wie Münnich und stand in so hoher Achtung bei der Kaiserin wie er. Er hätte immerhin einen Widerspruch erheben können, ohne jene Folgen fürchten zu müssen. Da die Kaiserin aus Liebe zu Biron ihn vor der gefährlichen Stellung eines Regenten bewahren wollte, hätte Münnichs Widerspruch wohl den Ausschlag gegeben und Birons Ernennung verhindern können.

Biron, der jene einmüthigen, nach einander abgegebenen Erklärungen angehört hatte, weigerte sich, die Regentschaft anzunehmen. Nun erklärte Münnich: im Interesse des Reiches müsse er dieses Amt übernehmen, der allgemeine Nutzen verlange das und er, Münnich, werde stets sein treuester Diener sein. Biron schlug dagegen vor, es sollten sämmtliche vornehmen Würdenträger berufen und die Frage von ihnen berathen werden. Bestushew übernahm es, eine solche gemeinsame Berathung zu veranlassen, und Münnich machte verschiedene einflußreiche Personen dem Plane geneigt. Nunmehr erklärte auch Ostermann, den Münnich von der Sachlage unterrichtet hatte, Birons Regentschaft für die beste Lösung und fügte hinzu, wenn der Herzog fortfahre sich zu weigern, müsse man die Kaiserin bitten, ihn zur Annahme willig zu machen. Er übernahm es, der Kaiserin die Sache vorzutragen. Bei seiner Audienz, zu der er in Folge des Podagra in das Zimmer der Kaiserin getragen werden mußte, waren Biron und Czerkaski zugegen. Ostermann legte das Manifest über die Thronfolge und das Testament über die Regentschaft vor. Das Manifest unterzeichnete die Kaiserin sofort. Als sie das Testament gelesen hatte, soll die Kaiserin zu Biron gesagt haben: „Ist das für Dich nöthig?“ und legte das Papier, weil sie die Sache überlegen wolle, unter ihr Kissen. Mehrere Tage vergingen in Ungewißheit.

Unterdessen hatten Bestushew und Czerkaski die von Biron beantragte gemeinsame Berathung in der Weise abgehalten, daß sie ein an die Kaiserin gerichtetes Gesuch um Ernennung des Herzogs von Kurland zum Regenten von 190 der vornehmsten Würdenträger zu zwei und drei unterzeichnen ließen. Münnich unterzeichnete das Gesuch als einer der Ersten und sagte dem Herzog, als er ihn bald darauf traf: „Stets werde ich Ihnen zur Seite stehen und als ehrlicher Mann Sie unterstützen." Biron blieb den Verhandlungen fern; als er aber bemerkte, daß so viele Würdenträger in den Berathungssaal der Minister gebeten wurden, fragte er ausdrücklich, ob man einem Jeden auch volle Freiheit lasse, seine Meinung zu sagen und nach seiner Ueberzeugung zu handeln, worauf Bestushew mit „ja" antwortete. Biron, der viel mit der Kaiserin allein war, behauptet, er habe die Kaiserin dringend gebeten, ihn nicht zum Regenten zu ernennen, aber jenes Gesuch der vornehmsten Würdenträger mit Münnichs Namen an der Spitze habe den Ausschlag gegeben. An einem der Tage vor der Entscheidung soll die Kaiserin zu Biron gesagt haben: „Du dauerst mich, Du wirst ohne mich kein Glück haben." Als ihr Zustand sich verschlimmerte, unterzeichnete sie das Testament in Birons und Ostermanns Gegenwart. Nach der Unterzeichnung ließ sie das Testament in ihrem Juwelenschrein verschließen. Am 17. October nahm sie Morgens von den Prinzessinnen Anna und Elisabeth Abschied. Als später das Zimmer für die Anwesenden geöffnet wurde, erkannte sie Münnich und sagte: „Lebe wohl, Feldmarschall!" Die Uebrigen erkannte sie nicht mehr. „Lebt Alle wohl!" waren ihre letzten Worte — unter den Sterbegebeten verschied sie.

An ihrem Todtenbette wurde ihr Testament verlesen. Biron forderte die Prinzessin Anna und ihren Gemahl auf, näher heranzutreten, um den letzten Willen der Kaiserin zu vernehmen. Beide hörten die Verlesung schweigend an und zogen sich in ihre Gemächer zurück. Joan Antonowitsch war Kaiser und Biron Regent und scheinbar auf der Höhe seiner Macht. Wonach er gestrebt, das hatte er erreicht. Es fragte sich nur, wie sicher seine Stellung sei.

Hatten auch die vornehmsten Würdenträger sich für ihn ausgesprochen, so war er doch schon als Fremder unpopulär und bei seinem herrischen und hochfahrenden Wesen, bei seinem Mißtrauen und Spionirsystem hatte er es nicht verstanden, sich Freunde zu erwerben. Sehr bald zeigte sich die Unzufriedenheit in Verschwörungen und Zettelungen; man äußerte: wozu ein Regent, wo die Eltern des Kaisers am Leben? Der Herzog von Braunschweig hörte solche Reden mit Vergnügen und bemerkte: ob wohl das Testament echt sei? Vom Regenten zur Rede gestellt, suchte er anfangs zu leugnen, dann entschuldigte er sich. Biron berief eine Versammlung aller

Würdenträger von Generalsrang — hier bekam der Herzog von Braunschweig bittere Dinge zu hören — schließlich mußte er seine Aemter und Chargen niederlegen. Obwohl die Prinzessin durch Liebenswürdigkeit den Regenten zu beschwichtigen suchte, zeigte er sich von Tag zu Tag rücksichtsloser.

Im Volke und bei den Soldaten hatte die Prinzessin Elisabeth als einzige überlebende Tochter Peters d. Gr. große Sympathien. Während der Regierung der Kaiserin Anna hatte sie sich still verhalten. Jetzt wurde sie thätig — sie zeigte überall das Portrait ihres Neffen, eines Großsohnes Peters d. Gr., ihre Kammerjunker sah man viel in der französischen Botschaft. Münnich hatte dem jungen Kaiser Treue gelobt und war entschlossen, sie zu halten. Er hielt es für seine Pflicht, die Prinzessin scharf überwachen zu lassen, und theilte die ermittelten Thatsachen dem Regenten mit, indem er ihn auf die Gefahr aufmerksam machte. Biron antwortete: „Niemand ist es verboten, die Portraits seiner Verwandten zu zeigen. Die Prinzessin wird nichts unternehmen — ihr Charakter ist nicht danach, und Herr Marschall, das wissen Sie so gut wie ich, wenn sie etwas unternehmen wollte, so braucht sie sich nicht an eine fremde Botschaft zu wenden — hoch und niedrig würden ihr zujauchzen." Ernst erwiderte der Feldmarschall: „Was das Volk denkt, weiß ich nicht, das Heer wird seinem Kaiser treu bleiben!" Worauf Biron: „Nicht auf Ihr eigenes Regiment können Sie sich verlassen." Nach Biron hat Münnich damals vorgeschlagen, der Regent solle die Prinzessin Elisabeth in ein Kloster schicken, wenn auch nur auf einige Zeit. Biron wies diesen Vorschlag entschieden zurück. Daß dieser Vorschlag damals wirklich gemacht worden sei, ist sehr wahrscheinlich. Daraus findet denn auch die Erbitterung der Kaiserin Elisabeth gegen Münnich ihre Erklärung.

Jetzt war es Münnich klar: Biron suchte sich für den Fall einer Umwälzung zu sichern und sei bereit, um sich zu erhalten, eventuell sein Mündel zu opfern. Auch Münnich hat wohl die Machtfrage und die Sicherheit seiner Stellung erwogen, und sein unbezähmbarer Ehrgeiz sagte ihm, er selbst könne der Leiter des Reiches sein. So brach er innerlich mit dem Regenten.

Am 8. November besuchte Münnich die Prinzessin Anna. Sie kam ihm mit Thränen in den Augen entgegen: „Ich kann die beständigen Kränkungen nicht länger ertragen. Ich will fort von hier mit meinem Manne und meinem Sohne."

„Ja, Sie haben nichts Gutes vom Regenten zu erwarten. Aber verlassen Sie sich auf mich, ich werde Sie schützen."

„Herr Marschall — schaffen Sie mir nur die Erlaubniß, mit meinem Kinde das Reich verlassen zu dürfen." Ein solcher Schritt wäre einer Abdankung gleich gekommen, zugleich hätte Münnich jede Selbständigkeit eingebüßt. Das

trieb ihn zum sofortigen Handeln. Er suchte die Prinzessin zu beruhigen und versicherte, er werde sie vom Regenten befreien und sie zur Regentin machen.

Am selben Tage speiste er mit seiner ganzen Familie und den Mengden beim Regenten, mit dem er überhaupt in naher Verbindung stand. Der Herzog war trübe und nachdenklich gestimmt. Nach dem Diner fuhr Münnich fort, bestellte seinen Adjutanten zu 2 Uhr Nachts, benachrichtete die Prinzessin, sie möge sich in der Nacht bereit halten, und fuhr, wie er versprochen, zum Souper wieder zum Regenten. Dessen Nachdenklichkeit und Unruhe machten ihn stutzen, besonders aber die Frage, die jener an ihn richtete: „Haben Sie, Herr Marschall, in Ihren Feldzügen je des Nachts etwas Wichtiges unternommen?" Münnich überwand seine Betroffenheit und erwiderte: „Ich besinne mich nicht gleich — aber mein Grundsatz ist, keine gute Gelegenheit unbenutzt zu lassen." Um 11 Uhr trennte man sich. Um 2 Uhr Nachts fuhr Münnich mit seinem Adjutanten Obristlieutenant Manstein ins Winterpalais, ließ durch die Baronesse Juliane Mengden die Prinzessin wecken. Als sie erschien, wurden die wachthabenden Offiziere vom Regiment Preobraschensk gerufen; die Prinzessin sagte ihnen: sie könne die Kränkungen des Herzogs nicht länger ertragen und fordere sie auf, den Regenten zu verhaften. Die Offiziere erklärten sich bereit, dem Feldmarschall, ihrem Obristlieutenant, zu folgen. Das Regiment Preobraschensk hatte auch beim Herzog die Wachen. Die Offiziere der dortigen Wachen erklärten sich gleichfalls bereit, bei der Verhaftung thätig zu sein. Münnich übertrug Manstein die Verhaftung mit der Weisung, im Falle des Widerstandes den Herzog niederzustoßen. Manstein ging durch die Wachen und aufs Gerathewohl zum Schlafzimmer; die Diener ließen ihn passiren, weil sie glaubten, er komme auf Befehl des Regenten. Die Schlafzimmerthür war verschlossen, aber der Riegel nicht eingeschoben; er sprengte die Thür. Der Herzog und die Herzogin lagen im tiefsten Schlafe. Er weckte den Herzog und hielt ihn so lange fest, bis auf sein und des Herzogs Geschrei die Wachen kamen, die den Herzog knebelten; in einen Soldatenmantel gewickelt, wurde er in Münnichs Kutsche ins Palais gebracht. Manstein eilte, des Herzogs Bruder Gustav Biron zu verhaften, was gefährlicher war, da derselbe bei seinem, dem Ismailowschen Regimente beliebt war — aber doch gelang.

Die Prinzessin erließ ein Manifest, in dem sie sich zur Regentin erklärte und sich den Titel Großfürstin beilegte. Münnich, der sie zur Regentin erhoben hatte, schien auf dem Gipfel seiner Macht angelangt. Er war sich bewußt, im Interesse der Sache und in Erfüllung seiner Pflicht gehandelt zu haben. Er fühlte in sich die Kraft, die Interessen des Reiches würdig zu vertreten. In den Menschen um sich sah er Leute, die vor Allem ihr persönliches Interesse im Auge hatten und eventuell bereit waren, Alles

demselben aufzuopfern. Die Situation, die er geschaffen hatte, sollten Andere nicht ausbeuten, darum wollte er der eigentliche Regent sein. Sein Ehrgeiz begnügte sich nicht mit maßgebendem Einfluß, er wollte auch die äußere Stellung haben — und daran scheiterte er. Zunächst schuf er sich durch seinen Ehrgeiz überall Feinde.

Die Stellung eines Generalissimus der russischen Armee, die er beanspruchte, verlieh die Prinzessin ihrem Gemahl. Im Ukase, den Münnich ausfertigte, war gesagt, daß Münnich, obgleich er wegen seiner großen, dem Reiche geleisteten Dienste auf diese Stelle wohl hätte Anspruch machen können, zu Gunsten des Vaters des Kaisers darauf Verzicht geleistet habe. Daß er diese Worte, die den Herzog von Braunschweig auf das Tiefste verletzen mußten, veröffentlichen ließ, zeigt die Unbezähmbarkeit seines Ehrgeizes. Obwohl Untergebener des Herzogs, blieb Münnich Chef des Heerwesens und ließ es den Herzog fühlen, indem er Wichtiges selbst entschied und Kleinigkeiten ihm zur Entscheidung übersandte, ja in der ersten Zeit ihm nur Privatbriefe und keine officiellen Unterlegungen schrieb, bis es ihm von der Regentin vorgeschrieben wurde.

Münnich ließ sich zum Premierminister ernennen und Ostermann zum Generaladmiral, den Fürsten Czerkaski zum Großkanzler, beanspruchte aber kraft seines Amtes die oberste Leitung sowohl der äußeren, als der inneren Angelegenheiten. Hierdurch machte er den schon ohnehin eifersüchtigen Ostermann, der bisher allein die diplomatischen Angelegenheiten geleitet hatte, zum unversöhnlichen Feinde und brachte ihn in eine Lage, aus der jener nur durch Münnichs Sturz sich befreien konnte. Ostermann brachte den Großkanzler Fürsten Czerkaski gegen Münnich auf, nährte die verletzte Eitelkeit des Herzogs von Braunschweig und setzte es durch, daß sowohl er wie der Großkanzler die äußeren und inneren Angelegenheiten unabhängig vom Premierminister verwalteten. Die Prinzessin, ihrer Stellung durchaus nicht gewachsen, war von Natur arbeitsscheu, kleinlich, hatte keinen Sinn für Staatsgeschäfte, um so weniger war sie im Stande, dieselben groß aufzufassen. Münnich, der als Premiermeister ihr die Sachen vorzulegen hatte, wurde ihr besonders unbequem. Dazu kam noch Mißtrauen. Biron, der in Schlüsselburg vor einer Commission sich zu verantworten hatte, hatte ausgesagt: er habe sich gegen die Uebernahme der Regentschaft gesträubt, und nur Münnichs dringende Vorstellungen hätten ihn vermocht, seinen Entschluß zu ändern. Nie habe er erwarten können, daß der ihn stürzen würde, den er für seinen Freund hielt. Er gab zu verstehen, daß Münnich im Stande sei, auch Andere zu stürzen.

Münnich in seiner damaligen Stellung hätte wohl vermocht durchzusetzen, daß man in Rußland mit dem bisherigen Gebrauch, gestürzte

Minister nach Sibirien zu verbannen, brach und den Herzog in sein Herzogthum ziehen ließ — aber rücksichtslos dachte er nur daran, die gefallene Größe für immer unschädlich zu machen und entwarf selbst den Plan zu Birons Gefängniß in Pelym, ohne zu ahnen, wie bald das von ihm gegebene schlimme Beispiel Nachahmung finden und wie bald er selbst nach Pelym wandern sollte!

Als Biron gestürzt und seine Güter eingezogen wurden, zog Friedrich II. die Grafschaft Wartenberg ein, die Biron mit eigenem Gelde gekauft hatte, und verlieh sie Münnich und der — nahm sie an! Die Nemesis folgte auf dem Fuße.

Die Entscheidung brachten die Complicationen der großen Politik. Seitdem Oesterreich im Türkenkriege Rußland so schnöde im Stich gelassen hatte, erkalteten die Beziehungen zwischen beiden Staaten. Der österreichische Botschafter Marquis Botta war abberufen worden und hatte keinen Nachfolger erhalten. Doch galten Rußland und Oesterreich formell noch als Verbündete. Preußen stand, seit Friedrich Wilhelm I. durch den Abschluß eines Bündnisses mit Peter d. Gr. im Jahre 1720 die große Coalition Oesterreichs, Englands, Frankreichs, Polens und Dänemarks gegen Rußland gehindert hatte, gleichfalls im Bunde mit Rußland — im Falle eines Krieges sollte ein Hilfscorps von 6000 Mann gestellt werden. Carl VI. war gestorben (20. October 1740). Nach Birons Sturz sandte Friedrich d. Gr. den Major Winterfeld — der Münnich verschwägert war — als außerordentlichen Gesandten nach Petersburg und erlangte es, daß bei Erneuerung des Vertrages 16. Dec. 1740 das zu stellende Hilfscorps auf 12,000 Mann normirt wurde. Dann rückte er in Schlesien ein. Gleich darauf erkrankte Münnich so heftig, daß man von Vergiftung sprach; seine Krankheit dauerte über einen Monat. Unterdeß waren der österreichische Gesandte Marquis de Botta und als kursächsischer der Graf Lynar in Petersburg eingetroffen.

Was damals beim Ausschluß der Prinzessin und ihres Gemahls von der Regentschaft geltend gemacht worden war, der Herzog von Braunschweig würde völlig unter dem Einflusse der wiener Hofburg stehen, geschah jetzt. Botta, dem der schöne Graf Lynar, in den die Prinzessin schon früher einmal verliebt war und der damals Petersburg hatte verlassen müssen, secundirte, verstand es, die Prinzessin ganz auf Oesterreichs Seite zu bringen, und malte der Prinzessin Alles in rosigem Lichte. Ostermann und die übrigen Cabinetminister stimmten zu aus Antagonismus gegen Münnich. Mit Oesterreich wurde ein Vertrag geschlossen, in dem Oesterreich ein Hilfscorps versprochen wurde. Als Münnich wiederhergestellt vom Abschlusse des Vertrages erfuhr, erklärte er: „Ich verabscheue einen Vertrag, der die Unterdrückung

einer Macht bezweckt, die Rußlands und Peters d. Gr. getreuester Bundesgenosse gewesen ist. Oesterreich dagegen hat uns im letzten Türkenkriege verlassen." Durch geringe Opfer könne Maria Theresia den König von Preußen in einen Freund verwandeln. Rußland bedürfe des Friedens, um im Inneren Ordnung herzustellen. Es sei unverantwortlich, jetzt, wo ein Krieg mit Schweden drohe und eben ein Bündniß mit Preußen unterzeichnet sei, einen Krieg in Deutschland anzufangen.

Er hatte Recht: Rußland hatte kein Interesse am österreichischen Bündnisse. Wie er damals allein ein Gegner des Rußland ungünstigen Friedens gewesen war, so war er es allein, der im wahren Interesse Rußlands gegen dieses Bündniß sprach. Allein Ostermann hatte ihn aus eigensüchtigen Motiven verlassen, und die verblendete Regentin wollte von nichts hören und ließ ihn wiederholt fühlen, er sei ihr unangenehm. Münnich reichte seinen Abschied ein, erwartete aber wohl nicht, daß er angenommen würde, denn auf die Bemerkung der Prinzessin, warum er den Dienst verlassen wolle, sein Rath könne ihr ja doch nützlich sein — drang er sofort in sie, jenes Bündniß nicht abzuschließen, was kalt abgewiesen wurde. Er erhielt seinen Abschied. Doch zitterte die Regentin vor ihm. So lange Münnich in Petersburg war, ließ sie die Wachen verdoppeln und wechselte ihr Schlafzimmer täglich. Sie war so verblendet, nicht zu begreifen, daß ihr von ganz anderer Seite Gefahr drohte und daß nur Münnichs Energie und Wachsamkeit sie vor dieser hätte schützen können.

Man verlieh Münnich eine Pension von 15,000 Rbl. Er ging auf sein Gut und beabsichtigte nach Preußen überzusiedeln, wo Friedrich d. Gr. ihn mit offenen Armen empfangen hätte, doch schob er die Abreise auf von Monat zu Monat, bis es zu spät war und er in den Sturz des braunschweigischen Hauses verwickelt wurde.

Biron hatte die Stimmung in Rußland richtig beurtheilt, als er sagte: die Prinzessin Elisabeth habe es in der Hand, jeden Augenblick eine Umwälzung zu bewirken: der Tochter Peters d. Gr. würden Alle zufallen. Es kam nur auf den Entschluß an. Auch darin hatte er Recht, daß die Prinzessin ihrem Charakter nach von selbst nicht zum Entschlusse gekommen wäre. Nun wurde aber das Bündniß mit Oesterreich, das gegen die Interessen des Reiches war, dem braunschweigischen Hause verhängnißvoll. Frankreich und Schweden lag Alles daran, Oesterreich und Rußland zu trennen. Daher beschaffte der französische Gesandte, der Marquis de la Chetardie, das nöthige Geld, und seine und des schwedischen Gesandten Intriguen drängten die Prinzessin zum Entschluß.

In der Nacht vom 24. auf den 25. November 1741 wurde die Regentin, ihr Mann und der unmündige Kaiser verhaftet und die Prinzessin

Elisabeth zur Kaiserin ausgerufen. Zugleich wurden Münnich, Ostermann und der Kammerpräsident von Mengden und Andere verhaftet.

Das Gericht, das über sie gehalten wurde, war, wie der russische Historiker Kostomarow sagt, ein himmelschreiendes Beispiel von Ungerechtigkeit. Schon Karamsin hat es ausgesprochen: Münnich und Ostermann seien nie größer gewesen, als da sie auf dem Schaffot standen. Münnich konnte man weniger Vorwürfe machen, als irgend wem. Sein Verbrechen bestand darin, daß er der Regierung, der er geschworen hatte, Treue hielt. Selbst wenn man die Machthaber treffen wollte — er gehörte gar nicht mehr zu ihnen.

Vorsitzender des Gerichts war der Fürst Trubezkoi, der zwei Mal durch seine Nachlässigkeit im Kriege der Armee großen Schaden zugefügt hatte. Münnich schloß seine Vertheidigung mit den Worten: „Vor dem Richterstuhle des Allerhöchsten wird meine Vertheidigung bessere Aufnahme finden, als vor Eurem. Nur eins werde ich mir nie verzeihen, daß ich Dich (sich an Trubezkoi wendend), der Du des Unterschleifs überführt warst, nicht habe aufhängen lassen." Die Kaiserin Elisabeth war hinter einem Schirme beim Verhör anwesend — sie befahl das Verhör abzubrechen und Münnich abzuführen. Das Urtheil lautete auf Tod, für Ostermann durch das Rad, für Münnich durch Viertheilung.

Am 18. Januar 1742 war auf Wassili-Ostrow vor dem Gebäude der 12 Collegien ein Schaffot errichtet. Aus der Festung kam der Zug der Verurtheilten, Ostermann, der in Folge geschwollener Füße nicht gehen konnte, auf einem Bauerschlitten, die übrigen zu Fuß. Nur Münnich ungebeugten Muthes im rothen Feldmarschallmantel: er hatte dem Tode oft genug ins Auge geschaut, er ging ihm furchtlos entgegen.

Ostermann mußte seiner kranken Füße wegen auf das Schaffot getragen werden. Es wurde ihm ein langes Urtheil verlesen, er war verurtheilt gerädert zu werden, aber die Kaiserin hatte ihn zur Enthauptung begnadigt; schon hatte er seinen Kopf auf den Block gelegt, der Henker knöpfte den Kragen seines Schlafrockes auf, ergriff das Beil, da verlas der Secretär: er sei zur Verschickung begnadigt. Münnich betrat noch festen Schrittes das Schaffot. Dann wurden Alle, Golowkin, Mengden, Löwenwolde, Timiräsew, Jakowlew, in die Festung zurückgebracht.

Münnichs Sohn war mit angeklagt worden; da man gegen ihn nichts einem Verbrechen Aehnliches ausdenken konnte, wurde er freigesprochen, aber aller seiner Würden beraubt und nach Wologda verbannt.

Die Güter der Verbannten wurden eingezogen. Ihre Gemahlinnen hatten die Wahl, sie zu begleiten, oder zurückzubleiben — alle wählten das erstere.

Fürst Schachowskoi, der die Verbannten abzufertigen hatte, sagt, nachdem er den auf seinem Schmerzenslager stöhnenden Ostermann und

dessen weinende Gemahlin abgefertigt hatte: „Als ich mich in das Gefängniß begab, wo der einstige Held und jetzt Allerunglücklichste sich befand, erwartete ich einen von Kummer und Verzweiflung niedergedrückten Mann zu finden, und sah die gebietende Gestalt, den kühnen Blick und die feste Haltung, die ich wiederholt im Pulverdampf der Schlacht bewundert hatte. Dieser Heldenmuth und diese Festigkeit im Unglück entzündeten in mir das Verlangen, ihm meine überflüssige Hochachtung zu beweisen; da es aber unpassend gewesen wäre und mich elend machen konnte, so unterdrückte ich meine Gefühle und waltete meines Amtes wie bei den Anderen. Nachdem ich ihm sein Schicksal eröffnet, erbat er sich als einzige Gnade, daß es seinem Hausprediger gestattet werde, ihn zu begleiten — was gewährt wurde. Seine Gemahlin erwartete ihn, ihren Schmerz kraftvoll unterdrückend, reisefertig und mit einem Korbe mit den nöthigsten Geräthen in der Hand.

Münnich war nach Pelym verbannt, an den Ort, wohin vor einigen Monaten Biron verschickt worden war, um sein Leben daselbst zu beschließen. Auf dem Wege begegneten sich die Beiden, da Biron zurückgerufen und ihm Jaroslaw zum Wohnsitz angewiesen war. Sie erkannten sich, zogen die Hüte und fuhren weiter aus einander. In Pelym, einer elenden Befestigung mit 60 Hütten, wohin alle Lebensmittel von weit her gebracht werden mußten, wartete Münnichs nicht nur Verbannung, sondern enge Gefängnißhaft. Das Haus, in dem er lebte, stand in der hölzernen Festung; den Hof, ein Quadrat von 70 Schritten, durfte er nicht verlassen, zu seinem Unterhalte wurde täglich 1 Rbl. für ihn, 1 Rbl. für seine Gemahlin und 1 Rbl. für sein Gesinde an den wachhabenden Offizier bezahlt. Dieser verwaltete die Kasse. Münnich legte sich im Hofe einige Beete an, die er selbst bestellte. Die Sämereien erhielt er von einem Gärtner in Petersburg, sie waren in Zeitungsblätter gepackt, so erhielt er ein- bis zweimal im Jahre einige Nachrichten von der Außenwelt. Sein Hausprediger Martens war ihm freiwillig in die Verbannung gefolgt. Zweimal täglich wurde eine Andachtsstunde gehalten, an der die deutschen Bedienten theilnahmen. Nach 7 Jahren starb sein treuer Freund, tief betrauert. Seitdem leitete Münnich selbst die Andachten. In dieser 20jährigen Gefangenschaft hielt er Einkehr in sich. Er gesteht, daß er viel zu sehr weltlicher Eitelkeit nachgestrebt und erst im Unglück Gott wahrhaft erkannt und in ihm Frieden und Ruhe gefunden habe. „Ich hatte mich von Christo entfernt und hörte auf seine Stimme nicht, aber er, der Barmherzige, hat mich aus dem Sündenschlafe erweckt. In Pelym habe ich gelernt, lieber mit Lazarus in Armuth, als mit den Reichen herrlich und in Freuden zu leben.“ Er verlor nie den Muth, aber die Unthätigkeit war ihm unerträglich und ließ ihn immer aufs Neue den vergeblichen Versuch machen, von der Kaiserin seine Begnadigung zu erlangen. „Ich will keine Ehren,

ich will nur die Möglichkeit, thätig und Rußland nützlich sein zu können mit dem, was ich verstehe." Er demüthigte sich vor Bestuschew, er bekannte, es sei Unrecht von ihm gewesen, daß er dessen Verurtheilung und Verbannung zugestimmt habe. Alles war vergebens. So rücksichtslos er gegen Biron verfahren war, eben so rücksichtslos verfuhr man gegen ihn. Nie hätte Bestuschew, der damals gerade erfolgreich damit beschäftigt war, den Grafen L'Estocq, dessen Energie hauptsächlich die Kaiserin ihren Thron verdankte, zu stürzen und nach Sibirien zu verschicken, eingewilligt, irgend Jemanden zurückzurufen, in dem er im Entferntesten einen Rivalen sehen konnte. Als Münnich auf seine Gnadengesuche keine Antwort erhielt, bat er um die Erlaubniß, Verbesserungsvorschläge machen zu dürfen. Er bewies in ihnen seine genaue Kenntniß z. B. der bestehenden Festungen, des Canalwesens. Die Vorschläge waren so abgefaßt, daß aus ihnen hervorging, zur Ausführung des Planes sei seine Kenntniß der Sache und seine Thätigkeit erforderlich. Seine Briefe gehen bis 1746 — dann findet sich noch einer von 1749. Schließlich wurde verboten, ihm überhaupt Papier zu geben. Pastor Martens war 1748 gestorben, aus dessen Nachlaß hatte er Papier erhalten. Das benutzte er, um im Laufe der Zeit verschiedene Verbesserungsvorschläge und Denkschriften zu verfassen — doch verbrannte er Alles, als der wachhabende Offizier, dem er vorwarf, er verwalte seine Kasse schlecht, mit Denunciation wegen unbefugten Schreibens und mit dem слово и дѣло[1] drohte.

Nach zwanzigjährigem vergeblichem Flehen und Harren, gegen Ende des Jahres 1761, kam die Nachricht nach Pelym, die Kaiserin Elisabeth sei gestorben und Peter III. habe den Thron bestiegen. Es vergingen Wochen banger Erwartung. Endlich am 1. Febr. 1762 traf der Courier in Pelym ein. Münnich hielt gerade die Morgenandacht, seine Gemahlin winkte dem mit der Freudenbotschaft Hereinstürzenden zu, die Andacht nicht zu stören. Nach Beendigung der Andacht erhielt Münnich die ersehnte Nachricht. Das Erste war ein Dankgebet zu Gott dem Herrn. Nach acht Tagen brach Münnich auf, so lange dauerten die Vorbereitungen.

In schlechten Schlitten, bei schlechten Wegen reiste der 79jährige Greis mit seiner Gemahlin 25 Tage und Nächte, ohne zu rasten. Von Moskau, wo ihn die Gräfin Apraxin aufnahm, war seine Reise ein Triumphzug, von allen Seiten strömten seine ehemaligen Untergebenen herbei, um ihn zu begrüßen. Drei Meilen vor Petersburg kam ihm sein einziger Sohn und dessen 20jährige Tochter, die Baronin Bietinghoff, mit ihrem Manne entgegen, die ihm von Riga aus entgegengeeilt war.

[1] Wort und That! ein Ausdruck, der bei der Anklage eines schweren Verbrechens gebraucht wurde.

Büsching, der ihn damals zum ersten Mal erblickte, schildert ihn folgendermaßen: „Er ist ein kräftiger hochgewachsener Greis, von schönem Wuchs, der die ganze feurige Lebhaftigkeit seiner Natur sich erhalten hat. Sein durchdringender Blick und sein Gesichtsausdruck ist achtunggebietend. Seine Stimme ist die eines Befehlshabers."

Der Kaiser hatte ihm den Rang des Feldmarschalls zurückgegeben. Als Münnich erschien, um seinen Dank abzustatten, und der Kaiser ihn fragte: ob ihm sein Alter und seine Kräfte den Dienst fortzusetzen gestatteten — ergriff ihn die Größe des Augenblicks und die Erfüllung seiner sehnlichsten Wünsche und machte ihn beredt:

„Gott hat Ew. Majestät zum Monarchen gesetzt über ein Reich, dessen Grenzen noch nicht gemessen, über ein Volk, dessen Zahl noch nicht bestimmt ist, über ein Volk, dem an Ausdauer keines in Europa gleichet. Gott hat aber auf Ew. Majestät Schultern eine große Bürde gelegt; denn es gilt die Vollendung dessen, was Peter der Große unvollendet ließ. Erstaunlich waren die Arbeiten dieses Monarchen. Zu Allem, was wir Großes in Rußland sehen, zu Allem hat er den Grund gelegt. Aber wie Vieles ließ nicht sein früher Tod unausgeführt! Diese Ausführnng blieb Ew. Majestät überlassen, und hiezu brauchen Sie die Hilfe treuer und geschickter Männer. Ich verließ mein Vaterland, um Ihrem großen Ahnherrn zu dienen, und ich darf mich seines Vertrauens rühmen. Der Tod hat ihn zu früh entrissen, und ich bin in Finsterniß hinabgesunken. Ew. Majestät haben mich wieder ans Licht gezogen, und mit Freuden widme ich meine letzten Lebenstage dem glorreichen Dienste von Rußlands hohem Beherrscher. Denn nicht die lange Verbannung, nicht die sibirische Kälte haben das Feuer gedämpft, das zu Rußlands und seiner Beherrscher Ruhm stets in meinem Inneren gebrannt hat."

Am Abend dieses Tages war er zu Hofe geladen. Der Kaiser, der Biron an den Hof gerufen hatte, um ihn in sein Herzogthum wieder einzusetzen, wollte beide Männer versöhnen. Die beiden Gegner sahen sich hier auf einem sehr veränderten Schauplatz wieder, nur ihr Groll war derselbe geblieben. Alles um sie war ihnen fremd, sie glichen erstandenen Schatten der Vorzeit. Peter rief sie zu sich und forderte sie auf, das Vergangene zu vergessen und zu vergeben. Beide verbeugten sich stumm, es wurden drei Pokale gebracht, der Kaiser ergriff den einen, die beiden anderen wurden jenen gereicht; als angestoßen werden sollte, wurde der Kaiser abgerufen. Die Beiden standen mit den Gläsern in der Hand und sahen unverwandt nach der Thür, durch die der Kaiser verschwunden war, maßen sich mit Blicken, stellten, ohne ein Wort zu sagen, die Gläser hin und drehten sich den Rücken zu. Biron konnte nicht vergessen, daß jener ihn gestürzt und

seine 20jährige Verbannung verursacht, und Münnich wollte sein Unrecht nicht eingestehen. Sie standen sich auch jetzt noch im Wege, ein Geldinteresse trennte sie. Biron hatte 1734 die freie Standesherrschaft Wartenberg für 370,000 Thaler gekauft. Als bei seinem Sturze seine Güter in Rußland eingezogen und confiscirt wurden, hatte Friedrich II. das benutzt, um auch diese schlesische Herrschaft ohne jeden Rechtsgrund einzuziehen und dies unrecht Gut Münnich zu schenken. Als jener ein Jahr später nach Sibirien wandern mußte, hatte er es für ihn verwalten lassen. Jetzt kehrten Beide aus der Verbannung zurück und machten Beide Anspruch auf die Herrschaft. Der König von Preußen, der durch seine Willkürmaßregel diesen Streit hervorgerufen, der legte ihn bei. Biron behielt die Herrschaft und zahlte Münnich 25,000 Thl. Alb. für Meliorationen, 50,000 Thl. für zugekaufte Güter; Münnich erhielt noch die für ihn aufbewahrten Einnahmen mit 12,000 Thl.

Münnich war in den kaiserlichen Rath berufen, aber auf seinen Rath wurde nicht gehört und seine Warnungen waren vergebens. Er warnte vor dem dänischen Kriege, an dem Rußland kein Interesse habe, der das Heer ins Verderben führen müsse; er warnte vor der Einführung preußischer Uniformen bei der Armee; er billigte nicht die Bevorzugung alles Deutschen, weil er sah, daß man das Gefühl des Volkes verletze, vergebens, der Kaiser zeigte sogar eine gewisse Kälte, wenn Münnich seine Meinung rückhaltslos aussprach.

Der Kaiser hatte Münnich ein eingerichtetes Haus geschenkt und der Gräfin 200 Imperiale zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit übersandt. Sie war glücklich im Schooß ihrer Familie und über die Anerkennung, die ihrem Gemahl von Seiten des Kaisers und der Gesellschaft zu Theil wurde, aber die erlebten Schicksale ließen sie zittern für den Bestand ihres Glückes. Alles das hatte sie schon einmal erlebt und dann den jähen Sturz. Sie erschrak jedes Mal, wenn eine Thür geöffnet wurde, sie zitterte, daß die Katastrophe sich wiederhole. Und ihre Furcht war nicht grundlos, man trieb einer Katastrophe entgegen.

Am verhängnißvollen 28. Juni 1762 befand sich Münnich in der Umgebung des Kaisers, als die Nachricht eintraf: die Kaiserin habe in der Nacht Peterhof verlassen und sei in Petersburg zur Kaiserin ausgerufen. Der Kaiser hatte den Kanzler Woronzow zu Unterhandlungen abgeschickt. Alle hatten den Kopf verloren. Münnich allein war fest und unerschrocken und zeigte den Weg zur Rettung. Er sagte dem Kaiser:

„Majestät, Woronzow wird nicht wiederkommen; gegen uns sind 20,000 Mann, und wir haben 800 Holsteiner und vielleicht einige Bauern. In Kronstadt ist Rettung und Sieg, dort finden wir eine zahlreiche Besatzung und eine Flotte. Haben wir Kronstadt, so haben wir die Macht, Petersburg zu unterwerfen."

General Liewers wurde nach Kronstadt abgesandt; nach einigen Stunden kehrte sein Adjutant zurück mit der Nachricht, Kronstadt sei dem Kaiser getreu und erwarte ihn mit Ungeduld. Münnich drang auf sofortige Abfahrt, aber nun wollte Peter III. nichts davon wissen und gedachte sich zu vertheidigen. So verging die günstige Zeit. Als am Abend die Nachricht kam, die Kaiserin ziehe heran, stürzte Alles in wilder Flucht zu den bereit gehaltenen Jachten. Münnich suchte vergebens die Ordnung aufrecht zu erhalten. Unterdeß hatte sich aber in Kronstadt Alles geändert, denn auch die Kaiserin hatte eine umsichtige Beratherin, die Fürstin Daschkow, die auf die Nothwendigkeit, sich Kronstadts zu versichern, aufmerksam machte. Die Kaiserin sandte den Admiral Telysin dahin ab, dem gelang es, durch Ueberredung und Freigebigkeit die ganze Garnison auf seine Seite zu bringen und den General Liewers zu verhaften. Als die Jachten in Kronstadt Anker geworfen hatten und man eben ans Land gehen wollte, erscholl der Ruf: „Wer da?" „Der Kaiser." „Es giebt keinen Kaiser, nur eine Kaiserin!" Nun rief Gudowitsch dem Kaiser zu, ans Land zu springen, Niemand werde wagen, auf ihn zu schießen. Peter III. zog sich in die Kajüte zurück; da man zu schießen drohte, wurden die Ankertaue gekappt. Der Ruf: „Es lebe Catharina!" folgte ihnen. Münnich stand auf dem Verdeck und schaute schweigend in den Sternenhimmel. Als man aus dem Bereich der Kanonen war, fragte man: „Wohin?" Der Kaiser berief Münnich:

„Feldmarschall, ich hatte Unrecht, Ihrem Rathe nicht gleich zu folgen. Was rathen Sie jetzt?" „Nach Reval zu schiffen, um die dortige Flotte zu erreichen. Ein Kriegsschiff führt uns nach Preußen, wo Ihre Armee ist, und an der Spitze von 80,000 Mann kehren wir nach Rußland zurück. Ich gebe Ihnen mein Wort, ehe sechs Wochen vergehen, führe ich Sie siegreich wieder in Ihr Reich ein."

Die Hofdamen und Höflinge riefen: „Nach Reval zu rudern, das halten die Schiffer nicht aus!" „Wir rudern Alle mit!" erwiderte Münnich. Aber auch diesmal drang sein Rath nicht durch. Die Hofleute stellten dem Kaiser vor, es sei besser, sich zu versöhnen, als zu kämpfen. Der Kaiser ließ sich überreden und befahl nach Oranienbaum zu fahren. Hier erfuhr er, daß die Kaiserin nahe sei und schloß sich in sein Zimmer ein, schrieb einen Brief, in dem er sich bereit erklärte abzudanken. Als die holsteinschen Truppen sich bereit erklärten, für ihn zu sterben, befahl er ihnen aus einander zu gehen und die Waffen niederzulegen. Noch einmal erhob Münnich seine Stimme: „Nehmen Sie ein Crucifix, stellen Sie sich an die Spitze der Truppen, um als Kaiser zu sterben."

Umsonst — Peter beharrte bei dem Entschluß. Er hatte sich selbst verlassen und seinen Untergang besiegelt.

Als Peter sich in die Gefangenschaft begeben hatte — ging Münnich zu Catharina. Kühn trat er vor sie. Er wurde mit den Worten empfangen:

„Sie wollten gegen mich kämpfen?"

„Majestät! ich wollte mein Leben für den Fürsten hingeben, der mir die Freiheit wiedergegeben hat. Allein für Eure Majestät zu fechten, das ist jetzt meine Pflicht, und mit gleicher Treue werde ich sie erfüllen."

Die Kaiserin dachte zu groß und war zu klug, um ihm seine Pflichterfüllung zum Verbrechen zu machen, ja sie gestattete es, daß er nach Peters Tode ein viertel Jahr hindurch am Hofe in Trauer erschien.

Seine Beziehungen zur Kaiserin gestalteten sich bald zu freundschaftlichem Verkehr. Sie ließ sich gern von seinem Lieblingsplan aus der Zeit des Türkenkrieges, der Vertreibung der Türken aus Europa, unterhalten und lauschte gespannt seinen hochfliegenden Plänen. So hat auch Münnich seinerseits in der Kaiserin die Begierde nach Kriegsruhm und die Sucht nach Eroberungen wachgerufen.

Er strebte danach, der Fortsetzer Peters d. Gr. zu sein, und erbat sich die Ernennung zum Chef „der baltischen Häfen, des Ladogacanals und der Stromschnellen". Die Ernennung erfolgte, doch nicht in dem gewünschten Umfange und nicht mit den gewünschten unbeschränkten Vollmachten und Mitteln.

In seinen Briefen an die Kaiserin treten sein Ehrgeiz und sein Selbstbewußtsein scharf hervor. Er wollte keine Hindernisse kennen. Alles, was Peter oder er einmal geplant hatten, sollte in großartigem Stile durchgeführt werden, es koste, was es wolle. Seine Energie war dieselbe geblieben, aber es gelang ihm nicht, seine Pläne durchzuführen. Die Kaiserin verlangte, es müsse der Beweis geführt werden, daß das Unternehmen nicht nur großartig, sondern unter den gegebenen Verhältnissen auch das Praktischste und Nützlichste sei. Solche Erwägungen suchte Münnich durch Schlagworte zu beseitigen. Die Kaiserin aber blieb bei aller Rücksicht und Liebenswürdigkeit gegen ihn vorsichtig. So kam es, daß er die großen Summen zum Ausbau des Hafens von Baltischport, die er beanspruchte, nicht erhielt und dieses Werk daher nicht vollenden konnte. Obwohl unermüdlich beschäftigt, fühlte er, daß man ihn eben nur zum Schein gewähren lasse. Aus solchem Gefühle heraus sprach er dann wohl die Absicht aus, Rußland zu verlassen und sein Leben in seiner Heimath zu beschließen. Er ließ in Neuenhuntorf das Gutsgebäude umbauen, ein Haus in Oldenburg kaufen und einrichten.

Als Catharina ihre berühmte Instruction verfaßt hatte, übergab sie seinem Sohn eine Abschrift für den Vater mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken ihres Wohlwollens. Dieses Geschenk traf den greisen Feldmarschall auf dem Sterbebette. In der Freude über dieses Merkmal kaiserlicher Huld

wähnte er sich genesen und meldete vier Tage vor seinem Tode seine Freude und seine Hoffnung seinem oldenburgischen Freunde. Die Besserung dauerte nur kurze Zeit. Mit Ergebung in Gottes Willen sah er dem Tode entgegen. Er verschied am 16. October 1767, 84 Jahre 5 Monat und 6 Tage alt.

Sein Wunsch, in Oldenburg seine letzte Ruhestatt zu finden, ist nicht erfüllt worden: er ward begraben auf einem seiner Güter, in Lunia bei Dorpat.

Münnich war eine eiserne Natur, die keine Ermüdung kannte, der Arbeit Genuß und Thätigkeit Erholung waren: er glich darin in der That Peter d. Gr. Seine Tüchtigkeit und Energie wurden gehoben durch seine Bildung, die zu erweitern er stets bedacht war. Sein scharfer Blick, sein klarer Verstand ließen ihn überall rasch zum Entschluß kommen, dem die That unmittelbar folgte. Er war erfüllt von unerschütterlichem Selbstbewußtsein und dem Gefühle der Ueberlegenheit über seine Umgebung. Ein gewaltiger Ehrgeiz trieb ihn vorwärts — ein Ehrgeiz, der darin gipfelte, Peters Werk zu vollenden: Rußland auf die Höhe seiner Macht zu bringen und die wahren Interessen des Reiches zu fördern. Dieser Ehrgeiz ging schließlich in Eitelkeit über, veranlaßte ihn zu Selbstlob und Selbstüberhebung und nahm ihm den Maßstab zur sittlichen Beurtheilung seiner Handlungen, ließ ihn die Klugheit vergessen und seinen eigenen Sturz vorbereiten. Das einmal vorgesetzte Ziel wurde rücksichtslos, mit allen Mitteln, gerechten und ungerechten, verfolgt, ohne zu fragen, ob es die Opfer lohne, ob es nicht auf anderem Wege einfacher zu erreichen sei. Man denke einerseits an den Feldzug in die Krim, unter Verlust der halben Armee durch Ueberanstrengung und Mangel, an die Einäscherung von Baktschissarai, wobei eine kostbare Bibliothek verbrannte, andererseits an die Drohung gegen Danzig mit völkerrechtswidrigen Greueln, um sofort, noch vor Beginn der Belagerung, eine Capitulation zu erzwingen. Man denke daran, daß er den Befehl zur Ermordung des schwedischen Majors Sinclair gegeben hat[1], und als dieser Mord in Europa allgemeine Entrüstung hervorrief, wurde der Antheil der russischen Regierung an demselben geleugnet. Die beiden Offiziere, die den erhaltenen Befehl ausgeführt und den Mord vollzogen hatten, und mit ihnen ein dritter, der den Befehl gleichfalls erhalten hatte, aber gar nicht thätig geworden war, wurden im Geheimen aus der Armee gestoßen und nach Sibirien geschickt, um ihres Schweigens sicher zu sein.

Man denke an die gewaltsame Gefangennahme Birons und den Befehl, ihn im Falle der Gegenwehr niederzustoßen, d. h. zu ermorden — während Münnich wiederholt Biron seiner Ergebenheit versichert hatte.

[1] Zuerst nach einem bisher übersehenen Actenstück in den Nachträgen zu Solowjews Geschichte Rußlands, Bd. XX, S. 481, von A. Jürgensohn constatirt.

Schon damals hat, wie sein Sohn wahrheitsgetreu berichtet, ein Ehrenmann ihn deswegen verurtheilt. Der General Löwendahl sagte: „Ich weiß nicht, worin die Verbrechen des Grafen Münnich bestehen, aber wenn er auch gar keins begangen hätte, ich hätte ihn doch verurtheilt und dem Gericht übergeben, weil er zuerst das gefährliche Beispiel gegeben hat, wie man mit einer Compagnie Soldaten einen Herrscher stürzen und erheben kann."

Kostomarow sagt von ihm: „Münnich ist eine der bedeutendsten Persönlichkeiten in der russischen Geschichte. Niemand hat so wie er es verstanden, die Reformen Peters d. Gr. in dessen Geist und mit dessen Energie fortzuführen. Ein Deutscher an Leib und Seele, hat er stets und überall das wahre Interesse Rußlands im Auge gehabt und gefördert."

In der Geschichte Rußlands läßt sich kaum eine Persönlichkeit nennen, deren Geschick so viel Tragisches enthielte, als die Gestalt Münnichs, der in seinen weitgehenden Plänen zum Wohle Rußlands beständig von Rußland selbst gehindert wurde. Zu dieser Tragik gehört auch, daß Münnich durch das von ihm begangene Unrecht selbst die Nemesis herausgefordert hat. Er stürzte ins Unglück durch dieselben Mittel, die er soeben gegen Andere angewandt hatte: rechtlose Gewalt und ungerechtes Gericht. Mit Recht bemerkt jedoch Kostomarow, daß, die ihn stürzten, ein himmelschreiendes Unrecht begingen. Ihnen gegenüber war er unschuldig. Durch seine Verschickung schädigten sie vor Allem Rußland, das sie seines treuesten Dieners, seines tüchtigsten Administrators und bedeutendsten Feldherrn beraubten. Aber vom Standpunkt einer höheren Gerechtigkeit traf ihn mit seltener Raschheit die Nemesis seiner eigenen Thaten.

Münnichs Seelengröße zeigt sich in der Fassung und Freudigkeit, mit der er seinem Mißgeschick entgegenging. Männlich hat er sich vertheidigt, aber kein Wort hat er weiter verschwendet, als er sah, daß die ungerechten Richter ihn schuldig finden wollten, und in gerechtem Stolze hat er ihnen ihre Erbärmlichkeit vorgehalten und ihnen die Wahrheit ins Gesicht gesagt. Ohne Furcht und freudig betrat er das Schaffot, obwohl er einen qualvollen Tod erwarten mußte. Ungebeugt ging er in die Verbannung, und die zwanzigjährige Freiheitsberaubung ertrug er, ohne je seinen frischen Muth zu verlieren.

Kostomarow hebt ferner mit Recht hervor, welchen Halt Münnich an seiner werkthätigen Frömmigkeit hatte. In Gottesfurcht erzogen, war er gewöhnt, sich Rechenschaft zu geben über sein tägliches Leben und Treiben, und bemüht, jeden Tag etwas Gutes zu thun, um sein Gewissen beruhigen zu können. Aber diese Strenge gegen sich selbst beschränkte er auf das bürgerliche Leben, seine Handlungen in der Politik und im Staate stellte er nicht unter diese Controle. Freilich finden wir als Motto seines Jugendtagebuches

den Spruch: Gedenke nicht meiner Uebertretungen ꝛc., aber in seinen bis jetzt bekannten Aufzeichnungen vergißt er Alles, was von seinen Thaten ihm zum Vorwurfe gereichen konnte und übergeht es mit Stillschweigen. Besonders auffallend tritt das in seinem Ebauche pour donner une idée de la forme du gouvernement de l'empire de Russie hervor, während er doch das Manuscript desselben seinem Freunde Büsching mit der Bitte zugesandt hatte: „was er zu ändern oder zuzufügen für nöthig erachte — damit Alles in der Wahrheit gegründet sein möge — zu annotiren", und Büsching in Erfüllung dieser Bitte im übersandten Exemplare eine Reihe Fragen und Bemerkungen verzeichnet hatte, die der Erläuterung bedurften. Außerdem hatte Büsching ihm Birons Rechtfertigungsschrift übersandt. Münnich ließ Alles unberücksichtigt und sandte ihm Birons Schrift nach einigen Wochen ohne jede Bemerkung zurück. Offenbar ließ sich gegen diese Schrift, die sich durch Ruhe der Darstellung und positive Klarlegung auszeichnet, nichts einwenden. Sein Unrecht einzugestehen, ging über Münnichs Kraft. Im Unglück ging er wohl in sich und bekannte, daß er zu sehr nach den Dingen dieser Welt gestrebt habe, er demüthigte sich vor Gott. Allein diese Einkehr in sich ging nicht so weit, daß er sich vor den Menschen, denen er Unrecht gethan hatte, gedemüthigt hätte. Sein stolzes Selbstbewußtsein blieb stets dasselbe, und niemals hat er Biron das Unrecht vergeben, das er selbst ihm angethan hatte. Nur einmal hat er sich vor Menschen gedemüthigt: er konnte die erzwungene Unthätigkeit nicht ertragen, und um der zu entgehen, demüthigte er sich vor der Kaiserin Elisabeth und vor Bestushew, der sein Feind gewesen und dem er Unrecht gethan, weil er hoffte, der Unthätigkeit entrissen zu werden — es war aber vergeblich.

Kostomarow faßt seine Beurtheilung Münnichs in die Worte zusammen: „Er war eine der achtungswerthesten Persönlichkeiten, die unsere Geschichte gelenkt haben, nicht nur wegen der Summe des Nutzens, den er in seinem Leben Rußland gebracht hat, sondern auch wegen der sittlichen Höhe seines Charakters."

Wir schließen: Münnich war ein Mann der That, er hatte die Tugenden und die Fehler eines solchen: erhobenen Hauptes ging er einher, in Glück und Unglück stets sich selber gleich.

Prof. J. Engelmann.

Russische Dichter und Schriftsteller in Livland[1].

Mannigfach und verschiedenartig sind die Beziehungen, welche russische Dichter und Schriftsteller mit Land und Leuten an der Ostsee in persönlichem Verkehr verbunden haben. Der eine durchstreift das Land flüchtig als Tourist und wirft flüchtige Reisebemerkungen in sein Tagebuch, der andere ist durch Bande der Verwandtschaft und Freundschaft, wieder ein anderer durch wissenschaftliche Studien an den idyllischen Musensitz am Embach gefesselt; die einen suchen vergeblich Heilung für einen umnachteten Geist oder siechen Körper, die anderen suchen und finden Stärkung und Erholung in den erquickenden Seebädern am rigaschen oder revalschen Strande, zuweilen richtet sich einer auch häuslich ein und bleibt in dem Lande.

Von hohem Interesse ist es, die Berührung der beiden Culturspharen, der russischen und der deutschen, in ihrer Entstehung, Entwickelung und Wirkung an den einzelnen Persönlichkeiten, gewissermaßen den Schnittpunkten

[1] Quellen:

Die Werke D. J. von Wisins. Petersburg, 1866. S. 447—452 und 514—522 (russ.).

N. M. Karamsin, Briefe eines russ. Wanderers. Petersburg, 1884. I, 4—17 (russ.).

Wassily Andrejewitsch Joukoffsky, Ein russisches Dichterleben von Dr. K. v. Seidlitz. Mitau, 1870.

N. J. Pirogows Werke. Petersburg, 1887. I. Tagebuch eines alten Arztes. S. 319 bis 400 und 449—511 (russ.).

Album academicum (A. a.) der kaiserl. Universität Dorpat von Hasselblatt und Otto. Dorpat, 1889.

Von den 14,000 Immatriculirten, von Hasselblatt und Otto, Dorpat, 1891.

A. v. Reinholdt, Gesch. der russ. Literatur. Leipzig, 1886.

P. Polewoi, Geschichte der russ. Literatur. Petersburg, 1878 (russ.).

Anders, Erinnerungen. „Balt. Mon." 1892.

Die russ. Schule 1891, Lief. 1—3, „Aus meinen Schulerinnerungen" von A. A. Fet (russ.).

aus einander liegender Nationalitätskreise zu betrachten, und im Folgenden soll der Versuch gemacht werden, diese Wechselbeziehungen der beiden Culturen auf dem Grenzgebiet zu untersuchen.

Flüchtig und rasch durchquerte 1784 der „russische Molière"

Denis Iwanowitsch Von-Wisin

auf der großen Heerstraße von Narva-Riga-Mitau das Land seiner Väter; denn sein Ahnherr, der Ordensritter Peter von Wiesen, war einst von Livland, wie noch so viele seiner Leidensgefährten, beim Zusammenbruch des Ordensstaates von den Schaaren des grimmen Iwan, zusammen mit seinem Sohne Dionysius, als Kriegsgefangener in das Muskowiterreich verschleppt worden. Schon sein Enkel nahm unter dem Zaren Alexei Michailowitsch den griechischen Glauben an und erhielt den Namen Afanassy, und nun verloren die Nachkommen des kriegsgefangenen Ordensritters Fan-Fisin immer mehr und mehr die Spuren ihrer deutschen Abkunft. Und unser Dichter, der berühmte Verfasser der ersten bedeutenden russischen Lustspiele, des „Brigadier" und des „Nedorossl", hat an germanisch-teutonischen Tendenzen nie gelitten. So findet sich denn auch in einem Briefe an seine Schwester Fedosja vom Juli 1784 aus Riga nicht die geringste Anspielung darauf, daß Livland ihr Beider Stammland sei. Er erzählt von den Wasserfällen der Narowa, deren „auf 12 Werst hörbares Rauschen" auf ihn einen großen Eindruck gemacht hat, von den Bauernunruhen in Est- und Livland, von der unerträglichen Hitze ꝛc. In Riga dinirt er bei dem Statthalter Grafen Browne, wobei ihm ein Dienstmädchen, „ein deutscher Maulaffe", seinen neuen Seidenrock mit Bratensauce übergießt. Sonst hat er in Riga „die Zeit so fröhlich zugebracht, als es eben in Riga möglich ist". Am 23. Juli 6 Uhr Abends fuhr er von Riga aus, „und nun nimm einmal den Kalender zur Hand, in welchem die Stationen von Riga bis Mitau angegeben sind, und sieh' nach, wie viel Werst wir damals fuhren. An demselben Abend speisten wir in Olai. Da trafen wir zwei adelige Damen aus Riga, welche nach Mitau voyagirten. Wir speisten mit ihnen zu Abend, und obgleich das Essen für uns und sie, für unsere und ihre Leute sehr knapp war, wurden wir doch, Gott sei Dank, der einst Fünftausend mit fünf Broden gespeist hat, alle satt. Wir fuhren nun die ganze Nacht durch und kamen am 24. zum Frühstück nach Doblen. Hier ist eine sehenswerthe alte Burgruine, sehr ähnlich dem Tunderder-Trunk in der Candide (Roman von Voltaire). Wir speisten in Frauenburg zu Mittag bei dem Postmeister, einem guten Alten, dessen Erholung darin besteht, seine Tochter zu erziehen, sie auf dem Klavier klimpern und singen zu lehren. Ueber den Erfolg kann ich nicht urtheilen, aber mir scheint es bedeutend angenehmer zu sein, wenn man sie von ferne hört. In Schrunden

übernachteten wir. Am 25. früh schickte die Frau des dortigen Disponenten meiner Frau eine Schüssel mit Früchten und Blumen. Für diese Aufmerksamkeit machte ich eine Visite und kam in ein ehrenwerthes Haus. Die Familie besteht jetzt aus zwei Söhnen und einer Tochter, madame Manteufel, einer vollendeten Schönheit. Sie ist Wittwe, jung, klug und äußerst liebenswürdig. Die ganze Familie nahm mich wie einen leiblichen Bruder auf und Alle kamen mit mir auf die Station zu meiner Frau. Sie waren Alle in tiefer Trauer, denn vor vier Monaten waren ihnen unmittelbar nach einander zwei Töchter, junge, noch nicht zwanzigjährige Mädchen, gestorben. Die Eltern waren grenzenlos traurig, nach ihren Erzählungen war zu ersehen, daß sie an Kolik gestorben waren, wogegen ja Niemand helfen kann. Meine Frau schenkte ihnen Magnesia, Rhabarber und viele Recepte, mit welchen sie sich zur Förderung der Verdauung meines sündigen Leibes reichlich versehen hatte. Wir frühstückten nun so kräftig, daß wir keine Mittagsrast zu machen brauchten. Abends kamen wir nach Oberbartau, aber konnten es auf der Poststation nicht zwei Minuten aushalten: es war da eine solche Unmasse Grillen, daß man sich gegenseitig gar nicht verstehen konnte. In Petersburg ist die Küche des Generalprocureurs (des Fürsten A. A. Wjäsemsky) durch ihre Grillen sehr bekannt. Seine Köche verrichten ihre Arbeit schweigend, weil sie einander doch nicht hören können; die Grillen gerathen in die Speisen, aber trotz alledem glaube ich, daß der oberbartausche Posthof es getrost mit der Küche Seiner Erlaucht aufnehmen kann. So mußten wir denn gleich wieder aufbrechen und unsere Reise die ganze Nacht fortsetzen. Am Morgen des 26. machten wir Frühstücksrast in Nimmersatt bei einem sehr armen Postmeister, der außer schlechtem Brod und salziger Butter nichts vorzusetzen hatte."

Gegen diese humoristischen Reisebriefe sticht das von dem Dichter vom 19. Juli bis 29. August 1789 über seinen Curaufenthalt in Baldohn und Mitau geführte Tagebuch gewaltig ab. Er war unterdessen vom Schlage gelähmt worden, vier Jahre hindurch hatte er immer und überall vergeblich Heilung gesucht. Da setzte er seine letzte Hoffnung auf die heilkräftigen Quellen Baldohns. In seiner ersten Eintragung erzählt er, daß er, da Baldohn keinen Barbier und keine Rasirmesser aufzuweisen habe, genöthigt gewesen sei, eigens nach Riga zu fahren, um sich dort rasiren zu lassen. „Wie ich mich auch beeilte, konnte ich doch, dank der Stumpfheit der kurländischen Bauern, erst um 10 Uhr Morgens ausfahren." In Riga um 5 Uhr Nachmittags eintreffend, steigt er im Gasthause von Müller ab, dessen Töchter ihn durch Aufführung russischer Tänze unterhalten. In Riga fanden mich Alle dicker und wohlaussehender." Am anderen Tage fuhr er von 8 Uhr Morgens bis 5 Uhr Nachmittags wieder nach Baldohn zurück.

Auf der Reise hatte sich ein großes Geschwür am kranken Bein unter dem Knie, sowie ein weißer Fleck und eine Geschwulst auf der Zunge gebildet. Am 21. Juli erlebte er eine ausführlich geschilderte Scene von roher Prügelei unter dem Landvolke und Selbsthilfe wegen der angeblich herrschenden Rechtlosigkeit des Bürgers gegenüber dem Edelmanne. Ein Knecht seines Hauswirths Brückmann war von dem Bauern eines Edelmannes auf dem Heuschlage überfallen und schändlich zugerichtet worden. Auf die Aufforderung v. Wisins, doch zu klagen, antwortete der Wirth: „Das werde ich nicht thun, denn ich werde doch kein Recht finden. Der Gutsbesitzer, dessen Bauer meinen Knecht geschlagen hat, ist ein reicher Baron und ich ein armer Küster; wie soll ich mit ihm processiren?"

Von Wisin: „So bleibt denn die Dir zugefügte Kränkung ungestraft?"

Der Wirth: „Ich werde mir selbst Recht zu verschaffen wissen. Jetzt arbeitet der Bauer, der meinen Knecht geprügelt hat, allein auf dem Felde. Ich habe meine Leute zusammengerufen und erlaube ihnen, meinen armen Knecht und mich zu rächen." — Dies geschah denn auch ausgiebig. Als die Leute Abends zurückkamen, fragte sie v. Wisin, was sie mit dem Bauern angefangen hätten. „Oh, wir haben ihn ordentlich durchgebläut!" — „Aber wird er nicht an den Schlägen sterben?" — „Das weiß Gott, wir haben ihn halbtodt dort liegen lassen." — Indessen, wie Alles, ging auch dies vorüber. Theodora (seine Pflegerin) kurirte den Bauern, der nach erhaltener Satisfaction seine Schmerzen und Unbilden vergaß. Abends spielte Gubsky (sein Begleiter) unter dem Fenster auf der Gusli (eine Art Harfe), die Letten tanzten dazu und v. Wisin schlief ruhig ein.

Am folgenden Tage, nachdem er eine Wanne von 17 Gr. genommen, erhielt er den Besuch des Dr. Stender, welcher ihn fragte, ob es wahr sei, daß er sich von einem Juden behandeln lasse, der ihm Aalfleisch auf die kranken Stellen lege. Von Wisin bejahte dieses, „da sein Doctor Scheinvogel an ihm wie ein Jude handle, werde vielleicht der Jude ihn wie ein erfahrener Doctor behandeln." Stender empfiehlt dem Kranken auf das Dringendste eine Cur bei dem geschickten Mitauer Arzt Dr. Herz und erbietet sich, ihn selbst nach Mitau zu bringen. Von Wisin nimmt den Vorschlag mit Dank an. Am 24. fahren sie aus, speisen bei Baron Lieven auf Linhof (soll wohl heißen Lievenhof) zu Mittag und reisen über Riga, wo v. Wisin bei Müller nächtigt und am folgenden Tage bei dem Obersten der Proviantcommission S. F. Golubzow und dem Postdirector A. Hahn Besuche macht. So kommt er denn erst um 5 Uhr Nachmittags weiter, aber nicht über Olai hinaus, denn dort müssen sie, vom Regen überrascht, zur Nacht bleiben.

Am 26. treffen sie in Mitau ein und steigen in Herzels Gasthause

ab. Dr. Herz kommt, untersucht den Kranken sehr genau und findet, daß das Uebel vier Jahre lang vernachlässigt worden sei und die Aerzte den Kranken zu cavalièrement behandelt haben, daß jedoch eine Hilfe möglich sei. Die Quellen in Baldohn lobte er sehr, meinte aber, daß sie ohne innere Mittel nicht helfen könnten. Von Wisin, der zu Dr. Herz ein großes Zutrauen gefaßt hatte und hoffte, nach zwei Wochen wesentlich gebessert nach Petersburg zurückkehren und im Winter noch eine Nachcur in Mitau nehmen zu können, kehrte zunächst nach Baldohn zurück. Dort bezahlte er seine Rechnung bei Brückmann mit 40 Thalern für den Monat für Alles, d. h. für die Wohnung, die Pferde ꝛc., und hinterließ seinem bisherigen Arzte, Scheinvogel, der ihn von Petersburg begleitet hatte und mit ihm wieder dahin zurückkehren sollte, folgenden charakteristischen Laufpaß:

«Monsieur! Comme suivant les sentimens d'un médecin, à qui j'ai donné toute ma confiance, je dois faire l'usage des eaux, et comme de l'autre côté vous m'avez trop négligé, pour que je puisse compter sur vous à l'avenir, car, au lieu de passer les premiers huit jours avec moi pour voir l'effet des bains, vous m'avez abandonné d'abord pour vos petites affaires de commerce, je vous fais savoir par ces lignes que je quitte Baldonen et que je ne me chargerai d'aucune manière de votre retour à Pétersbourg. Vous êtes tout-à-fait libre de faire tout ce que vous voulez, puisque j'ai pris un autre médecin, qui, j'espère, aura des procédés plus honnêtes pour moi. Baldonen, le 7 Août 1789.»

Sonntag, den 29. Juli, fuhr v. Wisin über Eckau nach Mitau, wo er sich bei dem Revisor Schulz einquartierte. Und nun beginnt eine vierwöchentliche Leidensgeschichte für den armen Kranken, der mit spanischen Fliegen, Brechmitteln, Antimonialtropfen und -Pillen, warmen Bädern, Douchebädern, animalischen Bädern (von frisch geschlachteten Schweinen oder Ochsen), Eisenschwefelbädern, Einreibungen mit Spiritus und Fett, Aderlassen ꝛc. unaufhörlich bearbeitet wird. Sein Schicksal erregt in Mitau allgemeine Theilnahme; viele ihm ganz unbekannte Personen besuchen ihn, sogar während der Wannenbäder, und suchen ihn zu zerstreuen, so der „berühmte Mitauische Declamator", Secretär Bürkel, der ihm am 6. August z. B., während der Dichter sein Wannenbad nahm, in Gegenwart der Hausfrau und der Pastorin Giuliani „meine" (?) deutsche Komödie vortrug. Außerdem besuchte ihn die Secretärswittwe Waschigansky, sein vis-à-vis, der Lieutenant Maler, der Postcommissär Soley, der russische Priester, ein Herr Wegner mit seiner Frau, Baronesse Taube, die Frau des Kammerjunkers Treyden und Fräulein Bietinghoff, Postmeister Krüger und Sachwalter Hobert, sowie der Pastor Keiler von Baldohn.

Bei all diesen großen Leiden ist sein Zutrauen und seine Dankbarkeit gegen Dr. Herz, den er „einen seltenen Menschen und großen Arzt" nennt, eine unbegrenzte. Eine vorübergehende, scheinbare Besserung — „am 19. August kann er in der Wanne seine Hand bis zu den Augenbrauen erheben" — erfüllt ihn mit unbeschreiblicher Freude, die durch den am 29. August wiederkehrenden Gedenktag des vor vier Jahren in Moskau erlittenen Schlaganfalles wehmüthig gedämpft wird. Doch die erhoffte Heilung blieb aus; der Dichter kehrte nach Petersburg zurück und starb dort am 1. Dec. 1792.

In demselben Jahre 1789, da v. Wisin auf der Höhe seines Ruhmes, aber siechen Leibes im Ostseegebiete weilt, nimmt ein anderer, in der russischen Literaturgeschichte nicht minder gefeierter Mann, der jugendliche, 22jährige „russische Reisende" und nachmalige hochberühmte Geschichtsschreiber

Nicolai Michailowitsch Karamsin

seinen Flug durch Livland nach dem Westen. In seinen „Briefen eines russischen Reisenden", die „auf lange der Codex der Sentimentalität für einige folgende Geschlechter" (Polewoi) geworden sind, theilt er in der erst durch ihn in den russischen Stil eingeführten leichten Causerie seine Reiseeindrücke zunächst seinen Freunden in Moskau und später 1791—92 im „Moskauer Journal" einem weiteren Publicum mit. In unmittelbarer Frische der Darstellung giebt er in der Form ungezwungener Reisenotizen seine Erlebnisse, Bekanntschaften, kleinen Abenteuer, sowie seine Urtheile und Ideen über Land und Leute, die er kennen lernt, wieder, ohne irgend welchen Anspruch auf Vollständigkeit oder genaue Sicherheit seiner Angaben zu erheben. Aus diesen Briefen haben „zahlreiche Leser in allen Enden Rußlands unbewußt die Ideen europäischer Civilisation in sich aufgenommen und haben den Reife- und Entwickelungsproceß des jungen russischen Reisenden mitgemacht"[1].

Aus den Ostseeprovinzen schreibt er drei Briefe, den ersten am 31. Mai aus Riga, den zweiten am 1. Juni aus einem kurischen Kruge, den dritten am 3. Juni aus Polangen. Aus denselben entnehmen wir, mit Streichung unwichtiger Kleinigkeiten oder sentimentaler Ergüsse, Folgendes:

Von Petersburg bis Narva war die Fahrt unerquicklich gewesen: abgesehen von seinen Herzensschmerzen um die fernen Freunde, Regengüsse, überall Aufenthalt, schlechte Postpferde, schlechte Equipagen, überall Prellerei. Ganz schlecht ging es ihm in Narva. Bei Regenwetter, schlechten Wegen und schlechten Pferden ausgefahren, gegen die Nässe nur durch zwei theuer erkaufte Matten geschützt, blieb er in Folge eines Achsenbruches schon auf der ersten halben Werst auf der Landstraße liegen, bis er in liebenswürdigster Weise von dem gastfreundlichen Kramer auf das Zuvorkommendste verpflegt

[1] Aus der Rede des Akademikers F. J. Busslajew beim 100jährigen Jubiläum Karamsins in Moskau am 1. December 1866.

wurde. Daran knüpft sich ein sentimentaler Erguß, den wir als Beispiel anführen wollen. „Gastfreundschaft, heilige Tugend, allgemein geübt in den Tagen der Jugend des Menschengeschlechtes und so selten in unseren Tagen! Wenn ich Deiner einst vergessen sollte, so mögen meine Freunde auch meiner vergessen! Und wenn ich ewig auf der Erde als Wanderer meine Straße zöge, niemals werde ich einen zweiten Kramer finden."[1]

„Die Post von Narva bis Riga heißt eine deutsche, weil die Commissäre auf den Stationen Deutsche sind. Die Posthäuser haben alle dasselbe Aussehen — niedrige Gebäude in zwei Hälften getheilt, die eine für die Reisenden, die andere für den Commissär, bei dem Alles, was zur Stillung des Hungers und Durstes gehört, zu haben ist. Als Postknechte fahren ausgediente Soldaten, einige noch aus Münnichs Zeit; über dem Schwatzen vergessen sie die Pferde anzutreiben, und so bin ich denn von Petersburg nach Riga fünf Tage gefahren." . . .

„Ich habe keinen Unterschied zwischen Estländern und Livländern herausgefunden, außer in Sprache und Kleidung: die Einen tragen schwarze, die Anderen graue Röcke. Ihre Sprachen sind ähnlich, sie haben aber wenig eigene, viel deutsche und sogar einige slavische Worte. Mir ist aufgefallen, daß sie alle deutschen Worte in der Aussprache erweichen: daraus kann man schließen, daß sie ein zartes Gehör besitzen, aber im Hinblick auf ihre Unbeholfenheit, Plumpheit und Unbegabtheit muß ein Jeder glauben, daß sie geradezu dumm sind. Die Herren, mit denen ich zu sprechen Gelegenheit hatte, klagen über ihre Faulheit und nennen sie Schlafmützen, welche von selbst nichts thun; daher muß man sie stramm halten, denn dann arbeiten sie tüchtig, und ein Bauer in Livland oder Estland bringt seinem Herrn viermal mehr ein als unser Bauer in Kasan oder Simbirsk."

„Diese armen Leute, welche alle Werktage unter Furcht und Zittern für ihre Herren arbeiten, ergötzen sich dafür bis zur Bewußtlosigkeit an ihren freilich nicht zahlreichen Feiertagen. Die Poststraße ist mit Krügen besäet, und alle waren während meiner Durchreise voll von zechendem Volke, das Pfingsten feierte."

„Bauern und Herren gehören zur lutherischen Kirche. Ihre Kirchen sind den unsrigen ähnlich, nur daß sie nicht ein Kreuz, sondern einen Hahn auf der Thurmspitze tragen, welcher an den Fall des Apostels Petrus erinnern soll. Gepredigt wird in der Landessprache, doch verstehen die Pastoren alle auch Deutsch."

„Was nun landschaftliche Schönheit anbetrifft, so giebt es in dieser Hinsicht nichts zu sehen. Wald, Sand, Sumpf; keine hohen Berge, keine

[1] Fußnote in der 1. Buchausgabe: „Einer meiner Freunde zeigte, als er einst nach Narva kam, Kramer diesen Brief — er war zufrieden — ich noch mehr!"

weiten Ebenen. Solche Dörfer wie bei uns giebt es nicht. Da stehen zwei, dort drei, vier Bauernhöfe und eine Kirche. Die Bauernhäuser sind größer als bei uns und sind gewöhnlich in zwei Hälften getheilt: in der einen wohnen die Menschen, die andere dient als Viehstall. Wer nicht mit der Post fährt, muß in den Krügen einkehren. Uebrigens habe ich beinahe keine Reisenden gesehen, so leer ist diese Straße augenblicklich."

„Von den Städten kann ich wenig erzählen, da ich mich in denselben nicht aufgehalten habe. . . . Der deutsche Theil von Narva, oder vielmehr das sogenannte Narva, besteht größtentheils aus Steinhäusern, der andere, durch den Fluß getrennte Theil heißt Iwan-Gorod. Im ersten ist Alles nach deutscher Art, im anderen nach russischer. Da war einst unsere Grenze — o Peter, Peter!"

„Beim Anblicke Dorpats rief ich aus: „Ein prächtiges Städtchen!" Da war Alles in eitel Fröhlichkeit und Feststimmung. Männlein und Fräulein zogen Arm in Arm durch die Stadt, in den benachbarten Hainen huschten die lustwandelnden Pärchen: ländlich, sittlich! — Hier lebt der Bruder des unglücklichen L.[1] Er ist Oberpastor, wird von Allen geliebt und hat ein gutes Einkommen. Ob er wohl auch an seinen Bruder denkt? Ich sprach von diesem mit einem livländischen Edelmann, einem liebenswürdigen, intelligenten Menschen. „Ach, mein Herr," sagte er zu mir, „was des Einen Ruhm und Glück ist, macht den Anderen unglücklich. Wer wird nicht, wenn er das Gedicht des sechzehnjährigen L. und Alles, was er bis zu seinem fünfundzwanzigsten Jahre geschrieben hat, liest, die Morgenröthe eines großen Geistes bewundern? Wer wird nicht denken: das ist ein junger Klopstock, ein junger Shakespeare? Aber die Wolken haben diese herrliche Morgenröthe verfinstert und die Sonne ist nicht glänzend aufgegangen. Eine tiefe Gefühlsinnigkeit, ohne welche Klopstock nicht Klopstock, Shakespeare nicht Shakespeare wäre, hat ihn zu Grunde gerichtet. Unter anderen Verhältnissen wäre L. unsterblich geworden.""

„Gleich bei der Einfahrt in Riga merkt man, daß es eine Handelsstadt ist — viele Kaufläden, viel Volk, der Strom bedeckt mit Schiffen und

[1] Fußnote in der 1. Buchausgabe. „Der deutsche Dichter lebte einige Zeit mit mir in einem Hause. Eine tiefe Melancholie, die Folge schwerer Lebensschicksale, hatte seinen Geist umnachtet; aber selbst in diesem Zustande überraschte er uns zuweilen durch seine poetischen Ideen und rührte uns durch seine Gutherzigkeit und Geduld." Am 23. Mai 1892 sind es gerade 100 Jahre geworden, daß der stille Dulder in Moskau von seinen Leiden erlöst wurde; leider ist dieser Gedenktag in seinem Vaterlande beinahe unbeachtet geblieben. Nur die „Düna-Zeitung" brachte zu diesem Tage einen längeren Artikel von P. Falck „Jakob Lenz' reformatorische Bedeutung in der Litteratur", Nr. 111 ff. Ueber Karamsins Beziehungen zu Lenz hat Th. v. Riekhoff in der „Düna-Zeitung" 1891 geschrieben.

Fahrzeugen aller Nationen, die Börse belebt. Ueberall hört man Deutsch, hie und da mal Russisch, überall verlangt man Thaler, nicht Rubel. Die Stadt ist nicht sehr hübsch, die Straßen sind eng, aber es giebt Steinhäuser und auch hübsche Gebäude."

„Im Gasthause, wo ich abgestiegen bin (Hôtel de St. Pétersbourg), ist der Wirth sehr dienstbeflissen; er hat selbst meinen Paß auf die Verwaltung und die Polizei gebracht und mir einen Fuhrmann gemiethet, der mich für 30 Dukaten nach Königsberg bringen will, zusammen mit einem französischen Kaufmann, welcher bei ihm für seine Kalesche vier Pferde gemiethet hat; ich fahre in einer Kibitke. — Den Ilja (Diener) will ich direct nach Moskau zurückschicken." . . .

„Ich hatte meinen Brief an Euch noch nicht beendet, da waren schon die Pferde angespannt, und der Wirth kam mir sagen, daß in einer halben Stunde die Stadtthore geschlossen werden. Ich mußte noch meinen Brief beendigen, bezahlen, den Koffer packen, dem Ilja Aufträge geben. Der Wirth benutzte meine Eile und überreichte mir eine Apothekerrechnung, d. h. für 24 Stunden nahm er gegen 9 Rbl. von mir. Endlich war Alles fertig und wir fuhren aus dem Thor." . . .

„Am anderen Morgen früh kamen wir nach Kurland — und der Gedanke, schon außerhalb des Vaterlandes zu sein, machte auf mich einen ganz eigenen Eindruck. Alles, was mir zu Gesicht kam, besah ich mit gespannter Aufmerksamkeit, mochten es auch die gewöhnlichsten Dinge sein. Bald wurde Mitau sichtbar. Das Aeußere dieser Stadt ist nicht hübsch, war aber für mich sehr interessant — war es doch die erste ausländische Stadt! Am Ufer der Aa, über welche wir mit einem Prahm setzten, steht das herzogliche Schloß, ein großes, aber gar nicht imposantes Gebäude. Die Fensterscheiben waren beinahe überall ausgeschlagen oder herausgenommen, offenbar wurden im Inneren Reparaturen vorgenommen. Der Herzog lebt auf seinem Sommerschloß, unweit von Mitau. Das Flußufer ist mit Holz bedeckt, womit ausschließlich der Herzog einen sehr einträglichen Handel treibt. Die Schildwachen schienen Invaliden zu sein. Die Stadt ist groß, aber nicht hübsch; die Häuser sind fast alle klein und ziemlich unsauber; Gärten und freie Plätze sind in Menge da."

„Wir stiegen im besten Gasthause der Stadt ab. Sofort umringten uns Juden mit verschiedenem Kram: der eine bot eine Pfeife an, der andere ein altes lutherisches Gebetbuch und eine Gottschedsche Grammatik, der dritte ein Fernrohr, und ein Jeder wollte seine Waare „so guten Herren zum billigsten Preise lassen". . . Wir gingen etwas in der Stadt spazieren, sahen zu, wie ein junger Offizier alte Soldaten exerciren ließ, hörten, wie eine alte stumpfnasige Deutsche in einer Haube sich mit ihrem betrunkenen

Mann, einem Schuster, zankte, und speisten dann mit gutem Appetit zu Mittag. . . . Als wir von Mitau ausgefahren waren, sah ich sehr hübsche Gegenden. Das Land hier ist viel schöner als Livland, durch welches man auch mit geschlossenen Augen fahren könnte. Deutsche Fuhrleute aus Libau und Preußen kamen uns entgegen. Was für sonderbare Wagen! Lang gespannte, sehr große Pferde mit Schellen, die ein unerträgliches Geräusch hervorbringen. Nach einer Fahrt von fünf Meilen blieben wir in einem Kruge zur Nacht, die Zimmer sind ziemlich sauber, in jedem steht ein aufgemachtes Bett für Reisende." . . .

„Endlich nach einer Fahrt von über 200 Werst durch ganz Kurland kamen wir zur polnischen Grenze (Polangen) und übernachteten in einem stattlichen Kruge. Wir machten gewöhnlich 10 Meilen oder 70 Werst an einem Tage. In den Krügen fanden wir bisher immer etwas zu essen und zu trinken: Suppe, Braten mit Salat, Eier — und das kostet Alles zusammen 20 Kopeken à Person. Auch Kaffee und Thee giebt es überall, freilich nicht von erster Güte. — Die Straße ist ziemlich einsam. Außer Fuhren, die uns ein paar Mal begegneten und den altmodischen Berlinen, in welchen die kurländischen Edelleute zu einander zu Besuch fahren, kamen uns keine Reisenden zu Gesicht. Uebrigens ist der Weg nicht langweilig, überall sieht man fruchtbare Felder, Wiesen und Wälder, dazwischen kleine Dörfchen oder zerstreute Bauernhäuschen."

„An der polnischen Grenze war die Besichtigung nicht streng. Ich gab den Zollwächtern 40 Kopeken und sie begnügten sich mit einem flüchtigen Blick in meinen Koffer. — Morgen werden wir in Memel zu Mittag speisen; von dort aus werde ich Euch diesen Brief schicken."

* * *

Waren es bisher nur flüchtig hingeworfene, zufällige Tagebuch- und Reisenotizen, die, kurzem Aufenthalt oder rascher Durchreise entstammend, höchstens einiges historische Interesse in Anspruch nehmen können, so werden wir nun ein warmes, das volle Leben hindurch dauerndes Verhältniß eines edlen russischen Dichters zu der livländischen Musenstadt am Embach kennen lernen, wo derselbe glückliche Jahre zugebracht und wohin es ihn zum Schluß seines Lebens mit allen Fasern der Seele zog. Wir meinen den berühmten Romantiker und formvollendeten Uebersetzer, den kaiserlichen Erzieher und warmen Patrioten, den idealen Lyriker mit der reinen Kinderseele und dem feurigen Dichtergeiste

Wassily Andrejewitsch Shukowsky.

Ihm hat ein treuer Sohn Livlands, ein Zögling der alma mater Dorpatensis, der 40 Jahre lang als Freund und Hausarzt mit ihm in den

engsten Beziehungen stand, ein pietätvolles, schönes Zeugniß echter Freundesliebe gestiftet — sein Biograph Dr. Karl v. Seidlitz[1], dessen lichtvoller, warmer Darstellung wir das Folgende entnehmen. Zum besseren Verständniß der Beziehungen Shukowskys zu Dorpat seien einige kurze biographische Notizen vorausgeschickt.

Shukowsky ist am 29. Januar 1783 auf dem Gute Mischensk (im Gouvernement Tula) von einer, bei Erstürmung der Festung Bender (1771) gefangen genommenen Türkin als natürlicher Sohn des Gutsbesitzers Bunin geboren und in der ausschließlich aus Mädchen bestehenden Familie des Letzteren erzogen worden. Die jüngste Tochter des Hauses, Katharina Afanassjewna (1770 geboren), heirathete 1792 im orelschen Gouvernement den Kreisadelsmarschall Andrei Iwanowitsch Protassow, und ihre ältere Tochter Marie (Maschа) spielte in unseres Dichters Jugend- und Mannesleben eine große Rolle: sie war das Ideal seines Herzens, das unerreichbare Ziel seiner Liebe, die von der Mutter Protassow immer und immer wieder hart zurückgewiesen wurde. Die jüngere Tochter, Alexandrine (Saschа), heirathete 1814 den durch Shukowskys Vermittelung als Professor der russischen Sprache nach Dorpat berufenen russischen Dichter A. F. Wojeikow[2]. Die unterdessen verwittwete Mütter und die Schwester folgten der jungen Frau nach Dorpat, begleitet von Shukowsky.

Im Jahre 1815, als Shukowsky nach Dorpat kam, zählte er 32 Jahre und war schon ein viel gefeierter Dichter. „Der Sänger im Lager des russischen Heeres" 1812, „Der Sänger im Kreml" 1814, die sentimentalen Kirchhofsgedichte aus seinen Jugendjahren 1800—1802, seine Ludmilla, Swetlana, sein Gromoboi, einzelne gelungene Uebersetzungen aus Schiller, seine Epistel an Kaiser Alexander I., seine Nationalhymne „Боже, Царя храни!" waren in Aller Munde. In Dorpat begegnete man dem Dichter mit großer Zuvorkommenheit: die Universität verlieh ihm das Diplom eines

[1] (Album acad. Dorp. 1047) Karl Joh. v. Seydlitz aus Estland, geb. 6. März 1798, med. 15—20, Dr. med.; erhielt 1818 die goldene Preismedaille. Arzt am See-Hospital in Petersburg, Hausarzt beim Grafen Tolstoi, 1828—29 zur Zeit des russisch-türkischen Krieges Oberarzt am mobilen Hospital der 2. Armee, seit 1830 Oberarzt am See-Hospital in Petersburg, seit 1836 auch Medicinalinspector des Hafens, später auch Professor an der medico-chirurgischen Akademie, consultirendes Mitglied des Medicinalconseils des Ministeriums des Inneren, seit 1841 auch Gutsbesitzer in Livland (Meyershof, zeitweilig auch Unnipicht); war Vicepräsident der livl. ökonomischen Societät und Leiter des Generalnivellements von Livland, lebte zuletzt in Dorpat. Wirkl. Staatsrath. † zu Dorpat 7. Februar 1885.

[2] 1778—1839; Verfasser der seiner Zeit berühmten und berüchtigten Satire „Das Irrenhaus", die in Form eines Traumgesichtes verschiedene Zeitgenossen in grotesk-komischem Lichte vorführte. v. Reinholdt 519. Außerdem ist seine „Epistel an Speransky" bekannt.

Ehrenmitgliedes; hochgebildete Kreise eröffneten sich gern dem liebenswürdigen, geistreichen Gaste. Er erinnerte sich auch bis in sein spätes Leben hinein mit Vergnügen des feingeselligen Umganges in den Familien Manteuffel, Löwenstern, Bruiningk, Nolcken, Liphardt, Stackelberg, Lilienfeld und Krüdener. Er pflog wissenschaftlichen Umgang mit den Leuchten der Universität: Morgenstern, Parrot, Rambach, den beiden Ewers, Jäsche und Moier, lebte in gesellig heiterem Verkehr mit dem „Dicken", K. Petersen[1], dem Universitätsbibliothekar und feuchtfröhlichen Gelegenheitsdichter, dem lustigen Verfasser der „Prinzessin mit dem Schweinerüssel" und so manches übermüthigen Liedes, mit dem Pädagogen M. Aßmus, mit von der Borg, der seine Lieder übersetzte, den Musikern Latrobe und Weyrauch[2], welche sie in Musik setzten, dem Maler Senff u. A.

Mit voller Freude gab sich der russische Dichter auch dem studentischen Leben und Treiben der noch jungen, lebensfrohen Universität hin. Er besuchte den Fuchscommers am 14. August 1815 und trank dort Smollis mit dem alten, achtzigjährigen Lorenz Ewers, Professor der Dogmatik[3]. Shukowsky schreibt darüber seiner Nichte Awdotja Petrowna: „Als auf dem Feste der Studenten der ehrwürdige achtzigjährige Greis mir den Bruderbecher darbot, ward ich bis ins Innerste meiner Seele bewegt, und wahrlich zur guten Stunde! . . . Ich schrieb diese Verse „an den Greis Ewers", sie passen zu meinem „Theon und Eschin" (Werke, 5. Aufl. Petersb. (russ.) 1849, II, 55); in beiden liegt für mich ein tiefer Sinn. Der Untergang der Sonne nimmt sich vom Dom bei Dorpat so schön aus; Ewers pflegt oftmals da hinauf zu steigen, um den Untergang der Himmelsleuchte zu bewundern. Der Sonnenuntergang, von einem Greise bewundert, dessen Leben geheiligt gewesen, hat etwas so sehr Erhabenes — welch' ein schönes Bild! So viel zur Erklärung meines Gedichtes:

„Welch' süße Glut hat meine Brust durchzuckt,
Als Deine Hand die meine freundlich drückte!
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
So denkt — wen Ewers sich zum Bruder auserkoren."

„Es war nicht zu verwundern," sagt Seidlitz, „daß wir Studenten als Zeugen einer solchen Verehrung unseres ehrwürdigen Professors (Shukowsky hatte die Hand des Greises geküßt), dem ausgezeichneten russischen

[1] Nach dessen elendiglichem Tode im Würzjerw brachte Shukowsky ein Capital von 4000 Rbl. zur Erziehung seiner Kinder zusammen.

[2] Ueber Weyrauch und seine Beziehungen zu Shukowsky s. P. Th. Falck, „Düna-Zeitung" 1892, Nr. 31 ff.

[3] Ueber Ewers „den besten Menschen, den ich je gekannt" s. Anders S. 224 ff.

Dichter herzlichst die Rechte darboten und ihn unseren Bruder nannten — nicht zu verwundern, daß das wissenschaftliche, das künstlerische, das gemüthliche Leben in Dorpat bleibende Eindrücke auf Shukowsky hinterließ."

Es war eben noch die gute, harmlose Zeit, in welcher „ein edles russisches Herz durch innigen Verkehr mit deutschen Männern und Frauen, durch Hochachtung vor deutscher Cultur und Poesie, in der Liebe zum Vaterlande und dem angestammten Herrscherhause nie und nimmer erkaltete".

So heimisch sich nun auch Shukowsky in der Gesellschaft Dorpats fühlte, so unerträglich war das Leben im eigenen Hause, wie wir aus seinen Briefen in die alte Heimath ersehen. Er empfand es schmerzlich, daß seine Schwester, Frau Protassow, es ungern vermerkte, daß er sich in Dorpat niederlassen wollte. Unter dem Einflusse ihres unserem Dichter unsympathischen Schwiegersohnes Wojeikow und der steten Furcht einer Annäherung Shukowskys an ihre Tochter Marie benahm sie sich trotz des feierlich erfolgten gegenseitigen Verzichtes Beider gegen sie in einer Weise, daß Mißtrauen und Argwohn nur zu oft zu Tage traten. So wurde das Verhältniß drückend für alle Glieder der Familie und Shukowsky schreibt: „Ich muß fort aus Dorpat; so können wir nicht fortleben, wir tödten uns gegenseitig. Katharina Afanassjewna (Protassow) vermag ihre Ansichten — ich vermag die Umstände nicht zu ändern! Mir bangt vor Petersburg, man will mich dort fesseln — dann ist's aus mit der Poesie!"

Im Mai war er auf kurze Zeit nach Petersburg gefahren und von Uwarow der Kaiserin-Mutter vorgestellt worden, darauf wurde er wiederum im Juli von Uwarow eingeladen: „die Kaiserin habe ihn zu sprechen verlangt". „Ich fürchte," schrieb er noch am 4. August an J. Turgenew, „Eure grands projets, Eure Pläne, welche mein ganzes Leben vernichten können."

Am 24. August verließ er Dorpat, fest entschlossen, nicht mehr dahin zurückzukehren. „Unmöglich kann ich da bleiben; wie schwer auch die Trennung wird; wie sehr auch das Herz mich zu ihnen hinzieht; ich kann nicht da bleiben! Es wäre für Maschа und mich die armseligste, unwürdigste, tödtlichste Existenz." In Pawlowsk wurde er am 4. September der Kaiserin vorgestellt, blieb 3 Tage dort und wurde vielfach ausgezeichnet. Er wurde Vorleser bei der verwittweten Kaiserin. Da traf ihn im November wie ein Donnerschlag aus Dorpat die Nachricht, daß seine heißgeliebte und angebetete Maschа sich mit dem Professor Moier[1] verlobt habe. Shukowsky entschloß sich

[1] A. a. 89. Moier, Joh. Christ., aus Estland, geb. 1785, theol. 3—5, Dr. med. et chirurg. 1813. Arzt in Reval, 1814—36 ordentlicher Professor der Chirurgie an der Universität Dorpat, wiederholt Decan der medicinischen Facultät, 1834—35 Rector magnificus, lebte als Professor emeritus auf seinem Gute Bunino im Gouv. Orel. Wirkl. Staatsrath. † zu Bunino 1. April 1858.

nach Dorpat zu reisen, um sich selbst einen Einblick in die dortigen Verhältnisse zu verschaffen. Im Januar 1816 langte er dort an und blieb drei Wochen. Maschа hatte in einem Briefe vom 8. November 1815 Shukowsky die Geschichte ihrer Verlobung ausführlich mitgetheilt: «Je veux me marier avec Moier. J'ai eu occasion de voir, combien il est noble, combien ses sentiments sont élevés. . . Mon bon ami, je crois vraiment, que je trouverai le bonheur et le repos avec Moier; je l'estime beaucoup; il a une âme élevée et un caractère noble, et j'attends tout du temps. J'ai encore une prière à vous faire. Wojeikof va venir à Pétersbourg. Vous avez bien de raisons pour être faché contre lui, il a eu de très grands torts envers vous; mais pour l'amitié, que vous avez pour ma soeur, vous devez non seulement lui tout pardonner, mais le reconcilier avec Kaweline . . . payez lui par des bienfaits.»

Shukowsky fand in Dorpat die veränderte Sachlage vor, nach hartem Kampfe bezwang er sich, und nach Petersburg zurückgekehrt, schreibt er: „Meinem ganzen Dasein habe ich jetzt ein schönes Ziel gesetzt; jetzt kann ich Alles, was von mir abhängt, zu Maschas Glück beitragen. Täuschet mich nicht, habt Zutrauen zu mir. Und Du, Sascha, glaube mir, Ruhe und Eintracht wird bei uns einkehren. Dich, Wojeikow, aber bitte ich, auf unser glückliches Beisammensein wie auf das Leben im gelobten Lande hinzuarbeiten. Moier drücke ich freundschaftlich an die Brust." Und an seine Freunde und Verwandten in Dolbino schreibt er: „Einen Schatz habe ich gewonnen: Maschas Achtung. Sie kennt den Grund meiner Handlungsweise, was gehen mich die Urtheile Anderer an. Beim allmächtigen Gott, ich fühle, ich bin überzeugt, daß ich nur das Gute will, und daß ich von nun an für das Glück Beider, Maschas und Saschas, leben werde. Die letzten drei in Dorpat verlebten Wochen, sie bilden die glücklichste Epoche meines Lebens!"

Dr. F. Waldmann.

(Fortsetzung folgt.)

Kunstwerke im alten Livland.

Dank der Initiative der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands und der materiellen Hilfe verschiedener städtischer Corporationen, Standschaften und gelehrten Gesellschaften in unseren Provinzen ist ein literarisches Bilderwerk ins Leben gerufen, auf das unsere baltischen Lande mit Stolz blicken dürfen, ein Werk, das eine erst seit neuester Zeit beachtete Seite des culturellen Lebens im alten Livland, die Kunst daselbst in ihren Erscheinungsformen auf dem Gebiete der Goldschmiedearbeit, Plastik, Malerei und Architektur, behandelt. Die uns vorgeführten, nicht geringfügigen Reste der Kunst aus alter, weit hinter uns liegender Zeit erbringen den Beweis dafür, daß das alte Livland hinsichtlich der Pflege und Werthschätzung der Kunst und des Verständnisses für ästhetische Genüsse in der Culturentwickelung dem nördlichen Deutschland, aus dem es seine Vorbilder und Muster zog, keineswegs zurückgeblieben ist. Ein um so größeres Gewicht muß auf diese Reste der livländischen Kunstschätze als Beweismittel für die Höhe des culturellen Niveaus der Balten in früheren Jahrhunderten gelegt werden, wenn wir der Livland heimsuchenden Kriege gedenken, die Zerstörung, Raub und Plünderung mit sich führten. Wie viel hat nicht barbarische Wuth zerstört und die Gier und Habsucht fortgeschleppt! Wie viel ist nicht durch Unkenntniß verloren gegangen oder durch Pietätlosigkeit vernichtet worden! Um desto theurer sollten uns nun diese erhaltenen Kunstobjecte sein, welche nicht allein dazu dienen, das Gefühl der Ehrfurcht vor unseren Altvordern zu beleben, sondern auch im Stande sind, unsere ästhetischen Bedürfnisse zu befriedigen, unser Wissen zu bereichern.

Um einen Einblick in die Kunstleistungen und den Geschmack der Zeit zu geben, hat die Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde es für dienlich erachtet, folgende drei selbständige Werke erscheinen zu lassen:

I. Goldschmiedearbeiten in Livland, Estland und Kurland, 26 Tafeln mit erläuterndem Text von Anton Buchholtz in Riga.

II. Die mittelalterliche Malerei und Plastik in Livland, Estland und Oesel, 23 Tafeln mit erläuterndem Text von W. Neumann in Dünaburg.

III. Die städtische Profanarchitektur der Gothik, der Renaissance und des Barocco in Riga, Reval und Narva. 32 Tafeln mit erläuterndem Text von C. von Löwis of Menar in Riga.

Die von C. Nöhring in Lübeck künstlerisch hergestellten Lichtdrucke sind nach den von ihm selbst in Livland und Estland gemachten photographischen Aufnahmen angefertigt worden.

Die beiden erstgenannten Werke haben bereits die Presse verlassen, das dritte geht seiner Vollendung entgegen.

Folgende Zeilen werden sich nun ausschließlich mit dem Werk beschäftigen, welches die hervorragendsten Leistungen der Goldschmiedekunst, des einzigen einheimischen Kunstbetriebes im alten Livland, behandelt, das ist die von Anton Buchholtz mustergiltig bearbeitete Edition der Goldschmiedearbeiten in Liv-, Est- und Kurland. Auf diesem Gebiete begegnen wir rigaschen Meistern von hervorragender Kunstfertigkeit, während in der Holzschnitzerei, Malerei und in der Baukunst der betreffenden Zeit sich einheimische Meister nicht hervorgethan oder nicht bekannt gemacht haben.

Buchholtz führt uns in dem von ihm bearbeiteten Werke[1] in Großfolio 82 Kunstgegenstände aus den drei Provinzen vor, die sich in folgende Gruppen theilen: 1) Schatz des Baron Behrschen Majorats, 2) Silberfund zu Löwenhof, 3) der Silberschatz der Compagnie der Schwarzen Häupter in Riga. Ferner haben in Riga zu diesem Werke an Silbergeräthen geliefert folgende Institute und Private: die Petri-, Dom- und Jacobikirche, das Stadtwaisengericht, die Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde, die St. Johannisgilde, das Goldschmiedeamt, das Glaseramt, die Böttchergesellschaft, Aeltester R. Jaksch und Anton Buchholtz. Reval ist vertreten durch Kunstobjecte, welche der Nicolaikirche, dem Rathhause, dem Schwarzenhäupterhause, dem estländischen Provinzialmuseum, der Canutigilde, den Baronen Rud. v. Ungern-Sternberg, B. v. Staël-Holstein und Fr. v. Wrangell angehören. Von den aus livländischen Gütern stammenden Silbergeräthen

[1] Goldschmiedearbeiten in Livland, Estland und Kurland. Herausgegeben von der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands. 26 Tafeln in Lichtdruck mit erläuterndem Text von Anton Buchholtz. Lübeck 1892. Verlag von Joh. Nöhring, VIII u. 24 S. Gr.-Folio.

ist noch das aus dem der Baronin Bertha von Pilar gehörigen Gute Audern zu erwähnen. Das Meiste haben die Städte Riga und Reval geliefert. Hinsichtlich des Reichthums an kunstvoll gearbeiteten alten Silbersachen übertrifft Riga die Stadt Reval. Dasselbe läßt sich aber keineswegs hinsichtlich der Holzschnitzereien, Gemälde und alten Bauwerke sagen.

Die Stadt Reval, die weit weniger durch Kriegsgreuel getroffen und geschädigt worden ist, weist auf den genannten Gebieten wiederum weit mehr auf, als das bei Riga der Fall ist. Von beachtenswerthen Goldschmiedearbeiten ist aus kleinen Städten nichts auf uns gekommen. Brauste doch über sie furchtbar die Kriegsfurie dahin, die auch vielen adeligen Gütern ein gleich beklagenswerthes Schicksal bereitete. Jedoch wir geben der Hoffnung Raum, daß durch das fesselnde Buchholtzsche Werk so mancher vergessene Kunstgegenstand zu seinem Rechte noch gelangen werde.

Die von Buchholtz gegebene Einleitung und die Erläuterungen zu den einzelnen Kunstgegenständen bilden einen nicht gewöhnlichen wissenschaftlichen Beitrag zur livländischen Kunst- und Gewerbegeschichte, in Sonderheit der Goldschmiedearbeit. Den Werth des Gebotenen werden die Forscher, resp. die Kunsthistoriker zu schätzen wissen. Die ausführliche, sachgemäße Beschreibung der einzelnen Kunstobjecte, die Resultate der archivalischen Studien und Nachforschungen nach den Meistern und ihren Leistungen, die genaue Wiedergabe der Beschau- und Meisterzeichen, die Angabe des Gewichts, alles das und noch manches Andere stellt diese Arbeit von Buchholtz ebenbürtig neben die besten Publicationen zur Kunstgeschichte. Jedes einzelne Stück von den im Buchholtzschen Werke dargestellten und beschriebenen Kunstgegenständen vorzuführen, würde den uns zugewiesenen Rahmen bei Weitem überschreiten; wir müssen uns auf einzelne derselben beschränken. Die Leser der „Baltischen Monatsschrift" werden sich wohl in erster Linie für das interessiren, was einheimische Meister geschaffen; so wenden wir uns denn nun auch den Erzeugnissen der rigaschen und revalschen Goldschmiedekunst zu. Hinsichtlich der aus der Fremde stammenden Stücke sei bemerkt, daß sie sich in unserer Sammlung in der Minderheit befinden und meist aus den Städten Augsburg, Nürnberg, Breslau, Hamburg und Lübeck hervorgegangen sind, von denen einige sich als Hauptcentren der Goldschmiedearbeiten berühmt gemacht haben. Hier mag auch noch die Bemerkung Platz finden, daß ein Vergleich der ausländischen Leistungen mit den Erzeugnissen der livländischen Goldschmiede keineswegs zu Ungunsten der letzteren ausfällt.

Sie imponiren, die herrlichen Prunkstücke, die das Buchholtzsche Werk uns bietet, die Kelche, Pocale, Humpen, Kannen, Tafelaufsätze und Fruchtschüsseln in ihrem blendenden Glanze und bildnerischen Schmucke. Von den etwa 60 größeren Silbergegenständen (die übrigen 22 Goldschmiede-

arbeiten bestehen in Löffeln, Gabeln, Messern, Perlen, Ringen, Broschen und Ketten) sind fast zwei Drittel livländischer Herkunft und die Mehrzahl davon aus Werkstätten rigascher Meister hervorgegangen. Von den rigaschen Goldschmiedearbeiten aus der Epoche der Renaissance und des Barocco von der Mitte des 15. bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts verdienen hier einige näher betrachtet zu werden. Als ein ganz besonders beachtenswerthes Stück aus der Renaissance präsentirt sich die große Deckelkanne aus dem Baron Behrschen Silberschatz (Nr. 1). Das kostbare Gefäß, verziert mit künstlerisch ausgeführter friesartiger Decoration und getriebener Arbeit im Stile der Renaissance ist aus der Werkstatt des rigaschen Goldschmiedes Lambert Goldenstedt (schon 1572 Meister) hervorgegangen. Goldenstedt bekleidete auch den Posten eines Stadtmünzwardeins und hat sich als Hersteller werthvoller, von der Stadt zu Geschenken bestimmter Kunstgegenstände aus Gold und Silber hervorgethan. Derselben Zeit, aber einem unbekannten rigaschen Meister gehören der kunstvoll gearbeitete Deckelpocal (Nr. 4) und die Deckelkanne in Popen (Nr. 7 und Nr. 8) an. Zwei kleinere, aus demselben Silberschatz stammende, durch Form und Zierrath anziehende Deckelkannen (Nr. 5 und Nr. 6) schuf der rigasche Meister Matthies Rolowes (1555—74). Der dem rigaschen Glaseramte angehörende, von dem rigaschen Goldschmiedemeister Hans Unna 1553 angefertigte Becher, auf dessen Schönheit wiederholt hingewiesen worden ist, hat im Buchholtzschen Werke den ihm gebührenden Platz gefunden (Nr. 40). Aus den Händen desselben Meisters ist 1587 der große Kelch der rigaschen Domkirche (Nr. 43) hervorgegangen. Die beiden Pocale der Schwarzen Häupter v. J. 1616 und 1630 (Nr. 26 und Nr. 30), wie auch der dem Aeltesten R. Jakisch gehörende Willkommen aus der Mitte des 17. Jahrhunderts (Nr. 63), der früher Eigenthum des Bäckeramtes gewesen war, zeichnen sich durch feinen Geschmack in der Composition und durch künstlerisch ausgeführte Ornamentik aus. Als Hersteller der beiden letzteren Trinkgefäße sind die rigaschen Meister Hermann Winkelmann und Jürgen Schlechter ermittelt worden. Von den im Buchholtzschen Werke abgebildeten in Reval befindlichen Goldschmiedearbeiten lassen sich nur 3 Stücke: ein Kelch der Nicolaikirche aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts (Nr. 48), das Regiment des Hans Moeler (Nr. 52) und ein Becher der Canutigilde von 1553 (Nr. 61) als Erzeugnisse revalscher Goldschmiedekunst nachweisen. Als Hersteller des letzteren Trinkgefäßes geht der revalsche Goldschmied Jorgen Goltsmed hervor. Vier schöne, mit reichem ornamentalen Schmucke versehene Deckelkannen (Nr. 51, 54, 55, 60), die kein Beschau- und Meisterzeichen aufweisen, werden als Erzeugnisse revalscher Goldschmiedekunst angegeben. Der Umstand, daß sich um die Mitte aller 4 Gefäße ein gegossener Fries mit der sich wiederholenden Darstellung eines Triumphzuges

hinzieht, läßt freilich das Hervorgehen aus ein und derselben Werkstatt vermuthen, jedoch das Vorhandensein einer ähnlichen Friesdarstellung auf einer gleichzeitigen rigaschen Arbeit (Nr. 63) gestattet die Annahme, daß die vier unter einander verwandten Silbergefäße auch rigascher Herkunft sein könnten. Der in Deutschland hergestellten Prunkstücke des Buchholtzschen Werkes zu gedenken, müssen wir, wie schon gesagt, aus Mangel an Raum uns versagen. Nur auf die ältesten Stücke, einige aus weiter Ferne, aus dem Orient, in merkwürdiger Weise zu uns gelangte eigenthümliche Schmucksachen, deren zeitweiligem Besitzer ein gar beklagenswerthes Schicksal beschieden war, wollen wir die Aufmerksamkeit lenken. Wir meinen damit die auf dem revaler Rathhause aufbewahrten goldenen Broschen: die eine, eine phantastische Thiergestalt darstellend, ist mit buntfarbiger Email verziert; auf der anderen befindet sich das Brustbild eines Mannes, der ein orientalisches Schwert schwingt, neben und unter demselben sind Edelsteine und Perlen angebracht. Beide Broschen haben auch orientalische Anhängsel. Diese goldenen Schmucksachen, welche die ältesten Stücke des Buchholtzschen Werkes bilden, sind, wie auf Grundlage der im revalschen Archiv beiliegenden Notizen aus dem 15. Jahrhundert vermuthet worden ist, einem Schiffer aus Kempen, der sich des werthvollen Geschmeides auf sträfliche Weise bemächtigt und dafür den Tod erlitten hatte, abgenommen worden. Die jüngsten Stücke der uns vorliegenden Sammlung von alten Goldschmiedearbeiten gehören dem Anfange des 18. Jahrhunderts an, einer Zeit, wo die Goldschmiedekunst allerwärts in Verfall zu gerathen begann. Aus dieser Zeit gerade haben wir Goldschmiedearbeiten eines rigaschen Meisters namhaft zu machen, welche einen hohen Grad der Kunstfertigkeit an den Tag legen. Drei Proben von der außerordentlichen Leistungsfähigkeit des rigaschen Goldschmiedemeisters Georg Eben (1702—1710) bringt unser Werk in der Wiedergabe der Humpendeckel von 1701, 1704 und 1705 (Nr. 36—38). Auf dem ersten Deckel von 1701 erblickt man in hochgetriebener Arbeit Karl XII., gefolgt von seinen Reitern, über die gefallenen Feinde auf dem Schlachtfelde bei Narva hinwegsprengend. Im Hintergrunde erhebt sich die befestigte Stadt. Den Humpen fertigte der rigasche Meister Georg Dechant, den werthvollsten Theil aber, den Deckel, bildete sein Gesell Joh. Georg Eben; wohl in gerechter Anerkennnng seiner hohen Leistung durfte Eben seinen Namen auf demselben vermerken.

Der zweite Humpendeckel zeigt uns die 1705 geschlagene Schlacht bei Gemauerthof. Vorn erblicken wir ein wildes Reitergefecht, im Hintergrunde nehmen wir streitende Kriegsmassen und ein hohes Schloß wahr. Ueber dem Schlachtfelde ist das Portrait des Siegers Karl Löwenhaupt angebracht. Auf dem dritten Humpendeckel hat der Künstler in gleich gelungener Weise

die Schlacht auf der Spilwe bei Riga dargestellt. Den Hintergrund bildet die Stadt Riga, welche sich durch die jeden Rigenser anheimelnden, schlanken Thürme kenntlich macht. Ueber der Stadt schwebt das von Engeln getragene Bildniß Karls XII. Je mehr man sich dem anziehenden Kunstwerke hingiebt, desto mehr wandelt Einen die Lust an, die Freude des ästhetischen Genusses auch Anderen mitzutheilen. Mit Stolz kann das rigasche Goldschmiedeamt auf seine Vergangenheit zurückblicken, aus der kein anderes Amt hierselbst so glänzende Beweise der Leistungsfähigkeit seiner Vorfahren besitzt. Es hat den Anschein, daß schon früh im Schooße des Amtes der Goldschmiede das Streben hervortritt, nicht hinter den Amtsgenossen in Deutschland zurückzubleiben. In keinem Goldschmiedeamt nämlich sind die Anforderungen bezüglich des Meisterstückes so groß und weitgehend wie in Riga. Die rigaschen Goldschmiede sind auch die ersten, die ihre Statuten der Zunft gerichtlich fixiren lassen, d. h. ihr Schragen von 1360 ist der älteste von den in Europa bekannt gewordenen Goldschmiedeschragen und der älteste der rigaschen Schragen überhaupt. Die Angehörigen dieser ältesten Zunft in Riga werden schon in sehr früher Zeit den vornehmeren Theil der Bürgerschaft gebildet haben. Wissen wir doch, daß schon im Jahre 1292, also noch im Jahrhundert der Gründung der Stadt, der rigasche Bürger Jacobus der Goldschmied des Königs Gedimin von Littauen genannt wird. Die rigaschen Goldschmiede gehörten ohne Zweifel zu den angesehensten Corporationen der Stadt. Weit über das Niveau der gewöhnlichen Handwerker hebt sie schon der größere Reichthum, den das von ihnen zu verarbeitende und verarbeitete kostbare Material in edleren Metallen, Perlen und Edelsteinen bedingt, dann die von ihnen geforderte größere Geschicklichkeit und Bildung. In Riga gehörten deshalb die Goldschmiede nicht zu der alle Handwerker vereinigenden Verbindung der kleinen Gilde, sondern sie wurden als Künstler in die große Gilde aufgenommen, die fast ausschließlich aus dem herrschenden Stande der Kaufleute bestand. Ihrem Eintritt in die Compagnie der Schwarzen Häupter, welche vielen Gesellschaftsklassen gegenüber eine strenge Exclusivität beobachtete, stand nichts entgegen. Das Amt gewann allmählich den Charakter der Vornehmheit, wozu bedeutend die nicht geringen Erträge ihrer Leistungen und die allerseits entgegengetragene Anerkennung ihrer Kunst beigetragen haben werden. Die günstigeren Geldverhältnisse gestatteten ihnen auch größere Ansprüche an die Genüsse des Lebens, so daß sie nicht geringen Aufwand zu machen im Stande waren. Ihre Feste, die bisweilen Tage dauerten, beanspruchten bedeutende Summen. Werthvolle Geschenke sehen wir sie machen. Die in den Kalenderunruhen durch ihren traurigen Ausgang in der Geschichte wohlbekannten Rigenser Johann Fastius und Martin Giese werden mit kostbaren Ringen beschenkt.

Die Ausschmückung ihrer Kirche und der Schwarzhäupter-Häuser ließen sie sich angelegen sein. Für die Bestätigung ihres Schragens durch König Stephan Bathory verausgabten sie die enorme Summe von 506 Mark. Nicht nur die eigenen Angelegenheiten bildeten den Gegenstand ihrer Sorge, sondern auch gemeinnützige Dinge lagen ihnen am Herzen: so bewilligte das Amt der Goldschmiede im Jahre 1588, so lange Gottes Wort in dieser Stadt rein und lauter gepredigt wird, zu dem evangelischen und christlichen Predigtstuhl 24 Mark jährlich als Beitrag zum Unterhalte der Prediger[1].

Reichthum, Ansehen und Achtung, alles das wurde dem rigaschen Goldschmiedeamte allein durch seine Arbeit, welche sich zur Höhe künstlerischer Ausübung erhob, zu Theil. In der That, es ist ein erhebendes Gefühl und ein mit Genugthuung erfülltes Bewußtsein, so manche Seite des Culturlebens unserer Altvordern in einem das Maß des Gewöhnlichen bei Weitem überschreitenden Blüthezustande zu erblicken, besonders noch in Rücksicht des harten Urtheils, das in alter und neuer Zeit über Wesen, Charakter und Können der Livländer ausgesprochen ist. Diejenigen aber, die es ermöglicht haben, daß ein so erfreuliches Bild von den Fähigkeiten unserer Vorfahren in fesselnder Weise entrollt werden konnte, können des Dankes der Freunde livländischer Geschichte versichert sein.

C. Mettig.

[1] C. Mettig: „Zur Geschichte der rigaschen Gewerbe im 13. und 14. Jahrh." Riga 1887. W. Stieda: „Aus dem Leben des rigaer Goldschmiedeamtes". „Balt. Monatsschr." Bd. 35. S. 1 ff., 115 ff., 187 ff.

Herausgeber: R. Weiß. Für die Redaction verantwortlich: R. Carlberg.

Дозволено цензурою. — Ревель, 25-го Сентября 1892 г.

Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Линдфорса въ Ревелѣ.

Der griechische Mimus.

(Ein Vortrag.)

Wenn wir die Hochschule mit dem Worte Universitas bezeichnen, deuten wir damit an, daß sie eine einheitliche Heimstätte vieler verschiedener Wissenszweige ist. Verschieden sind sie aber von einander nicht nur in Bezug auf ihr Ziel und ihre Methode, sondern auch in Bezug auf die Art ihres Fortschrittes.

Als die Naturwissenschaften in unserem Zeitalter mit einer Staunen und Bewunderung erregenden Jugendkraft einen Triumph nach dem anderen ernteten, da schien es Manchem, als ob die Geisteswissenschaften in einen Zustand der Ruhe, des Alters getreten seien. Insbesondere sollte solches von einer der ältesten unter ihnen, der klassischen Philologie, gelten; sie wurde wohl gelegentlich als ehrwürdige Hüterin altererbter Schätze betrachtet, die aber selbst ihr Gut nicht mehr zu vermehren berufen sei.

Diese Auffassung ist aber vollkommen falsch. Im Gegentheil sehen wir, daß allüberall der Forschung neue Quellen erschlossen, neue Ziele gesetzt sind. Nicht das Ausbleiben des Fortschrittes haben wir zu fürchten, wohl aber, daß der rapide Fortschritt schließlich die Einheit der Wissenschaft sprengen könnte. Noch hält ein loses Band sie zusammen, die vielen Disciplinen, die das Sein und Leben der klassischen Völker erforschen. Aber schon werden Stimmen laut, die dieser Einheit den Untergang prophezeihen, schon sehen wir, wie einige vom Schicksal begünstigte ihre eigenen Wege zu wandeln beginnen und die Fühlung mit dem Mutterboden, dem sie entsprossen sind, beinahe verlieren. Andere haben einen Umfang erreicht, der über die Grenzen der griechisch-lateinischen Lebenssphäre weit hinausgreift. Es wird eine ernste Aufgabe der Zukunft sein, die scheinbar aus einander gehenden Wege schließlich wieder zu vereinigen und die für das gesammte Geistesleben so nothwendige

Befruchtung durch eine einheitliche Alterthumswissenschaft auch künftigen Geschlechtern zu Theil werden zu lassen.

Die gegenwärtige Generation hat zunächst die Aufgabe, die von allen Seiten herzuströmenden Schätze zu bergen, und da mag es wohl der Lauf der Dinge mit sich bringen, daß zuweilen das Neue vor dem Alten, das Besondere vor dem Gemeinsamen bevorzugt wird. Wie groß die Menge des Neuen ist, vermag ein Einzelner kaum zu übersehen. Was der Erdboden an Inschriften, an Sculpturen, an Gebäuden, an Ruinencomplexen wiedererstattet hat, wird in Wort und Bild allüberall gepriesen. Viel stiller und geräuschloser, aber niemals stillestehend vollzieht sich das Wachsthum des literarischen Nachlasses der Griechen und Römer. Die uns vorliegende Literatur der Alten ist nicht im Entferntesten etwas seit langer Zeit Fertiges, Abgeschlossenes. Noch in den letzten Zeiten hat sie so großen Zuwachs erhalten, daß es eine besondere Arbeit erfordern würde, diesen Zuwachs zu registriren und zu beschreiben. Ich will nicht davon reden, daß für weitaus die meisten Autoren erst unser Zeitalter die echten Textesquellen gefunden hat, daß für gar viele diese Arbeit noch zu thun ist; wenn man nur die neuen Texte ins Auge faßt, die das letzte Jahrhundert wiedergewonnen hat, so ist es eine kleine Bibliothek.

Vieles gehört der eigentlich gelehrten Literatur an. Erst unser Zeitalter hat ganz allmählich den Werth und die Bedeutung derselben begreifen gelernt; erst jetzt hat man ein systematisches Ausnutzen alter und neuer Bibliotheken begonnen; noch immer werden glänzende Funde gemacht, die ganze Zweige der antiken Wissenschaft in vollständig neuem Lichte erscheinen lassen; das Fundament wird neu, das Gebäude muß von Grund aus neu aufgeführt werden. Jeder Fund erweitert das Wissen, aber er stellt auch neue Fragen, von denen die Früheren nichts geahnt hatten. Aber außer der eigentlich gelehrten Literatur hat auch die Kunstprosa und nicht am wenigsten die Poesie reichen Zuwachs erfahren. Altberühmte Bibliotheken enthielten Handschriften und Palimpseste, die erst jetzt verwerthet wurden; die verbrannten Schriftrollen von Herculanum mußten aus dem Tode wiederauferstehen; die Klöster des Orients bargen ungekannte Güter. Vor Allem aber hat Egypten seine Gräber eröffnet: die Papyrusrollen, die den Todten beigesellt waren, bieten Texte, deren Vorhandensein Niemand zu hoffen gewagt hatte. Ja die Pappe, in welche die Mumien gewickelt waren, ist aus Papyrusstücken zusammengeklebt. Die Schriften wurden als Maculatur verkauft, wanderten in die Fabrik, wurden zu Pappe verarbeitet und bildeten Jahrtausende hindurch die Hülle von Todten, die als Lebende ptolemäischen Königen gehorcht hatten. In ihrem heiligen Dunkel haben sich die einstigen Bestandtheile selbst so unversehrt erhalten, daß sie noch heute lesbar sind.

So ist der Welt die Ueberraschung zu Theil geworden, daß neuerdings Stücke der platonischen Dialoge zu Tage kamen, die beinahe zu Lebzeiten des Meisters geschrieben waren.

Unter allen Gaben aber, die wir Egypten verdanken, sind die letzten die größten gewesen. Die Schrift des Aristoteles vom Staate der Athener hat eine Bewegung hervorgerufen, die weit über die Fachkreise hinausgegriffen hat. Und kaum war eine gewisse Beruhigung eingetreten, so ward uns ein zweiter Fund gemeldet, der dem ersten ebenbürtig zur Seite tritt. Ein antiker Dichter, den wir nur dem Namen nach kannten, von dem nur wenige dürftige Fragmente erhalten waren, von dessen Dichtungsart wir nur eine dunkele und — wie sich jetzt zeigt, gründlich falsche — Vorstellung hatten, ja dessen Zeit bestritten wurde, ist uns plötzlich wiedergeschenkt. Er heißt Herondas und lebte vermuthlich im dritten vorchristlichen Jahrhundert. Sieben Gedichte und kleine Reste von anderen, ungefähr 700 Verse, sind erhalten. Dieses kleine Büchlein enthält aber des Neuen und Bedeutenden mehr als sonst zuweilen ganze Bände. Es bietet aber auch neue Probleme in Fülle. Der Literaturgeschichte eröffnen sich ganz neue Perspectiven; denn diese Gedichte sind nur die letzten Glieder einer langen Kette. Die Ausbeute für die Cultur- und Sittengeschichte ist eminent. Die Religions-, die Kunstgeschichte erhalten ihren Antheil. Die Grammatik aber in allen ihren Zweigen und die Metrik werden harte Arbeit haben, ehe sie das neue Material bewältigen. Es ist die Sprache des gemeinen Lebens, aber der hellenistischen Zeit; es ist ein spätes Jonisch, aber mit fremden Elementen durchsetzt. Da lesen wir Flexionsformen, von denen der Verstand der Verständigen nichts geahnt hatte; dazu seltsame syntaktische Wendungen; endlich einzelne Worte, die völlig neu sind und der Erklärung harren.

Dazu ist der Text verderbt und durch kleine und große Lücken verstümmelt. Wer etwa gewohnt ist, die Arbeit des Philologen, das Recensiren und Emendiren der Texte als eine geringwerthige oder gar unnütze zu betrachten, der versuche es doch einmal, diesen Autor zu lesen, ohne die geschmähte Conjecturalkritik zu Hilfe zu nehmen. Hier erkennt er an einem handgreiflichen Beispiel, daß ganze Massen antiker Literatur so, wie sie uns vorliegen, nicht lesbar und nicht verständlich sind, und daß die aufgesammelte Arbeit der Jahrhunderte dazu gehörte, sie lesbar und verständlich zu machen.

Andererseits hat aber auch der Fachmann Gelegenheit, Bescheidenheit zu lernen und sich der Grenzen seines Könnens bewußt zu werden. Man vermuthete einmal, daß die Gedichte dorisch geschrieben seien, weil in einem zufällig erhaltenen Bruchstück die Worte κόρη τύ („Du Mädchen") vorkamen; denn τύ ist die dorische Form für σύ („Du"). Was finden wir

jetzt in dem erhaltenen Text: Die betreffende Dame wird überhaupt nicht mit „Du" angeredet, auch nicht mit dem Worte „Mädchen". Sie ist eine Frau, heißt *Κορυττώ* und wird einfach bei ihrem Namen gerufen, natürlich im Vocativ: *Κορυττοῖ*; und hieraus ist durch leichte Verderbung jenes *κόρη τύ* entstanden, gerade so wie alle die Tausende von Fehlern entstanden sind, die unsere Texte entstellen. Hier hatte man dem Text vertraut, und er hat das Vertrauen als neckischer Kobold getäuscht. Der Dialect ist keineswegs dorisch, sondern vielmehr jonisch.

Es wird noch lange dauern, bis die Feststellung und Erklärung des Textes ihre Hauptarbeit vollendet haben. Ja, auch eine erschöpfende Charakteristik des Autors geben zu wollen, wäre noch verfrüht. Nur Eines liegt schon heute klar vor Augen: die hohe Bedeutung eines ganzen Zweiges der antiken Dichtung, den man bisher nur wenig beachtet hatte, des griechischen Mimus. Es sei mir gestattet, die Entwickelung dieser Dichtungsart und die wesentlichen Merkmale, durch die sie sich von verwandten Arten unterscheiden, in gedrängter Kürze zu schildern.

Das Wort Mimus ist uns Allen wohlbekannt. Noch heute sprechen wir von der Kunst des Mimen und meinen damit die Kunst des Schauspielers, weil er gewisse Gestalten der Phantasie oder des Lebens nachahmt, denn der Begriff der Nachahmung im Allgemeinen bildet den sprachlichen Inhalt des Wortes. Aber nicht in diesem weiten, sondern in einem engeren Sinne faßte den Ausdruck ein origineller Dichter, der seine — in Form und Gehalt neuen — Gedichte zuerst Mimoi nannte.

Sophron, ein Sicilianer aus Syracus, lebte wohl um die Mitte des fünften Jahrhunderts vor Christus. Die Griechen des Westens besaßen in hohem Grade die Gabe scharfer Beobachtung des Eigenthümlichen und Charakteristischen der Menschennatur. Hier in Sicilien war aus volksmäßigen Anfängen eine Art von Komödie erwachsen, wie sie in Athen erst viel später zur Blüthe gelangte. Sophron aber lieferte keine Komödien, sondern lediglich kurze Dialoge. Personen des gewöhnlichen Lebens traten redend auf; sie unterhielten sich genau, wie sie es im Leben thaten, und über die Dinge des täglichen Lebens. Sie sprachen im heimischen Dialect, ja sogar in Prosa. Es war das der erste Versuch einer Prosadichtung überhaupt, ein gewaltiger, kühner Schritt. Alles war dem Leben abgelauscht, die Charaktere, die Art der Rede, die Stoffe der Unterhaltung. Wir dürfen glauben, daß die Treue und Wahrheit, mit der hier das alltägliche Leben geschildert war, ohne Beispiel dastand. Es hatte noch nie eine Poesie gegeben, der dieses Ziel als einziges vorgeschwebt hätte. Nichts lenkte die Aufmerksamkeit vom Dialog, von den Personen ab, nicht eine verschlungene Handlung, nicht das Bestreben, durch Witz und Komik Lachen zu erregen.

Die Menschen zu zeigen, wie sie wirklich waren, das war der einzige Zweck: es waren psychologische Skizzen.

Was uns die Alten darüber berichten, was wir aus den späteren Nachahmungen erschließen, wird durch die Titel und Bruchstücke bestätigt. Da treten Männer aus dem Volke auf, z. B. Fischer und Bauern; oder aber ein Bote, der aus der Ferne kommt und interessante Neuigkeiten (wahre oder auch unwahre) zu erzählen hat. Die Frauen wurden bei den verschiedensten Verrichtungen geschildert; das eine Mal, wie sie eins der großen Festspiele des Mutterlandes besuchen, das andere Mal, wie sie in düsterer Nacht beim blassen Mondlicht in abergläubischem Gebahren Spuk und Zauber treiben. Dann aber zu Hause in ihren vier Wänden, wie die junge Braut geschmückt wird, die dem Bräutigam zugeführt werden soll.

Noch heute erkennen wir, daß die Sprache einfach und volksmäßig war, mit charaktervollen Bildungen, mit kernigen Sprichwörtern durchsetzt. Diese Dialoge nannte der Verfasser μῖμοι und meinte damit nicht die Nachahmung im Allgemeinen, wie jede Poesie und besonders das Drama sie enthält, sondern in höherem Sinne die volle und treue Darstellung des wirklichen Lebens, nicht wie Sage und Tradition, Phantasie und Witz es erscheinen lassen, sondern wie es in nackter Wahrheit uns täglich vor Augen steht.

Der Mimus berührt sich offenbar mit dem Drama. Es ist eine dramatische Scene, die in sich abgeschlossen ist; aber sie könnte auch in einem größeren Zusammenhange stehen. Es fragt sich also, ob der Mimus neben dem wirklichen Drama, wie es sich historisch entwickelte, eine selbständige Stellung beanspruchen kann, oder ob er sich zu ihm verhält wie ein Theil zum Ganzen.

Dasselbe fünfte Jahrhundert, welchem der Sophronische Mimus angehört, erlebte die Blüthe der attischen Tragödie. Auch die Tragödie schildert Charaktere, aber ihre Kunst ist von der des Mimus verschieden. Die Tragödie ist die Darstellung der Heldensage in derjenigen Gestalt, die diese Zeit verlangte. Was einst der epische Dichter gesungen hatte, was die Chorlyrik in ihrer Weise verherrlicht hatte, das wurde jetzt als Leben und Gegenwart auf der Bühne geschaut. Es sind dieselben altbekannten, altvertrauten Gestalten, in ewig neuer Jugendkraft. Aber es sind nicht Menschen von heute, sondern Helden und Könige einer längst vergangenen großen Zeit; der Grundzug ihres Wesens ist gegeben: denselben zu variiren, ist Sache des Dichters.

Auch berichtet man nicht mehr die Reihe der Begebenheiten in endloser Folge, nicht auserlesene einzelne Thaten und Thatsachen, sondern das Wirken des Willens in leidenschaftlicher Erregung, den Kampf der

Leidenschaft, ihren Sieg, ihr Ende. Die Begebenheit ist der Körper des Kunstwerkes, aber die Leidenschaft ist seine Seele. So sind auch die handelnden Personen vor Allem Träger einer Empfindung, einer Leidenschaft und dadurch die Verkörperung ewiger Ideen, in denen die Kämpfe der Menschenseele ihren verklärten Ausdruck gefunden haben. Die einzelnen Züge dieser Empfindung, dieser Leidenschaft sind treu nach dem Leben gezeichnet; und was die Tragödie in dieser Richtung geschaffen hat, ist niemals übertroffen worden. Aber die Alltagserscheinung des Menschen zum Gegenstande einer porträtmäßigen Darstellung zu machen, ist nicht die Aufgabe der Tragödie gewesen, und wenn sie es versucht hat, auch diesen Zwecken zu dienen, hat sie an Größe und Würde mehr verloren, als an Wahrheit im Einzelnen gewonnen.

Eher könnte man das von der Komödie erwarten; nicht von der alten Komödie, in welcher übermüthiger Spott und genialer Witz die Schranken der Wirklichkeit durchbrach und die Dinge dieser Welt ins Reich der Phantasie versetzte. Wohl aber von der neuen Komödie, die doch das Leben und die Sitten der Gegenwart zu schildern unternahm. Ihre Vorläuferin, die sicilische Komödie, ist für uns leider verloren; nur die Bruchstücke des Epicharmus zeigen uns, daß hier zuweilen verwandte Töne angeschlagen werden. Dasselbe ist in der neuen Komödie der Fall, die wir genau kennen aus zahlreichen Resten der Originale und aus den erhaltenen römischen Nachbildungen. Auch hier werden in der That Figuren des gewöhnlichen Tageslebens gezeichnet, die Zeichnung selbst ist oft meisterhaft gelungen, und einzelne Scenen werden den Ruhm, vollendete Abbilder des Lebens zu sein, immer bewahren. Man könnte aus der neuen Komödie zuweilen vorzügliche Mimoi herausschmieden. Aber wenn wir die Gattung dieser Schauspiele als Ganzes betrachten, dann müssen wir das Gesagte bedeutend einschränken. Einmal sind die Elemente, aus denen die Handlung sich aufbaut, beschränkt. Gewöhnlich dreht es sich um eine Liebesgeschichte irgend welcher Art; der Sohn ist eine Verbindung eingegangen oder will eine Verbindung eingehen, die den Zorn der Eltern hervorruft; oft braucht er bedeutende Geldsummen, die er auf ehrlichem Wege nicht erlangen kann; so ist der Conflict gegeben. Die Lösung geschieht sehr oft durch listigen Betrug, wo dann der Sieger die Lacher auf seiner Seite hat. Der schlaue intriguante Sclave muß helfen, wo die Weisheit des jungen Herrn längst zu Ende ist. Oder aber die Lösung erfolgt in der sehr beliebten Weise, daß das umworbene Mädchen als Sclavin eingeführt wird und nachher als die einst geraubte Tochter eines reichen Mannes erkannt wird, wodurch sie ihrem brutalen Besitzer entrinnt und dann als gute Partie auch den Schwiegereltern genehm ist. Diese und ähnliche Conflicte wiederholen sich in mannigfaltigster

Gestaltung. Aber sie schildern das Leben doch nur von einer Seite; wüßten wir weiter nichts von dem damaligen Treiben, so wüßten wir wenig.

Ebenso verhält es sich mit den Charakteren. Die Väter oder auch die Mütter und die Söhne mit ihren Geliebten bilden den Mittelpunkt. Dazu treten die Sclaven. Mit unerschöpflicher Erfindungskraft sind die verschiedenartigsten Variationen dieser Figuren dargestellt. Man bewundert die fleißige Beobachtung, die eindringende Schärfe, mit der alle Nüancen entdeckt werden. Aber es ist eben ein enger Kreis, in dem wir uns bewegen. Wohl treten einige Lieblingsfiguren hinzu, der bramarbasirende Soldat, der ewig hungrige und darum schmeichelnde Parasit, der Kuppler, der Wechsler, einmal auch der Geizhals; aber die Fülle des Lebens ist damit nicht im Entferntesten erschöpft. Es sind im Grunde conventionelle Typen, die nur dadurch, daß sie innerhalb ihrer Grenzen endlos variirt werden, das Interesse fesseln.

Erwägen wir weiter, daß eine verschlungene Handlung, eine complicirte Intrigue zu Grunde liegt, die die Aufmerksamkeit von den Charakteren selbst ablenkt, endlich, daß die Komik ihr Recht fordert, daß, um das Lachen zu erregen, die Caricatur nicht gescheut wird, so können wir nicht leugnen, daß das Bild des Lebens, welches uns hier geboten wird, im Ganzen einseitig, im Einzelnen zuweilen verschoben ist.

Wir beantworten nunmehr die oben gestellte Frage dahin, daß das dramatische Element des Mimus von dem der Tragödie wesentlich verschieden, mit dem der Komödie nahe verwandt, aber nicht identisch ist. Daß aber die Dichter der neuen Komödie den Mimus gekannt und in ihrer Weise ausgenutzt haben, ist fast selbstverständlich.

Viel früher aber hatte die attische Prosa mit dem Mimus einen ewig denkwürdigen Bund geschlossen. Wir haben ein unverächtliches Zeugniß aus dem Alterthum, wonach kein Geringerer als Plato die hohe Bedeutung der Sophronischen Dichtung voll erkannt hätte: er soll diese Gedichte zuerst in Athen in Umlauf gesetzt haben, wo man die sicilische Localpoesie bisher kaum beachtet hatte. Er selbst verehrte und studirte sie, so daß die Legende berichtet, man habe die Gedichte oft unter seinem Kopfkissen gefunden. Insbesondere aber soll Plato für seine eigenen Gestalten die sophronische Art der Charakterzeichnung zum Muster genommen haben.

Auch Plato verfaßte Dialoge. Im Inhalte zwar waren sie weit entfernt von denen des Mimendichters: das Größte und Tiefste wird in diesen Gesprächen verhandelt. Aber die Einkleidung ist eine vollendet künstlerische. Hier waltet der Dichter und bildet Gestalten, die zum Vollkommensten gehören, was die dramatische Muse jemals geschaffen hat. Die einzelnen Personen leben und athmen; hier sehen wir Porträts nach dem Leben

gezeichnet; hier hat ein großer Maler der Natur die feinsten Züge abgelauscht. Jedes Individuum ist ein Ding für sich, das so nur einmal sein kann und nie wieder sein wird: ein ganzer Mensch, dessen Art zu denken, zu reden, zu wirken, zu genießen, dessen Erscheinung bis auf die Kleidung lebendig vor uns steht. Das sind wirkliche Menschen, wie nur wenige gottbegnadete Dichter sie zu formen vermochten.

Es ist selbstverständlich, daß Plato nicht alle die zahlreichen Personen, die er auftreten läßt, ins Feine malt; wir finden alle Abstufungen vertreten, vom vollendeten Porträt bis zur flüchtigen Skizze. Aber er hat uns Gestalten hinterlassen, die niemals verblassen werden. Wer sein „Gastmahl" mit empfänglichem Sinne gelesen hat, der trägt ein Bild in seiner Seele, das kein Hamlet, kein König Lear verdunkeln kann.

Plato ist noch ein Vertreter des freien Athen; aber bald nach seinem Tode brach die alte Freiheit und mit ihr das alte Griechenland zusammen. Ein neues Zeitalter bahnte sich an, welches in Staat und Gesellschaft, in Kunst und Literatur neue Wege einschlug.

Die Poesie der alexandrinischen Epoche hat eine eigenartige Physiognomie. Das klassische Griechenland hatte auf dem Gebiete der großen Kunst das Höchste geleistet. Das Epos, die Tragödie, die Lyrik des hohen Stiles ließen eine erfolgreiche Concurrenz nicht mehr hoffen. Nur die neue Komödie, deren wir oben gedachten, ragt tief in diese Periode hinein. Im Uebrigen treten neue Formen auf. Was man im Großen nicht erreichen kann, das sucht man im Kleinen zu erlangen; kleine, in sich abgeschlossene Gegenstände locken den Künstler und versprechen Erfolg.

Es ist das ein Zug, der nicht nur die Poesie, sondern — wie die Archäologen uns belehren — auch die bildende Kunst beherrscht. Alles Einzelne, was den Menschen umgiebt, wird mit Vorliebe dargestellt: die Landschaft, die Thierwelt, das Hausgeräth, die Speisen; der Malerei war das Stillleben nach holländischer Manier nicht fremd. Ebenso sucht man den Menschen in seiner alltäglichen Erscheinung zu fassen: besonders die niederen Stände, mit Vorliebe die einzelnen Berufszweige des Handwerks. Ebenso interessirt man sich jetzt für das Kind und sein Leben; Alles in Allem, das Genrebild beherrscht die Kunst. Greift man zu mythologischen Stoffen, dann werden auch diese zum Genrebild gestaltet. An die Stelle des Epos ist die poetische Erzählung getreten; die Geschichte von der Geburt des Herakles und seinem Siege über die Schlangen wird hier zu einer entzückenden Schilderung der Kinderstube; der Besuch des Herakles bei König Augias wird zu einer umständlichen Beschreibung eines reichen Gutshofes. Der Erzähler kann sich nicht genug thun in dem Bestreben, uns ein photographisch treues Bild der ganzen Situation zu bieten.

Es ist nun sicher kein Zufall, wenn gerade diese Zeit nach fast zweihundertjähriger Pause die Kunst des Sophron wieder aufleben läßt; die alten Mimoi werden wieder ans Licht gezogen; man beginnt damit, sie umzuarbeiten und ins Moderne zu übersetzen; bald aber geht man dazu über, neue originelle Werke in dieser Art zu schaffen. Nur verschmäht man die prosaische Form und kleidet die Dichtung in Verse. Von Theokrit wußten wir es längst, daß zwei seiner vorzüglichsten Dichtungen nach Sophron gearbeitet waren. Jetzt treten die Gedichte des Herondas hinzu, die selbständige Conceptionen sind, und ohne Weiteres ergiebt sich, daß auch bei Theokrit noch andere Gedichte als Mimoi eigener Erfindung anzusehen sind.

Wieder, wie bei Sophron, haben wir einen Dialog von knappem Umfang. An die Stelle des Dialogs kann auch ein Monolog treten, in welchem von den wechselseitigen Beziehungen berichtet wird. Wieder haben wir scharf umrissene Zeichnung nach dem Leben. Aber verschieden ist das Versmaß, verschieden der Ton der Darstellung, verschieden die Beleuchtung von Menschen und Dingen. Theokrit wendet den Hexameter an, das würdigste, vornehmste Versmaß. Herondas schreibt in Hinkjamben, bei denen der sechste Fuß den Jambus durch einen Trochäus ersetzt. So waren einst die Spott- und Bettelgedichte der Alten Jambographen in komisch hinkendem Tacte einhergeschritten, so daß das bewußte Negiren jeglicher Würde sich im Rhythmus wiederspiegelte. Wohl verlieren die Späteren das Gefühl für den Charakter des Verses und wenden ihn auf alles Mögliche an; Herondas aber ist noch ein treuer Schüler der derben Alten. Und daß das Versmaß von Bedeutung ist, sagt der Name, den die Gedichte tragen: er nannte sie Mimiamboi, d. h. Mimoi in Jamben. Wir dürfen vermuthen, daß in dem gewählten Namen der Gegensatz gegenüber dem nächsten Vorgänger Theokrit angedeutet wurde. Denn ein ähnlicher Unterschied wie im Versmaß waltet zwischen beiden Dichtern auch in anderen Beziehungen, ganz abgesehen davon, daß Theokrit sich überhaupt keineswegs auf den reinen Mimus beschränkt. Es gehören ja nur einige wenige seiner Gedichte hierher, und das Gesammtbild dieses Dichters ist von dem des Herondas grundverschieden. Bleiben wir aber bei den Mimen stehen, so müssen wir wenigstens einen wesentlichen Unterschied hervorheben.

Auch Theokrit schildert die Menschen, wie sie sind, aber es sind harmlose Naturen, die in ihrem kleinen Kreise dahinleben, wie ihre bescheidene Existenz es mit sich bringt. Ihre Tugenden und Fehler sind so groß und so klein, wie die der Durchschnittsmenschen. Eine gewisse Sympathie des Dichters für seine Gestalten verleugnet sich nicht; und ein gemüthvoller Humor bildet die Atmosphäre, in der sie athmen. Herondas kann ähnliche Gestalten schaffen; aber er bleibt dabei nicht stehen. Er schildert nicht nur

das harmlose Treiben, das der Markt des Lebens aufweist; unter dieser Oberfläche spielt sich gar Manches ab, was nur Wenigen erkennbar wird. Er beleuchtet auch tiefere und dunklere Abgründe der Menschennatur und bietet uns Bilder, die zum Theil Befremden und Staunen erregen. Hier wird nichts verhüllt und nichts beschönigt; die crasse Wirklichkeit wird in ungeschminkter Wahrheit vorgeführt. Wir haben Sittenbilder vor uns, die an erschreckender Natürlichkeit sich neben die Werke des modernsten Realismus stellen.

Und der Dichter meint es ernst mit der Wahrheit. Sollte er doch einmal die Schatten zu stark auftragen, gewollt hat er das nicht. Seine Absicht ist weder Caricaturen zu zeichnen, noch Satiren zu schreiben; er will weder als Spaßmacher Lachen erregen, noch als Sittenprediger bessern und bekehren. Er hält der Welt seinen Spiegel vor und fixirt das Bild, wie er es geschaut hat.

Es wäre eine lockende Aufgabe, diesen hellenistischen Mimus, die Gedichte des Theokrit und Herondas, hier im Ganzen und Einzelnen genauer zu betrachten und zu vergleichen: die eminente Lebenswahrheit, die volksmäßige Sprache, der Reichthum an kernigen Ausdrücken und besonders an Sprichwörtern fesselt den Beobachter. Ich will hier nur einen Punkt hervorheben: die Fülle und Mannigfaltigkeit der Motive. Diese Dichter beschränken sich nicht auf eine Seite des Lebens, ihr Blick ruht auf dem Ganzen; allüberall greifen sie hinein ins volle Menschenleben, und so sind diese wenigen Blätter denn inhaltsreicher als manches große Werk.

Es gereicht ihnen zu hohem Ruhme, daß sie öfter die Localität anschaulich darstellen oder doch durchschimmern lassen. Es wird dadurch ein fester Hintergrund geschaffen. Den Schauplatz bilden die Städte des griechischen Ostens Kos, Kyzikos, Alexandria. Es kann geschehen, daß große Entfernungen die Freunde trennen; wenn die Frau Gevatterin zu Besuch kommt, muß sie die Klage hören, daß man sie so selten zu sehen bekommt. Sie aber kann mit Recht zur Entschuldigung anführen, daß die Freundin auch gar zu weit draußen wohne, worauf diese wohl ihrem Unmuth Ausdruck verleiht, daß der Mann seine Wohnung hier am Ende der Welt gemiethet habe. Und wie beschwerlich ist der Weg! Die Gassen sind stellenweise so schmutzig, daß man in ihnen zu versinken fürchtet. Wenigstens entschuldigt man sich so.

Befinden wir uns aber etwa in der glänzenden Capitale der hellenistischen Welt, in Alexandria, dann fühlen wir das pulsirende Leben der Großstadt. Der Hof feiert ein Fest zu Ehren des Götterjünglings Adonis. Und was ein großes Schaufest am Ptolemäerhof bedeutete, das würden wir hier erfahren, wenn wir es sonst nicht wüßten. Das Gedränge in den

Straßen ist unendlich; man wird von den Massen fast erdrückt. Und da soll noch ein stolzes Viergespann seinen Weg finden. Kommt aber am Enge gar ein Zug edler muthiger Rosse aus dem königlichen Marstall, die bei der Feier mitwirken sollen, dann ist man in der That in Gefahr, von dem sich bäumenden Hengste erschlagen zu werden. — Nähert man sich der Festhalle, dann nimmt das Gedränge noch bedeutend zu. Aengstlich fragt man den Begegnenden, ob man auch wirklich hineinzudringen Hoffnung habe. Der Eingang aber durch den Thorweg ist eine Kraftprobe bedenklichster Art. Die Freundinnen fassen einander bei der Hand und so, zur Kette geformt, drängen sie sich unter Ach und Weh hindurch, und wenn nicht ein mitleidiger Mann sich ihrer annähme, würde es ihnen nicht gelingen, wenigstens würde das kostbare Festkleid zu Fetzen zerrissen werden. Ist man aber endlich in das Heiligthum gedrungen, dann erwarten den empfänglichen Zuschauer Genüsse für Auge und Ohr, die ihn in einen Taumel des Entzückens versetzen.

Und wem verdankt man all diese Freuden? Dem großen, mächtigen, reichen, freigebigen, prachtliebenden Könige. Sein Lob erklingt in allen Tönen, nicht immer ohne Berechnung. Alles hat er ja geschaffen! Ihm verdankt man auch die öffentliche Sicherheit. Es ist nicht mehr so wie früher, wo die bösen verhaßten Egypter Einen meuchlings überfielen und auf offener Straße beraubten.

Und von Alexandrias Ruhme sind alle Lande voll. Hier sind alle Schätze, ebenso aber auch alle Genüsse der Welt zusammengeflossen; und auch die Weisheit trinkt man hier an der Quelle: hier leben ja die berühmtesten Gelehrten, in deren genossenschaftlichem Verein alle Strahlen des griechischen Geisteslebens wie in einem Brennpunkt vereinigt scheinen. Da ist es kein Wunder, wenn auch dem von schwerem Kummer getroffenen, sonst aber rüstigen Manne der Freund als einzigen Ausweg anräth, nach Egypten zu gehen und in des großen Königs Sold zu treten.

Theokrit läßt uns in seinem schönsten Gedicht die Adonisfeier schauen. Herondas führt uns in einen Asklepiostempel und bietet uns eine Scene aus dem religiösen Treiben, die ihresgleichen sucht. Zwei Frauen betreten das Heiligthum, um für geschehene Hilfe in Krankheitsnöthen Dank und Opfer zu bringen. Sie sind nicht reich: auf ein Rind oder Schwein als Gabe müssen sie leider verzichten; aber den üblichen Hahn können sie erschwingen. Im Inneren des Tempels befindet sich eine ganze Reihe von Altären; Nebengottheiten und heilbringende Heroen haben hier ebenfalls eine Stätte. Nachdem alle einzeln angerufen und zutraulich begrüßt sind, auch der Hygieia eine Votivtafel gewidmet ist, haben sie ihrer frommen Pflicht durchaus Genüge gethan. Weiter reicht ihre Verbindlichkeit gegen die Gottheit

nicht; und nun beginnt das behaglichste Plaudern. Der ganze Tempel ist ein Museum, gefüllt mit prächtigen Kunstwerken, besonders Sculpturen, Alles Geschenke der dankbaren Verehrer. Da steht ein reizendes Mädchen und blickt hinauf nach dem Apfel; dort der Knabe mit der Gans; und dort die Porträtstatue einer bekannten Dame, wie sie leibt und lebt, und vieles, vieles Andere. Die guten Frauen mustern ein Stück nach dem anderen mit naivem Staunen und kindlicher Begeisterung. Sie machen genau dieselben Bemerkungen, die dem heutigen Museenbesucher oft genug ein schwerzuverbergendes Lächeln abnöthigen. Man muß das lesen, um die prächtige Lebendigkeit dieses weiblichen Kunstenthusiasmus zu würdigen. Von irgend welcher Heiligkeit des Ortes ist auch nicht im Entferntesten die Rede; man genirt sich in keiner Weise. Zum Schluß tritt der Tempeldiener ein und meldet mit geflissentlicher Liebenswürdigkeit, daß das Opfer aufs Beste gelungen sei und der Gott es auf das Allergnädigste aufgenommen habe. Er hält ein kurzes Gebet zu Gunsten der beiden frommen Damen und ihrer ganzen werthen Familie. Dadurch sind auch diese tief befriedigt; sie hoffen bald wiederzukehren, dann aber mit Mann und Kind und noch viel reicheren Opfergaben. Zuletzt vertheilen sie einige fette Bissen, aber mit kluger Berechnung des praktischen Nutzens; und der Tempeldiener geht nicht leer aus.

Auch die Rechtspflege ist vertreten. Wir sind bei Herondas Zeugen einer piquanten Gerichtsverhandlung, bei der ein sehr übel berüchtigter Mann den Ankläger spielt und selbst die Anklagerede hält. Der junge, reiche, übermüthige Besitzer eines im Hafen liegenden Schiffes hat ihm offenbar übel mitgespielt, sein Haus gestürmt und demolirt, ihn und die Seinen mißhandelt ꝛc. Und jetzt steht er da vor dem Richter — und wagt noch zu lachen! Der Kläger giebt sich alle erdenkliche Mühe, einerseits für sich trotz seiner gesellschaftlichen Stellung wenigstens ein Fünkchen von Mitgefühl zu erwecken, dann aber an den Localpatriotismus der vornehmen Herren Richter zu appelliren, deren Ehre angeblich dadurch gekränkt werde, daß in ihrem Weichbilde solche Gewaltthat verübt worden. Alle Nichtbürger seien ja in seiner Person bedroht; man müsse sie schützen. Im Uebrigen will er vor Allem eine Geldentschädigung haben; wenn er sein Geld bekommt, ist er zu Allem bereit. Natürlich verfehlt er nicht, in pomphaften Worten alle Götter zu Hilfe zu rufen. Es wäre von höchstem Interesse, nun auch die Gegenrede und den Richterspruch kennen zu lernen. Aber mehr hat der Dichter uns nicht geboten.

Zur Physiognomie der Gesellschaft gehört auch Handel und Wandel. Der Handwerker, der Krämer, das Treiben im Laden, die Stellung des Publicums zur Waare und zum Händler weist überall ähnliche Züge auf,

und ist doch nach Ort und Zeit verschieden. Herondas führt uns in einen stattlichen Schusterladen. Der Meister sitzt vor seiner Thüre: da naht eine Gesellschaft von Damen, um bei ihm Einkäufe zu machen. Er läßt ihnen höflich eine Bank hinstellen, und eine ganze Weile wird draußen vor der Thür verhandelt. Es erweist sich aber doch als nothwendig, die großen Vorräthe fertiger Schuhe, die in dem Laden aufgestellt sind, im Ganzen zu besichtigen, und so fordert er seine Kunden auf, sich doch hineinzubemühen; und nun entspinnt sich eine Kaufscene der ergötzlichsten Art. Die Schuhe sind offenbar das Feinste, was es giebt, aber auch sehr theuer; wir hören von phantastischen Preisen. Jede Partei sucht nun ihr Interesse zu wahren und deshalb den Gegner bei guter Laune zu erhalten. Zuerst zählt der Schuster ihnen alle die Arten von köstlicher Fußbekleidung auf, die da beisammen sind: in einem Athemzuge achtzehn Namen, fünf ganze Verse füllend, ein prasselndes Schnellfeuer von Worten. Die Damen sagen, durch solche Donnerworte werde er sie in die Flucht schlagen; er möge lieber kurz und gut den Preis des einen Paares nennen. Der Händler aber will mit der Sprache noch nicht heraus; sie mögen doch selbst den Werth abschätzen, dabei murmelt er leise für sich, diesmal werde ihm der fette Bissen nicht entgehen. Endlich wird die Summe doch genannt: ca. 80 Mark. Jetzt ist es an der Käuferin, ihre Kunst zu zeigen. Sie fängt von ganz anderen Dingen an und erzählt scheinbar zufällig, daß die und die Freundin nächstens Hochzeit mache und sie sowohl, als auch die Mutter dann viel, sehr viel Geld für Schuhe ausgeben würden, es sei ja wohl möglich, daß man sich an diese Firma wende. Oder sie führt ihm schalkhaft zu Gemüthe, daß, wenn ihm das Glück zu Theil werde, einem so zierlichen Füßchen Schuhe anzupassen, er dieses doch auch in Anschlag bringen müsse. Nach dieser Einleitung fragt sie nach dem Preise eines zweiten Paares. Der gewandte Kaufmann läßt sich aber nicht irremachen; er hat noch allerlei Mittelchen in der Reserve. Der neue Schuh soll angepaßt werden; dabei erblickt er den alten und ist entsetzt, ja entrüstet über dessen ungeschlachte Derbheit. Dagegen sitzt der neue natürlich seiner Meinung nach so unvergleichlich schön, daß auch die Göttin Athene ihn nicht besser hätte machen können. Wir zweifeln nicht, daß man zuletzt handelseinig wird.

Wir hören, daß gewisse Gewerbe in strengster Heimlichkeit betrieben werden. Man sucht die hohen Steuern zu umgehen, wenigstens sagt man so; es mag aber wohl noch andere Gründe geben, das Licht des Tages zu scheuen. Die Producte werden in aller Stille ins Haus gebracht, hier bewundert und gekauft. Die Käuferin schweigt sicherlich, so daß es nicht leicht ist, die Adresse des vorzüglichen Handwerkers zu ermitteln; ohne gute Connexionen gelingt es gar nicht. Aber auch wenn man den Meister kennt,

hat es seine Schwierigkeiten, die genügende Anzahl Exemplare zu erlangen. Die glückliche Besitzerin eines Stückes erzählt der sehnsüchtigen Nachbarin, daß der Mann noch ein zweites besaß; sie hatte alle Künste daran gesetzt, es zu erlangen; sie hatte ihn gebeten, ihn gehätschelt, seinen kahlen Schädel gestreichelt, ihn mit trefflichem Wein regalirt, und — Alles umsonst.

Eine andere Reihe von Bildern gewährt uns einen Einblick in das Leben des Hauses, der Familie. Hier treten die Frauen noch mehr in den Vordergrund, als sonst. Die Männer lernen wir nur indirect kennen. Aber das Treiben der Frauen wird in reicher Abwechselung vorgeführt. Man besucht sich; die Visiten sind an der Tagesordnung. Man erweist sich kleine Dienste; man leiht sich allerlei und ist entrüstet, wenn die Entleihende es ohne Erlaubniß weiter giebt. Man erzählt sich Geheimnisse, um sie im nächsten Moment auszuplaudern. Das Gespräch dreht sich um altbekannte Themata, vor Allem die Toilette; jedes einzelne Stück wird genau kritisirt: der Stoff, der Schnitt, der Preis.

Ein Lieblingsthema der Frauen ist die Magd, die Sclavin. Diese unglückselige Person ist stets an Allem schuld, was geschieht und — was nicht geschieht. Es würde eine besondere Studie erfordern, um alle die Mängel aufzuzählen, über die die Hausfrau klagen zu müssen glaubt; keine Gelegenheit, keine Zeit, kein Ort, selbst der Tempel nicht, schützt die Magd vor einer Fluth von Vorwürfen und Schmähreden. Uebrigens behandelt der Schuster seinen Sclaven nicht besser. Im Ganzen bleibt es beim keifenden Schelten und beim Drohen. Daß es sich aber gelegentlich auch um ernstere Dinge handelt, zeigt ein Gedicht des Herondas, wohl das düsterste seiner Bilder, in welchem eine ihren Lüsten und Launen schrankenlos ergebene Frau ihren Sclaven auf nichtigen Verdacht hin zu Martern verurtheilt, die ihm das Leben kosten würden. Schon ist er zu sofortiger Execution abgeführt, da gelingt es einer in Gunst stehenden Mitsclavin Begnadigung zu erflehen, die jetzt eben so launenhaft ertheilt wird, wie das Urtheil willkürlich war. Es ist ein Nachtstück, das eine Welt von Schlechtigkeit enthüllt.

Nicht freundlicher ist der Ton, in dem gelegentlich vom Gatten und Hausherrn gesprochen wird; auch hier gereizt, empfindlich, scheltend. Er gönnt seiner Gattin den Verkehr mit der Frau Base nicht; soll er eine Besorgung machen, so kauft er thöricht ein und verschleudert das schöne Geld. Bekommt er sein Frühstück nicht zu rechter Zeit, so ist er fürchterlich.

So schwatzt man fleißig fort und spricht sich den Groll vom Herzen. Sehr peinlich ist es aber, wenn man dann plötzlich bemerkt, daß das kleine Söhnchen Alles gehört hat und nun mit großen Augen die Mutter anstarrt: es hat wahrhaftig Alles verstanden, und nun muß es ihm schnell wieder ausgeredet werden.

Dagegen fehlt es auch nicht an einem Gegenstück. Ein Beispiel von Frauentreue liefert Herondas, das ihm und seinem Modell zur Ehre gereicht. Hier ist Festigkeit des Willens mit so viel Weichheit und Milde des Wesens gepaart, daß die liebenswürdige anmuthige junge Frau alle Sympathie verdient.

Eines darf aber nicht übergangen werden, die Erziehung der Kinder. Was Theokrit und Herondas hiervon berichten, ist schlimm genug. Schon gegen das kleine Kind ist die Mutter, wenn ihre Bequemlichkeit gestört wird, rauh und unfreundlich. Da sie ausgehen will, fährt sie den weinenden Knaben an und verschmäht das übelste Mittel — das Bangemachen — mit nichten; sie droht ihm mit Gespenstern und bösen Thieren. Was soll man da von der wirklichen ernsten Erziehung erwarten? Bei Herondas haben wir ein drastisches Beispiel. Bei dem gestrengen Herrn Lehrer erscheint die zornige Mutter mit ihrem mißrathenen Sohne. Sie zählt mit großer Zungenfertigkeit alle die vielen bösen Streiche auf, die er täglich begeht: lauter frappante Züge aus dem Leben wohl aller Zeiten. Der Lehrer wird ersucht, die härteste Züchtigung vorzunehmen. Das geschieht in fast grausamer Weise: der Mutter aber ist das noch nicht genug; ihrem rohen Zorne ist noch lange nicht Genüge geschehen. Ueberhaupt zeigt aber die Mutter so viel Gemüthsrohheit, ja Brutalität, daß man sehr wohl begreift, daß solch eine Erzieherin nur solche Zöglinge aufweisen kann. Sie erntet, was sie gesäet hat.

So zieht das Leben einer längst vergangenen Zeit an uns vorüber, in bunten wahrheitstreuen Bildern. Ich habe nur einiges Wenige ausgewählt, und auch dieses nur in flüchtigen Strichen angedeutet. Der Reichthum dieser Dichtungen läßt sich in einer Skizze nicht entfernt erschöpfen.

So viel aber wird wohl aus dem Gesagten hervorgehen, daß der Mimus in seiner eigenthümlichen Entwickelung eine besondere und eigenartige Stellung einnimmt, neben dem Drama und zum Theil über ihm. In alter Zeit im fernen Westen entstanden, hat er auf die attische Literatur seine Wirkung nicht verfehlt, die im philosophischen Dialog und in der Komödie zum Ausdruck gelangt. In alexandrinischer Zeit erlebt er eine zweite hohe Blüthe. Und endlich hinterläßt er eine Spielart, die ihn selbst überlebt hat: die bukolische Poesie. Diese Zeit verbindet mit dem vollendeten Realismus die sentimentalste Schwärmerei für das Land und die Natur, ihre Stille, ihre Einfalt. Aus diesem Geiste heraus, von persönlichen und gesellschaftlichen Erlebnissen angeregt, schafft Theokrit seine Schäfer und Hirten. Waren diese Gestalten einmal gegeben, dann brauchte nur die Kunstform des Mimus auf sie übertragen zu werden, und die idyllische Schäferpoesie war fertig. Es sind lediglich stilisirte Mimoi.

Beides, die echten Mimoi und die unechten bukolischen Bastarde, haben die Römer auf ihren Boden übertragen. Den bukolischen Gedichten aber wurde das seltsame Glück zu Theil, noch nach Jahrtausenden einer höfisch raffinirten Gesellschaft die Traumbilder der verlorenen Einfalt und Unschuld vorzuspiegeln.

Die ganze Entwickelung liegt jetzt klar vor uns, dank dem neuen großen Funde. Wir aber bewundern aufs Neue die Schöpferkraft des hellenischen Geistes. In seiner Epigonenzeit schafft er Gebilde, die an derber Wahrheit dem Besten zur Seite treten. Immer neue Gestaltungen entsprossen dem Mutterboden griechischer Poesie. Alle Formen der Kunst haben hier ihre individuelle Ausgestaltung erfahren. Diesem Volke war es beschieden, alle Kräfte, die der künstlerischen Menschenseele von der Gottheit verliehen sind, zu entwickeln. Alle Höhen haben sie erstiegen, alle Tiefen haben sie ermessen.

Die Summe dessen, was sie uns hinterlassen haben, soll uns ein hohes und heiliges Vermächtniß sein. Mögen wir es nie verlernen, aus diesem Urquell unseres eigenen Geisteslebens zu schöpfen; mögen wir es nie verlernen, aus den wirren Tendenzen des Tages zu fliehen in dieses Reich der reinen Formen.

Mögen aber auch Diejenigen, welche zu Hütern dieser Schätze bestellt sind, dessen eingedenk sein, daß ihren Händen der Schlüssel anvertraut ist, daß es ihr erster und vornehmster Beruf ist, ein lebendiges Verständniß für die großen und ewigen Schöpfungen des Alterthums zu erwecken und zu erhalten. Sollten sie selbst das heilige Feuer erlöschen lassen, dann dürften sie nicht klagen, wenn die Welt sich abwendete von ihnen und von dem, was sie vertraten.

Die gnädige Vorsehung aber, die bis heute die Güter hoher und edler Menschenbildung behütet hat, sie wolle sie auch ferner mit ihrer starken Hand beschirmen.

Prof. W. Hoerschelmann.

Russische Dichter und Schriftsteller in Livland.

(Fortsetzung.)

Im April 1816 ist Shukowsky wieder in Dorpat und schreibt seiner Nichte nach Dolbino: „Hier geht's ziemlich ruhig her! Es giebt keine Mißverständnisse mehr. Mit Moier bin ich in Allem einverstanden, wir sprechen oft ausführlich von unserer gemeinschaftlichen Lebensaufgabe: dem Glücke Maschas." Er macht eine Excursion in die malerischen Gegenden Livlands, eine Badereise nach Reval, studirt Pestalozzis Schriften und besucht die nach Pestalozzischen Grundsätzen eingerichtete Privatlehranstalt von M. Asmuß[1] in Dorpat. Er suchte für die Kinder seiner Nichte Awdotja Petrowna einen tüchtigen Hauslehrer, dachte zuerst an Weyrauch, empfahl aber schließlich C(edergreen)[2] mit den Worten: „C. ist ein Deutscher, folglich wird er gründlichen Unterricht ertheilen."

Erst zu Weihnachten 1816 kehrt Shukowsky nach Petersburg zurück, ist aber im Januar 1817 schon wieder in Dorpat, um bei der Hochzeit Moiers mit Sascha am 14. Januar anwesend zu sein. In diesem für die Universität sehr kritischen Jahre 1816 hat sich Shukowsky als ein treuer

[1] A. a. 315. Asmuß, Martin, aus Lübeck, geb. 18. Sept. 1784, phil. 1807—11. 1811—14 wissenschaftlicher Lehrer an der Töchterschule, 1814—17 an der Kreisschule, 1817—27 Liquidationscommissär des Dorpatschen Landgerichts, 1827—28 wissenschaftlicher Lehrer an der Töchterschule, 1828—35 stellvertretender und 1835—44 etatmäßiger Buchhalter der Universitätsrentei in Dorpat. Collegienassessor. † 22. Juli 1844.

[2] A. a. 703. Cedergreen, Joh. Gotth. Christ., aus Livland, geb. 31. Jan. 1793, theol. philol. 1811—13, 1816—17, 1821—24. 1824—37 wissenschaftlicher Lehrer am Gymnasium in Reval, 1837—49 Oberlehrer am Gymnasium in Dorpat. Emeritus daselbst. Collegienrath † zu Dorpat 16. Oct. 1872.

Freund der angefeindeten und in ihrer Existenz bedrohten Bildungsstätte bewiesen. In der juristischen Facultät waren zwei durchaus ordnungswidrige Promotionen vor sich gegangen. Die Sache, obschon von dem Conseil (Senat) schon selbst untersucht und cassirt, machte böses Blut: dem Minister der Volksaufklärung, Fürsten A. Golizyn, genügte die Bestrafung nicht, die ganze Universität sollte bestraft, vielleicht gar aufgehoben werden! Der Einfluß des Curators M. Klinger schien den Schlag nicht abwehren zu können, er legte sein Amt im December 1816 nieder. Die kaum 14 Jahre alte Universität hatte noch keinen Fürsprecher in Petersburg — da nahm sich Shukowsky ihrer an. Er schrieb seinem Freunde A. Turgenjew, welcher damals bei Golizyn auf der Höhe seines Ansehens stand (Russkij Archiv 1867, 805): „Bestraft die Schuldigen, schont aber die Universität. Sie geräth so schon in Verfall, weil die Regierung ihre Hand von ihr abzieht. Soll denn Alles bei uns vergehen, ehe es Früchte getragen? Soll Rußland denn einen Haufen von Ruinen darstellen, auf welchen Lorbeeren zwar hervorsprossen, aber gleich vertrocknen? Bedenkst Du, lieber Bruder, was aus Dorpats Universität nach einem halben Jahre wird, wenn nichts für sie geschieht? Parrot[1], einer ihrer besten Professoren, muß Schulden halber sein Haus verkaufen und irgendwo eine Lehrerstelle suchen — er soll also in einer Periode seines Lebens, wo andere ruhig die Früchte ihrer Arbeit genießen dürfen, von vorn anfangen, bei einem Privatmanne sich verdingen und für alle seine Verdienste um die Universität am Hungertuche nagen? Das preßt mir das Herz ab und läßt mich auf die mir gewährte Pension" (soeben hatte Kaiser Alexander dem jungen Dichter eine lebenslängliche Pension von 4000 Rbl. verliehen) „mit scheelen Augen sehen: ich, ein junger Mensch, ohne Familie, bin auf mein ganzes Leben sicher gestellt worden — und wofür? Dafür, daß ich mich damit amüsirt habe, Verse zu schreiben. Und was fällt ihm, dem Familienvater, der sein ganzes Leben hindurch sich abgemüht hat, an ganz anderen, wichtigeren Dingen zu arbeiten, als ich — was fällt ihm als Belohnung zu? Dieselbe Armuth, mit welcher er seine Laufbahn begonnen hat! Armuth im Alter, also hoffnungslose! Bedenkt doch: Professoren mit Bettelstäben entlassen! Schützet doch des Kaisers Ehre vor ganz Europa — Europa wird über ihn in einer Sprache herfallen, die ihm sehr unangenehm wäre — und Europa hätte Recht!" Und in einem zweiten Briefe an denselben: „Klage die schuldigen Professoren der Universität an, nenne sie, wie Du willst; das Anathema darf aber doch nicht die ganze Universität treffen.

[1] Parrot, Georg Friedrich, der einstige Zögling (1782—86) und Schulfreund Cuviers auf der hohen Karlsschule. S. meinen Aufsatz: „Balten, Russen und Polen in der Karlsschule" in der „Nord. Rundschau" 1884, II. Bd., 3. Heft, und in dem Jahresbericht der Felliner literarischen Gesellschaft, 1884, S. 21.

Es giebt hier vortreffliche Männer. Obenan steht für mich, sogar meinem Herzen nah, Parrot, mit seinem klaren Verstande und seiner edlen Gesinnung. Dann nenne ich Dir noch Ewers — nicht den alten, der ist für mich ein Heiliger — nein, den jungen, welchem Schlözer mit seinen stumpfen Krallen die Augen auskratzen wollte[1]; er ist ein rechtlicher, bravgesinnter Mann, der seiner Stellung keine Schande machen wird. Von Moier will ich schon gar nicht reden, er steht mir so nahe — aber da sind noch viele Andere. Die Universität als solche muß Euch heilig und unantastbar sein — warum sie vernichten? Antworte mir umgehend."

Am 14. Januar 1817 wurde Fürst Lieven, der Vertraute Kaiser Alexanders, zum Curator der Universität Dorpat ernannt und damit war die Krisis gelöst, denn für Lieven „war es eine Ehren-, ja eine Herzenssache, Dorpat zu beschützen". Shukowsky aber besuchte fleißig Ewers' Vorlesungen über russische und allgemeine Geschichte, dichtete den „Wadim" zu Ende und gab sich ganz den literarisch-künstlerischen Strebungen der ihm lieb gewordenen Kreise hin. Da wurde er zum Lehrer der russischen Sprache bei der Großfürstin Alexandra Feodorowna, Gemahlin des Großfürsten Nikolai Pawlowitsch, ernannt, und gehörte von nun an ganz der großfürstlichen, später kaiserlichen Familie an, deren Thronfolger Alexander II. zu erziehen ihm später vergönnt war. Im Januar 1818 verließ er Dorpat zum Jubel seiner Freunde, daß er endlich in sein Vaterland zurückkehre, vom Deutschthum losgerissen.

Meint ja doch auch Polewoi S. 469: „In Dorpat, mitten unter deutschen Professoren lebend und sich ausschließlich in deutsche Poesie vertiefend, fing Shukowsky sogar an einen gewissen Reiz in dem enggeschlossenen Leben eines kleinen deutschen Universitätsstädtchens zu finden, so daß seine Freunde häufig ohne Erfolg ihn aus Dorpat nach Petersburg zu locken suchten, indem sie ihm seine Zukunft und seine Carrière vorhielten," und 474: „Von dem Dörptschen Leben hingerissen, mehr und mehr in den engen Rahmen des Lebens in einem kleinen deutschen Städtchen verstrickt, fühlte sich Shukowsky auch immer mehr verknüpft mit jenen engen, begrenzten, kleinlichen Idealen, denen sich die Poesie eben nur in Centren wie Dorpat hingeben kann." Von nun an besucht Shukowsky sein geliebtes Dorpat nur noch selten und zu kurzem Aufenthalt. Zum Abschiede übersetzte er Goethes „Trost in Thränen", wozu Weyrauch die Musik componirte.

Im September 1820 fuhr er über Dorpat und Riga nach Berlin. Im Jahre 1822 zog Wojeikow mit Sascha nach Petersburg, und Letztere

[1] Schlözer, Professor und Akademiker in Petersburg 1761—67, † 1809, lag mit Ewers wegen dessen historischer Hypothese über die Abkunft Ruriks in heftiger wissenschaftlicher Fehde. S. Anders, S. 220.

eröffnete einen von den gebildeten und schöngeistigen Kreisen der Residenz viel besuchten und bewunderten Salon in Shukowskys Wohnung am Newski, gegenüber dem Anitschkow-Palais.

Im October 1822 begleitete Shukowsky Frau Protassow nach Dorpat zurück und genoß dort wieder eine poesievolle Zeit. Er schreibt nach Dolbino an seine Nichte: „Du wolltest Deinen Sohn in Petersburg studiren lassen — nein, schicke ihn nach Dorpat. Dort wird er Liebe zur Arbeit bekommen, da sind viele russische Studirende und vor Allem: da sind Moier und Mascha." Seine Nichte Sascha lebte mit ihrem Manne in Unfrieden, und Shukowsky drang vergeblich auf Scheidung oder wenigstens Trennung. Ende Februar 1823 begleitete Shukowsky seine Nichte mit ihren Kindern nach Dorpat und verlebte dort wieder ein paar köstliche Wochen, nicht ahnend, daß es das letzte Mal sei, wo er sich des Beisammenseins mit der angebeteten Nichte Marie erfreuen sollte. Denn kaum nach Petersburg zurückgekehrt, erhielt er die Schreckensnachricht von ihrem am 17. März erfolgten Tode. Tief erschüttert fuhr er sofort nach Dorpat zurück, um ihrer Beerdigung beizuwohnen. „Mascha ist mir nun ein himmlisches, der irdischen Bande entrücktes Wesen . . . sie ist mir gegenwärtig wie vordem, der Gedanke an sie . . . wird mir Religion . . . uns Allen ist Mariens kleine Tochter Katja ein Trost. Du, treue Freundin, kannst ihr künftig erzählen, welch ein Engel ihre Mutter war," schreibt er von Dorpat aus am 28. März an seine Vertraute Awdotja Petrowna in Dolbino.

Maschas Grab auf dem Kirchhofe in Dorpat wurde für ihn ein Wallfahrtsort, den er, so oft es ihm möglich war, aufsuchte. Wenn er von Petersburg nach Dorpat fuhr, so begrüßte er zuerst, von der Poststraße rechts abbiegend, die Ruhestätte der theuren Dahingeschiedenen, wenn er nach Petersburg zurückfuhr, machte er hier seinen Abschiedsbesuch.

Wie oft hat er nicht in den 17 Jahren, ehe er Rußland verließ, diese Stätte des Friedens besucht! Wie zog es ihn in seinen spätesten Lebensjahren hierher zurück! Hier wollte er sein Leben beschließen, hier auch seine Ruhestätte aufschlagen — aber es kam anders, als er wünschte.

Im Sommer 1824 brachte er seinen geisteskranken Freund, den unglücklichen Dichter

Konstantin Nikolajewitsch Batjuschkow,

nach Dorpat, um ihn hier ärztlich behandeln zu lassen. Man rieth ihm aber, den Kranken nach Sonnenstein bei Dresden zu schicken. Shukowsky besorgte ihm eine ärztliche Begleitung dahin[1]. „Am Tage, da Batjuschkow

[1] Batjuschkow (1787—1855) ein großes, dichterisches Talent und einer der vorzüglichsten Uebersetzer, welche die in diesem Gebiete so reiche russische Literatur aufzuweisen hat. Seine dichterische Thätigkeit in freundlichem Mitbewerb mit Shukowsky,

nach Süden fuhr, reiste ich nach Norden, nach Petersburg, und hielt beim Grabe Mariens, wie immer, an; da ergoß sich Friede und Trost in meine Seele."

Die nächsten Jahre war Shukowsky durch seine Stellung an das Kaiserhaus gebunden und kam selten nach Dorpat. Im April des Jahres 1829 besuchte er auf der Hin- und Rückreise bei Gelegenheit der Krönung in Warschau sein liebes Dorpat. In demselben Jahre hatte er seine Nichte Sascha verloren, die Seidlitz im Kirchhof zu Livorno auf seinen Wunsch mit eben solch einem Kreuz und eben der Inschrift bettete, wie sie Shukowsky sechs Jahre vorher auf das Grab der abgeschiedenen Schwester Marie in Dorpat gesetzt hatte. Drei Kinder brachte Seidlitz zur Großmutter Protassow in das Moiersche Haus nach Dorpat. Der Sohn Andrei war auf Shukowskys Verlangen in Genf in einer Erziehungsanstalt geblieben: „Es ist das Beste, daß er dem Einflusse seines Vaters entzogen werde. Er soll fünf Jahre in Genf bleiben, dann in Dorpat studiren und auf eine deutsche Universität geschickt werden. Das ist schon meine Sache, die Hauptsache bleibt, ihn vor dem Vater zu retten."

„Du (Seidlitz) hast erfüllt, was Du der Schwester einst versprochen. Am Grabe der Dahingeschiedenen seid Ihr Euch begegnet: sie stand unsichtbar aus jener Welt da zum Willkommensgruße — Du beim Austritt aus dieser Welt zum Abschiede. Auf Alexandrinens Grab „werden Rosen blühen[1]", welche Du gepflanzt hast. Deine Gegenwart an ihrem Sterbebette hat ihr in der letzten Stunde Trost bringen können und hat auch uns getröstet. — Die Mutter weiß noch nichts; morgen fahre ich nach Dorpat und bleibe einige Wochen dort. Das Schicksal der Kinder ist geordnet."

„Die beiden ältesten Kinder," schreibt er an einer anderen Stelle, „sind jetzt hier, die Kaiserin läßt sie im Katharinenstift erziehen. Einstweilen sind sie in Zarskoje Selo bei der Gräfin Tolstoi. Die kleine Mascha, ein heiteres, liebliches, zuthätiges Kind, wird vorerst bei der Großmutter

dem er sich aber unterordnete (z. B. Brief vom 14 November 1814: „Du schreibst Balladen? Sonderling! Ueberlaß diese Kleinigkeiten uns und mache Dich an etwas Größeres!) dauerte leider nur von 1805—20. Schön sagt der „russische Lessing" Bjelinsky (Werke, Moskau 1874. VIII, 153) über die Beiden: „Der Name Batjuschkows ist mit dem Shukowskys verbunden, gemeinschaftlich wirkten sie in den besten Jahren ihres Lebens; sie trennte das Geschick, aber ihre Namen kommen, ich weiß nicht wie, dem Kritiker und Literaturhistoriker immer zusammen in die Feder. Batjuschkow hat eine hervorragende Stellung in der russischen Literatur, und zwar gleich nach Shukowsky."

[1] Das Lied „Wenn die Rosen blühen, hoffe, liebes Herz; still und kühl verglühen wird der heiße Schmerz", von Shukowsky gedichtet, von Weyrauch in Musik gesetzt, war ein Lieblingslied der Verstorbenen gewesen.

bleiben. Im April habe ich sie in Dorpat gesehen. Dort ists mir, als befände ich mich in einer Wüste! Nur die liebe Stimme von Mariens Katja belebt sie von Zeit zu Zeit. Die beiden Mädchen sind wie Blumen, welche ihre Mütter uns aus der Erde wachsen lassen. Aber wo sind ihre Mütter? Sie ruhen in Gräbern, welche ihrem Leben gleichen: das eine Grab, von bescheidenen Blumen umgeben, in tiefer Stille an der Landstraße, von der untergehenden Sonne hellgolden beleuchtet; das andere unter dem heiteren Himmel Italiens, von duftenden Orangen beschattet."

„Die letzten Augenblicke des scheidenden Jahres 1830 habe ich zwischen zwei Gräbern zugebracht."

Erst im Sommer 1836 verbrachte Shukowsky wieder eine glückliche Zeit auf dem Gute Elliſfer bei Dorpat mit seiner Schwester Protassow und deren Großtöchtern. Er pflegte hier, im großen Saale des Hauses auf- und abgehend, Morgens seinen Großnichten, den beiden Wojeikows, die Verse seiner „Undine" zu dictiren, „und das ging ganz prächtig". Das Leben hier im Sommer im Schoße seiner Familie gefiel ihm dermaßen, daß er in der Nähe Dorpats ein Gut (Meyershof) kaufte, um künftig mit den Seinigen hier sein Leben zu beschließen. Als er sich im August 1840 mit der Tochter seines Freundes, des Malers Reutern, in Düsseldorf verlobte, gedachte er sich auf dieses Gut zurückzuziehen und ließ schon von einem Architekten einen Plan zum Ausbau und zur Vergrößerung des Wohnhauses anfertigen — aber es kam anders.

Im April 1841 verkaufte er Meyershof an Seidlitz und kam im Mai selbst nach Dorpat, um den Sohn seiner verstorbenen Nichte Sascha Wojeikow in der Pension des M. Asmuß zu besuchen und nach Petersburg zu bringen. Da machte er noch einen letzten Abschiedsbesuch an Maschas Grabe — und hatte mit der Vergangenheit abgeschlossen. Mit wundem Herzen verließ er Rußland, nach dem er sich später wie nach dem gelobten Lande sehnte und das er nicht mehr sehen sollte.

In der letzten durch Kränklichkeit, häusliche Verhältnisse, Seelenkämpfe u. s. w. verbitterten Lebensperiode während seines Aufenthaltes in Deutschland (Düsseldorf, Frankfurt, Schweiz, Baden-Baden) hing Shukowsky mit rührender Treue an dem sehnsüchtigen Verlangen, in Rußland und zwar in Dorpat seine Tage zu beschließen. So schrieb er noch im zweiten Jahre vor seinem Tode am 12. Juli 1850 an Seidlitz aus Baden-Baden: „Mich freut der Gedanke, daß Du Dich in Dorpat niedergelassen hast. Dort werden wir wieder an dem Punkte zusammentreffen, wo Deine Lebensthätigkeit begonnen hat und wo die zweite Hälfte meines Lebens anfing. . . . Für mich wird die Thätigkeit, welche ich der Erziehung meiner Kinder weihe (Gott schenke mir nur noch einige Jahre Leben), zur höchsten Lebensfreude.

Und so wollen wir denn, Freund, zusammenleben und uns an dem aufblühenden Leben unserer Kinder an demselben Orte erfreuen, wo wir selber aufgeblüht sind, über Vieles uns gefreut, über Manches auch bekümmert haben.

Und von den Lieben allen, welche uns're Welt
Durch ihre Gegenwart so freundlich ernst geschmücket —
Sprich traurig nicht: sie sind nicht mehr!
Nein! sprich mit Dank: sie waren unser.

„Also das steht fest: im Frühlinge 1851 sehen wir uns wieder."

Doch im Frühjahre 1851 verordnete der Arzt ein Seebad in Ostende. „Mein heutiger Ostergruß ist vielleicht der letzte aus dem Auslande. Flehet mit mir zu Gott, daß er mich endlich in mein Vaterland zurückführe — das ist mein Morgen- und Abendgebet. Erst Ende Juli können wir Baden verlassen, dann meinetwegen auf einen Monat nach Ostende, dann aber unabänderlich nach Rußland! Unabänderlich? wie oft schon ist dieses Wort Täuschung gewesen, streichen wir es auch dieses Mal aus und sagen wir: wenn es Gottes Wille ist."

Er hatte solche Hast, nach Hause zu reisen, daß er die Seebäder in Ostende aufgab und nach Dorpat eilen wollte, wo er eine Wohnung zu miethen befahl.

Da wurde er von einer Augenentzündung befallen, welche ihn zehn Monate lang ans finstere Zimmer fesselte. Noch eifriger als zuvor beschäftigte sich der halbblinde Dichter mit Vorbereitungen zur Uebersiedelung nach Dorpat. Er ließ von seinen in Petersburg verwahrten Sachen große Kisten voll Bücher, Gemälde, Geräthe nach Dorpat transportiren, dazu Möbel bestellen. „Wenn meine Sachen unter Deinem gastfreundlichen Dache Schutz und Verbleib finden," schrieb er an Seidlitz im November 1851, „so ists ein Zeichen, daß mein Wanderleben endlich eine Endschaft erreiche. In Dorpat beginnt dann meine letzte Lebensperiode, welche wahrscheinlich mit der letzten Deines Lebens zusammenfällt. Wir Beide traten die Wanderung durchs Leben aus Dorpat an — und kehren nach großen Umwegen zu diesem Ausgangspunkte zurück, um bis ans Ende dort zu bleiben. Dort ist uns ja ein Plätzchen für unsere letzte ewige Ruhe aufbewahrt, auf dem Kirchhofe, links von der großen Poststraße, die von Dorpat nach Petersburg führt."

Doch — am 12./24. April 1852 hörte das edle Dichterherz, fern von seinem Vaterlande und von brennender Sehnsucht nach demselben verzehrt, auf zu schlagen. —

Die culturhistorische Bedeutung Shukowskys als Vermittler zwischen deutscher und russischer Cultur hat Bjelinsky kurz und treffend charakterisirt (VIII, 253): „Ihm danken wir es, daß die deutsche Dichtung bei uns heimisch

ist und daß wir sie ohne die Mühe genießen, welche sonst durch eine fremde Nationalität bedingt wird. Schon in der Kindheit lernen wir durch Shukowsky Schiller verstehen und lieben, wie einen eigenen Nationaldichter, der zu uns mit russischen Lauten, in russischer Rede spricht."

Weniger angenehme Erinnerungen an Dorpat und weniger feste Herzensbande, als Shukowsky, verknüpften den talentvollen, aber verkommenen

Nikolai Michailowitsch Jasykow[1],

den „edeln Dichter", wie er in den 14,000 Immatriculirten S. 119 heißt, den „genialen Trunkenbold, den Trunkenheitspoeten", wie ihn Reinholdt S. 779 und 578 nennt, mit der Musenstadt am Embach, wo er fünf Jahre „Studirens halber" sich aufhielt und durch Unmäßigkeit zu Grunde richtete. Doch lassen wir über Jasykow und seine Erlebnisse in Dorpat den russischen Literarhistoriker Polewoi S. 530 sprechen:

„Wahrscheinlich auf den Rath des uns schon bekannten A. F. Wojeikow (des Verwandten von Shukowsky) entschloß sich der junge Jasykow, trotz seiner rein-russischen Neigungen, gerade die Dörptsche Universität zu besuchen, und mit Empfehlungsbriefen Wojeikows versehen, eilte er nach Dorpat und fing mit Beginn des Studienjahres 1822 (soll heißen 1823) an, die Vorlesungen an der dortigen Universität zu besuchen.

Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß der Aufenthalt in Dorpat sehr schädlich auf den jungen russischen Dichter wirkte. Seine sehr large Natur fand allzu großen Spielraum in dem kleinen Städtchen, in welchem die Studentenschaft die Hauptrolle spielte und in den Aeußerungen ihres jugendlichen Muthwillens und Ungestümes durch keine Vorschriften, Anstandsregeln und Gebote des geselligen Lebens beschränkt war. Die Ungebundenheit und Freiheit, die lärmenden und ungezügelten Gelage, die witzigen und witzlosen Streiche der studirenden Jugend, welche vielleicht auf einen Anderen auch gut hätten einwirken können — damals und noch jetzt eine unumgängliche Entwickelungsstufe für den ernsthaften Deutschen vor seinem schließlichen Eintritt in das trocken-geschäftsmäßige, pünktlich genaue Leben (Philisterthum) — alles Dieses hat im Gegentheil auf Jasykow entschieden schädlich gewirkt, ja, man kann sagen — ihn zu Grunde gerichtet. Die ganze Einförmigkeit und Ereignißlosigkeit des Lebens dieses talentvollen Dichters läßt sich, dank seines Dorpater Aufenthaltes, leicht in zwei Perioden theilen: eine kurze, stürmisch und liederlich verbrachte und zugleich an Ein-

[1] A. a. 1767. Jasykow, Nik., aus Simbirsk, phil. 23—27. Dichter, Gutsbesitzer im Gouv. Simbirsk; lebte in Moskau. † zu Moskau 26. Dec. 1846.

drücken sehr arme Jugend, und in ein ziemlich langes, frühzeitiges Alter, mit all seinen Beschwerden, Krankheiten, Leiden, Curreisen und erfolglosen Bemühungen zur Heilung seiner Jugendsünden. Das Resultat des fünfjährigen Aufenthaltes Jasykows in Dorpat war, daß er sich nicht zügeln, von den Ausschreitungen und der lärmenden Bummelei des Studententhums nicht losreißen konnte und endlich jeder Hoffnung entsagen mußte, ein Examen zu bestehen und ein Diplom zu erhalten. So verließ Jasykow 1827, da er schon einen sehr geachteten Namen als originaler und talentvoller Dichter besaß, Dorpat als Student ohne Diplom." Der einzige Lichtblick in dieser „Burschenzeit", welcher in Jasykows Geist einen hellen Glanz auf sein ganzes übriges Leben warf, war der Sommer 1826, den er in Trigorskoje (Gouv. Pleskau) in beinahe täglichem, vertrautem Umgange mit Puschkin verbrachte, der damals schon auf der Höhe seines Dichterruhmes stand und in dem benachbarten Stammgut Michailowskoje als Verbannter in regem Verkehr mit der Familie der verwittweten Gutsbesitzerin Ossipow und deren Sohn aus erster Ehe Wulf[1], dem Freunde Jasykows, lebte. Jasykow schreibt darüber im Februar 1827 an Wulf: „Ich habe mein Gewissen genau befragt und finde in meinem ganzen Leben nichts in moralischer und physischer Schönheit Aehnliches, nichts Lieberes, das so verdiente mit goldenen Buchstaben auf der Tafel meines Herzens zu glänzen, als den Sommer des Jahres 1826." Diese Freundschaft mit Puschkin dauerte nicht nur bis zu dessen allzu frühem Tode, sondern diente Jasykow auch als Quell reinster poetischer Begeisterung für eine ganze Reihe von herrlichen Schöpfungen, in welchen der Dichterbund und die Beziehungen zwischen Trigorskoje und Michailowskoje einen würdigen Nachhall fanden.

Ganz merkwürdig paßt, Wort für Wort, auf Jasykow die bekannte Charakteristik des unglücklichen Chr. Günther durch Goethe (Wahrheit und Dichtung, I. Theil, VII. Buch): „Er darf ein Poet im vollen Sinne des Wortes genannt werden. Ein entschiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Gabe des Fassens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im höchsten Grade, rhythmisch bequem, geistreich, witzig, dabei vielfach unterrichtet — genug, er besaß Alles, was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen, wirklichen Leben. Wir bewundern seine große Leichtigkeit, in Gelegenheitsgedichten alle Zustände durchs Gefühl zu erhöhen . . . das Rohe und Wilde gehört mehr seiner Zeit an, seiner Lebensweise und besonders seinem Charakter oder, wenn man will, seiner Charakterlosigkeit. Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten."

[1] A. a. 1720. Wulf, Alexius, aus Pleskau, geb. 17. Dec. 1805, Mil. Wiss. 22—25, grad. stud., Cavallerie-Oberst a. D. † 1851.

Wie vor 100 Jahren die wittenberger Bursche Günthers: „Das Haupt bekränzt, das Glas gefüllt" oder „Brüder, laßt uns lustig sein" in vollem Chorus sangen, so erklang in Dorpat auf den Straßen und in den Stuben aus den Kehlen der Burschaki, der Professor-Studenten, Jasykows Hymnus „auf die Studentenbraut Filomafitzkys"[1].

Ueber Jasykow schreibt Anders S. 233 f.: „Durch einen unserer Pensionäre, meinen sehr nahen Freund Studiosus Tatarinow[2], lernte ich den damals in Dorpat lebenden Dichter Jasykow, meinen Coetanen, kennen und trat mit ihm in recht warme freundschaftliche Beziehung. Er war ein mittelgroßer, starkbeleibter junger Mann, der zu Hause beständig im Schlafrock und Pantoffeln lebte. Sonst freisinnig, beobachtete er doch streng alle vaterländischen Sitten. Vom Weine animirt, wußte er glänzende Verse zu improvisiren. Die deutsche Literatur liebte er. Ich habe manche seiner Gedichte ganz zu seiner Zufriedenheit metrisch übersetzt. Aus Moskau hat er mir später die zwei Bände seiner Dichtungen, mit schriftlicher Einzeichnung seines Namens, freundlichst übersandt." Dabei schalten wir ein, daß Anders auch Shukowskys „An den Greis Ewers" metrisch ins Deutsche übersetzt und von Ewers sein Schenkexemplar der Shukowskyschen Gedichte in zwei Bänden nach dessen Tode erhalten hat, das ihm unendlich werth war.

Jasykow bildet gewissermaßen den Uebergang zu einer denkwürdigen Epoche, die ich — doch absit invidia verbo — Alles in ein Wort zusammenfassend am liebsten Pirogowschtschina nennen möchte, weil

Nikolai Iwanowitsch Pirogow[3],

„der größte Chirurg, der aus den 14,000 Immatriculirten Dorpats und

---

[1] A. a. 2574. Filomafitzky, Alexei, aus Jaroslaw, geb. 1805, (als Arzt) med. 1828—33, Dr. med. Setzte 1833—35 seine Studien in Deutschland fort, 1835 bis 1837 außerordentlicher und 1837—49 ordentlicher Professor der Physiologie und allgemeinen Pathologie an der Universität zu Moskau. Staatsrath. † 22. Jan. 1849.

[2] A. a. 2197. Tatarinow, Alex., aus Simbirsk, geb. 20. Jan. 1809, cam. 26—29, grad. stud., Gutsbesitzer im Gouv. Simbirsk, war auch Mitglied des localen Comités in Bauernangelegenheiten und des allgemeinen Redactionscomités in Petersburg; früher Sectionschef im Apanagendepartement. Hofrath. † um 1862.

[3] A. a. 2544. Pirogow, Nik., aus Moskau, geb. 13. Nov. 1808, (als Arzt) med. 1828—33, Dr. med.; erhielt 1829 die goldene Preismedaille. Setzte 1833—35 seine Studien in Deutschland fort. 1836—37 außerordentlicher, 1837—41 ordentlicher Professor der Chirurgie an der Universität Dorpat, unternahm 1838 eine wissenschaftliche Reise nach Paris, im Jahre 1841 zur medico-chirurgischen Akademie in Petersburg übergeführt, 1841—57 Professor der Hospitalchirurgie daselbst, 1847 in den Lazarethen am Kaukasus, 1848 auf Cholerastudien, 1854—56 Chef der gesammten Medicinalverwaltung auf dem Kriegsschauplatze, 1857—61 Curator des Odessaer und bald darauf des Kiewer Lehrbezirks, seit 1861 Mitglied des Conseils des Ministeriums

aus Rußland überhaupt hervorgegangen ist", nicht nur der hauptsächlichste und glänzendste Vertreter dieser Periode ist, sondern weil er auch in den 50 Jahre später, 1879—81, geschriebenen Memoiren seine Erlebnisse in Dorpat als Student und Professor in dem geradezu klassischen „Tagebuch eines Arztes" (I. Band seiner Werke, Petersb. 1887) niedergelegt hat. Dieses Buch schildert in fesselnder, geistreicher Weise, dabei in hochelegantem Russisch, in seiner gereiften Weltanschauung und der ruhigen Vornehmheit der Darstellung oft an Goethes Dichtung und Wahrheit gemahnend, das Leben und Treiben in der guten, alten, harmlosen Dörptschen Zeit so anschaulich und plastisch, daß es meinem Dafürhalten nach allen übrigen mir bekannten Schilderungen bei Weitem vorzuziehen ist. Ein jeder Sohn der alma mater Dorpatensis sollte dieses Schatzkästlein akademischer Chronik mit ihren ernsthaften und lustigen Geschichten, Anekdoten, Witzen lesen; er wird darin einen hochgebildeten Geist finden, der die fremden, ihm oft unsympathischen Verhältnisse zwar unter dem russischen Gesichtswinkel, aber vom Standpunkte eines humanen, gerechten, europäisch gebildeten Mannes auffaßt und beurtheilt und bei aller Wahrung des russischen Nationalitätsbewußtseins und aller Schärfe des Blickes für menschliche Gebrechen und Schwächen doch mit der edlen Ruhe eines auf der Höhe der Wissenschaft stehenden Mannes Licht und Schatten richtig vertheilt. Diese Memoiren sind für uns um so werthvoller, weil sie unmittelbar an die Shukowskyschen Zeit- und Personenverhältnisse anknüpfen, denn Pirogow ist fünf Jahre lang vertrauter Hausfreund und ständiger Tischgenosse im Moierschen Hause gewesen, war der erklärte Schützling der Frau Protassow und wäre sogar beinahe der Mann von Maschas Tochter Katja geworden.

Dieses Tagebuch ist in unseren Tagen auf hübsche Weise durch die „Erinnerungen des Bibliothekars Emil Anders[1] 1810—40" von L. v. Schröder in Heft 1—5 des laufenden Jahrganges 1892 der „Balt. Monatsschrift" (citirt unter Anders S.) ergänzt, bestätigt und beleuchtet worden. Es ist geradezu erhebend und rührend, wie die beiden ehrwürdigen Greise und

---

der Volksaufklärung, 1862 behufs Beaufsichtigung der Professor-Studenten ins Ausland delegirt, lebte seit 1866 auf seinem Gute Wischnja beim Kirchdorf Winniza in Podolien, 1870 in den Hospitälern im deutsch-französischen Kriege, 1877—78 Chef der Hospitäler auf dem Donau-Kriegsschauplatze; seit 1847 Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Ehrenmitglied der Universität Dorpat und anderer Hochschulen. Geheimrath. † zu Wischnja 23. Nov. 1881.

[1] A. a. 1775. Anders, Emil Alex. Lorenz, aus Livland, geb. 18. Mai 1806, jur. 1823—29, cand. 1845, 1826—35 Bibliothekargehilfe, 1835—60 Secretär, 1860—71 Bibliothekar der Universitätsbibliothek zu Dorpat, 1871 pensionirt, lebte bis 1876 in Dorpat, hierauf in Petersburg. Staatsrath. † zu Petersburg 13. April 1887.

Leuchten der Wissenschaft, 50 Jahre, nachdem sie gleichzeitig, der eine als echtes Dörptsches Stadtkind, der andere als nicht minder echter Moskwitsch, in dem ewig jungen Embach-Athen Zöglinge der alma mater gewesen, gleichzeitig, von einander unabhängig, ja nichts von einander ahnend, sich in den reichen Schatz ihrer Erinnerungen vertiefen und dankbar gedenkend der goldenen Jugend die alte, liebe Zeit wieder aus der Lethe der Vergangenheit heraufbeschwören. Es ist ein schöner Beweis für die unversiegliche Zugkraft des theuren Musensitzes, die auch auf Shukowskys edles Herz mächtig gewirkt hat und, so hoffen wir, auch fort und fort mächtig wirken wird in den 15,000 und mehr Immatriculirten! — —

Doch gehen wir zu Pirogows Schilderungen über, die ich in verkürzter Form oder, wo es angebracht schien, in voller Ausführlichkeit, stellenweise durch Anders ergänzt, in wortgetreuer Uebersetzung aus dem Originale wiedergebe.

„Die Idee der „Professor-Studenten" ging 1827 von dem Akademiker (früheren Dörptschen Professor) Parrot (s. oben unter Shukowsky) aus. Dieser war in Dorpat und Petersburg Zeuge der aufgeregten, außergewöhnlichen Ereignisse gewesen, welche am Ende der Regierung Alexanders I. unter den Ministern Golizyn und Schischkow und Curatoren wie Magnitzky unsere Universitäten betroffen hatten und da er durch bekannte ausländische Professoren der Universitäten zu Kasan ꝛc. von dem jämmerlichen Zustande der Wissenschaft auf unseren Universitäten unterrichtet war, benutzte er seine Vertrauensstellung und die Absichten des neuen Kaisers dazu, das ganze Lehrfach im Reiche zu organisiren. Dem neuen Kaiser[1] war wohlbekannt, daß Parrot die besondere Gunst und das Vertrauen Alexanders I. genossen und jeder Zeit zu ihm freien Zutritt gehabt hatte.

Parrot, ein geborener Elsässer (er stammte eigentlich aus Mömpelgard-Montpellier, das damals eine württembergische Enclave war) und Schulfreund des berühmten Cuvier, war lange Professor der Physik an der Universität zu Dorpat gewesen, und wahrscheinlich sehr froh über die Ernennung des Fürsten Lieven, des früheren Dörptschen Curators, zum Minister der Volksaufklärung an Schischkows Stelle unmittelbar beim Beginn der Regierung Nikolais.

Diese Ernennung hat nach meiner Ansicht das Zustandekommen des Parrotschen Projects sehr gefördert, dessen wesentlichstes Ziel war, junge Russen, die ihren Cursus auf verschiedenen Universitäten beendigt hatten, auf der Dorpater Universität zu weiteren wissenschaftlichen Studien im Auslande vorzubereiten.

[1] Daß der Kaiser Nikolai Parrot ebenso zugethan war, zeigt sein schöner Befehl an Kleinmichel bei dem Streite über die Errichtung des Observatoriums — ob in Oranienbaum oder Pulkowa — „Только не трогать старика!" Anders S. 232.

Die Dorpater Universität hatte in jener Zeit, nach der skandalösen Katastrophe der Doctorpromotion einiger dunkeln Ehrenmänner, eine noch nie dagewesene wissenschaftliche Höhe und zwar gerade unter dem Curator Lieven erreicht, während die anderen russischen Universitäten von Tag zu Tag tiefer und tiefer sanken, dank dem Obscurantismus und der Zurückgebliebenheit verschiedener Curatore.

Die Zahl der Russen, welche zur Vorbereitung auf zwei oder drei Jahre von unseren Universitäten auf die Dörptsche geschickt wurden, wurde auf zwanzig festgesetzt.

Nach zweijährigem Aufenthalte in Dorpat sollten sie auf weitere zwei Jahre auf ausländische Universitäten geschickt werden und darauf eine bestimmte Anzahl von Jahren als Professoren im Ressort des Ministeriums der Volksaufklärung dienen. Als Gage in Dorpat waren 1200 Rbl. Assignaten (etwas über 300 Rbl. S.) jährlich bestimmt außer den Reisekosten, die besonders berechnet wurden. Die jungen Leute von den verschiedenen Universitäten sollten sich in Petersburg versammeln und dort ein vorläufiges Examen in der Akademie der Wissenschaften bestehen.

Ich war eben zum Arztexamen vorgegangen. Es war sehr leicht, sogar leichter als das gewöhnliche, äußerst oberflächliche, vielleicht weil meine Ernennung zum Candidaten des Professoreninstituts als Aequivalent der Arztprüfung gerechnet wurde.

Was brachte ich nach Dorpat mit?

Einen sehr geringfügigen Vorrath von Kenntnissen, die außerdem ihr Dasein nicht der Anschauung, dem Experiment und der Beobachtung verdankten, sondern in Büchern und Heften enthalten waren. Und diese Bücherkenntnisse durften auch nicht im Entferntesten als genügend betrachtet werden, hatte ich doch während meines ganzen Universitätscursus nicht ein wissenschaftliches Werk, nicht ein Handbuch durchstudirt, sondern nur bruchstückweise durchblättert, vor unverständlichen Stellen wie ein Ochs am Berge stehend, und Vieles konnte ich ohne Anleitung gar nicht verstehen.

Und so stand ich nun da als Arzt mit meinem Diplom, das mir Recht auf Tod und Leben gab, und hatte nicht einmal einen Typhuskranken gesehen, nicht einmal eine Lanzette in der Hand gehabt! Meine ganze medicinische Praxis in der Klinik beschränkte sich darauf, daß ich eine Krankengeschichte geschrieben, dabei aber meinen Kranken nur einmal in der Klinik gesehen, und zur Illustration dieser Geschichte eine solche Masse aus Büchern entnommener Zusätze beigefügt hatte, daß unwillkürlich aus der Geschichte ein Märchen wurde."

Poliklinik und Privatpraxis existirten damals für Studirende der Medicin überhaupt nicht. Zweimal hatte Pirogow wohl, wie er ausführlich erzählt,

praktisirt: das eine Mal sollte er einen Beamten, der in demselben Hause wohnte, von den Folgen des Sapoi (periodischen übermäßigen Alkoholgenusses), das andere Mal seine alte Wärterin Katherina Michailowna, welche an einer räthselhaften Krankheit litt, curiren. Er wandte in beiden Fällen das — Klystier an, im ersten Falle mit tödtlichem Ausgang, und erhielt dafür als Honorar den Frack des Seligen, in welchem er nach erheblicher Reduction seines weiten Umfanges noch fünf Jahre in Dorpat vergnügt umherging, im zweiten Fall mit überraschendem glücklichen Erfolg; die Alte bekam wieder Appetit und Schlaf und war nach zehn Tagen wieder auf den Beinen, und sein Ruhm war groß.

„Meine moralische Seite kam aus Moskau nach Dorpat eben so uncultivirt, wie die wissenschaftliche. Mein Kinderglaube war durch das dürftige Wissen, das ich auf der Universität erworben, erschüttert worden. Wie konnte dies bei einem jämmerlichen und ungebildeten Schuljungen, wie ich damals war, geschehen, während die größten und klarsten Geister im Besitze der riesigsten Kenntnisse nicht selten tiefes Wissen mit aufrichtigem Glauben verbunden haben? Es ist dies eben, denke ich, eine Krankheit unserer Zeit, in welcher sich nicht viele solcher Ausnahmefälle finden wie Johann Müller und Rudolf Wagner, welche, Ersterer ein eifriger Katholik, der Zweite Protestant, beide berühmte Naturforscher, es auch in unserer Zeit verstanden haben, die Wissenschaft mit dem Glauben zu versöhnen. Diese Krankheit unserer Zeit entspringt, meinem Dafürhalten nach, daraus, daß gerade heutzutage das Wissen, und zwar das oberflächliche, sich rasch in den Massen verbreitet hat, welche durch die früheren Jahrhunderte zur Aufnahme dieses Wissens nicht genügend vorbereitet waren. Das grelle Licht der heutigen Wissenschaft hat diejenigen, die früher im Dunkel tappten, geblendet und ihnen den Kopf verdreht. Wenn man plötzlich aus dem Dunkeln ans Licht tritt, so erscheint auf den ersten Blick Alles klar und unzweifelhaft und dann kommen noch Aufklärer, welche dem Effect zu Liebe immer mehr und mehr Licht spielen lassen, sei es auch nur künstliches."

Doch wir müssen hier abbrechen und die Leser auf die geistvollen Ausführungen des Tagebuches selbst verweisen; wir haben die Stelle nur ausgehoben als Probe für Pirogows Wahrhaftigkeit und edle, gereifte und geklärte Weltanschauung. Er schließt mit den beherzigenswerthen Worten:

„Wie glücklich wären wir, wenn unsere Jünglinge beim Eintritt in die wissenschaftliche Laufbahn in ihrem Inneren vollständig davon überzeugt wären, daß man nicht ungestraft das durch wissenschaftliche Analyse Erworbene auf die andere Seite unseres Seelenlebens verpflanzen darf! Bei einer solchen festen Erkenntniß würden Viele, sehr Viele von uns eine grausame seelische Verheerung vermieden haben, welche sie im Mannes- und Greisenalter durchmachen mußten."

Bis zu meinem 18. Jahre hielt ich mich von weiblichem Umgange fern; in meinem 16. Jahre, kurz vor meiner Abreise nach Dorpat, war ich platonisch verliebt in die Tochter meines Taufpathen und las mit einem Kameraden die auf dem Trödelmarkte erstandene «ars amandi» Ovids, die ich freilich nur mit Mühe halbwegs verstand.

Im Mai hatten wir uns in Petersburg zu versammeln. Von der Universität erhielten wir Uniform mit Degen und Reisegelder. Aus Moskau fuhren, unter der Aufsicht des Professor-Adjuncts der Mathematik Sschtschepkin, Folgende: Schichowsky[1] (schon Doctorand der Medicin, Botaniker), Sokolsky[2] (ebenfalls Drd. med., Therapeut), Redkin[3] (röm. Recht), Kornuchtrozky[4] (Accoucheur), Konoplew[5] (orient. Spr.), Schumansky[6] (Geschichte) und ich."

Es folgt nun eine Charakteristik der genannten Persönlichkeiten, welche wir, so geistreich und interessant sie auch ist, des Raumes wegen übergehen und nur dasjenige anführen, was auf Dorpat Bezug hat: Schumansky, ein äußerst begabter, in Sprachen und Geschichte ungewöhnlich kenntnißreicher Mann, „erklärte eines schönen Morgens nach zweijährigem Aufenthalt in Dorpat mir nichts, dir nichts, er habe keine Lust, weiter in Dorpat zu studiren und Professor zu werden, erstattete der Krone die für ihn gemachten Ausgaben und verschwand auf Nimmerwiedersehen." Kornuchtrozky, eine Persönlichkeit sui generis und Original erster Sorte, war zuerst Schüler von Deutsch, dem nicht weniger originellen Professor der Gynaekologie

[1] A. a. 2538. Schichowsky, Johann, aus Smolensk, geb. 22. Sept. 1800, (als Arzt) Botanik 1828—33, Dr. med., Professor an der Universität Moskau, später an der Universität und am pädagogischen Hauptinstitut in Petersburg, Dr. phil., Staatsrath. † (an der Cholera) 14. Juli 1854.

[2] A. a. 2545. Sokolsky, Grigori, aus Moskau, geb. 30. Jan. 1807, (als Arzt) med. 1828—33. Dr. med. Ordinator am Obuchow-Hospital in Petersburg, Professor an der Universität Moskau; 1848 verabschiedet, lebte in Moskau. Wirkl. Staatsrath. † zu Moskau 1886.

[3] A. a. 2542. Redkin, Peter, aus Poltawa, geb. 4. Oct. 1808, (als cand. jur.) jur. 1828—30. Professor an der Universität in Moskau, Beamter beim Censur-Comité in Petersburg, Secretär beim Gehilfen des Ministers der Apanagen, Mitglied des Conseils des Apanagendepartements und Professor an der Universität zu Petersburg, Director des Apanagendepartements, 1882 verabschiedet, ist Mitglied des Reichsraths, Prof. emer., Dr. phil., Geheimrath.

[4] A. a. 2543. Kornuch-Trotzky, Peter, aus Tschernigow, geb. 19. Juni 1807, (als Arzt) med. 1828—33. Dr. phil., 1835—36 Docent an der Universität in Kiew, 1836—58 Professor an der Universität in Kasan; 1858 verabschiedet, St.-Rath. †.

[5] Konoplew existirt im A. a. nicht, er war in Petersburg zurückgeblieben.

[6] A. a. 2539. Schumansky, Alex., aus Orel, geb. 1. Nov. 1809, (als cand. phil.) hist. 1828—29. In der Kanzlei des Curators des weißrussischen Lehrbezirks angestellt, war dann Gutsbesitzer in Wolhynien (Kr. Kowel).

(s. Anders 230), und warf sich später auf die Botanik, in welcher er durch seine Kenntnisse den Professor Ledebour oft in Erstaunen setzte; er heirathete später die Tochter seines Dorpater Commilitonen Kotelnikow[1]. Das „dritte Moskauer Original" war Sokolsky, ein sehr streitsüchtiges Gemüth, dessen schon in Moskau verfaßte und mit dem taciteischen Motto: «Galba, Otho, Vitellius mihi nec beneficio neque injuria sunt cogniti» gezierte Dissertation «de dyssenteria» wegen seiner Ausfälle auf deutsche Professoren erst nach großen Schwierigkeiten zugelassen wurde. Er wurde nicht mit den Anderen ins Ausland, sondern nach Petersburg zur weiteren Ausbildung zurückgeschickt, wo er im Obuchow-Hospital dem Ordinator K. Meyer das Leben so sauer machte, daß dieser froh war, ihn wieder nach einem Jahre loszuwerden. Da kam Kotelnikow zu seinen Dörptschen Commilitonen nach Berlin und beging „den für die damalige Zeit sehr riskirten Streich, daß er ohne Paß nach Zürich zu Schönlein und nach Paris reiste". Er mußte wohl die Originalität von seinem Vater, einem Moskauschen Geistlichen, geerbt haben, der „in den zwanziger Jahren auf den Einfall kam, eine Widerlegung des Kopernikanischen Systems zu schreiben".

„Das Geschick meiner Commilitonen — es waren im Ganzen 21 — interessirt mich oft; mit vielen bin ich später gar nicht mehr zusammengekommen, einige habe ich in Moskau oder Petersburg wiedergesehen; aber in Freundschaft habe ich mit keinem in der Folge gestanden. Es leben noch (1881) sieben: Redkin, Sokolsky, Mich. Kutorga[2], Kornuchtrozky, Kotelnikow, Iwanowsky[3] und ich. Zwei starben schon in

[1] A. a. 2577. Kotelnikow, Peter, aus Kursk, geb. 1809, astrom. 1828—33, Dr. phil., Professor an der Universität Kasan, Wirkl. Staatsrath. † zu Kasan 28. Mai 1879.

[2] A. a. 2489. Kutorga, Mich., aus Mohilew, geb. 1809 (?), hist. 1828—33, Mag. phil. Setzte seine Studien in Berlin, Frankreich, Deutschland und Belgien fort. Seit 1835 Professor an der Universität zu Petersburg, war auch Professor an der römisch-katholischen geistlichen Akademie und Inspector der Privatpensionen und Schulen in Petersburg, seit etwa 1867 Prof. an der Universität zu Moskau, lebte emeritirt auf seinem Gute Borok bei Mstislaw, war auch correspondirendes Mitgl. der Akademie der Wissenschaften, Dr. phil., Wirkl. Staatsrath. † zu Borok 21. Mai 1886. — Sein Bruder A. a. 2483 Kutorga, Stephan, aus Mohilew, geb. 1808, zool. 1828—32, Dr. med., Professor an der Universität zu Petersburg und am pädagogischen Hauptinstitut, Inspector der Privatpensionen und Schulen, Director der mineralogischen Gesellschaft in Petersburg, Staatsrath. † als Prof. emer. 25. April 1861.

[3] A. a. 2488. Iwanowsky, Ignatius, aus Minsk, geb. 26. Dec. 1802, (als cand. phil.) oec. pol. 1828—33, Dr. jur. War Prof. an der Universität zu Petersburg, früher am Alexander-Lyceum, Lehrer an der Schule der Garde-Unterfähnriche und Cavallerie-Junker am Pagencorps, Mitglied des Censurcomités, Mitglied des Conseils des Ministeriums der Volksaufklärung in Petersburg. Geheimrath. † zu Petersburg 18. August 1886.

Dorpat: Schkljarewsky[1], ein Sonderling und Poet, an der Schwindsucht, und ein Hypochonder[2], mäßig begabt, aus Charkow, an der Cholera; die anderen später, einer von ihnen, Tschiwilow[3], der Studieninspector beim verstorbenen Thronfolger Nikolai Alexandrowitsch gewesen war, verbrannte im Palais von Zarskoe Sselo."

Nach einem kurzen Examen in der Akademie der Wissenschaften, wobei es allen außer Redkin gut ging, und pflichtschuldigen Besuchen bei dem Director des Departements der Volksaufklärung D. J. Jasykow, „einem verschlossenen, steifen Bureaukraten", und dem Minister Fürsten Lieven, „einem deutschen General, der sehr schlecht russisch sprach und Pietist aus Ueberzeugung war", ging es nach Dorpat. Pirogow fuhr zusammen mit Redkin und Sokolsky mit einem Fuhrmann; zum ersten Male sahen sie bei Narva einen Wasserfall und ein Stück vom Meer, in Dorpat kehrten sie in der Einfahrt von Frei ein, einige Tage vor Beginn des Wintersemesters.

In Dorpat wurden die jungen Russen der Aufsicht des Professors der russischen Sprache Was. Mich. Perewoschtschikow unterstellt; dieser war unter Magnitzky in Kasan Professor gewesen, und diese Zeit hatte auf „seine ganze Thätigkeit, ja sogar auf seine Physiognomie ihren Stempel aufgedrückt". Er war der „Typus eines trockenen, leblosen, verschlossenen Bureaukraten; selbst sein schwebender, gleichmäßiger, abgemessener Gang trug dieses Gepräge". . . . Er führte unsere Phalanx den Professoren vor. Deutsch sprach er aus irgend welchem Grunde nicht, und die kurze Unterhaltung wurde halb französisch, halb gemischt geführt. Auf eine französische Frage wurde deutsch geantwortet, oder umgekehrt.

(Fortsetzung folgt.)

[1] A. a. 2484. Schkljarewski, Paul, aus Poltawa, geb. 1806, phil. 1828 bis 30. † als Student 5. Juni 1830.

[2] A. a. 2575. Schramkow, Polykt, aus Cherson, geb. 1804, (als Arzt) med. 1828—31, † als Student 12. Oct. 1831.

[3] A. a. 2490. Tschiwilow, Alex., aus Olonetz, geb. 1808, Nat.-Oek. 1828 bis 1833. Mag. phil., Professor an der Universität zu Moskau, dann Mitglied des Conseils des Apanagendepartements, Studieninspector bei den Großfürsten Wladimir und Alexei Alexandrowitsch, Dr. phil., Wirkl. Staatsrath; † (beim Brande des Theaters) zu Zarskoje Sselo 1867.

Julius Kupffer, Faustcommentar.

Goethes Faust als Erzählung zur Einführung in das Verständniß des Originals von Julius Kupffer. Naumburg a. S. Albin Schirmer, Verlagsbuchhandlung. 1892. XX & 402 Seiten. 8°.

Doch auf des Parnasses Gipfeln
Mit den dankbaren Poeten
Wandeln unter Lorbeerwipfeln
Arm in Arm die Interpreten.

In vorliegender Schrift hat der Verfasser — ein Arzt in Kurland, in Griwa-Semgallen — uns nach langjährigem Studium einen neuen und vollständigen Faustcommentar geliefert, der trotz des gewaltigen Umfanges unserer Faustliteratur noch eine wirkliche Lücke füllt und nicht nur in unseren Provinzen, sondern bei allen Freunden des Faust mit Dank wird aufgenommen werden. Es wird nämlich, was bisher noch nicht geschehen war, der Inhalt des Faust in einer schlichten fortlaufenden Erzählung wiedergegeben; und da der Faust nicht nur Thatsachen enthält, sondern auch Reflectionen, Bilder, Allegorien, so bietet dies dem Verfasser eine meist geschickt benutzte Gelegenheit, Schritt für Schritt die nöthigen Erklärungen einzuflechten. Zahlreiche Citate aus dem Faust, die wichtigsten Stellen enthaltend, sind in den Text eingefügt und erhöhen noch die Brauchbarkeit des Buches durch die am Rande beigefügten Ziffern, als Bezeichnung der Seitenzahl des betreffenden Citates in der Faustausgabe der „Universalbibliothek" von Reclam junior in Leipzig. Diese praktische Einrichtung wird auch in diesem Referate, so weit Citate aus dem Faust vorkommen, beibehalten werden.

Ein Mangel fast aller Faustcommentare, welche ihre Erörterungen auf größere Abschnitte der Dichtung richten und darüber nicht allen Einzelheiten gerecht werden, ist auf diese Weise vermieden worden; und es werden

in dem Faust nur wenige Stellen von Bedeutung zu finden sein, die vom Verfasser in seiner Erklärung übergangen wären. Bei der Deutung der vielen schwerverständlichen Allegorien, an denen sich schon so mancher gelehrte und scharfsinnige Kopf versucht hat, sind von dem Verfasser mit Einsicht die Arbeiten seiner Vorgänger verwerthet worden — denn Alles kommt ja nicht aus seinem Kopf — indem meistens die wahrscheinlichsten und den leitenden Gedanken des Verfassers am besten entsprechenden Erklärungen zusammengestellt wurden. Freilich erfahren wir auch hier nicht, was die „auftappenden" und „eilig weiterschreitenden" Siebenmeilenstiefel bedeuten, und welche Allegorie in dem Anbrennen des kaiserlichen Bartes im ersten Acte des zweiten Theiles des Faust steckt; aber wir sind dem Verfasser deswegen eben so wenig gram, wie wegen der Kürze, mit welcher er der mittelalterlichen „Walpurgisnacht" und des „Walpurgisnachtstraumes" gedenkt. Ein factisches Versehen kommt auf S. 385 vor, wo es heißt: der Höllenrachen, der sich nach Fausts Tode links aufthut, werde ähnlich geschildert, „wie Dante die Hölle in seiner Divina comoedia beschreibt". Hat der Herr Verfasser die Divina comoedia gelesen? Schwerlich! denn sonst hätte er sich diese Bemerkung erspart. Eher läßt sich die zuletzt vorgeführte Scenerie (Bergschluchten, Wald, Fels, Einöde) mit Dantes Fegefeuer vergleichen.

Bei dieser Wiedererzählung des Goetheschen Faust ist aller gelehrte Ballast, aller speculative Putz geflissentlich bei Seite gelassen; die für die Goethe-Philologen so wichtige Entstehungsgeschichte des Faust, mit den „Schichten", die man in ihm gefunden, wird fast gar nicht berührt, der Zusammenhang der Dichtung mit der Faustsage nur flüchtig erwähnt; wenige verwandte Stellen aus anderen Goetheschen Schriften werden hin und wieder zur Erläuterung herangezogen. Sehr zum Vortheil gereicht es noch dem Werke, daß der Verfasser sich auf keine Polemik mit früheren Commentatoren einläßt und seine Meinung ohne die gewöhnlichen Seitenhiebe der Selbstvertheidigung vorträgt, gleich als wäre sie die einzige. Was sollte auch hier die Polemik! Es würde das Verständniß wenig fördern, zu erfahren, daß z. B. der Geisterchor im ersten Theil („Weh! Weh! Du hast sie zerstört, die schöne Welt," I, 46) auch von einigen Interpreten — z. B. von Kuno Fischer — als aus guten Geistern bestehend gedacht worden ist. Reiche Anregung bietet dieser neue Commentar, wie uns scheint, selbst dem gelehrten Forscher, und manchen lebhaften Widerspruch wird seine Vergleichung mit Goethes Dichtung auch schon bei dem nachdenklichen Jüngling erwecken; Wenige werden sich verhehlen, daß oft die Ansicht des Verfassers wohl geistreich ist, ihr Gegentheil aber doch mit eben so viel Glück sich vertheidigen ließe; und nur sehr jugendlichen Lesern kann es entgehen, daß der

Verfasser im Tone apodiktischer Belehrung auch die gewagtesten Hypothesen vorträgt.

Der Stil dieses neuen Commentars ist durchaus einfach und deutlich: keine langathmige Auseinandersetzung, kein einziger schwerfälliger Satz kommt in dem ganzen Buche vor. Dennoch erscheint die Sprache nicht immer der Würde des Gegenstandes angemessen; sie hat an vielen Stellen einen Beigeschmack von pädagogischer Unterweisung — etwa so wie der Herr Lehrer zu einem aufgeweckteren Secundaner redet — und diese Klangfarbe vermeidet doch die echte Wissenschaft. Auch sonst wären manche Kleinigkeiten bei einer neuen Auflage auszumerzen. Von den Sirenen sagt der Verfasser, S. 267, daß sie ursprünglich die brausenden Meereswogen bedeuten, und daher „rührt auch die Vorliebe dieser wilden Gesellen für klippenreiche Gestade". Warum nicht lieber „wilde Hummeln"?, da die Sirenen doch weibliche Wesen sind und nun einmal ein burschikoser Ton angeschlagen wird. — Wenn es S. 314 heißt: „Helena nimmt das ihr angetragene Ehrenamt an, doch nicht, um zu richten, sondern um Recht zu sprechen"; so ist wohl „richten" mit „strafen" verwechselt; „richten" und „recht sprechen" sind Synonyma. — Eine absonderliche Stilblüthe steht auf S. 100: „An alles Sonstige, was daran hängen könnte, wird nicht gedacht, denn das geht über den Horizont ihres Gesichtskreises." Ich höre doppelt, was er spricht; Und dennoch überzeugt's mich nicht (II, 12).

Daß bei einer Wiedererzählung des ganzen Faust manche in ihrer ergreifenden Poesie uns lieb gewordene Partien nun in verhältnißmäßig trockener Prosa hausbacken erscheinen, ist gewiß nicht zu leugnen, doch wollen wir es auch nicht beklagen; es ist bei allen Werken dieser Gattung nicht zu vermeiden: die Deutung und Analyse der Poesie kann nicht wieder Poesie sein; denn sonst hätte die Dichtung ihrer nicht bedurft; die Stellen des Faust aber, die auch ohne alle Erklärung Jedem verständlich sind, hat der Verfasser meistens mit richtigem Gefühl, ohne sie in Prosa zu umschreiben, einfach als Citat in den Text eingefügt. Besonders werthvoll wird nun die fortlaufende zusammenhängende Erklärung bei dem so schwierigen zweiten Theil. Allerdings wogt noch jetzt der Streit über den Schönheitswerth des zweiten Theils und über seine Nothwendigkeit als Ergänzung des ersten; mancher wird vor diesem Veitstanz der Bilder verwirrt stehen bleiben, und die Worte der Gärtnerinnen:

Allerlei gefärbten Schnitzeln
Ward symmetrisch recht gethan;
Mögt Ihr Stück für Stück bewitzeln,
Doch das Ganze zieht Euch an. II, 16.

wird mancher geneigt sein umzukehren: nicht die ästhetische Gesammtwirkung

mache uns den zweiten Theil des Faust als Ganzes theuer, sondern nur die vielen anmuthigen und tiefsinnigen Stellen zögen uns Stück für Stück mit dem Zauber ihrer Poesie immer wieder an.

Wie sehr aber auch hierüber die Meinungen auseinandergehen: einen überaus reichen Gedankengehalt wird Niemand dem zweiten Theil absprechen; die Anspannung des Geistes, die er fordert, reizt uns; und so muß die Dichtung, die Goethe für würdig hielt, sein großes Drama fortzusetzen und abzuschließen, in jedem Falle ein außerordentlich interessantes Werk sein; hierzu aber hat uns der Verfasser den concisesten, handlichsten und übersichtlichsten Commentar gegeben, der bis jetzt existirt.

Da jedoch ein Werkzeug nicht nur handgerecht, sondern auch sachgerecht zu sein hat, so ist es nun unsere Aufgabe, den neuen, uns hier gebotenen Schlüssel zum Verständniß des Faust mit Rücksicht auf dieses letztere, wichtigere Erforderniß ins Auge zu fassen.

Die Stellung des Verfassers gegenüber Goethe im Allgemeinen und seinem Faust im Besonderen, ist die knieende: der Standpunkt willfähriger Anbetung — Manche nennen das auch „Pietät" — und hierin, aber fast nur hierin, stimmt der Verfasser mit unserem Landsmann Victor Hehn überein. So findet der Verfasser eine Menge Anticipationen großartiger, weltbewegender Ideen und besonders naturwissenschaftlicher Entdeckungen, die in den Faust hineingelegt seien, denn Goethe sei (S. XI) „vermöge seiner divinatorischen Begabung seiner Zeit so weit vorausgeeilt, daß er in seinen Anschauungen mehr mit der heutigen Generation harmonirt, als mit seinen Zeitgenossen". Auf S. 134 erfahren wir, daß Goethe in der Schilderung von Gretchens Leiden der medicinischen Wissenschaft in Deutschland die erste treffende Krankheitsgeschichte der Puerperalmanie (Wochenbettwahnsinn) geliefert habe, einer jetzt wohllegitimirten, zu Goethes Zeit jedoch noch unverstandenen Krankheit. Zu Fausts Plan, im IV. Act, durch Deiche und Dämme den Continent zu vergrößern,

Das herrische Meer vom Ufer auszuschließen,
Der feuchten Breite Grenzen zu verengen
Und, weit hinein, sie in sich selbst zu drängen! II, 156.

bemerkt der Verfasser S. 338: „Mit diesem Plane hat der Dichter um viele Jahrtausende vorausgegriffen und — abgesehen von den wenigen Deichen, welche bereits heute existiren, unsere Erde schon in einem Zustande erblickt, in welchem sich der Planet Mars bereits muthmaßlich befindet. Das Meer ist allenthalben durch Dämme eingeschränkt und gebändigt; das Land von unzähligen, zum Theil erhöhten Canälen durchschnitten." Der Verfasser huldigt, wie schon einige andere Gelehrte vor ihm, der Ansicht, Goethe habe auch die Darwinsche Descendenztheorie mit divinatorischer Unmittelbarkeit

vorauserkannt. Angenommen, aber nicht zugestanden, daß diese Meinung triftig ist, so sind doch die Anhaltspunkte, die der Faust dafür bietet, zu unbestimmt, um die weitgehende Deutung des Verfassers zu rechtfertigen. Es wird geschildert, wie Homunculus, das räthselhafte Wesen, das entstehen möchte und zu keinem wirklichen Dasein gelangen kann, herumirrt und die Philosophen um Rath fragt; und als Anaxagoras erbötig ist, ihn zum König der Myrmidonen, Pygmeen ꝛc. zu krönen, Thales jedoch, der Philosoph des Wassers, ihm davon abrathend spricht:

Will's nicht rathen;
Mit Kleinen thut man kleine Thaten,
Mit Großen wird der Kleine groß. II, 91.

bemerkt der Verfasser dazu S. 285: „Und in der That, nach dem, was da vorgeht, erscheinen die Verhältnisse auf dem Lande noch zu rauh und unwirthlich, die lebenden Geschöpfe auf demselben noch zu roh, zu unentwickelt und zu vernunftlos, als daß der seelenbegabte Menschenkeim hier in seiner Hilflosigkeit bestehen könnte. Er bedarf zu seiner ersten Kräftigung einer milderen, stetigeren und gesicherteren Brutstätte. Dieser Anschauung des Dichters müssen wir heutzutage völlig beipflichten, da wir wissen, daß jeder Wirbelthierembryo — auch der des Menschen — während einer bestimmten Entwickelungsphase mit Kiemenspalten versehen ist, und hieraus sicher erkennen, daß einer seiner Urahnen während seines Freilebens dieselben nöthig gehabt — also im Wasser gelebt haben muß. Aber was wir heute bequem lernen, das mußte Goethe aus sich selbst mühselig schöpfen; um so wunderbarer ist daher sein Seherthum!" — Später, wo das Glas des Homunculus an der Muschel der Galatea zerschellt und das Meer feurig erglänzt, wird dies vom Verfasser in demselben Sinne ausgelegt und hinzugefügt (S. 303): „Wohl mag ein hoher Wonneschauer die Welt durchzuckt haben, als sie das Empfangen des ersten selbstbewußten Menschenkeimes spürte." Das heißt doch in Wenigem Viel finden! Da aber gerade prämature Ehren vertheilt werden: warum macht der Verfasser nicht gleich Thales zum ersten Darwinisten? Bestimmteres als wir sonst von der Lehre des Thales wissen, ist hier auch von Goethe nicht ausgesprochen worden.

Es geht übrigens mit dem Faust, wie meist mit sehr hohen Autoritäten: Jeder möchte sie auf seiner Seite haben und holt sich daraus, was er sucht. Die Worte Fausts:

Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei, und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen. I, 92.

lassen sich ja auch darwinistisch auffassen; aber enthalten sie nicht noch eher Schopenhauers Lehre, das buddhistische «tat tvam asi» („das bist Du"),

die Erkenntniß des eigenen „Ich" in jedem anderen Weſen, welche allein den Egoismus, die Beſonderheit überwindet? Später, wo Fauſt nach der Behauſung der „Mütter" forſcht und auf Mephiſtos Andeutungen erwidert:

Nur immer zu! Wir wollen es ergründen,
In Deinem Nichts hoff' ich das All zu finden. II, 47.

und der Verfaſſer S. 230 dazu bemerkt: „Der Schluß liegt nahe, daß in dem Nichts der Negation gerade das All der Poſition zu finden ſein möchte" — ſteckt da nicht die Hegelſche Lehre von dem Umſchlagen jedes Begriffs in ſein Gegentheil: das Sein ſchlägt um in Nichts, das Nichts in Werden ꝛc.? So finden ſich Freund und Feind zuſammen an der Tafel des reichen Dichterfürſten. — Ueber die ſchwierige Frage nach dem Weſen der „Mütter" und des Elements, wo ſie zu finden ſind, giebt der Verfaſſer eine Erklärung, die mit einer verbreiteten Auffaſſung von Platos Ideen einigermaßen zuſammentrifft: „Es ſind das die Urbilder, die Schemen alles Geweſenen und Zukünftigen, welche in ewigem Kreislauf der Welt — ſowohl der wirklichen, als derjenigen des Gedankens — im realen Leben ſowohl, wie in der Phantaſie des Dichters — immer wieder zur Gegenwart zurückkehren", und S. 229 ſagt er, es ſeien „die Urmodelle alles Schönen in geiſtiger und körperlicher Vollendung". Hieraus wird allerdings noch nicht der von Goethe gewählte Ausdruck „Mütter" begreiflich, noch das Schaudern des Fauſt bei ihrer Nennung („Das Wort, das ich nicht hören mag" II, 47). Aber ohne in Abrede zu ſtellen, daß dieſe Deutung anſprechend iſt, wollen wir bei dieſer Gelegenheit ein Uebriges thun — indem wir auch unſeren Lepton ſpenden — und noch einer anderen Geiſtes- oder Glaubensrichtung einen Fingerzeig geben über die Frucht, die ſchon der Fauſt ihr im Keime bietet. Wenn es von den „Müttern" heißt:

Fauſt: Wohin der Weg?
Mephiſto: Kein Weg! In's Unbetretene,
Nicht zu Betretende; . . .
Nichts wirſt Du ſeh'n in ewig leerer Ferne,
Den Schritt nicht hören, den Du thuſt, . . . II, 46.
Verſinke denn! Ich könnt' auch ſagen: ſteige!
's iſt einerlei. Entfliehe dem Entſtand'nen, . . . 47.
Sie ſeh'n Dich nicht, denn Schemen ſeh'n ſie nur. 48.
Fauſt: Mütter, die ihr thront
Im Grenzenloſen, ewig einſam wohnt,
Und doch geſellig! Euer Haupt umſchweben
Des Lebens Bilder, regſam, ohne Leben.
Was einmal war, in allem Glanz und Schein,
Es regt ſich dort, denn es will ewig ſein. II, 52.

Ist das nicht die anschaulichste dichterische Schilderung der vielbesprochenen vierten Dimension, die ursprünglich den Mathematikern angehörte, dann aber von den Spiritisten mit Geistern besetzt wurde: der Ort, von wo alle Verstorbenen zu citiren sind, von wo die Geisterhand sich herausstreckt, wenn sie im Dunkeln auf die Tafel schreibt, oder die Fesseln löst, mit denen das Medium an den Stuhl gebunden ist? Vierzig Jahre bevor die Spiritisten sich dieser Dimension bemächtigten, hat also Goethe durch Intuition schon von ihr gewußt. — Freilich könnten die Kantianer aus obigen Citaten eine poetische Darstellung der Idealität von Raum und Zeit herauslesen; aber das ist weniger interessant, da Kants transcendentale Aesthetik früher als diese Stellen des Faust geschrieben wurde.

Ueber den Homunculus — diese crux interpretum — äußert sich der Verfasser auf S. 251: „Es ist nur das specifisch menschliche Urprincip der Art, nämlich der Urkeim des menschlich-geistigen Selbsttriebes nach allseitiger, nie ruhender fortschrittlicher Entwickelung — das Geistige und Sittliche, was er (Wagner) aus den vielen Stoffen und Kräften extrahirt als schließliche erste Menschenpotenz. . . . Bis zur Mitte unseres Jahrhunderts galt die Existenz der Lebenskraft, als einer ursprünglichen Elementarkraft, ganz allgemein für eine wissenschaftliche Thatsache; das war jedoch eine Täuschung, denn, wie jede andere complicirte Naturerscheinung, ist auch sie in ihrer Vielseitigkeit eine entstandene. Um diesen Irrthum schärfer zu markiren und ins Lächerliche zu ziehen, läßt Goethe den Teufel sich so angelegentlich für die Entstehung des Homunculus interessiren. Des Dichters eigene Stellung zu der so lange und hitzig ausgekämpften Streitfrage ist in dem endlichen Ausgange des entstehenwollenden stofflosen Wesens klar genug dargelegt und stimmt mit den heutigen Anschauungen merkwürdig überein. Damit hat Goethe wieder den Beweis geliefert, wie divinatorisch correct sein Geist arbeitete, und wie weit er seiner Zeit in allen fundamentalen Fragen voraus war." S. 303 heißt es: „Der Dichterprophet Goethe . . . erkennt mit Recht in der Lebenskraft etwas Gewordenes, ein aus dem Zusammenwirken des Stoffes und seiner physikalischen Kräfte entstandenes, zeitlich creatürliches und darum wandelbares Agens, als dessen höchster Effect sich die Geistesthätigkeit des Menschen herausgebildet hat."

Diese Lehre von der Lebenskraft, heutzutage „Vitalismus" genannt, ist allerdings um die Mitte unseres Jahrhunderts, so weit sie, statt Unbekanntes zu erforschen, sich an einem bloßen Wort genügen ließ, nicht nur von Naturforschern, sondern auch von den bedeutendsten Philosophen bekämpft worden; in neuerer Zeit aber hat sich die Speculation mit der exacten Forschung dahin geeinigt, daß der Begriff der Lebenskraft doch nicht entbehrlich ist, und ihr Gegentheil, der Mechanismus, die Naturwissenschaft

eben so wenig befriedigt, wie das philosophische Denken. In diesem Sinne äußert sich eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete der Physiologie, unser Landsmann Professor Gustav Bunge (Lehrbuch der physiologischen und pathologischen Chemie. 1887.): „Je eingehender, vielseitiger, gründlicher wir die Lebenserscheinungen zu erforschen streben, desto mehr kommen wir zur Einsicht, daß Vorgänge, die wir bereits geglaubt hatten, physikalisch und chemisch erklären zu können, . . . vorläufig jeder mechanischen Erklärung spotten. . . . So treibt uns der Mechanismus der Gegenwart dem Vitalismus der Zukunft mit Sicherheit entgegen." — Da nun die Worte im Faust dem unbefangenen Leser wohl keinen Anhaltspunkt bieten, Goethe eine solche mechanische Weltanschauung zuzuschreiben, so ist es ein Lob von zweifelhaftem Werth, wenn der Verfasser Goethe zum Vertreter einer Richtung macht, die damals noch nicht galt und jetzt überwunden ist.

Kehren wir zurück zu den Hauptgedanken und Charakteren des Faust, so fällt an dem vorliegenden neuen Commentar auf, wie scharf, unversöhnlich, übergangslos Licht und Finsterniß neben einander gestellt sind: Inconsequenz, Unnatürlichkeit, Manierirtheit, Geheimnißkrämerei, die dem zweiten Theil sonst oft vorgeworfen werden — sie existiren für den Verfasser gar nicht: der Faust ist das Menschheitsdrama in höchster Vollendung, ganz aus einem Guß; — Faust als Person — der selbstlose Menschheitserlöser. Der Charakter aller wichtigeren Personen wird entweder mit fast uneingeschränktem Preis bedacht und Alles an ihnen zum Besten gekehrt, oder schonungslos, sobald sie nur den Mund aufthun, herabgezogen und geschmäht: es ist eine Versammlung von Helden und Mißgeburten. Schon bei dem Vorspiel auf dem Theater findet nur der Dichter Gnade vor den Augen des Commentators, — der Theaterdirector und die lustige Person sind erbärmlich niedrige Wichte. Was müssen aber erst der arme Wagner und Mephistopheles, als stupides Scheusal dargestellt, sich sagen lassen! Stellen brauche ich hier nicht zu citiren, da sie jedem Leser von selbst auffallen werden. In Mephistopheles sieht der Verfasser nicht den Teufel, der in dem Herzen jedes Menschen erwacht, sobald er sich dem Grübeln ergiebt und zwiespältig wird, nicht den so nothwendigen Geist der Kritik und Opposition, den „Geist, der stets verneint"; sondern, wie der Verfasser hervorhebt, nur den dummen Teufel, dem Alles mißglückt, weil er in seiner Bosheit Alles verkehrt anfängt; und der Verfasser läßt es sich nicht nehmen, jedes Mal, wo Mephistopheles auf die Bühne tritt, ihn, den Wehrlosen, von Neuem zu verunglimpfen, mit einer Art Genugthuung machtlos zu finden, lächerlich zu machen und als Narren an den Pranger zu stellen. Ob er wohl mit diesen Expectorationen sich selbst hat Muth machen wollen und ihm niemals der Vers eingefallen ist:

Der Teufel stellt Dir nächstens doch ein Bein. II, 62.

Wenn aber der Verfasser andererseits die Gestalt des Faust mit einer Aureole umgiebt, wenn er seinen Helden den Bösen im Einzelkampfe, ohne alle Hilfe von oben, nachdem der Herr seine Hand gänzlich zurückgezogen, besiegen und durch diese fortdauernde gewaltige That das Menschheitsproblem lösen läßt: ist ihm da nicht die Ahnung aufgestiegen, welch schiefes Compliment er seinem Faust, diesem neuen Gegenstand nationaler Mythologie, macht, indem er ihm einen so kläglichen Gegner gegenüberstellt? Der Schluß liegt nahe, daß einem stärkeren Feinde Faust hätte zur Beute fallen müssen. Qui nimis probat, nihil probat. Sollte Goethe wirklich seine Zeit darauf verschwendet haben, uns durch Mephistopheles, den Theaterdirector und die lustige Person nicht — wie wir bisher glaubten — tief empfundene Wahrheiten, sondern lauter einfältiges Gerede und Aberwitz vortragen zu lassen da zum Fortschritt der Handlung doch nur sehr Weniges von dem, was Mephistopheles sagt, nöthig ist? Das wäre auch für den Dichter kein schönes Compliment; aber unser Commentator hält es eben nicht mit Schopenhauer, welcher meint, bei dem echten Dichter habe jeder „während er dasteht und redet, vollkommen Recht, und wäre er der Teufel selbst". (Parerga II.)

Es mag paradox klingen, aber in gewissem Sinne befindet sich der Verfasser doch noch auf dem unpoetischen Standpunkte der Fortschrittsruhmredigkeit: auf dem Standpunkte des von ihm so tief verachteten Wagner. Er meint auf S. 23, daß Faust durch „die Leerheit, die völlige Nutz- und Fruchtlosigkeit des damaligen Gelehrtenthums" zu seinem weiteren Beginnen getrieben wird. Also nicht zu jeder Zeit kann es einen Faust geben? Nicht der Widerstreit der beiden Seelen, die in Goethe-Fausts Brust wohnen, reißt ihn aus seinem Beruf? Hätte nur Faust schon damals gewußt, wie wir es jetzt „zuletzt so herrlich weit gebracht", so hätte ihm das fortgeschrittene Gelehrtenthum unserer Tage genügt; er wäre still bei seiner Wissenschaft verharrt, und Goethes größtes Drama wäre ungeschrieben geblieben!

Wollen wir aber überhaupt an die Dichtung den spießbürgerlichen Maßstab schnurgerader Logik anlegen, so könnte ein advocatus diaboli etwa Folgendes sagen: In dem ganzen Stück ist Mephistopheles mit seinem frischen Humor und seiner Unverzagtheit nicht nur ohne Zweifel die sympathischste Person, sondern er ist auch der eigentliche tragische Held, der durch seinen guten Glauben an Recht und Gerechtigkeit gestürzt wird. Daß er Teufel ist, darüber braucht Niemand sich zu ärgern; man weiß es im Voraus und es liegt im Begriff. Er ist eben diabolus: Ankläger; und daß die Staatsanwaltschaft eine gute Institution ist und ihre Organe auf Achtung Anspruch haben, pflegt nur von den Missethätern in Zweifel gezogen zu werden. Nun schließt Mephistopheles in loyalster Weise zwei Rechtsgeschäfte ab: die Wette

mit dem Herrn und den Pact mit Faust; die Wette soll er gewinnen, wenn es ihm gelingt Faust auf dem Wege der Sünde herabzuziehen, ihn immer tiefer sinken zu lassen, kurz, die Veredelung seines Wesens zu verhindern. Der Pact ist keine Wette und kann insofern nicht verloren werden, er bestimmt Leistung und Gegenleistung; Mephisto verspricht dem Faust lebenslänglich mit seiner Zaubermacht zu dienen; dafür verspricht Faust dem Mephisto seine Seele nach dem Tode:

Ich will mich hier zu Deinem Dienst verbinden,
Auf Deinen Wink nicht rasten und nicht ruh'n;
Wenn wir uns drüben wiederfinden,
So sollst Du mir das Gleiche thun. I, 47.

Da weitere Bedingungen im Vertrage nicht vorkommen, so sind die späteren Worte Fausts:

Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! Du bist so schön! —
Dann magst Du mich in Fesseln schlagen . . . I, 48.

eine Nebenbestimmung über die Frist des Vertrages, durch welche Mephistopheles von Faust in kluger Weise angefeuert wird, zu seiner völligen Befriedigung alle Kräfte aufzubieten, da dadurch seine Dienstzeit verkürzt werden würde. Wenn daher Mephistopheles bald darauf im Monolog sagt:

In seiner Unersättlichkeit
Soll Speis' und Trank vor gier'gen Lippen schweben;
Er wird Erquickung sich umsonst erfleh'n; I, 52.

so beschließt er damit nicht etwa, wie manche Interpreten gemeint haben, von vornherein seine Wette zu verlieren, denn mit Faust hat er gar nicht gewettet, sondern er verzichtet nur auf die Ausnutzung der späteren Clausel, da auch ein langer Lebenslauf seines Parten ihm die Hoffnung nicht benimmt, die Wette mit dem Herrn zu gewinnen. Jetzt beginnt Faust sein Treiben mit dem Genossen zusammen, der sich ihm von Anfang an als das „Böse" vorgestellt hat, und den er daher nicht erst, wie der Verfasser S. 161 meint, nach Gretchens Tode in seiner „Tücke erkennt". Faust sündigt nun Schlag auf Schlag; nicht durch Mephistos Suggestion in der Hypnose, oder Berauschung, Zaubertrank ꝛc., wie dem Verfasser zu schließen beliebt, sondern aus freiem Willen; denn besäße er nicht das Gefühl der Verantwortlichkeit und die Möglichkeit, der Versuchung zu widerstehen, so wäre ihm sein ganzes Leben und Streben nicht zuzurechnen, er verlöre alles Interesse für uns, er wäre kein Mensch, sondern ein Thier, und dürfte daher schon aus ästhetischer Rücksicht nicht auf die Bühne kommen. — Daß Gretchen ein herzensgutes Geschöpf ist, hat noch Niemand geleugnet; um sie aber, wie der Verfasser thut, zu einer idealen deutschen Jungfrauengestalt

zu erheben, wäre es auch nöthig, daß jeder Vater, auf Gretchen weisend, zu seiner Tochter sagen könnte; „Gehe hin und thue desgleichen!“ — Gretchens letzter verzweifelter Ruf: „Heinrich! Heinrich!“ I, 132, wird herzlich bald von Faust vergessen, und der Verfasser irrt, wenn er behauptet S. 157: „Dieser Ruf verhallt nie wieder in Fausts Seele“. Ganz im Gegentheil:

Helenen mit verrückten Sinnen,
Helenen will er sich gewinnen, II, 81.

Auf Faust, der den ganzen zweiten Theil hindurch keine Spur von Reue, d. h. Sinnesänderung zeigt, bleibt die Schuld natürlich haften; denn:

Hat man ein Weib so scheußlich ruinirt,
Wird man von Elfensang nicht absolvirt. II, 111.

Mephistopheles ist dabei ein treuer, vielgeplagter Diener, der mit größter Selbstaufopferung jede seiner Launen erfüllt, seine Ueberschwänglichkeit mäßigt, nach der Explosion den Bewußtlosen fortträgt und ihm das Leben rettet, wo er doch so leicht seine Seele hätte haben können. Ist das nicht Großmuth! Hat man mit Recht von jeher den Faust mit dem Don Juan verglichen, so gleicht auch Mephisto dem braven Diener des Don Juan, dem Leporello; auch er kann sagen: „Keine Ruh' bei Tag und Nacht . . .“, ohne daß jedoch für seinen Faust ein Wendepunkt käme, ähnlich dem, wo in Zorillas Dichtung Don Juan sagt:

Ja, ich fühl's, nach so viel Jahren
Und nach solchem Lebenslauf
Steigen mir Gedanken auf,
Die mir selbst nicht eigen waren.

Denn das „Suchen“, „Streben“, „Trachten“ enthält an sich noch keinen Beweis der Besserung: es kommt darauf an, was gesucht wird; auf die Richtung aufwärts oder abwärts. Faust jedoch versinkt bei seinem „Weiterschreiten“ nur immer tiefer in den Sumpf des Lasters; nach dem naturgemäßen Absterben der anfänglichen Sinnenlust bewältigen ihn die dunklen Triebe des Alters, die Lust an Geld und Geldeswerth, der Egoismus in abstracto, diese unheilbarste Quintessenz alles Lasters („Herrschaft gewinn' ich, Eigenthum“ II, 155). Wissentlich bereichert er sich mit Diebsgut; er hat nicht einmal einen Tadel für die Piraten, die in seinem Dienst wirken (siehe den V. Act des II. Theiles). Und als er den beiden Alten ihr einziges Hab und Gut, ihren ererbten Immobilienbesitz, mit Gewalt nehmen läßt und sie dabei umkommen, will er die Schuld noch gar heuchlerischer Weise auf Andere wälzen, thut entrüstet, schilt Mephistopheles und seine Leute:

War't Ihr für meine Worte taub!
Tausch wollt' ich, wollte keinen Raub. II, 188.

Und das sagt derselbe Faust, der sich in die Brust geworfen hatte: er habe

die Juriſterei „durchaus ſtudirt, mit heißem Bemüh'n". I, 12. Hier ſtellt er ſich, als wiſſe er nicht, daß der Tauſch ein zweiſeitiges Rechtsgeſchäft iſt, das nur durch die freiwillige Zuſtimmung beider Theile zu Stande kommt; die Alten aber hatten ihre Einwilligung ausdrücklich verweigert. — Nach dieſen ſeinen letzten Thaten ereilt den alten Sünder endlich der Tod. Jetzt, ſollte man glauben, werde Mephiſtopheles zu dem Seinen kommen: die Wette mit dem Herrn hatte er gewonnen, da Fauſts Verderbtheit immer zugenommen hatte; nach dem Pact verfiel ihm Fauſts Seele eo ipso dadurch, daß ſein Leben zu Ende war; zum Ueberfluß hatte Fauſt aber auch noch geſagt, er genieße „jetzt den höchſten Augenblick", II, 194. Er hatte hiermit nur wünſchen können, daß der Augenblick verweilen möge — ſo daß alſo als Zuwage auch die letzte Clauſel erfüllt war. (Dem Verfaſſer iſt es gefällig, auf S. 382 von alledem genau das Gegentheil zu behaupten; man leſe und vergleiche!) Als Mephiſtopheles jetzt ſein ſauer erworbenes Eigenthum in Empfang nehmen will, kommt raſch die „Glorie von Oben" II, 196, es erſcheinen himmliſche Sendlinge, überfallen ihn mit brennenden Blumen — vom Commentator, ja weshalb eigentlich! Blumen der Liebe genannt — vertreiben der Unterwelt geſchwänzte Boten und entführen ſo durch einen himmliſchen Staatsſtreich Fauſts Seele in ſchadenfrohem Triumph.

„Bei wem ſoll ich mich nun beklagen?
Wer ſchafft mir mein erworb'nes Recht?" II, 201.

ruft Mephiſtopheles im Gefühl der erlittenen Kränkung aus; und da es noch keine internationalen Schiedsgerichte giebt, ſo bleibt ihm nichts übrig, als ſich, tief trauernd, aber mit edler Reſignation zu fügen.

Was ſoll man nun dazu ſagen, als daß Undank der Welt Lohn iſt und daß ſelten ein Stück von ſo vollendeter tragiſcher Wirkung geſchrieben worden! —

So könnte, wie geſagt, natürlich nur ein Anwalt des Satans reden und dies als die Idee verfechten, die Goethe nach ſeinen eigenen Worten in den Fauſt ſo tief „hineingeheimnißt" habe: denn Alles wird zur Läſterung im Munde des Gottloſen!

In völlig anderer Beleuchtung erſcheint der Fauſt, wenn man ihn in das ihm zukommende Element, in die Traum- und Zauberſphäre der Poeſie verſetzt; manche Inconſequenzen und Widerſprüche werden dann nur zu anmuthigen poetiſchen Licenzen, einem freien Spiel der Phantaſie, in welchem der Dichter über ſeiner Schöpfung ſchwebt; darum dorthin

„ſetz' ihn nieder,
Deinen Ritter, und ſogleich
Kehret ihm das Leben wieder,
Denn er ſucht's im Fabelreich." II, 69.

Dann wird zunächſt klar, daß über das Schickſal von Fauſts Seele die Wette allein und nicht der Pact entſcheidet: es widerſpricht jedem geläuterten Begriff von einer Weltordnung, daß der Menſch — von der krankhaften Stimmung eines Augenblickes überwältigt, wie der Trinker ſein Hemd verſchachert — für alle Ewigkeit unwiderruflich über ſeine Seele ſollte verfügen können; ſo daß ſein ganzes weiteres ſittliches Leben — ob gut, ob böſe — für ſein Heil irrelevant würde.

Die Eigenthümlichkeit der von Allem, was ſonſt auf das Theater gebracht worden, abweichenden Perſönlichkeit Mephiſtos läßt ſich am kürzeſten dadurch bezeichnen, daß ſie keine Perſönlichkeit iſt. Aber was ſollte ſie dann ſein — etwa ein Begriff? Erſt recht nicht! Schon im Denken iſt es ein Irrthum, wenn man — Qualitäten nach quantitativem Maßſtabe meſſend — meint, ſich ein höchſtes Gutes, ein höchſtes Schönes ſo conſtruiren zu können, daß es die Merkmale alles verſchiedenen, einzelnen Guten und Schönen in ſich faßt, concentrirt und vereinigt, und die Entfaltung des einzelnen, beſonderen Guten und Schönen dadurch für das Denken gewiſſermaßen überflüſſig macht. Denn der Begriff iſt nicht die Summe der Einzelfälle und ihnen in keiner Hinſicht commenſurabel. Der Begriff des Böſen alſo, wie ſcharfſinnig auch immer definirt, iſt nicht wieder böſe, noch giebt er einen Extract aller Bosheit; ſo wenig als der Begriff des Thieres errathen läßt, welche Geſtalten in der Thierwelt werden zu finden ſein. Das Eine wie das Andere bleibt eine Hilfsconſtruction menſchlichen Denkens.

Um wie viel weniger würde es gelingen, in einer lebendigen Perſon — wie etwa der verblendete Menſch ſich die Seele ſeines ärgſten Feindes ausmalt — das Aeußerſte an Bosheit ſo zu verdichten, daß dieſer Inbegriff alle charakteriſtiſchen Entfaltungen des Böſen in der Wirklichkeit in ſich enthält? Da alſo dieſer Gedanke einer Verkörperung des höchſten Böſen aufgegeben werden mußte, oder vielmehr dem echten Dichter gar nicht kommen konnte, ſo hat ſich auch Goethe gar nicht bemüht, ſeinen Mephiſtopheles mit einem ungewöhnlich hohen Maß moraliſcher Schlechtigkeit auszuſtatten; ſondern hat eigentlich einen liebenswürdigen Teufel von behaglicher Laune, eine unterhaltende, kurzweilige Figur geſchaffen. An Weltklugheit und ſcharfem, logiſch zergliederndem Verſtande läßt ſich Mephiſtopheles ſchwer, an Bosheit leicht übertreffen. Schillers Mohr, Shakeſpeares Jago und Caliban beſitzen unvergleichlich mehr Bosheit als Mephiſtopheles.

Dieſe äſthetiſche Nothwendigkeit haben daher auch alle wahren Dichter eingeſehen und dem Teufel, wenn ſie ihn zeichneten, ein einigermaßen gefälliges, faſt einnehmendes Weſen gegeben; ſo z. B. Hauff in ſeinen „Memoiren des Satans", Le Sage im „Hinkenden Teufel". Zwei Gründe jedoch

giebt es, welche Mephiſto, obgleich er kein begrifflicher Schemen iſt, hindern, eine Perſönlichkeit gleich anderen zu werden.

Von allen Märchen und ähnlichen Dichtungen läßt ſich behaupten, daß, ceteris paribus, das Intereſſe, welches ſie erregen, im umgekehrten Verhältniſſe ſteht zu der Menge und Mannigfaltigkeit des Wunderbaren, das in ihnen vorkommt. Je mehr der Zauber überhand nimmt, je häufiger, regelloſer, eingreifender er wirkt; deſto mehr kommen wir von dem Verſuche zurück, mit der Phantaſie den Ereigniſſen vorauszueilen, die Schickſale der Perſonen zu errathen oder zu berechnen; und da die Perſonen dann auch unfähig ſind, mit ihrer ſchwachen Kraft ſelbſt in die Dinge einzugreifen und ſich des Zaubers zu erwehren, die Naturgeſetze jeden Augenblick auf eine neue Art durchbrochen werden, ſo ſchwindet die Spannung, mit der wir dem Schluſſe entgegenſehen. Bei den wirklichen Volksmärchen liegt das Maß des zuläſſigen Uebernatürlichen in dem alten Volksaberglauben oder einem Sagenkreiſe. Was nicht irgend einmal geglaubt worden iſt, darf auch nicht im Märchen als möglich hingeſtellt werden; aber überhaupt bei jedem guten Märchen ſehen wir, daß der Zauber mit äußerſter Oeconomie gehandhabt wird: nur ein ſeltenes Zuſammentreffen von Umſtänden kann den Zauber wecken; oder an einem einzigen Gegenſtande — Ringe, Stabe — haftet er, oder nur beſtimmte Perſonen ſind ſeiner mächtig: kurz, Grenzen und Umfang von Zauber und Gegenzauber ſind dem Leſer bald ſo geläufig, wie die wirklichen Naturkräfte, die auch in wahre Erzählungen hineinſpielen. Wo dagegen, wie in den meiſten Märchen von E. Th. A. Hoffmann, die Geiſterwelt nicht ihre knapp gemeſſene Competenz hat, ſondern der Zaubereien alle Augenblicke neue auftreten, da verliert der Leſer die Sicherheit und Theilnahme an dem Schickſale der in dieſem Wirbel herumgetriebenen Perſonen. Aehnliches gilt von dem Drama, und wo dort das Wunderbare verwandt worden iſt, da haben die Dichter entweder den Tact beſeſſen, noch ſparſamer zu verfahren, als im Märchen erlaubt war — ſo Shakeſpeare im Macbeth und Hamlet — oder ſie haben den Schwerpunkt ihrer Dichtung überhaupt von dem Intereſſe an menſchlichen Geſchicken auf ein anderes Gebiet verlegt; dies geſchieht in den ſog. Zauberpoſſen, die in gewiſſen Kreiſen noch jetzt ſo beliebt ſind. Hier iſt das Wunder chroniſch geworden — z. B. in den Stücken von Raimund und Neſtroy — aber abgeſehen von eingeflochtenen Liedern und Couplets, die Lob verdienen mögen, gilt der Applaus der Zuſchauer nicht dem Schauſpieler oder Dichter, ſondern dem Maſchiniſten. In Goethes Fauſt iſt nun von dem Uebernatürlichen der ausgiebigſte Gebrauch gemacht; wo Mephiſtopheles nur auftritt, erfolgen Wunder über Wunder; und da kein Wunder ſich wiederholt, ſo fehlt dem Zauberſpuk das Merkmal der Geſetzmäßigkeit. Wie weit die Rechte der

Hölle gehen, was dem Mephistopheles alles möglich und was ihm versagt ist, darüber kann der Leser sich bis zuletzt keine auch nur annähernde Vorstellung bilden; und so wirkt auch des Teufels ernsthafte Miene bei seinen angeblichen Anstrengungen und Mühen nur humoristisch („Ihr habt mich weidlich schwitzen machen!") — ebenso sein Brummen über den Verlust des Gretchen geschenkten Schmuckes: als ob er nicht Millionen solcher Schmucksachen haben könnte! Dies ist die poetische Inconsequenz im Faust, die anmuthiger wirkt, als prosaische Folgerichtigkeit. Mephistopheles wäre eine verfehlte Figur, wenn er nicht eine so schwankende Gestalt wäre und beständig vergäße, wen er vorzustellen hat! Diese abundante und undefinirte Zaubermacht ist es aber auch, was Mephistopheles, ihrem Hauptträger, nicht gestattet, eine Persönlichkeit auf der Bühne zu sein wie andere Persönlichkeiten. Denn wir folgen wohl noch seinen geistreichen Reden, sind gespannt auf seine schlagfertigen Repliken, aber sein Schicksal verfolgen wir eigentlich nicht; wir sehen nur zu, wie er nach Außen, auf den Lebenslauf Anderer wirkt.

Die mit dieser Zaubermacht zusammenhängende zweite Eigenthümlichkeit, welche Mephistopheles hindert, einer wirklichen Person zu gleichen, ist das Fehlen des Egoismus an ihm. Man wird vielleicht meinen, sein Egoismus bestände doch darin, daß er Fausts Seele haben will. Gleichwohl ist das kein Egoismus, schon insofern, als sich ja nicht einmal erklären läßt, weshalb er sie denn haben will. Dieses Streben nach Fausts Seele ist nur ein beständig dem Mephisto anhaftender elementarer Zug, wie die Gravitation der Körper zum Erdmittelpunkt; er läßt sich nicht mehr mit menschlichem Seelenleben, sondern nur noch mit einem Naturgesetz vergleichen, bei dem man nicht mehr nach einem „Warum" fragen kann. Bei Allen um ihn, nur nicht bei ihm „bewegt sich das Getriebe durch Hunger und durch Liebe". Propagationsgelüste darf man ihm doch nicht wirklich zuschreiben; Bedürfniß nach Speise kennt er auch nicht; Schätze hat er, so viel er irgend will. So wird Mephistopheles durch den Mangel an Egoismus zu einem ganz unmenschlichen Wesen und hat keinen Anspruch, uns rühren zu dürfen; der Egoismus ist ja so sehr das charakteristische Motiv menschlicher Handlungen, daß man in dubio jede That darauf zurückzuführen sucht, erst für begriffen hält, sobald sie als egoistisch erkannt ist, und umgekehrt von der Handlung eines Unbekannten, zu der sich keine egoistischen Triebfedern entdecken lassen, ohne Weiteres auf Wahnsinn schließt. Indem also diese Seelenregung echter Humanität dem Mephistopheles abgeht und ihm andererseits die positive Monstrosität der Zaubermacht anhaftet, kann ihm aus Mangel an Continuität des Charakters im Drama nicht die Rolle einer wirklichen Person zufallen; Goethe hat ihm daher ein ganz sonderliches,

noch nie dagewesenes Gepräge gegeben: neben der consequenten Verfolgung des einen — meinetwegen von den Menschen als böse gedachten Zieles und der Liebhaberei für allerhand Nuditäten ist er vorzugsweise der Vertreter eines gesunden Realismus; schützt sich aber wiederum vor begrifflicher Verflüchtigung, indem er beständig aus der Rolle fällt, nicht nur aus der Rolle, die ihm auf der Bühne angewiesen ist — wenn er wünscht, sich selbst dem Teufel übergeben zu können ꝛc. — sondern aus der ganzen Sphäre der Weltanschauung, auf der auch außerhalb der Bretterwelt seine Existenz beruht, wenn er z. B. den Teufelsglauben selbst verspottet („Den Bösen sind sie los; die Bösen sind geblieben!"). — Erst dieses dichterische Spielen mit selbstgeschaffenen Illusionen macht Mephisto neben Fausts ernstem Treiben zu einem so anziehenden poetischen Gebilde, aus welchem der Verfasser des Commentars nichtsdestoweniger wiederum den nüchternen gehörnten Gottseibeiuns des Köhlerglaubens herausdemonstriren will, den Teufel, „der dem lettischen Riegenkerle gegenüber stets den Kürzeren zieht". S. 15. Der angedeuteten Gefahr, daß durch diese Einmischung gar zu vielen Zaubers die Dichtung an Interesse einbüßen könnte, hat Goethe durch eben diese Ausfälle Mephistos vorgebeugt, die daran erinnern, daß der Zauber nur auf den Brettern ist und doch schließlich ein tieferer Sinn uns fesseln soll; — theils hat er diese Klippe dadurch vermieden, daß die wahre Theilnahme des Lesers nicht den äußeren Geschehnissen und Lebensläufen, noch der großartigen Staffage von Nebenpersonen gilt, sondern allein Fausts Schicksal: nicht dem, was ihm begegnet, sondern dem, was er dabei mit der Kraft der Selbstbestimmung aus sich macht, seinen inneren Erlebnissen; die aber ruhen auf sicherem Boden und sind dem äußeren Zauber entzogen. Dieser Boden ist Fausts Charakter, und um ihn recht zu verstehen, wird man, wenn wir nicht irren, auch die sonderbare herbe Freude nachfühlen müssen, die dem Künstler das Selbstgericht in seinen Geschöpfen gewährt: sich selbst ans Kreuz zu schlagen in den Fehlern erdichteter Personen. Und was nun die Wette mit dem Herrn betrifft — doch genug! Die Geduld des Lesers ist wohl schon erschöpft, und fast wird aus dem Referat unversehens ein neuer Faustcommentar, dessen es wirklich nicht mehr bedarf.

Nur so viel mag noch ausdrücklich hervorgehoben werden, daß ungeachtet aller dieser Einwände vorliegendes Werk um seines reichen Gehaltes willen jedem Verehrer des Dichters als anziehende und lohnende Lectüre empfohlen sei.

Gregor von Glasenapp.

Bücherschau.

Illustrirter Führer durch Riga und Umgebung von C. Mettig und F. Moll. Mit 24 Ansichten und 2 Plänen. Riga, Verlag von Alex. Stieda. 1892. 108 S. Text und 24 S. Anzeigen.

Das Buch zerfällt in zwei Theile, einen beschreibenden, der den Leser mit allem Bemerkenswerthen, das Riga bietet, bekannt macht, und einen für den unmittelbaren Gebrauch bestimmten, der alle für einen Fremden nur irgend in Betracht kommenden praktischen Nachweisungen und Belehrungen bietet. Zwei alphabetische Register der öffentlichen Institutionen, sowie der Straßen, Plätze und Hölmer mit genauen Verweisungen auf die beigegebenen, sauber ausgeführten Pläne werden auch dem Einheimischen ein willkommenes Hilfsmittel sein.

Riga ist durch das beifallswürdige Unternehmen der Stiedaschen Verlagshandlung in den Besitz eines Führers gelangt, wie ihn fast alle größeren Städte des Westens haben, und hat von den russischen Städten jedenfalls die Residenz überflügelt, deren Geibelscher Führer mit dem vorliegenden gar keinen Vergleich aushalten kann. Der „Illustrirte Führer durch Riga" ist handlich, bis auf geringfügige Irrthümer in der Rubrik „Bibliotheken", soweit Referent sieht, zuverlässig und sehr reichhaltig. Seine Hauptzierde aber bildet der gründliche, mit sympathischer Wärme und doch, wie es der Gegenstand verlangte, nie ins Breite gehende, von C. Mettig verfaßte beschreibende Theil. Auf den ersten Blick erkennt man, daß nur ein wissenschaftlich geschulter Kenner unserer Landesgeschichte den umfangreichen Stoff ausführlich und doch in gedrängter Kürze wiederzugeben im Stande sei. Mettig hat es sich zur Aufgabe gemacht, bei jeder sich bietenden Gelegenheit die Geschichte heranzuziehen; nicht nur die des betreffenden Gebäudes, das er im Augenblicke beschreibt, sondern er weiß auch Allgemeineres einzuflechten,

so daß wir zwar kein einheitliches Bild der Vergangenheit Rigas erhalten, aber doch über viele Details derselben unterrichtet werden. Daß Mettig sich hierbei immer auf der Höhe der neuesten Forschung befindet, braucht kaum besonders betont zu werden, und was die localgeschichtliche Fortsetzung der letzten Zeit zu Wege gebracht hat, konnte wohl kaum auf zweckmäßigere Weise popularisirt werden, als es hier geschieht. Die in der Bevölkerung Rigas noch so mannigfach umlaufenden falschen Meinungen über die Schwarzhäupter, die Stadtgarde, den großen Christoph und vieles Andere mehr werden durch Mettigs Führer am ehesten die nothwendige Remedur erfahren. Aber noch eine andere Wirkung kann von diesem zeitgemäßen Buche erwartet werden. Das neu gewonnene und bethätigte Verständniß für alte Baudenkmäler ist bis jetzt doch auf einen nur kleinen Kreis von Liebhabern beschränkt gewesen. Dieser wird sich von nun ab unzweifelhaft erweitern; an der Hand des neuen Führers durch die Kirchen, die Gildenhäuser, ja durch die Straßen Rigas zu gehen, deren bemerkenswerthere Hausportale Mettig verzeichnet oder beschrieben hat, wird jetzt Vielen ein Genuß sein, die früher auf derlei Dinge nicht achteten oder denen es zu mühsam war, sich aus größeren Büchern die erforderliche Belehrung zu holen. Daß aber der geschichtliche Sinn und eine pietätvolle Beschäftigung mit den Kunstdenkmälern, ja auch nur den unbedeutenderen Baureſten der Vergangenheit unserer Bevölkerung noth thut, als ein festigendes Mittel zur Selbstbesinnung in einer Zeit, welche nur Neues auf Neues häuft, wird auch der zugeben, der bisher solchen Bestrebungen ferner gestanden.

Die vielen dem Führer beigegebenen Abbildungen sind nicht alle von gleichem Werthe. Das Schwarzhäupterhaus ist in seinen oberen Theilen ganz verwischt herausgekommen und das Dannensternsche Haus, dessen reicher ornamentaler Schmuck doch gerade gezeigt werden sollte, wird durch einen häßlichen und ungebührlich viel Raum einnehmenden Vordergrund so zurückgedrängt, daß es auf dem Bilde gar keinen Eindruck macht und dieses seinen Zweck verfehlt. Aber wir wollen mit solchen Kleinigkeiten, an denen weder Verfasser, noch Verleger schuld sind, nicht rechten, sondern uns der vortrefflichen Gabe freuen. Auch wer nicht in Riga wohnt oder nicht nach Riga kommt, wird es nicht bereuen, das Buch zur Hand genommen zu haben.

Bgn.

Klumpe-Dumpe und andere Märchen. Von Hanna Schomacker. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei-Actiengesellschaft. 1892. 82 S.

Die Lust zum Fabuliren wird in unserem Lande nicht erlöschen, so lange unsere Literatur so angenehme Früchte zeitigt, wie die vorliegenden drei Märchen von Hanna Schomacker. Jede der anspruchslosen Erzählungen

hat ihren besonderen Charakter; die erste, „Klumpe-Dumpe", schildert die Gattenwahl einer Prinzessin und ist im Geschmack der «Contes des fées» gehalten, die im Anfang des vorigen Jahrhunderts in Frankreich so beliebt waren, deren gesuchte Kindlichkeit jedoch nicht Jedem zusagt. Die Geschichte „Wie Trudel das Gras wachsen hörte" ist eine ernsthafte, kleine Novelle, in welche nur nebenbei einige Elemente des deutschen Volksmärchens hineinspielen. Wieder ein anderer Ton ist in Nr. 3 („Das junge Ehepaar") angeschlagen; in freier Erfindung der Phantasie wird vor der Thür des Schlafgemachs, in dem die Eheleute ruhen, ein Colloquium zwischen dem braven Hausgeist und dem Gott Amor vorgeführt; „Traum der Sommernacht, phantastisch, zwecklos" ... möchte man es nennen; wenn nicht doch noch zum Schluß ein Zweck, und zwar ein überaus lobenswerther, sich offenbarte: die Lust an der Heirathsvermittelung, dieser so freundliche Zug des weiblichen Geschlechts, hat schon in den beiden ersten Erzählungen die geehrte Verfasserin einige glückliche Paare zusammenbringen lassen. In der Geschichte vom jungen Ehepaar aber feiert der Ehestiftungstrieb wahre Bacchanalien: die ganze Verwandt- und Bekanntschaft der jungen Leute, so weit nicht im Kindesalter stehend, wird von dem blinden Gott unter die Haube, resp. unter den Pantoffel gebracht. G.

Herausgeber: R. Weiß.

Für die Redaction verantwortlich:
N. Carlberg.

Дозволено цензурою. — Ревель, 22-го Октября 1892 г.

Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Линдфорса въ Ревелѣ.

Aus dem Gebiet des baltischen Privatrechts und des Civilprocesses.

Besprechungen — Vorschläge.

I.

Im Jahre 1890 ist eine Fortsetzung des auf Befehl Kaiser Alexanders II. zusammengestellten liv-ehst-kurländischen Privatrechts erschienen, ein dünnes Heft von 37 Seiten Text nebst vielen Citaten, welches die sämmtlichen Abänderungen des Privatrechts seit seinem Erscheinen und nach der Art solcher Fortsetzungen auch diejenigen Artikel vollständig abgedruckt enthält, in denen nur einzelne Worte verändert sind, wie denn beispielsweise, um den Ausdruck „ingrossirt" zu vermeiden und statt dessen zu sagen: „eingetragen in die Krepostbücher" mehrere Artikel in extenso mit sämmtlichen Citaten wiedergegeben sind. Wie viel Artikel sind nicht überdies mit ihrer Nummer angeführt, um darauf hinzuweisen, daß die zur Corroboration der Rechtsgeschäfte dienenden öffentlichen Bücher nunmehr Krepostbücher heißen. Ebenso sind eine ganze Menge von Artikeln mit dem Hinweis auf die neue Bestimmung versehen, nach welcher hinfort die Gerichte nicht Rechtsgeschäfte zu vollziehen oder zu beglaubigen haben[1]. In ähnlicher Weise giebt es denn noch eine ganze Reihe von Stellen, die nur geringfügige Aenderungen des Textes enthalten.

Es ergiebt sich aus alledem das erfreuliche Resultat, daß das baltische Privatrecht, von welchem bedeutende Theile eine mehr als 1000jährige Dauer

[1] Mit diesem Hinweis werden auch die Anmerkungen zu Art. 1422, 1423 und 1424 versehen, obwohl es sich in ihnen um Verjährung von Pfandrechten, resp. um stillschweigenden Verzicht auf dieselben und nicht um gerichtliche Beurkundung oder Abschließung von Rechtsgeschäften handelt.

haben, während andere ihr Alter nach Hunderten von Jahren zählen können, wiederum seine Lebenskraft und allzeitige Jugend bewiesen hat und sich darin von den für den Augenblick geborenen Rechten unterscheidet.

Aber eben so erfreulich sind — allerdings mit einigen Ausnahmen — die verhältnißmäßig geringen Reformen auf dem Gebiete des baltischen Privatrechts während des verflossenen Vierteljahrhunderts. — In weit hinter uns liegende Zeiten werden wir versetzt, wenn wir in der Fortsetzung lesen von der Freigebung des Güterbesitzes an Personen aller christlichen Confessionen, von der Aufhebung des Näherrechts des immatriculirten Adels und der Stadtbürger in Betreff der Landgüter und städtischen Immobilien. Hieraus sind denn auch durch die Gesetzgebung die weiteren Consequenzen gezogen. Es ist dem Bürger und Bauer nun gestattet, neue Rittergüter zu gründen, was früher selbstverständlich ein Vorrecht des Adels war. — Das große Ablösungsgeschäft mit den Gesindesinhabern hat dann zu den Bestimmungen geführt, daß Bauerland-Gesinde auch zur Zeit der Minderjährigkeit der Gutsbesitzer verkauft werden dürfen und daß die Erblosung (das Näherrecht der Erben) hinsichtlich dieser Verkäufe wegfällt. Die Anlage von Wind- und Wassermühlen, die früher zu den Privilegien der Rittergüter gehörte, ist den Eigenthümern von Landstellen und Gesinden gestattet. Gut ist die singuläre Bestimmung, daß Mineralquellen nicht durch Ziehen von Gräben seitens benachbarter Grundeigenthümer zum Versiegen gebracht werden dürfen. — Den Städten ist gestattet, auch ohne vorherige kaiserliche Genehmigung Grundeigenthum zu veräußern, was trotz der zur Veräußerung unumgänglich erforderlichen $^2/_3$-Majorität der Stadtverordneten wohl eine zu große Freiheit gewähren dürfte[1], denn zu leicht kann, besonders in kleinen Städten, eine allgemeine Ansicht zur Geltung kommen, die nur auf den augenblicklichen Vortheil sieht, wobei es denn leicht vergessen wird, daß die Immobilien von den Vätern stammen und die Commune auch die jetzige Generation überdauert; daß die Städte das Recht erhalten haben, die erblosen Güter, nicht nur ihrer Bürger, sondern überhaupt aller ihrer Einwohner zu erben, erscheint dagegen bei der jetzigen alle Stadteinwohner umfassenden Stadtverfassung in der Natur der Sache liegend. Die Bürgerlichen in den Städten sind aber in einem Punkte zu kurz gekommen. Wie es scheint, durch ein Redactionsversehen beim Zusammenstellen der Gesetze über die Justizreform von 1889, ist das Recht des bürgerlichen Städters, sein Testament verschlossen dem Richter, oder jetzt dem Notar, zu übergeben, abhanden gekommen, was besonders für kleinere Städte sehr schade ist, weil es nirgends in der Welt eine größere Oeffentlichkeit giebt, als dort, wo man

[1] Diese Freiheit ist durch die neueste Städteordnung beschränkt worden.

von dem Menschen ganz allgemein schon früher spricht, ehe er geboren wird. Nicht im Interesse der hiesigen privatrechtlichen Verhältnisse sind die Bestimmungen über den Waldschutz und das Jagdgesetz, in so fern sie neue Eingriffe in die Eigenthumsbefugnisse enthalten, die für die hiesigen Provinzen (mit Ausnahme des Schutzwaldes am Meer) nicht recht motivirt erscheinen, während sie vielleicht für andere Theile des Reiches sehr nothwendig gewesen sind. Ebenso sind die Bestimmungen über das Verbot gegenüber Ausländern zum Grundeigenthumserwerb auf dem Lande, vom privatrechtlichen Standpunkt aus, zu beklagen, denn es wird dadurch eine naturgemäße Einwanderung verhindert, die noch viel zur Hebung der Güter und des ganzen Landes beitragen könnte.

Nicht gerade erwärmen kann man sich für eine nunmehr perfecte Einwanderung gewisser Gesetze aus Westeuropa. Vor Allem ist hier zu nennen die Aufhebung der Beschränkung des Zinsfußes und der meisten übrigen Zinsbeschränkungen, wie auch der Strafe für Wucher, womit denn die Wucherfreiheit ziemlich unbeschränkt eingeführt ist. Der kleine Wucher wird jetzt nicht mehr bestraft und die Darlehnszinsen-Banken können jetzt — quasi re bene gesta — mit ihren Rechenschaftsberichten über hohe Dividenden, Gründerantheile und Gagen an Directore und Verwaltungsräthe ans Licht des Tages treten. Ein Glück ist es, daß die Wucherfreiheit im Volke noch nicht recht bekannt geworden ist, ja selbst Unglauben begegnet; woher denn auch die Richter wohl nicht häufig in die unwürdige Lage gebracht sind, den Schuldner zum Besten des Wucherers zu schändlichen Procenten rechtskräftig verurtheilen zu müssen. — Die Aufhebung des Rechtsmittels wegen nicht empfangenen Darlehns (querela, except. etc. non numeratae pecuniae) und der nicht empfangenen Zahlung, das zur Zeit des strafbaren Wuchers doch einigen Schutz gegen wucherische Ausbeutung gewährte, hat auch nach westeuropäischem Vorbilde stattgefunden, was sonst nicht zu bedauern ist.

Dem Zuge der neuen Politik des Reiches folgend, sind die Bestimmungen, daß über Minderjährige griechisch-rechtgläubiger Confession nur Personen desselben Glaubens Vormünder sein können, und daß die Vormundschaftsbehörde Personen der genannten Confession nicht die Erlaubniß ertheilen kann, ohne Zustimmung ihrer Eltern oder Vormünder zu heirathen.

In einem gewissen Gegensatz zu diesen Bestimmungen steht die Aufhebung der Verordnung, durch welche Personen christlicher Bekenntnisse verwehrt war, bei Hebräern Dienstbote zu sein.

Ebenfalls auf einem Versehen scheint es zu beruhen, daß nunmehr auch derjenige für abwesend gelten soll und unter Umständen die Privilegien der Abwesenden zu genießen hat, der irgend eine der Städte, in welchen das Rigische Stadtrecht gilt, verlassen hat — was natürlich für den Kleinstädter

ungewöhnlich leicht Abwesenheit zuwege bringen kann bei den engen Grenzen seiner Heimathstadt. Früher galt als abwesend nur derjenige, welcher außerhalb des Obergerichtsbezirkes, in welchem sein Wohnsitz lag, sich befand. Der Kleinstädter und jeder Livländer war abwesend, wenn er aus Livland fortgezogen war, der Rigenser, wenn er Riga verlassen hatte.

Vortrefflich ist die längst schon ersehnte und projectirte Abschaffung des alten schlechten Pfandrechts und Einführung des erprobten neuen Pfandrechts, welches bekanntlich dem Allgem. Preuß. Landrecht seine Entstehung und Ausbildung zu verdanken gehabt hat. Glücklicher Weise sind wir mit einer allerneuesten westeuropäischen Erfindung, der sog. Grundbuchschuld, einem Institute des hebräisch-deutschen Rechts, verschont geblieben. Die Grundbuchschuld, bei welcher die Eintragung auf das Grundstück zu geschehen hat, ohne Angabe eines Schuldgrundes, und die dem Laien ziemlich richtig als Grundstück-Wechsel bezeichnet werden kann, ist eines derjenigen modernen Rechtsinstitute, die dem Capitalisten bequem sind, aber das materielle Recht d. h. die Gerechtigkeit zu Gunsten der schnellen Beitreibung hintansetzen.

In die Rechtsgeschäfte der hebräisch-deutschen Rechtsentwickelung, die ja wohl mit einem blutigen Ende schließen wird, gehört denn auch noch die vielgepriesene freie Concurrenz auf dem Gebiete des Processes über Privatrechte, d. h. die völlige Durchführung der Verhandlungsmaxime auch für die kleinsten Sachen und für das gemeine Volk. Der Richter wird da zum Automaten, er thut so gut wie Nichts von sich aus und muß es ruhig ansehen, wenn der Arme oder in Vermögenssachen Unwissende nicht sein Recht zu vertreten vermag, sei es überhaupt nicht, sei es, weil er Klügere zu Gegnern hat oder bezahlte Rechtsverständige.

Der Richter-Automat darf sich nicht regen, wenn die im Recht befindliche, anwesende Partei aus Rechtsunkenntniß nicht um Kostenersatz bittet, oder sich nicht zum Schutz ihres Rechts auf die Verjährung beruft, oder nicht richtig ihr Petitum formulirt, wie z. B. der grundbesitzende Bauer denjenigen, der ohne vorherige Abmachung sein Landstück benutzt hat, auf Pachtzahlung, statt auf Entschädigungszahlung belangt. Der Richter muß das Unrecht vor seinen Augen ruhig sich zum Siege entwickeln lassen, ohne rathen und belehren zu dürfen. Er weist nicht darauf hin, was noch zu beweisen ist — wozu er übrigens nach Russ. Civilproceß zum Mindesten berechtigt wäre — sondern überläßt den Kläger, der nicht ahnt, daß und was er zu beweisen hat, und der es aus Unkenntniß unterläßt, seine vorhandenen Beweismittel zu brauchen, seinem Schicksal. Man vertraut dem Richter das viel Größere an, daß er Recht spricht. Wozu aber viel weniger Vertrauen gehört, das öffentliche Berathen der Parteien, erscheint dem

Anhänger der freien Concurrenz ein Greuel. Denn in der That wäre es auch dann schwerer, Processe gegen Dumme und Ungebildete zu gewinnen, wenn der Richter sich ihrer in der Weise anzunehmen hätte, wie es z. B. weiland die Livländ. Bauerverordnung vorschrieb, daß nämlich „der Richter, damit die Rechtsuchenden sich aus Unkunde oder Ungeschicklichkeit nicht selbst Schaden zufügen, von Amtswegen sich derselben annehmen" muß. Bei alledem war nach der Livl. B.-B. nicht die Rede davon, daß der Richter das Dispositionsrecht über die Privatrechte oder über die processualischen Anträge der Parteien bekam, vielmehr war es eine Nichtigkeit, wenn er mehr zuerkannte, als worum gebeten wurde. Trotz fehlender Durchführung der Verhandlungsmaxime waren die Parteien damals formell in ihrem Rechte mehr geschützt als jetzt, wo der Richter, der nach freiester Beweiswürdigung urtheilt, die Beweisführung, wenn er sie nicht für erheblich, oder die Sache schon ohnedies für genügend klar gestellt erachtet, ganz abschneiden darf, was früher zu den ärgsten Verstößen des Richters gerechnet worden wäre. Doch, um wieder zur Gegenwart zurückzukommen, was hilft dem Volk das beste Privatrecht, wenn es sein Recht nicht zu schützen oder zu verfolgen versteht? Und da ist es in Deutschland, wie anderswo; in seltenen Fällen kommt es in Bagatellprocessen (den Processen des gemeinen Mannes) zur Vertretung durch Rechtsanwälte, woher denn „die Linksanwälte" vor und hinter den Coulissen um so thätiger sein müssen.

Diese Frage des Rechtsschutzes für das gemeine Volk ist daher in gewissem Sinne mit großem Recht von dem ehstländischen Gouverneur aufgeworfen worden. Sie läßt sich aber gar nicht anders lösen, als daß man wiederum zurückkehrt zu den vorhin angedeuteten Privilegien, d. h. daß man den Richter einen ganzen Mann sein läßt und ihn nicht während des Verfahrens sein Rechtsgefühl zurückdämmen heißt, sondern ihn dazu verpflichtet, sich während des Verfahrens des Unfähigen oder des vor ihm Ueberlisteten anzunehmen. Es ist für geringwerthige Sachen ebenso undenkbar, daß der gemeine Mann eine genügende bezahlte Rechtsvertretung sich verschaffen kann, als daß er überhaupt sich selbst in seinen Sachen genügend vertreten kann bei dem hochentwickelten Privatrecht und bei dem mit ihm nothgedrungen harmoniren müssenden materiellen Proceßrecht. In Preußen ist es vor langen Jahren einmal mit besonderen Beamten versucht worden, die Advocaten sein sollten, aber längst schon als unausführbar aufgegeben worden. Die so nahe liegende richterliche Hilfe, die zugleich eine natürliche Thätigkeit des Richters sein würde, der ja der Gerechtigkeit zum Siege verhelfen soll, fällt ihm dazu äußerst leicht. Es verlangt weder besonderen Zeitaufwand, noch besonderer Geistesanstrengung vom Richter, wenn er die Sache verhandelt, die Parteien auf ihre Unterlassungen oder falsche Formulirungen aufmerksam

zu machen, und mehr würde er dabei überhaupt Nichts thun, als wozu jeden rechtlich denkenden Menschen sein Rechtsgefühl schon antreibt. — Für Processe, die nur von Advocaten geführt zu werden pflegen, liegt keine Veranlassung vor, von der strengen Verhandlungsmaxime abzuweichen. Um so mehr und um so eher kann und muß aber für andere Processe die angedeutete Reform eingeführt werden. Denn nur so ist dem Emporwuchern der fruchtlosen und schädlichen Winkeladvocatur zu begegnen und dem gemeinen Mann zu seinem Recht zu verhelfen möglich. Wer die früheren, gewiß reformbedürftigen Zustände mit den jetzigen vergleicht, wird dem zustimmen.

II.

C. Erdmanns System des liv-ehst-kurländischen Privatrechts, von welchem jetzt kürzlich der 3. Band erschienen ist, enthält eine Darstellung des Privatrechts in seinem vollen Umfange, woher es ein Unicum in der rechtswissenschaftlichen gedruckten Literatur Liv-, Ehst- und Kurlands ist. Man begegnet deshalb in dem Erdmannschen Werke immer wieder Stellen, die in Bezug auf unser Recht noch Niemand publicirt hat, wiewohl man natürlich nicht immer sagen kann, daß nicht auch Andere darauf gekommen sein werden.

Bei der wissenschaftlichen Art der Darstellung war die systematische Anordnung nicht zu vermeiden. Doch ist in Folge der strengen Systematisirung ein Gebäude entstanden, welches in manchen Theilen in der Darstellung bedeutender sich ausnimmt und mehr Raum und in manchen Theilen wieder weniger, als in der Wirklichkeit einnimmt. Wie wenig bedeutet nicht für das Rechtsleben im Allgemeinen das Erbrecht von Kronsarrenden und das mit dem Besitz verbundene Pfandrecht des neuen Rechts, von dem es fraglich ist, ob es irgendwo existirt; so gut wie von gar keiner Bedeutung für das geltende Recht dürfte auch das mit dem Besitz verbundene Pfandrecht des alten Rechts sein. Wie bedeutend für das Rechtsleben ist dagegen das bäuerliche eheliche Güter- und Erbrecht, das als abgeleitetes Recht jedoch ins Hintertreffen in der systematischen Darstellung gestellt ist. Dem System ist es einerlei, ob Narva eine halbe Million oder ein paar Tausend Einwohner hat, ob das flache Land fast nur von Bauern bewohnt wird oder nicht, ob auf einem Gebiete die Rechtsfälle des wirklichen Lebens mannigfaltig sind und daher für sie eingehendere Bestimmungen erforderlich sind oder nicht.

Der Verfasser hat nun aber doch, weil er zum Glück nicht nur Professor, sondern auch praktischer Jurist ist, sich immer wieder bemüht, die im Rechtsleben Entscheidung heischenden Fragen, wenn sie auch im Gesetz direct nicht erwähnt sind, heranzuziehen und zu entscheiden, wodurch sein Buch besonderen Werth erlangt. Mit gutem Geschick ist dabei vermieden

worden, wozu den Verfasser seine hohe logische Begabung leicht hätte verführen können, erdachte, nur mögliche, nicht wirklich vorkommende Rechtsfälle zu behandeln. Selbständig durchgearbeitet an der Hand der Quellen ist wohl Alles, was das liv-ehst-kurländische Privatrecht betrifft, soweit es nicht gemeinrechtlichen Ursprungs ist. Die Arbeit des Verfassers ist eine so große, daß sie durch ein paar Decennien gegangen sein wird. Es liegt eine Leistung vor, wie sie in der Art auch auf anderen Wissensgebieten hier zu Lande zu den großen Seltenheiten gehören dürfte. Nicht vergessen darf dabei werden, unter welchen veränderten Umständen dieses Werk zum Druck gebracht ist. Wie viel idealer Sinn, Kraft und Muth müssen nicht dazu gehört haben, um die Hand nicht vor der Vollendung sinken zu lassen. Sehr verdienstvoll im Besonderen ist es, daß Erdmann die für unser Recht so sehr wichtige und dabei werthvolle Erbgutslehre gründlich behandelt. Besonders wichtig ist die Lehre, weil das Erbgut eines der wenigen Institute des Privatrechts ist, deren Zwecke weit über das Recht des Einzelnen hinausgehen, indem es zur Voraussetzung den Zusammenhang der Familie und zum Zweck ihre Förderung hat, und weil ferner durch das Erbgut und die durch den Tod nicht erlöschende Alimentationspflicht, welche auch durch letztwillige Bestimmungen nicht geschmälert werden darf, ein besonderes Notherben- und Pflichttheils-Recht überflüssig wurde, was um so höher zu schätzen ist, als wohl jedes derselben bei der Bestimmung der Pflichttheilsquote und in seinem Schematismus, der lange nicht den Fällen des wirklichen Lebens gerecht werden kann, willkürlich und ungerecht ist, trotz der Casuistik, die mit solchem Recht verbunden sein muß. Das Erbgutssystem (zusammen mit Aufrechthaltung der Alimentationspflicht) scheint die richtige Mitte zu halten, was die Freiheit der letztwilligen Verfügungen anlangt, zwischen dem starren Güterfideicommisse und der gänzlichen Testirfreiheit. Es ist hinlänglich dadurch motivirt, daß der Erblasser nur Dasjenige seinen Erben zu hinterlassen verpflichtet ist, was er selbst an Immobilien auf dem Wege des gesetzlichen Erberechts ererbt hat, während dem Notherben- und Pflichttheilsrecht eine befriedigende Motivirung fehlt — es sei denn, daß letzteres mit der Alimentationspflicht seitens des Erblassers zusammenfällt. Abgesehen hiervon, ist es besonders unnatürlich, daß der Erblasser, wo das Pflichttheilsrecht existirt, nicht einmal frei über dasjenige von Todeswegen verfügen darf, was durch seine Mühe und Arbeit erst entstanden ist. Die Verpflichtung des Vaters, seinen wohlhabenden Sohn eben so wie sein armes Kind mit demselben Pflichttheil aus seinem erarbeiteten Gut zu bedenken, ist wohl nur für Liebhaber von Rechtsphrasen schmackhaft. Vielfach ist früher auch schon hervorgehoben worden, wie gerade die Gewißheit der Kinder, daß der Vater ihnen einen Pflichttheil hinterlassen muß, dessen Stellung ihnen

gegenüber geschädigt hat. Der Vater kann sich dem nur entziehen, wenn er schon zu Lebzeiten sein Vermögen, sei es auch gegen Leibrenten, weggiebt. Doch das ist nicht Jedermanns Sache, ein solches Risico auf sich zu nehmen.

Anders verhält sich auch dieses beim Erbgut. Der Erblasser kann dasselbe frei verschulden und über das durch die Verschuldung Erlangte frei von Todeswegen disponiren. Hier ist denn doch die Stellung des Vaters eine viel freiere. Es ist ja freilich wahr, daß das Erbgut auch in der praktisch und historisch richtigen Art, wie es in Livland gilt, wo das Mobiliarvermögen nicht dazu gezählt wird, durch hohe Verschuldung oder durch Veräußerung den Erben entzogen werden kann, wenn sie nicht im Stande sind, es zu behaupten oder einzulösen. Aber damit so etwas absichtlich zum Schaden der Erben ohne gerechten Grund unternommen wird, dazu gehören sich doch sehr viele, ganz besondere, nicht oft zusammentreffende Umstände. Das Erbgutssystem beruht, wie richtig gesagt ist, auf einem festen Familiensinn, die Existenz der Rechtssätze über das Erbgut ist die Confession desselben. Die in Deutschland so in Verruf gekommenen Retractsrechte gehören naturgemäß zu dem Erbgutsrecht, kommen aber, wenn dasselbe wie hier zu Lande lebendig ist, im Rechtsleben nur selten zur Anwendung. Alles in Allem genommen, ist das Erbgutsrecht eine Perle des livl. Land- und Stadtrechts (in Ehstland ist es entstellt, in Kurland gilt es für den Todesfall, mit Modificationen nur für die Stammgüter). In der Werthschätzung des Erbgutes möge man sich durch die Geschichte des deutschen Privatrechts nicht irre machen lassen; wiewohl es allgemein aufgegeben erscheint, macht es sich doch auf Umwegen und, wiewohl entstellt, in den Stiftungsgütern, Güterfideicommissen, Bauergütern geltend — aber, wenn das Alles auch nicht sehr ins Gewicht fällt, wir haben hier zu Lande eben einen Vorzug vor Deutschland, daß wir dieses uralte edle Institut des Erbgutes als etwas Lebendiges heut zu Tage noch besitzen können. Erdmann polemisirt höchst verdienstvoll dagegen, daß man den Begriff des Erbgutes für diejenigen Quoten eines hinterlassenen Immobils nicht anerkennen will, die der Erbe durch Abfindung seiner Miterben zu seiner Quote hinzuerworben hat. Man hatte in mißverständlicher Auffassung dessen, daß das Verhältniß zu den Miterben in Betreff dieser Abfindung als Kauf betrachtet werden sollte, daraus die unberechtigte Schlußfolgerung gezogen, daß der Eigenthümer des Immobils nur seine Erbquote an demselben als Erbgut, das Uebrige aber als „wohlerworbenes" Gut besitze. Auf diese Weise wäre es denn mit den Erbgütern nur ein kümmerliches Ding gewesen.

Nicht unterlassen werden kann es, hier in Anknüpfung an die vorhin erwähnten Retractsklagen auf einen Retract hinzuweisen, der dem livl. Land- und Stadtrecht eigenthümlich ist und von Erdmann auch gebührend

dargestellt wird. Das ist das Recht der Blutsverwandten desjenigen, dessen Immobil — sei es ererbt oder wohlerworben — zwangsweise veräußert ward, es zu retractiren binnen Jahr und Tag. Dieses Recht scheint deshalb vortrefflich, weil es die so oft bei öffentlichen Versteigerungen vorkommenden geheimen Machinationen der Bieter, den Preis nicht gehörig steigen zu lassen, wie überhaupt Zwangs-Schleuderpreise zu vereiteln Gelegenheit giebt und schon wegen seiner Existenz den Bieter, welcher das Immobil für sich erstehen und es behalten will, zu anständigem Bieten nöthigt.

Sehr zum Schaden sowohl der systematischen Darstellung, als auch der intensiven Durcharbeitung des liv-ehst-kurländischen Privatrechts machen sich die mancherlei particulären Rechtsabweichungen geltend. Es fehlt denselben — und damit wird wohl jeder Kenner desselben übereinstimmen — die letzte kritische und das Ganze unificirende Redaction. Was zur Zeit der Herausgabe des Privatrechts aus höchst achtungswerthen Gründen als geltendes Recht aufgenommen worden war, überraschte schon damals öfters das Publicum und machte den Eindruck des Antiquarischen. Jetzt nun scheinen ganz besonders schon zwei äußerliche Gründe für die Vereinfachung des Rechts zu sprechen: 1) Nach den einzelnen Rechtsgebieten sind nicht mehr die Gerichtsinstanzen geordnet, es kommt daher ein und dasselbe Gericht weit öfter wie früher in die Lage, nach den verschiedensten Rechten (Land-, Stadt-, Bauerrecht) zu urtheilen, was natürlich leicht zu Mißverständnissen Anlaß giebt, zumal nach den alten, jetzt sonst nicht mehr geltenden, schwierigen Gerichtscompetenzen die Unterwerfung einer Person unter ein gewisses Privatrechtsgebiet zu bestimmen ist. 2) Außerdem sind die jetzigen Richter Fremdlinge im Lande und fällt es ihnen schwer, die Unterschiede des Rechts, besonders wenn für dieselben eigentlich kein Zweck existirt, zu erfassen.

Zu den inneren Gründen der Vereinfachung möchte man aber zählen: 1) die Zwecklosigkeit vieler Unterschiede und die schädliche Wirkung einzelner speciellen Rechtsgebieten eigenen Institute, wie z. B. der stadtrechtlichen ehelichen Gütergemeinschaft, 2) die Schwierigkeit der Durcharbeitung und Beherrschung so mannigfaltiger Rechtsbestimmungen. Wie leidet nicht der livl. Bauerstand durch die Mangelhaftigkeit und Unbestimmtheit seines besonderen ehelichen Güter- und Erbrechts, welches leider auf mißverstandenem Landrecht beruht. Erdmann erkennt solches bei Gelegenheit an und sagt sehr richtig, daß in Folge dessen sich für die Praxis die größten Schwankungen und Bedenken ergeben.

In welchem erschreckenden Maße aber Letzteres der Fall ist, dafür sei es erlaubt, niemand Geringeren, als Erdmann selbst zum Beweis anzuführen. Seiner Meinung gemäß hat nach dem Erbrecht der livl. B.-B. der *älteste*

Sohn ein Vorzugsrecht auf das väterliche Grundeigenthum. Hierüber, als einer so oft vorkommenden Sache müßte doch Gewißheit und Einigkeit herrschen. Das ist nun aber keineswegs der Fall, vielmehr ist, wie mir scheint, mit Recht anzunehmen, daß sich Art. 984 der livl. B.-B., auf welchen Erdmann sich stützt, gar nicht auf ein bäuerliches Grundeigenthum, sondern auf ein gepachtetes Gesinde bezieht, das der älteste Sohn anzutreten berechtigt sei, und daß dagegen Art. 1001 der B.-B. in maßgebender Weise das Anrecht des ältesten Sohnes am ererbten väterlichen Grundeigenthum dahin bestimmt, daß er, wenn er nur mit einem Bruder concurrirt, dieser das Vorrecht auf das Grundeigenthum hat und bei Concurrenz mit mehreren Brüdern das Loos über das Vorrecht zu entscheiden hat, was überdies mit dem subsidiär anzuwendenden livl. Landrecht übereinstimmt.

Um bei der livl. B.-B. stehen zu bleiben, so sei hier verwiesen auf die kürzlich erschienene (Hallesche) Dissertation „Die Livländische Agrargesetzgebung" von Otto Müller, eine angenehm geschriebene Arbeit, deren Bedeutung wohl darin liegt, daß sie auswärts Lebenden, welche hiesiges Leben und die hiesige Agrargesetzgebung nicht kennen, letztere leicht verständlich macht. Nur wäre es wohl wünschenswerth gewesen, daß gerade deswegen angedeutet worden wäre, wie manche gesetzlich scheinbar strenge Vorschrift im Leben von gar keiner Bedeutung ist. Das gilt für die vom Verfasser in verhältnißmäßiger Ausführlichkeit entwickelte Lehre von der Bestrafung des simulirten Contractes; auch dem Verfasser wird wohl schwerlich ein Fall bekannt geworden sein, wo Jemand wegen Abschließung simulirter Contracte das Recht verloren hat, noch fernerhin für seine Person zu contrahiren.

Aehnliches gilt auch für das eiserne Inventar der verkauften Bauer-Gesinde. Der Art. 346, Pkt. 6 der B.-B., auf welchen sich der Verfasser bezieht, gilt nicht mehr, und ist die darin vorgeschriebene Ueberwachung des eisernen Inventars seitens der Gemeindegerichte weder dem Wolostgericht, noch dem Bauercommissär übertragen worden. Es ist daher die Bestimmung über das eiserne Inventar der Grundeigenthümer jetzt erst recht von wenig Bedeutung. — Auch dürfte es für Außenstehende kein ganz richtiges Bild geben, wenn der Verfasser sagt, das Landvolk Livlands zerfällt in Pächter oder Eigenthümer von Bauerhöfen und in landwirthschaftliche Arbeiter, die im Dienste der Wirthe oder Gutsbesitzer stehen. Außerdem giebt es doch unter dem Landvolk Krüger, Müller, Schmiede, Schuster, Schneider, Tischler, Bauleute, die weder Bauerhöfe gepachtet haben oder besitzen, noch auch in Diensten von Pächtern oder Gutsbesitzern stehen.

Am meisten wird aber einer richtigen Einsicht von der livländischen Agrargesetzgebung dadurch geschadet, daß nicht des zur Zerrüttung der bisher so gesunden agrarischen Verhältnisse unausbleiblich führenden, geltenden

bäuerlichen Erbrechts gedacht wird, wozu sich dem Verfasser bei Erwähnung der Realtheilung unter Miterben leicht Gelegenheit geboten hätte.

Wie schon längst erkannt worden ist, wird die Verschuldung von Grund und Boden hauptsächlich durch solche Erbtheilungen herbeigeführt, bei welchen derjenige Erbe, der den Grund und Boden behält, seinen Miterben Auszahlungen zu machen hat. Die livl. B.-V., welche zwar auch den männlichen Erben ein Vorzugsrecht zum Naturalbesitz der Immobilien giebt, kennt leider nur eine Gleichtheilung des Werthes der Grundstücke zwischen Brüdern und Schwestern, wobei es bei den vielen Köpfen einer bäuerlichen Familie nicht anders sein kann, als daß das Gesinde durch Erbforderungen hoch verschuldet wird. Bis jetzt hat sich das weniger geltend gemacht, weil die Gesinde meist kürzlich erworben sind, und der erste Erwerber die freie Disposition über sein Grundeigenthum noch hatte, er also die Antheile der einzelnen Miterben bestimmen konnte. Im Verlaufe der Zeit muß das aber anders werden, wenn es fast nur auf dem Wege der gesetzlichen Erbfolge ererbte Gesinde giebt. In der einheimischen Presse ist auf diese Calamität hingewiesen worden. Von einer Agitation der ehstnischen und lettischen Presse in dieser Beziehung ist jedoch nichts zu hören, obwohl in diesem den landwirthschaftlichen Verhältnissen nicht angepaßten Erbrecht wohl der Wurm liegt, der an der Existenz einer leistungsfähigen Bauerschaft nagt. Der Unwerth des bäuerlichen Erbrechts wird um so einleuchtender, wenn man dagegen hält das auf die Rittergüter sich beziehende Erbrecht mit seiner Begünstigung der männlichen Erben, nicht nur durch den Vorzug des Naturalbesitzes, sondern auch durch das Anrechnen der Activa auf die Schulden des Grund und Bodens, damit möglichst viel an Werth dem ⅔-Recht der Söhne an den Immobilien unterworfen sein kann, und wenn man ferner in Betracht zieht die bei landrechtlichen Theilungen usuell niedrige Schätzung der Güter unter Geschwistern, und die aus alledem erzielte Wirkung der Erhaltung der Güter bei den Familien und des Vermögens. Freilich ist an einen solchen Usus in Betreff der Schätzung bei bäuerlichen Miterben nicht zu denken, bei ihnen entscheidet der augenblickliche Vortheil, zurück treten der Gesichtspunkt der Erhaltung des Gesindes bei der Familie und Erwägungen über den möglichen Nutzen in der Zukunft.

Darin irrt der Verfasser der livl. Agrargesetzgebung wohl völlig, daß er die reale Theilung eines Bauerlandgesindes unter Miterben bis auf Atome für gesetzlich zulässig hält. Dagegen redet § 114 des livl. B.-V. deutlich: „Das Gesetz verbietet, indem es das erwähnte Minimum (sc. von ⅛ Haken) als nothwendige Bedingung für das selbständige Bestehen einer Familie auf dem Grundstück festsetzt, jede weitere Theilung des Grundstücks." Damit stimmt auch, soweit ich nach langjähriger Erfahrung urtheilen kann,

die Praxis überein. Nicht übereinstimmen kann man auch damit, was der Verfasser über Exmission bei unterlassener Pachtzahlung sagt; doch darauf einzugehen, würde hier zu weit führen.

III.

Wie kann nun der Rechtszustand, soweit er das Privatrecht betrifft, am Besten geordnet werden? Beschränken wir uns hierbei auf das livländische Land- und Stadtrecht und das livländische Bauerrecht.

Was zunächst letzteres angeht, so ist es bekannt, daß vor mehreren Jahren die livländische Ritter- und Landschaft in richtiger Erwägung dessen, daß die B.-V. in privatrechtlicher Beziehung nur einen richtigen Auszug aus dem Landrecht, auf welchem sie hierin beruht, geben soll, das bisherige Bauer-Privatrecht durch eine Commission in sachgemäße Uebereinstimmung mit dem nach Publication der B.-V. codificirten Landrecht bringen ließ. Es läge wohl sehr im Interesse der Bauerschaft, daß die Ritter- und Landschaft diese Arbeit, die, soviel ich mich ihrer noch erinnern kann, eine sorgfältige und zweckentsprechende war, jetzt zur Bestätigung vorstellt, nachdem sich die Wogen der Proceßreform gelegt haben.

Was die Differenz des Land- und Stadtrechts betrifft, so liegt die Sache freilich nicht so einfach, wie bei dem Bauer-Privatrecht, doch sind Land- und Stadtrecht auf demselben historischen Boden entsprossen, haben also die gemeinsame Grundlage, woher schon eine Vereinigung möglich erscheint.

Es sei deshalb gestattet, im Nachstehenden zunächst eine Uebersicht dieser Verschiedenheiten hier zu geben.

Livländ. Stadtrecht.	Livländ. Landrecht.
Buch 1.	Buch 1.
26, 36, 79—95 (ehel. Güterrecht), 115 126, 286, 287, 299, 302, 308, 318, 371, 410, 412, 426, 484, 489.	41—64 (ehel. Güterrecht), 121—125 (do.), 279, 280, 284, 285, 289 Anm., 298 Anm., 330 Pkt. 10, 370, 408, 414, 416 Anm., 427.
Buch 2.	Buch 2.
739, 825, 926 (965—967 Erbgut, wesentlich übereinstimmend mit dem Landrecht), (982—993 städtische Gebäude), 1263, 1473, 1652, 1653, 1665, 1667, 1676.	786, 881—891 (Landgüter), 960 bis 964 (Erbgut), 1649—1651, 1666, 1672.
Buch 3.	Buch 3.
1819—1834 (Erbr.), 1938—1940 (Erbr.), 1947—1954 (Erbr.), 2095, 2308—2316 (quarta falcidia)	1709—1758, 1767, 1768, 1890 (Landgut), 1894—1917 (Erbrecht), 1998, 2022, 2060—2094 (Privat-

Livländ. Stadtrecht.	Livländ. Landrecht.
2349 (Riga), 2426, 2467, 2488, 2723—2730 (Erbtheilung von Immobilien), 2732, 2751, 2752, 2863, 2869 (Riga).	Testamente), 2152, 2487, 2707 bis 2717 (Erbtheilung von Immobilien), 2754.
Buch 4.	Buch 4.
2996, 3237, 3271, 3363, 3556, 3882, 3945 Anm. (Riga), 3958, 3965, 4081, 4554, 4591.	3897 Pkt. 1, 4120, 4588.

Ueberblickt man nach dieser Aufstellung die Verschiedenheiten zwischen Land- und Stadtrecht, so sind dieselben, wenn man die städtische Gütergemeinschaft und was damit zusammenhängt, fallen läßt, nicht große und betreffen vielfach sehr unwesentliche Punkte oder Bestimmungen, die nun einmal da sein müssen, aber so oder anders sein können, wie beispielsweise die Frist für das Belangen des Vormundes durch den großjährig gewordenen Pupillen bestimmt sein muß. Wenn nun aber das Landrecht sie auf Jahr und Tag und das Stadtrecht sie auf 6 Monate ansetzt, so liegt in dieser Verschiedenheit eigentlich nicht mehr ein Zweck.

Auffallend gering sind die Verschiedenheiten im Sachen- und Obligationenrecht. Bei jeder dieser Vergleichungen muß überdies in Betracht gezogen werden, daß die besonderen Bestimmungen für Rittergüter und für gewisse städtische Verhältnisse gar nicht als Verschiedenheiten des Land- und Stadtrechts aufgefaßt werden können, weil sie sich auf Gegenstände beziehen, welche nur in dem betreffenden Rechtsgebiet vorkommen.

In einem Punkt herrscht directer Widerspruch zwischen Land- und Stadtrecht. Ersteres gestattet dem Vormund Capitalien des Mündels nicht nur als Darlehen zu empfangen, sondern giebt ihm ein besonderes Privilegium darauf; während das Stadtrecht es absolut verbietet, daß der Vormund Schuldner des Mündels wird. In diesem Punkt wird man sich aber wohl zu Gunsten des Stadtrechts entscheiden müssen, während, wie oben schon angedeutet wurde, es eine Wohlthat für die Städte und das Bürgerthum in denselben meines Erachtens wäre, von der ehelichen Gütergemeinschaft und Allem, was damit zusammenhängt, befreit zu werden für ewige Zeiten.

Geht man nun deshalb näher ein auf die städtische Gütergemeinschaft, so liegen die sie — im Vergleich zum Landrecht — charakterisirenden Momente[1] in der fast unbeschränkten Gewalt des Ehemannes über die gemeinschaftliche Masse, das Familienvermögen, in einer ähnlichen Gewalt des überlebenden Ehegatten (oder der überlebenden Ehegattin während der

[1] Vgl. für Nachstehendes die Dorpater jur. Zeitschrift X. Jahrgang, S. 86ff., wo ich mich des Weiteren über die städtische eheliche Gütergemeinschaft ausgelassen habe.

Volljährigkeit der Kinder) bei fortgesetzter Gütergemeinschaft, ferner in der Verhaftung des gesammten Familienvermögens für die Thaten des jeweiligen Gewalthabers und in dem Mangel eines genügenden Schutzes des passiven Theiles, sei es durch Vindication und Vorrechte im Concurse, sei es durch andere Mittel.

Das zur Gütergemeinschaft gehörende bewegliche Vermögen der Ehefrau darf der volljährige Ehemann ohne ihre Einwilligung, ja trotz ihres Widerspruches veräußern, verpfänden, verschenken, verschleudern, mit ihrem Vermögen Immobilien erwerben und sich allein zuschreiben lassen, für seine Schulden auch die auf ihrem Namen stehenden Immobilien zur Subhastation bringen lassen — und das Alles, ohne darüber Rechenschaft ablegen und dafür einstehen zu müssen. Er braucht, obwohl er fremdes anvertrautes Gut verwaltet, nicht die einem solchen Verwalter sonst obliegende Diligenz zu prästiren, ja überhaupt gar keine Diligenz zu beobachten, mit kurzen Worten: er ist berechtigt, der Ehefrau ihr ganzes in der Gütergemeinschaft begriffenes Vermögen unwiederbringlich zu entziehen. Der Ehefrau steht dagegen kein wirksames Mittel zu Gebot. Denn, wenn sie es durchsetzt, ihren Mann zum Verschwender erklären zu lassen, was überhaupt nicht so leicht geht und wozu eine Ehefrau sich aus Rücksichten auf ihr persönliches Verhältniß zum Manne schwer entschließen wird, ja selbst, wenn sie eine bezügliche provisorische Verfügung erwirkt, so wird dadurch das Geschehene nicht gutgemacht oder umgestoßen und behalten trotzdem die von ihm abgeschlossenen und noch nicht erfüllten Rechtsgeschäfte ihre Wirksamkeit und verlieren die für die Zukunft gemachten Zusagen nicht ihre verbindliche Kraft. Auch die Ehescheidung wäre insofern kein erfolgreiches Mittel, als die geschehenen Geschäfte unter Lebenden ihretwegen doch nicht revocirt werden dürfen. Welche anständige Frau würde sich überdies dazu verstehen, wegen Auseinandersetzung in ökonomischen Dingen eine Ehescheidung herbeizuführen.

Andere rechtliche Zwangsmittel als Prodigalitäts-Erklärung und Ehescheidung stehen der Ehefrau nicht zu Gebote. Man wird daher ermessen, wie unwahr die gewöhnlichen Anschauungen über die Gütergemeinschaft sind. Dieselbe findet allerdings statt, aber in der Art, daß der Ehemann das gemeinsame Vermögen in seine Hand bekommt und damit machen kann, was er will, wobei er in seinem Thun, jedoch nur ungenügend, hinsichtlich der Immobilien der Frau beschränkt ist.

Wenn man nun auch zugeben muß, daß der Ehemann für gewöhnlich nicht die Absicht haben kann, das in seiner Disposition befindliche Vermögen der Ehefrau zu vermindern oder zu vergeuden, so schädigen doch ebenso seine Nachlässigkeit und Fahrlässigkeit, wie ferner fehlerhafte Unternehmungen und Unglücksfälle irreparabel das Frauenvermögen. Denn geräth der Mann in

den Concurs, so hat die Frau nichts zu beanspruchen, als unter Umständen die gesetzliche Morgengabe, welche jetzt eine dürftige Rechtsruine ist. Es geht dann eben nicht nur das Vermögen des Ehemannes, sondern auch das der Ehefrau verloren.

Das Gefährliche an der städtischen Gütergemeinschaft ist somit, daß es an einer Reserve fehlt. Das gesammte Familienvermögen wird sofort afficirt. Die Gewalt des Ehemannes ist zu groß, die Haftung des Frauenvermögens zu weitgehend, der Ersatz leider ausgeschlossen.

Im Landrecht hat der Ehemann auch die Verwaltung und den Nießbrauch des Frauenvermögens, er ist aber nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet zur ordnungsmäßigen Benutzung. Das Immobiliarvermögen der Frau darf nicht für seine Schulden in Anspruch genommen werden, ihre Schuldforderungen dürfen nicht ohne ihren Consens erhoben, cedirt oder verpfändet werden. Die Ehefrau darf gegen die ihr Vermögen gefährdenden Handlungen ihres Mannes protestiren, die gerichtliche Hilfe in Anspruch nehmen, ja ihm ihr Vermögen durch das Gericht entziehen lassen, ohne nöthig zu haben, zuvor seine Entmündigung herbeizuführen. Bei Zahlungsunfähigkeit erhält sie alles Ihrige zurück und hat überdies im Concurs in Betreff ihres durch den Mann verbrauchten Vermögens ein Vorzugsrecht. Es kann hiernach wohl keinem Zweifel unterworfen sein, daß das Landrecht mehr, als die städtische Gütergemeinschaft geeignet erscheint, das Familienvermögen zu erhalten und damit das zu erfüllen, was die Familie, jeder Stand, die Gesellschaft, der Staat von einem ehelichen Güterrecht zunächst zu erwarten berechtigt ist.

Was die Erbfolge der Ehegatten betrifft, die in Gütergemeinschaft gelebt haben, so ist es wohl unnöthig, Worte über die merkwürdige Erbfolge bei unbeerbter Ehe zu verlieren, bei welcher, wie Erdmann sich ausdrückt, der Wittwer durch sein Erbrecht meist ärmer wird zu Gunsten von häufig ganz fremdstehenden Blutsverwandten seiner verstorbenen Ehefrau.

Daher geschieht es nicht blos zufällig, daß seit Jahren städtische Ehegatten durch Vertrag des Rechts der Gütergemeinschaft für Leben und Sterben sich entledigen, während Verträge, durch welche das landrechtliche eheliche Güterrecht beseitigt wird, unerhört sind.

Stimmt man in den Städten überein mit der Abschaffung dieser sog. ehelichen Gütergemeinschaft, so dürfte die sonstige Ausgleichung des livländischen Land- und Stadtrechts keine besonderen Schwierigkeiten verursachen, wenn nur der gute Wille und die Initiative vorhanden sind.

Möchte die livländische Ritter- und Landschaft die bei Seite gelegten Arbeiten über die Reform des Bauer-Privatrechts wiederum aufnehmen lassen und sich ins Einvernehmen mit den Städten setzen wegen Unification

des Rechts. Kräftige Initiative erhält politische Körperschaften bei Leben und Gesundheit.

Um eine Frage der Nationalität handelt es sich im vorstehenden Falle nicht, ja nicht einmal um Berührung ständischer Vorrechte. Das adelige Güterfideicommiß, welches übrigens bei dem guten landrechtlichen Erbrecht und was mit demselben zusammenhängt, entbehrlich erscheint, will Niemand angreifen, sonstige nennenswerthe adelige Vorrechte im Gebiete des Privatrechts giebt es jetzt keine.

Es könnte nun aber leicht eingewandt werden, daß am besten eine Verschmelzung der sämmtlichen ehelichen Güterrechte Liv-, Ehst- und Kurlands und des gesammten dortigen Privatrechts stattfinden müßte. Wenn sie Aussicht auf baldige Durchführung hätte, so müßte man dem gewiß beistimmen, es fehlt nun aber ganz an dieser Aussicht, und vor Allem kann der livländische Bauerstand, ohne schweren Schaden zu nehmen, nicht lange warten auf die hier proponirte, einfach durchzuführende Reform seines Privatrechts.

Endlich sei auch noch berührt der hier zu Lande oft gehörte Einwand, daß man — kommt eine Reformfrage in Fluß — auch das noch verlieren kann, was Niemand reformiren wollte. Hier wäre es nun kein Schade, wenn auch das ganze besondere livländische Bauer-Privatrecht aufhört und die meisten besonderen Festsetzungen des livländischen Stadtrechts aufgehoben würden. Schwerlich ist auch zu fürchten, daß statt derselben neuerfundene, von Niemandem begehrte Satzungen Rechtens werden. Auch will Niemand das hier zum Theil bestehende russische Privatrecht, welches einer totalen Reform unterzogen werden soll, hier einführen. Wenn aber, was in jedem Falle ein Schaden im Sinne der Reichsinteressen wäre, das dereinst reformirte russische Privatrecht für Liv-, Ehst- und Kurland promulgirt würde, so dürfte schwerlich den Anlaß zu einer so umstürzenden und wohl im tiefsten Grund ihren Zweck nicht erreichenden Reform die Rectificirung des livländischen Bauer-Privatrechts oder die Abschaffung verhältnißmäßig weniger Bestimmungen des hiesigen Stadtrechts gewähren. Wenn in solch unmotivirbarer Weise ein gesammtes, eingewurzeltes Privatrecht umgestürzt werden soll, so würde dazu auch nur die Kenntniß von seiner Existenz genügen, und die ist einmal eine notorische Thatsache. Wohl aber müßte es berechtigtes Mißtrauen erregen, wollte man das Mangelhafte und Reformbedürftige in unserem Privatrecht vertuschen oder geflissentlich sich nicht darüber äußern. Die schlichte Wahrheit wird auch hier das Beste sein und allseitig befreiend wirken.

S.

Ewige Personen.

(Ein Vortrag.)

Hochverehrte Anwesende!

Wer von Ihnen hat schon den Versuch gewagt, sich eine deutlichere Vorstellung von der Ewigkeit zu machen, von jenem „Donnerwort", das, wie der Dichter singt, einem „Schwert, das durch die Seele bohrt", vergleichbar ist? Wohl reden wir häufig von ewiger Dauer, von ewigen Verhältnissen, von für die Ewigkeit berechneten Gegenständen, Absichten, Einrichtungen; aber wenn wir den hier gebrauchten Ausdruck in seinen wahren Inhalt auflösen, so erkennen wir, nur eine sehr lange, eine solche Zeitdauer gemeint zu haben, bei welcher unser beschränkter Blick vorläufig kein Ende abzusehen vermag. Unsere gewöhnliche landläufige Ewigkeit ist nur eine Steigerung der Zeit, unsere ewige Dauer ist wie die der vielen ewigen Landfrieden und der ewigen Bündnisse des Mittelalters, wie der ewige Grundzins oder das sog. Ewiggeld der alten Erbpächter nur eine einfache Zeitspanne ohne Fixirung eines Endtermins gleich unseren jetzigen Miethcontracten, welche von selbst immer weiter laufen, so lange der Eine zahlt und der Andere nicht kündigt.

Es ist wahrlich kein Wunder, daß unsere Gedanken nicht leicht aus dem Banne der Zeit zu entfliehen vermögen. Alles, was wir denken, erleben und empfinden, ist getaucht in die Vorstellung der Zeit. Nicht blos unser äußeres Leben, unser Beruf und unsere Lebensverhältnisse, unsere Geschäfte und unsere Pläne, unsere Pflichten und unsere Freuden rangiren sich unbewußt in die Eintheilung von heute und morgen, von Wochen und Monaten — nein, auch das, was wir für unabhängig von dem Einst und dem Jetzt erachten, was uns in Wirklichkeit ewigen Gesetzen unterworfen zu

sein scheint, der Kreis unserer Gefühle und unserer Anschauungen, der Complex dessen, was uns theuer und lieb ist, ja, was wir für gut und für ehrenhaft halten, ist abhängig von der Zeit, in welcher er sich bildet, von dem Lebensalter, bei welchem er entsteht, von der Jahreszeit, in welcher er sich entwickelt, ja von der Tagesstunde, in welcher er in Erscheinung tritt. Ganz anders malt sich die Welt für den sorgfältigen Beobachter am Morgen und ganz anders am Abend. Wie oft hat ein Plan, der uns am Abend wohl durchführbar erschien, vor der nüchternen Klarheit des Morgens zerschellen müssen, wie oft hat die trübe Anschauung und Wehmuth der Abendstimmung sich in der energischen Frische des Morgens in ihr Gegentheil gewandelt! Gerade wir Kinder des 19. Jahrhunderts sind bei der größeren Feinheit unseres Nervensystems auch weit mehr Opfer unserer Zeitlichkeit, und alle unsere Anschauungen werden zu ähnlichen Stimmungsbildern, wie die Landschaftsgemälde der sog. Impressionisten, bei denen nicht die Natur, sondern die subjective Auffassung des Betrachtenden den wahren Gegenstand des Bildes und den dauernden Reiz des Kunstwerkes erschöpft. Wir ahnen nicht, wie Alles, was wir sind und haben, so ganz in das Meer der Jetztzeit getaucht ist, wie mit uns unsere ganze Umgebung, die „Zeitgenossen", die „zeitgenössische" Kunst und Wissenschaft, das Handwerk und die Arbeit, ja unsere Auffassung der tiefsten und der heiligsten Güter — wenigstens in ihrer Färbung — gebadet sind in die Tünche des Zeitlichen. Nicht blos unsere Möbel und unsere Kleidung, nicht blos unsere Moden und Sitten überhaupt, nein, unser ganzes Streben und Hoffen, unsere Energie und unser Pessimismus: es ist Alles: fin du siècle!

Wie sollen nun wir armen Kinder der Zeitlichkeit uns aus ihrem Banne lösen? Wie sollen wir, die wir alle unsere Ideen in ein Verhältniß des Nacheinander, also der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft auflösen, zu der Vorstellung der Zeitlosigkeit, der Freiheit von der Zeit, der wahren Ewigkeit gelangen? Und doch bedürfen wir dieser erhabensten aller Ideen im höchsten Grade. Und doch macht nur sie uns frei von dem Elend, das uns anhaftet.

Denn wenn einerseits alle unsere Vorstellungen und Empfindungen abhängig sind von ihrer Zeit, so sind es andererseits auch alle unsere Gebrechen und Fehler. Von Allem, was uns beschäftigt und erfüllt, was uns aus Frieden und Ruhe zu Haß und Kampf treibt, brauchen wir nur das Augenblickliche, das der Zeit Entstammende abzulösen, und es verklärt sich das Rohe zum Edlen, das Unreine zum Reinen, das Wirkliche zum Idealen. Wer den Versuch einmal unternommen hat, aus den widrigen Erlebnissen und Erregungen des Tages seine Gedanken hindurchzuringen in das Gebiet des immer Wahren, des immer Schönen, wer sich dabei nicht

gescheut hat, auch lieb gewordene, auch uns berechtigt scheinende momentane Gluthen und Gedanken abzuschütteln, den wird jener süße und edle Friede belohnen, welcher der stete Preis des wahren Idealismus, der Selbstbefreiung von dem Vorübergehenden, mit einem Worte das Streben nach dem Ewigen ist und bleiben wird. Zu wahrhaft großen Dingen kommen wir nur durch den Flug über die Zeit. Nur was Dauer hat, nur was Werth zu behalten scheint für alle Menschen und alle Zeiten, was auch über unsere kurze Lebensdauer hinaus unseren wahren Nutzen, unser „ewiges" Wohl zu befördern scheint, weiß uns Opfer abzuringen und unsere Thatkraft zu beflügeln. Alles, was die Menschheit an Werthvollem geschaffen hat, ist diesem Gedanken entsprungen. Nur das Gefühl einer möglichsten Sicherung vor dem Zahn der Zeit giebt uns das Vertrauen und die Kraft, welche jede wahre Arbeit erheischen. Wollten wir stets nur an uns und unsere Lebensdauer denken, so wäre unsere letzte Energie bald in ihrem Todfeinde, der Bequemlichkeit und dem Egoismus, untergegangen. Und wenn wir auch nicht für die Ewigkeit bauen können, so wollen wir wenigstens für die Ewigkeit berechnen. Das Haus, das wir uns gründen, das Vermögen, das wir erwerben, die Grundsätze, die wir unseren Nachkommen einflößen, die Eigenheiten und Zwecke, welche wir den von uns geschaffenen Einrichtungen aufprägen, sie sollen alle heraus aus dem Banne des Jetzt in die freie Bergluft des Ewigen. Nur was ewig ist, ist auch frei von dem Ich des heute, vom Egoismus, vom Wechsel und Tod, mit einem Wort: von der Sünde. Die Ewigkeit ist die Befreiung von dem Weltenschmerz wie von der Weltenkrankheit — nur indem wir für sie arbeiten, versuchen wir wirklich „in der Welt der Welt zu entfliehen".

Diese Sehnsucht nach der Dauer, diese Flucht vor dem Flüchtigen — wie sie sich auf dem Gebiete unserer Absichten und unserer Gebilde, also dessen, womit wir uns beschäftigen und was wir wollen, in dem Sehnen nach der Ewigkeit äußert, sie tritt auf dem Gebiete unserer Vorstellungen von uns selbst hervor in dem Sehnen nach dem Persönlichen. Wie dort das Object unserer Arbeit, so soll hier deren Subject erhoben werden über Flüchtigkeit und Schwäche, wie dort unsere Pläne, so sollen hier deren Leiter und Ausführer ewig, unsterblich werden. Denn nur die Person, nur das selbstbewußte und wollende Wesen vermag auch zu schaffen. Derselbe letzte Wille, das Testament des Menschen, welcher seinen Plänen und Gebilden gern die Eigenschaft der Ewigkeit anhängen möchte, er schafft gern zugleich eine Organisation, welche auch nach dem Tode des Einzelnen selbstthätig dessen Ideen weiter fördert als gewollte, als sündenfreie, als ideale Persönlichkeit. Und wenn auch eine Persönlichkeit in Wirklichkeit nicht vorhanden ist, so täuscht doch die rechtsschaffende Phantasie über den Tod des

eigentlichen Urhebers eines Gedankens dadurch hinweg, daß sie der den Gedanken fortsetzenden Institution wenigstens künstlich die irdische Unsterblichkeit verleiht, welcher der dahingeschiedene Schöpfer desselben entbehrte, daß sie eine zweckvolle Einrichtung ins Leben ruft, welche den idealen Willen des Verstorbenen fortsetzt und durch sich immer neu ergänzende physische Stellvertreter immer von Neuem zu Ausdruck und Erscheinung bringt. Es kommt nur dabei Alles darauf an, daß die geschaffene Einrichtung wirklich frei ist vom Momentanen und Zeitlichen, daß sie wirklich Ewiges und Ideales vertritt. Sie muß im Stande sein, stets wahre Fortsetzer der alten Idee zu zeitigen und zu begeistern und so in dem Strom der Zeiten ein Monument zu errichten, an dem derselbe abprallt, weil es zugleich dauerhaft und zugleich lebendig ist, weil es die beiden größten Eigenschaften aller Dinge mit einander verbindet: das Ewige und das Persönliche.

So ragen denn aus der Geschichte der Menschheit überall und zu allen Zeiten als Marksteine des Idealismus, als Freiheitsfahnen in dem Kampfe gegen das zeitliche Ich eine Reihe solcher für die Ewigkeit berechneter Einrichtungen hervor, welche von dem realen Leben die Wirklichkeit und unmittelbare Nützlichkeit, von dem idealen Streben die Richtung auf das Ewige entlehnt haben, welche gleichzeitig mit dem Postament in den tausend Beziehungen des täglichen Lebens und mit der unvergänglichen Krone in jenen goldenen Wolken stehen, die das geträumte Land unserer einstigen Hoffnungen umschweben, welche so fast allein die Summe alles desjenigen darstellen, was der Menschheit Arbeit im Laufe der Weltgeschichte an Werthvollem geschaffen und was der Menschheit Leben lebenswerth gemacht hat. Wer zählt sie, jene Verbände und Corporationen, welche ihre Träger und Bürger gelehrt haben, etwas Anderes höher zu schätzen als zeitliches Wohl und eigenen Vortheil und Alles, selbst das Leben und das Glück, der Idee des Ganzen zum Opfer zu bringen? Wer nennt sie, jene Stiftungen und Anstalten, in welchen der im Kampf ums Dasein verblutende Arme und Elende, der Kranke und der Schwache, das Kind und der Greis, wieder fühlen lernten, daß auch auf Erden eine große Idee lebte und lebt, an der sie Theil haben? Wer vor Allem, der ein wahrer Bürger des Ewigen hier auf Erden geworden ist, könnte noch leben ohne jenen gewaltigen unsichtbaren Verband, ohne jene unsterbliche Personification des Reiches jenes Herrn, der der König dieser ganzen Idee, der die ewige Persönlichkeit schlechthin ist, was uns bleiben wird!

Auf dem Gebiete des Sinnlichen und Concreten, da genügt schon die bloße Idee des Lebens und der Lebenskraft, um dem Geschaffenen Dauer und Fortbildungsfähigkeit zu verschaffen. Aber überall, wo wir Gedanken und Willen von einer Existenz verlangen, damit sie wirken und nützen könne,

da bedarf es eben dessen, was Denken und Wollen zusammenfaßt, der Personification. Die Pflanze und das Thier — sie vegetiren und leben, nur der Mensch denkt und will. Darum schafft auch nur der Mensch das, was er denkt und will, und kann das Geschehene als geistige Macht nur weiter leben lassen, wenn er sein Denken und Wollen ihm mitgiebt, auch über das Grab hinaus. Ueberall, wo es sich um dauernde Fürsorge für edlere, für geistige Interessen handelt, seien es Zwecke der Kunst oder der Wissenschaft, des öffentlichen Wohles im Staat und Recht oder der gesellschaftlichen Interessen in Bildung und Schule, seien es Werke der Liebe zu den Elenden und Unterdrückten oder Anstalten für unser ewiges Wohl, bedarf es eines dauernden Organes geistiger Natur. Da nun aber der eigentliche ursprüngliche Träger dieses Geistes durch den Tod der Fortsetzung seines irdischen Wollens und Handelns entrückt wird, so hat der menschliche Gedanke aus dem Wollen des Todten das Handeln der Zukunft im Voraus construirt, dem an sich todten Organismus die genialen Pläne seines Schöpfers mitgegeben und durch die Einhauchung der idealen Anschauungen des Stifters den berufenen Nachfolgern an seiner Einrichtung die Kraft verliehen, den Geist desselben in die Ewigkeit weiter zu tragen. Nicht aber, weil es der Geist des sterblichen Stifters war, der diese Verewigung verdiente, sondern weil seine Gedanken, sein Wollen ein Außeregoistisches, ein Uebermenschliches verkörperten. Nicht der Mensch wird in diesen Einrichtungen fortgesetzt, sondern nur das Höchste, was er besitzt, sein gereinigtes Ich, sein Extract, mit anderem Worte: seine wahre „Persönlichkeit", die stets das Ideal und das Glück der Menschheit gebildet hat.

„Herr und Knecht und Ueberwinder,
Sie gesteh'n es jederzeit:
Höchstes Glück der Menschenkinder
Ist nur die Persönlichkeit!"

* * *

In diesen genialen Gebilden des Menschengeistes, in diesen blos geistigen Personen der Corporationen, Anstalten und Stiftungen ergänzen sich nun jene beiden höchsten Eigenschaften des Geistes in der glücklichsten Weise. Nur die Ewigkeit sichert die neue Persönlichkeit und Institution in ihrer Reinheit vor den egoistischen Interessen ihrer zeitweiligen Träger, die so gern und so häufig die Vortheile ihrer Einzelpersonen mit den Zwecken der ihnen anvertrauten Gesammtperson oder wenigstens die Gefühle und Leidenschaften ihrer persönlichen Erlebnisse und ihrer Zeitperiode mit den Ideen

der Körperschaft zu verwechseln versuchen, welche über den Eindruck der Zeit erhaben stehen bleiben soll. Nur die Persönlichkeit der Institution und das eigene Wollen derselben schützt sie vor Erstarrung in den einmal festgesetzten Normen und giebt ihr das Leben und die Bewegung, um wirklich das werden zu können, was sie will: eine ewige Person. Denn auch der Stifter oder die Stifter müssen sich hüten, durch vollständige Festlegung des ganzen Organismus innerhalb des Bannes ihrer eigenen Gedanken demselben zu viel Zeitliches, zu viel Flüchtiges, zu viel Einzelmenschliches mitzugeben. Das ist eben das Große dieser von Menschen geschaffenen Anstalten, daß sie mehr werden, als der Stifter selbst sich gedacht hat, daß sie ihrem eigenen Geist folgen, gleich als walte über ihnen ein Anderer, ein Höherer als ihr Schöpfer. So mancher längst Dahingeschiedene würde staunen, wenn er, aus dem Grabe zurückkehrend, das von ihm gepflanzte Samenkorn zu einem Baume ganz anderer und viel prächtigerer Art herangewachsen findet, als er ihn gedacht, und würde still für sich sprechen: Das that nicht ich! Wäre es eben nur ein Statut, nur ein Testament, nur ein letzter Wille gewesen, den er hinterlassen, er hätte nicht für die Dauer dem Branden der Zeit Widerstand leisten können, wie uns Hunderte von Beispielen solcher Statuten und Testamente zeigen. Aber die zugleich geschaffene Persönlichkeit, sie gab auch die Mauer und die Waffe, um den Kampf gegen das Zeitliche zu bestehen.

Keine Gesellschaft, kein Volk, kein Staat hat dieser Personificationen zu entbehren vermocht, die man vergeblich ihrer Macht zu entkleiden versucht hat, indem man darauf hinwies, daß sie ja nicht wirklich lebende Personen, sondern blos künstliche Constructionen oder, wie ein moderner Jurist sie nennt, „Vogelscheuchen" seien. Sie sind das Letztere nicht, so lange sie lebendige, denkende, wollende Träger und Mitglieder haben. So wenig wir Menschen, Diener, Beamte, die in Treue ihren Auftrag des Schutzes anvertrauter Grundstücke oder anderer Sachen erfüllen, Vogelscheuchen nennen dürfen, so wenig sind diese durch lebendige Wesen fortwirkenden geistigen Kräfte jenen todten Maschinen vergleichbar.

Nicht blos in den wirklichen für die Dauer geschaffenen Einrichtungen, den eigentlichen „ewigen Personen", zeigte sich jener unausrottbare Trieb des Menschen nach dem Persönlichen: Alles, was uns lieb ist und was uns beeinflußt, stellt sich uns in dem Bilde des Persönlichen dar. Und wenn wir auch nicht, wie die Griechen, jede Pflanze und jeden Baum, jede Kraft und jede Empfindung zu einer wirklichen Person, zu einer Gottheit umschaffen, so verdichtet doch auch unsere Phantasie so gern die uns umgebende Welt zu einem Kreise machtvoller Personen, die uns beherrschen. Die Einflüsse des Jetzt erscheinen uns unter dem Bilde des „Zeitgeistes", die

Wirkung der organischen Welt als „Mutter Natur", jede Richtung in Wissenschaft und Kunst, jede Partei in Politik und Gesellschaft, sie erscheinen uns als eigene mächtige Wesen, mit eigenem Wollen und eigener Kraft.

Und jene wahren, jene wirklich persönlich organisirten und für die Dauer bestimmten Schöpfungen, wie greifbar, wie wahrhaft persönlich, wie farbenprächtig stehen sie vor uns da! Wie arm wäre die Geschichte der Menschheit, wenn jene dauernden Schauspieler auf ihren Brettern verschwänden, wie zusammenhanglos reihte sich eine Periode an die andere, wenn wir sie nicht wiederfinden sollten, die da dauern im Wechsel der Zeit.

So steigt denn auf vor unseren Blicken, ihr herrlichen Gebilde der Vergangenheit! Tritt uns einmal wieder vor die Augen, du alter Senat der Römer, in deiner Majestät und Unerschütterlichkeit, in deiner Todesverachtung und Unbeugsamkeit, du ewige Verbindung des Ehrwürdigen mit dem Vaterländischen! Erscheinet wieder, ihr alten Standescorporationen der Germanen, du Ritterschaft und Vasallenstand mit der gewaltigen Verkörperung der Alles überwindenden Treue gegen den gewählten Lehnsherrn und der Aufopferung für die anvertrauten Genossen! Du kernhafte alte Bürgerschaft, die in der Liebe zum „gemeinen Wesen", in der Pflege des engumgrenzten und ummauerten Heims ihrer Stadt zugleich ihre edelsten und geistigsten Güter in steter Erhebung gedeihen ließ! Erscheint wieder, ihr Kirchengenossenschaften, die in den schwersten Zeiten, gegen stets drohenden Tod und schlimmste Vergewaltigung sich die Verkündigung und Ausbreitung des Wortes Gottes nicht nehmen ließen,

„Nehmen sie den Leib,
Gut, Ehr', Kind und Weib,
Laß fahren dahin!
Sie haben's kein Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben."

Es waren namentlich Kinder des germanischen Volksgeistes, welche zu derartigen dauernden Personen wurden. Und der wahre Prüfstein ihrer Berechtigung und ihrer Kraft, er lag in dem Geiste und der Begeisterung, welche sie ihren Mitgliedern einhauchten, in der wirklichen Befreiung derselben von dem Zeitlichen, in dem Veredeln auch ihrer Einzelpersönlichkeit. Was bietet noch heute der wahre Bürger, der wahre Edelmann, das wahre Glied seiner Kirche für ein herrliches Bild! Wie anders stehen sie da, als der von allem Verbande losgelöste, blos auf sein Ich und seinen Egoismus zurückgeworfene Einzelmensch! Wie gewaltig wirkt die Kraft des Vereins in seinem wahren Mitgliede! Wie innig erfüllt sie ihn, wie mächtig reißt sie ihn zu jedem Opfer für das ihm so herrliche Ganze hin! Nur wer für dasselbe zu sterben weiß, ist sein wahrer Bürger!

Keineswegs beruhen die meisten dieser Institutionen auf den letzten Gedanken Sterbender. Vielmehr haben die Schöpfer gewöhnlich sich und ihre Genossen als die ersten Glieder der gestifteten Körperschaft angesehen. Und keineswegs sind schon die ersten Versuche derartiger Aneinanderschließungen als wirkliche volle Personen zu betrachten. Von der Wiege bis zum Grabe begleitet uns jener Trieb der Vereinigung, bald in loserem, bald in engerem Anschluß an einander. Schon der Knabe, schon der Schüler sieht sich — abgesehen von der Erfüllung seiner Schulpflicht — nach Genossen auch seiner Freistunden um, und in der Kameradschaft tritt uns das erste Stadium der Corporation gegenüber. Auch in ihr beginnen neben den kindischen Spielen und Interessen des Augenblickes tiefere und dauerndere Gedanken Wurzel zu schlagen. Sobald der Kamerad es für schändlich hält, den Kameraden zu verrathen, und lieber selbst Schimpf und Strafe trägt, als zum Angeber zu werden, sobald er es für unwürdig hält, die geschenkten Gegenstände, die von Hause übersandten Leckerbissen allein zu genießen, sobald sich aus den vereinzelten Schülerbegriffen das Gebilde der „kameradschaftlichen Ehre" zu verkörpern beginnt, arbeitet er schon an einer ewigen Idee, wenn sie auch nicht die greifbare Gestaltung der Persönlichkeit einnimmt.

Wenn aber aus dem gebundenen Erzug der Schule die freie Entwickelung der Hochschule geworden, aus dem äußerlichen Zwang der Erziehung die Ehrenpflicht der Selbsterziehung gebildet ist, dann beginnt die erste in das Leben wirklich eingreifende Personification den Jüngling zu erfassen. Nur die wahren Universitäten, d. h. die Vereinigungen aller Wissenschaftsvertreter zu freier Arbeit, vermögen auch wahre Corporationen der Studenten zu schaffen. Und auch hier mischt sich noch häufig das Zeitliche mit dem Ewigen. Die Grundlage, nicht aber den Zweck der wahren Studentencorporation bildet die gemeinsame Anschauung über Ehre und das Ehrenhafte. Darum ist schon die Knabenkameradschaft ein nicht zu unterschätzender Factor für die Ausbildung dieser Grundlage. Aber die Studentencorporation hat nicht erst das Ehrgefühl zu schaffen und geht keineswegs in der Verkörperung desselben auf. Die Ehre und die Ehrenhaftigkeit verstehen sich vielmehr, wie Vischer in seinem Roman „Auch Einer" von der Moral sagt, für den Studenten „von selbst". Auch die Zugehörigkeit zu der gleichen Landschaft, zu der gleichen Nationalität, sie bilden ja eine häufige und erklärliche Grundlage für Kameradschaft und für gewisse gleiche Jugendanschauungen. Aber sie sind durchaus zeitlicher Natur und vermöchten niemals die Corporation zu einer wahren ewigen Person zu erheben.

Vielmehr sind es drei andere, wahrhaft ewige Ideen, die die wahre Studentencorporation schaffen und erhalten. Es ist zuerst die gegenseitige

Zuneigung und Unterstützung im Leben und Streben. Ohne Liebe zum Ganzen und zu den Einzelnen zerfällt jeder Verband. Nicht daß Jeder in jedem Anderen die Person individuell zu lieben braucht — das ist unmöglich — aber den Genossen, den Corpsbruder, den „Landsmann" hat er, so lange er das Banner, das er trägt, hochhalten will, als solchen warm zu unterstützen, vor Fall zu bewahren, im Kampf zu vertreten. Sodann ist es die Idee der Freiheit, die nicht blos das Universitätsstudium überhaupt, sondern auch die Corporation der Studirenden geschaffen hat und erhält. Weil Studium und Entwickelung auf dem eigenen Willen, auf der eigenen Anordnung und Organisation beruhen, wirken sie fördernd, den Willen bildend und erziehen zum Mann. Wie nur der wahrhaft gut wird, der das Gute frei wählt, so wird auch nur der ein wahrer Mann, der das Mannwerden selbst gewählt und erprobt hat. Und endlich ist es das gemeinsame geistige Streben, das die Corporation zusammenhält. Es ist ein schwerer Irrthum, vor dem der Herrgott unsere Studentenverbindungen bewahren möge, als gehören die Interessen und Ideen des Studiums selbst nicht mit zu den Aufgaben und Interessen der Corporation. Sonst hätte die Freiheit des Studentenlebens keine Berechtigung und verleugnete die Corporation den Grund, aus dem sie entsprossen, und den Zweck, dem sie allein dient: die Förderung der Genossen und des Ganzen. Ein Jeder fühlt es innerlich, wie das Ideal auch des Corpsgliedes nur von demjenigen erreicht wird, der mit dem warmen Herzen für die Corporation und deren Glieder die Entwickelung der geistigen und wissenschaftlichen Interessen auf sein Panier geschrieben hat.

Auf die Verbände der Studienzeit folgen im Leben nun die mannigfachsten Vereinigungen des reifen Menschen. Da sind es die Verbände des Berufs, der Wissenschaft, der Arbeit überhaupt. Sie alle umspannen ihre Glieder mit einem engeren Bande, als blos dem, welchen ihr Name andeutet. Denn die ewigen Ideen, welche sie vertreten, lassen in ihren Repräsentanten eine Gemeinsamkeit der Anschauungen entstehen, welche auch auf andere Gebiete hinaus ihre Wirkung erstreckt und die Genossen eint.

Und ebenso steht es mit den tausend Vereinen der Gemeinnützigkeit und Wohlthätigkeit, der Geselligkeit und Unterhaltung, der Bildung und Unterstützung. Sie alle streben hinaus über den bloßen Vortheil des Einzelnen, und nur insoweit sie über denselben hinausstreben, tauchen sie aus dem Meer des Kampfes um das leidige Dasein in die freie Luft des Edlen und Schönen, ragend in das Gebiet der Ewigkeit. Vor Allem sollen hier die Verbände vorleuchten, welche die ganze Persönlichkeit ihrer Mitglieder von Geburt an, welche sich selbst und die eigenen Kinder einem Ganzen weihen,

das die Aufopferung für die Heimath und das Vaterland auf sein Banner geschrieben hat. Es sind dies die *wahren Stände*. Wahre Stände sind aber im Gegensatz zu den flüchtigen Berufsgemeinschaften, welche heute aus anderen Personen bestehen wie gestern, nur diejenigen Vereinigungen von Personen, welche fast alle ihre Interessen und Anschauungen zusammengeworfen haben, um das Wohl des Ganzen zu fördern, in welche der Einzelne hineingeboren wird, um dann von frühester Kindheit an die großen Gedanken der Selbstaufopferung einzusaugen. Je mehr schon das Kindesleben und die Erziehung jene großen ewigen Zwecke der Standescorporation dem Einzelnen einprägt, je angeborener die wahren Grundanschauungen — und nicht etwa flüchtige Manieren oder gar Ueberhebung über Andere — zum unbewußten Eigenthum jedes Mitgliedes werden, um so inniger, um so lebenskräftiger, um so ewiger gestaltet sich die Körperschaft, trotz Feinde und Gefahren von rechts und von links.

Und es gipfelt endlich diese Kraft der Adhäsion, des Zusammenhanges mit Anderen im Dienste eines Größeren — in der gewaltigsten Vereinigung der Menschen, in der *Kirche des Gottessohnes*. *Hier culminirt zugleich die Ewigkeit und die Persönlichkeit*. Hier reicht sich der wahre Bürger dieser Genossenschaft mit dem Mitbürger die Hand zu Allem, „was Menschenherz erhebt", in dem stillen Bewußtsein, daß dieser Händedruck auch durch den Tod nicht gelöst wird, daß dieser Verband zwar hier nur Gastrecht, dort aber einst das wahre Bürgerrecht beansprucht, nicht als Lohn, aber als Ziel.

Kehren wir aber zu der Erde zurück, zu deren Dienst wir jetzt bestimmt sind. Wann vergönnt uns denn die Ordnung dieser Erde, das Gesetz des Staates, die Organisation aller dieser edlen Vereinigungen für die Ewigkeit? Wann werden diese ewigen Personen zu sog. juristischen Personen? Die formelle Antwort lautet: sobald sie die staatliche Anerkennung erhalten haben; sei es, daß sie kraft Gewohnheitsrechts gewissen Verbänden von selbst zufällt — wie Städten und Gemeinden — sei es, daß ein eigenes Gesetz oder eine eigene obrigkeitliche Bestätigung sie gewährt — wie bei Stiftungen und Anstalten. Als wahres materielles Erforderniß aber gilt die Würdigkeit dieser Vereinigungen, das wirkliche Gereiftsein zu ewigen, zu außeregoistischen Zwecken. Ein Verband, der blos den flüchtigen Interessen des Tages oder gar blos dem egoistischen Vortheil seiner Mitglieder dient, ein Spielverein, eine Sportgesellschaft, eine Handels- und Actiengesellschaft zu ökonomischen Zwecken beliebiger Art — auch sie können vom Staat eine Stellung erhalten, welche ihnen die äußerliche Macht jener ewigen Personen gewährt. Aber die Ewigkeit rächt sich bald an jenen Scheingebilden, indem sie sie zurückstößt und mit ihren zeitlichen Interessen

bald begräbt, und Staat und Publicum müssen das Zutrauen, das sie diesen künstlichen Aufbauschungen voreilig geschenkt, häufig durch ökonomische und bisweilen durch moralische Schädigung des Wohles des Einzelnen bitter bereuen.

Der Egoismus arbeitet eben nie für die Ewigkeit, sonderu blos für das zeitliche Ich. Auch innerhalb jener wahren ewigen Personen sucht er bisweilen in Zeiten des Verfalls an die Stelle der ewigen Ideen, welche sie geschaffen haben und allein zu erhalten vermögen, die Wohlfahrt der zeitlichen Träger des Ganzen einzuschwärzen und selbst in den großen Moralfragen Rücksichten der augenblicklichen Zweckmäßigkeit, wie sie meist auch nur dem Augenblick zu dienen vermag, an die Stelle dessen zu setzen, was durch Wesen und Idee der Gemeinschaft geboten wird. Nicht das Sicherhalten um jeden Preis, sondern das Sicherhalten in seinen idealen Zwecken kann Princip der Gemeinschaft sein. Keineswegs braucht dabei sich jedes Mitglied ideal zu führen. Wohl aber muß der wahre Bürger des Ganzen stets sich zurück- und das Ganze voraussstellen. So wird jene Devise des berühmten Vertreters einer unserer Ritterschaften:

„Nicht die Rechte, die Jemand ausübt, sondern die Pflichten, die er sich auferlegt, geben ihm den Werth"

gerade zum Prüfstein des wahren Corporationsgliedes ewiger Personen.

Und es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, blos die Poesie des Mittelalters habe jene alten Corporationen mit einem Schimmer verklärt, den sie jetzt nicht besitzen. Wohl ist die äußere Tracht und die äußere Stellung des alten Edelmannes und des alten Bürgers eine ganz andere geworden. Aber glaubt man wirklich, es lasse sich heute nicht mehr, auch nicht mehr in der Phantasie das Ideal eines wahren Edelmannes der Jetztzeit construiren? des Mannes, der in der feinsten Ausbildung der Form seine Mittel und seine Bildung in den Dienst des ihn umfassenden Ganzen stellt, der Ritterlichkeit und Kraft, Charakter und Bildung vereinigt, um der Idee, die er repräsentirt, dem Lande, das er vertritt, dem Stande, dem er angehört, sein Leben zu weihen? Ich zweifle nicht daran, daß irgend eine dieser alten Corporationen auch in Ihren Herzen, hochverehrte Anwesende, genug Wiederklang finden wird, um das Bewußtsein ihrer Größe und ihres Reizes in Ihnen wachzurufen.

Und steht es so mit den ewigen Personen, dann ist ihre Arbeit nie verloren, auch wenn das Furchtbarste erfolgt, das weit über das tragische Schicksal einzelner Menschen hinaus das Gemüth der Zeitgenossen ergreift, „wenn das für die Ewigkeit Geschaffene durch die Zeit zerstört wird". Zwar ist der Tod immer schrecklich, schrecklich, auch wenn er nur das vernichtet, was blos für die Zeit bestimmt war — wie viel schrecklicher, wenn

er die beiden herrlichsten Anschauungen des Menschen, die Ewigkeit und die Persönlichkeit, antastet, wenn er nicht blos das Körperliche, sondern das Geistige und die geistige Arbeit ganzer Geschlechter zu vernichten droht. Aber so lange die ewigen Personen den ewigen Gedanken ihrer Schöpfung treu geblieben sind, so lange die Träger derselben lebensvoll und energisch das organische Leben weitergepflanzt haben, das ihnen anvertraut war, so lange hat es keine Noth. Dann giebt die untergehende Vereinigung ihren treuen Genossen den Segen zurück, den sie von ihnen empfangen hat, dann stattet sie sterbend dieselben mit den Gaben aus, welche stets ihr Wesen gebildet haben, und nicht in Wehmuth, sondern in freudiger Frische tönt es uns aus den zusammenfallenden Ruinen des alten Baues entgegen:

Das Haus mag zerfallen,
Was hat's denn für Noth?
Der Geist lebt in uns Allen,
Und unsre Burg ist Gott!

Prof. Carl Erdmann.

(Nachdruck verboten.)

Streifzüge durch die neueste deutsche Erkenntnißtheorie, Psychologie und Logik.

Richard Avenarius, Kritik der reinen Erfahrung[1].

II.

Wir sind in unserer ersten Betrachtung des Avenariusschen Werkes (S. 363 ff.) bis zu dem Begriff der „unabhängigen Vitalreihe" gelangt, welchen wir als für das ganze Werk entscheidend bezeichneten. Als „unabhängige Vitalreihe" spricht Avenarius „jede angenommene Reihe von Aenderungen" an, „welche die Bedeutung einer vollständigen Behauptung unter Verminderung des vitalen Erhaltungswerthes von C hat". Werden die gefundenen einzelnen E-Werthe, welche von den einzelnen Schwankungsmerkmalen abhängen, in einer dem Schwankungsverlauf entsprechenden Weise aneinandergereiht gedacht, so erhält man die „abhängige Vitalreihe", mit welcher sich der fünfte Abschnitt des Werkes eingehend beschäftigt.

Jede vollständige Vitalreihe ist als in drei Theile oder Abschnitte zerlegbar zu denken: in einen Initialabschnitt, in welchem die eingeübte Schwankung ($F(R) + F(S) = O$) durch die Variation von R differenzirt

[1] Anmerk. d. Red. Bei Ausführung unserer Absicht, die Leser der „Balt. Mon." mit modernster deutscher Philosophie einigermaßen bekannt zu machen, ließ sich Avenarius, der bedeutendste Schüler Wundts, nicht gut übergehen, wiewohl wir uns dessen bewußt waren, daß ein Referat über seine Erkenntnißtheorie selbst in gefälligster und möglichst populärer Form eine wenig genußreiche Lectüre bieten würde. Um so mehr freuen wir uns jetzt, wo die Besprechung des Avenariusschen Werkes abgeschlossen vorliegt, den Lesern die Mittheilung machen zu können, daß unser geschätzter Mitarbeiter in seinem nächsten Streifzuge den modernen Philosophen und weiland Dorpater Professor Teichmüller behandeln wird, dessen Psychologie und Logik, ganz abgesehen von ihrem Mangel an unerquicklichen mathematischen Formeln, zu einer populären Besprechung eher geeignet erscheint.

und dadurch die Gleichung aufgehoben wird, was gleichbedeutend mit Setzung einer Vitaldifferenz ist; in einen Medialabschnitt, in welchem das System C die Vitaldifferenz aufzuheben versucht, sei es auf ektosystematischem Wege durch Beseitigung der Variation von R, oder auf endosystematischem Wege durch Accomodation an diese, und in einen Finalabschnitt, in welchem die Aufhebung der Vitaldifferenz auf einem der angedeuteten Wege perfect wird. Die dieser Classification entsprechenden Aenderungen oder Endbeschaffenheiten werden als Initial-, Medial- und Finaländerungen oder Endbeschaffenheiten bezeichnet.

Um diese Begriffe in nicht mißzuverstehender Form anwenden zu können, construirt Avenarius einen Fundamentalfall, von welchem alle anderen denkbaren Fälle nur Modificationen seien. Er legt seiner Untersuchung ein centrales Partialsystem zu Grunde, „welches, einem entwickelungsfähigen Individuum zugehörig, bei Setzung der Bedingungen des Wachseins bereits mit einer gleichmäßigen Ernährungsvermehrung versehen ist". Dazu wird eine Arbeitsvermehrung gedacht, welche die angegebene Ernährungsvermehrung hinreichend gleichmäßig und hinreichend lange aufgehoben hat, um durch die solcher Art mitgesetzte anhaltende und bestimmt gerichtete Uebung das zugehörige Partialsystem zu einem functionell und formell differenzirten Hauptpartialsystem zu entwickeln.

Der vorgeschriebene Rahmen dieser Betrachtung verbietet leider eine genaue Darstellung des Processes der Behauptung des Systems C gegenüber der unberechenbaren Mannigfaltigkeit der von allen Seiten drohenden Aenderungen und im Gefolge derselben der Vitaldifferenzen. Wir müssen uns begnügen, das Resultat dieser überaus complicirten Vorgänge in seiner Bedeutung für die weitere Entwickelung des Systems kurz zu registriren. Dieses Resultat ist die Multiponible denkbar höchster Ordnung, d. h. eine Endbeschaffenheit, welche als complementär Bedingtes nicht bei Setzung dieses oder jenes Umgebungsbestandtheils, sondern jedes beliebigen Umgebungsbestandtheils setzbar gedacht wird. Diese Multiponible bezeichnet der Autor mit dem Symbol Γy.

Im achten Abschnitt des Buches wird die Annäherung dieser Multiponiblen denkbar höchster Ordnung an eine vollkommene Constante dargestellt. Das Ergebniß dieser Entwickelung faßt Avenarius in den folgenden Satz zusammen: „Je mehr sich die ursprünglich begrenzte Umgebung des menschlichen Individuums zur Gesammtheit der Erdtheile, die differenten menschlichen Individuen verschiedener Ordnung zu einem menschlichen Individuum denkbar höchster Ordnung, nämlich zur Menschheit, und die Zeit positiver Entwickelung zur denkbar größten Zeit, nämlich zu der Gesammtzeit menschlicher positiver Entwickelung überhaupt, erweitert, um so mehr

nähert die allgemeine Entwickelung in positiver Richtung die Multiponible Γy der reinen Constante a und das menschliche Individuum, für welches dieselbe jede Setzung von Vitalreihen überhaupt aufhebt, der Menschheit an."

Den Inhalt des Obigen bezeichnet Avenarius als den Satz der progressiven Elimination. Damit schließt der erste Theil des Werkes. Die Aufgabe, welche sich der Autor gestellt hatte, eine Analyse unserer Umgebung und der Aenderungen ihrer für uns wichtigen Bestandtheile, „nämlich der Aenderungsbedingungen von der Gattung R und der veränderlichen Systeme von der Art C", zu geben, ist formell erfüllt. Wir wissen jetzt, was wir allerdings nicht zu wissen begehrten, da es uns hinlänglich bekannt ist, daß, wenn Umgebungsbestandtheile überhaupt als Voraussetzung ausgesagter Erfahrung angesprochen werden können, dies nur in dem Sinne von Complementärbedingungen für die Endbeschaffenheiten des Systems C der Fall sein kann. Wir überlassen es dem Leser, zu beurtheilen, ob die ungeheure auf diese Analyse verwandte Anstrengung in irgend einem Verhältniß zu dem Werth des Ergebnisses steht, dessen Inhalt sich in dem populären Bewußtsein als unbestrittenes Besitzthum vorfindet.

Im Uebrigen gilt von dem besprochenen Theil des Werkes Alles, was schon in der Einleitung unseres Referats gesagt wurde. Wir haben es nicht eigentlich mit einem neuen System, sondern mit formalistischen Einkleidungen und Verkleidungen populärer Wahrheiten zu thun. Das gilt auch für die unabhängige Vitalreihe, deren mögliche Variationen allerdings mit unbegreiflichem Scharfsinn formulirt und geordnet sind. Wenn sich aus diesen trockenen Formeln eine erkenntnißtheoretische Hypothese überhaupt ableiten läßt, welche für die Wissenschaft irgendwie brauchbar ist, was zweifelhaft erscheint, so ist es die Hypothese vom reinen formalen Mechanismus der Erkenntnißvorgänge, wobei Empfindung und Bewußtsein nur noch als störende Simultan-Erscheinungen aufzufassen wären. Diese Hypothese, welche beiläufig nicht einmal den Reiz der Neuheit hat, kann, nach den Wirkungen auf das philosophische Denken, soweit sie sich von uns übersehen lassen, zu urtheilen, nicht als fruchtbar bezeichnet werden.

Ist einerseits zuzugeben, daß mit der scharfen Analyse der Anstrengungen des Individuums, im Kampfe mit den Aenderungen der Umgebung sein Erhaltungsmaximum zu bewahren, ein wichtiges Element allgemeinerkenntnißtheoretischer Forschung zu verdienter Würdigung gelangt ist, so muß auf der anderen Seite bemerkt werden, daß die Schlußfolgerungen des Autors viel zu weitgehend sind und sich beinahe ins Phantastische verlieren. So ist z. B. nicht abzusehen, welchen praktischen oder theoretischen Werth die Darstellung der Annäherung der Multiponiblen denkbar höchster Ordnung an eine vollkommene Constante haben soll. Oder gar noch die Ausspinnung

dieser gedachten Annäherung bis zu der Aufhebung jeder Vitaldifferenz, wie sie durch den Satz der progressiven Elimination für die Gesammtheit aller Menschen vorgesehen wird! Als wenn auch nur die Annäherung an dieses Ideal, welches übrigens kein Ideal ist, so wenig wie der erträumte ewige Friede, sich historisch nachweisen ließe. Betrachtet man beispielsweise den religiösen Glauben als eine „vollkommene Constante", oder die ethische Norm und die aus der Anerkennung derselben resultirende Genugthuung, welche noch am ehesten die absolute Aufhebung der Vitaldifferenz bedingen könnten, so scheint die Geschichte für die Gesammtheit keine Annäherung an diesen absolut independenten Zustand zu lehren. Will doch z. B. der Historiker Ranke keinen Fortschritt der Menschheit in sittlicher Beziehung innerhalb der historischen Epoche anerkennen! Bieten aber Religion und Sittlichkeit kein ausreichendes Mittel zur Erreichung einer idealen Independenten im Avenariusschen Sinne, was soll denn noch dazu im Stande sein? Und giebt es kein Mittel zur Erreichung eines solchen Ideals absoluter Vitaldifferenzaufhebung, ist es vielleicht nur ein Scheinideal, dessen Verwirklichung der Sittlichkeit im höheren Sinne widerspricht, welche den Widerstreit der ethischen Gegensätze, also Kampf, voraussetzt, was soll da die Ausmalung eines Idealzustandes nach collectivistischem Recept, wie sie in dem Avenariusschen Satz der progressiven Elimination, allerdings recht verschämt, enthalten ist?

Aber was kümmert den Systematiker die Weltgeschichte! Was kümmert ihn das geheimnißvolle psychologische Gesetz, welches uns Staubgeborene nur in dem Kampf um die Ruhe, nicht aber in der Ruhe und im Frieden selbst, die volle Befriedigung finden läßt! — Der Satz von der „vollkommenen Constanten", als dem Ziel der Entwickelung der multiponiblen Formen, ist der bestechenden Analyse des Autors zum Trotz mit großer Reserve aufzunehmen.

Von besonderem Interesse ist eine Schlußbemerkung zum ersten Theil, wo u. A. die Aenderungsbedingungen von der Gattung R nicht nur, sondern auch der veränderlichen Systeme von der Art C, als Bestandtheile unserer Umgebung bezeichnet werden. Danach wären wir uns also nicht nur selbst Umgebung, was in einem gewissen Sinne, nämlich von der transcendentalen Einheit der Apperception aus betrachtet, ja wirklich der Fall ist, sondern es wären auch die in uns selbst beruhenden Aenderungsbedingungen unseres Centralorgans als Bestandtheile unserer Umgebung anzusprechen. Wenn uns irgend etwas in dem Avenariusschen Buche ganz unzweideutig über die Unklarheit des Autors in metaphysischen Dingen aufklärt, so ist es diese Stelle, welche übrigens keineswegs isolirt dasteht. Von wo aus, von welchem concentrischen Standpunkt aus betrachtet, construirt Avenarius denn eigentlich den Begriff der „Umgebung"? Die Umgebung setzt doch ein Umgebenes

voraus, und dieses muß sich doch scharf abgrenzen lassen! Fällt dem Autor aber in der That Subject und Object zusammen, ein Standpunkt, über den sich ja reden läßt, was soll uns da die ganze Zweitheilung in R und C, welche in ihrer dualistischen Entgegenstellung durchaus auf unbewußte metaphysische Voraussetzungen hindeutet?!

Es soll einer größeren Arbeit vorbehalten bleiben, diese Widersprüche im Einzelnen nachzuweisen.

Haben wir es am Schluß des ersten Bandes mit der unabhängigen Vitalreihe, ihrem Verlauf und ihren Aenderungen zu thun gehabt, haben wir in der Multiponiblen denkbar höchster Ordnung, als in dem vom „denkbar meist sich Wiederholenden aller Umgebungsbestandtheile und aller Systeme C Bedingten", das behauptete Ziel der ganzen Entwickelung des Systems C ennen gelernt, so beschäftigen uns im zweiten Bande die abhängige Vitalreihe, die Classification der sog. abhängigen Grundwerthe und deren Aenderungen und die abhängige Vitalreihe höherer Ordnung nach den individuellen Unterschieden der Bedingungen. Die Betrachtung der abhängigen Vitalreihe höherer Ordnung nach allgemeinen Bestimmungen der unabhängigen, die Variation einer Erkenntnißmenge in der Weiterentwickelung und die „empirische Charakteristik" schließen den zweiten Theil ab, während sich der dritte und letzte mit der abhängigen Multiponiblen denkbar höchster Ordnung, der Setzung und Entwickelung und der specielleren Charakteristik derselben beschäftigt.

Wir haben in dem ersten Bande als Hauptergebniß erfahren, daß die von den Individuen als „Erfahrung" bezeichneten Aussagen direct von den Schwankungen des Systems C abhängen, während die Umgebungsbestandtheile als Complementärbedingungen wirken. Wir haben aber auch gesehen, daß der Autor die Begriffe System C und Umgebung nicht scharf gegen einander abgrenzt, wodurch das Ergebniß seiner Untersuchungen selbst in Frage gestellt wird. Es wird sich nun vor Allem darum handeln, ob wenigstens die Begriffe der unabhängigen und abhängigen Vitalreihen klar gegen einander abgegrenzt sind. Da erweist es sich aber, daß die erste fundamentale Unklarheit deren weitere im Gefolge hat.

Der Autor bezeichnet es in seinen Vorbemerkungen zur Bestimmung der abhängigen Vitalreihen als seine Aufgabe, die E-Werthe zu bestimmen, welche den unabhängigen Vitalreihen als Abhängige zugehören und somit die abhängigen Vitalreihen zusammenzusetzen. Drei Folgerungen sollen den Standpunkt der Betrachtung bestimmen:

a) Alle Werthe, welche einem System C mit dem vitalen Erhaltungsmaximum als Abhängige zugehörig angenommen werden sollten, könnten nicht als vom Individuum mittheilbar angenommen werden.

b) Alle Werthe, welche als vom Individuum mittheilbar gedacht werden

sollen, können nicht einem System C mit vitalem Erhaltungsmaximum als Abhängige zugehörig angenommen werden.

c) Alle Werthe, welche als vom Individuum mittheilbare gedacht werden sollen, können daher nur als Functionen einer unabhängigen und als Glieder einer abhängigen Vitalreihe gedacht werden.

Im Gegensatz also zum ersten Theil, in welchem wir es mit den Schwankungen des Systems C als Grundlage der Erfahrung zu thun hatten, beschäftigen uns im zweiten Theil die Aussagen der Individuen. Uebersetzen wir die Avenariusche Terminologie in nüchternes Deutsch, so ergiebt sich, daß unter den unabhängigen Vitalreihen solche zu verstehen sind, welche primär von den Umgebungsbestandtheilen bedingt werden, während die abhängigen Vitalreihen in den E-Werthen bestehen, welche, abhängig von den Schwankungen des Systems C und entsprechend denselben, aneinandergereiht zu denken sind. Also in dem einen Falle haben wir es mit den Systemschwankungen selbst, in dem anderen mit den Aussagen als correspondirenden Ergebnissen derselben zu thun. Was nun die Schwankungen des Systems C betrifft, so sind sie aus dem Bestreben desselben zu erklären, sich den Aenderungen von R (d. h. der Umgebung) gegenüber, wenn auch unter Verminderung des vitalen Erhaltungswerthes, vollständig zu behaupten. Wir wollen uns nicht dabei aufhalten, daß sich die für diesen Proceß zugestandene Verminderung des vitalen Erhaltungswerthes schlecht mit der angenommenen „vollständigen" Behauptung des Systems C verträgt; wir wollen aber im Auge behalten, daß nach den eigenen Ausführungen des Autors gar nicht abzusehen ist, wo die die Schwankungen des Systems C verursachenden Aenderungen der Umgebung anfangen und wo sie aufhören. Faßt man den Begriff der Umgebung in dem von dem Autor selbst beliebten weitesten Sinne, so ist am Ende Alles, was als Aenderung überhaupt auf das System C einwirkt, also auch seine eigenen Zustandsänderungen, für dasselbe Umgebung. Das Ich und die Außenwelt laufen eben rettungslos in einander zusammen, wenn nicht durch die Annahme einer centralen Einheit Ordnung in das Chaos gebracht wird. Aber Avenarius verschmäht alle solche metaphysischen Voraussetzungen, was ihn indessen nicht verhindert, fortwährend mit Begriffen zu operiren, denen unbewußt derartige Voraussetzungen zu Grunde liegen. Ein solcher Begriff ist derjenige der Umgebung in Beziehung zum System C.

Es werden nun im Weiteren die abhängigen Grundwerthe abgeleitet und begrifflich geordnet, was dem Autor Gelegenheit giebt, seine Vorliebe für eine neue Terminologie in das hellste Licht zu setzen. Wir lernen dabei Abhängige „der Schwankungsform und -Größe, der Schwankungsrelevarz und -Richtung, der Schwankungstransexercition, der Schwankungsgeübtheit

und »Articulation« kennen, abstracte Begriffe, welche zum Theil recht hübsch ersonnen sind, aber offenbar mehr grammatikalisches, als philosophisches Interesse bieten. Das Ziel dieser ganzen Analyse ist der Nachweis, daß all den verschiedenen Schwankungsformen ganz gesetzmäßige Abhängige der Aussagen entsprechen. Dieser Nachweis ist in so imponirender Breite angelegt, daß es uns natürlich nicht möglich ist, ihn im Einzelnen hier zu verfolgen.

Aber es fragt sich, ob mit diesem Nachweis, wenn man ihn als erbracht betrachten sollte, überhaupt etwas gewonnen ist? Wir müssen dies leider verneinen. Die Resultate der verwickeltsten Analysen laufen bei Avenarius fast immer auf unbestrittene populäre Wahrheiten hinaus, die dadurch nicht klarer werden, daß man sie in das Gewand monströser termini technici hüllt. Welcher vernünftige Mensch hätte je ein gesetzmäßiges Abhängigkeitsverhältniß zwischen den Objecten und dem dieselben betrachtenden Geiste einerseits, und den Zustandsänderungen des letzteren und seinen Aeußerungen andererseits, geleugnet? Das sind ja banale Wahrheiten, die sich mit jeder Weltanschauung, selbst mit einer extrem-mystischen, vereinigen lassen und welche über die eigentlichen tiefen Geheimnisse des Erkenntnißprocesses rein nichts aussagen. So läßt es sich doch beispielsweise nicht in Abrede stellen, daß alle Erfahrung vom Bewußtsein abhängig ist und mit diesem anhebt. Das Bewußtsein ist aber ein Phänomen, welches im Chaos der auf dasselbe einstürmenden äußeren und inneren Veränderungen selbst absolut unveränderlich und allen rein mechanischen Erklärungensversuchen beharrlich verschlossen bleibt. Was soll uns die Hypothese des reinen formalen Mechanismus austragen, wenn der Ausgangspunkt aller Erfahrung, das A und das O derselben, sich in diese Hypothese in keiner Weise einreihen läßt?!

Die individuellen Unterschiede der Bedingungen bilden den Gegenstand der ferneren Untersuchungen, sowohl in Richtung der Gesammtheit der systematischen Vorbedingungen, als der „individuellen Problematisation". Das Ziel der Variation einer Erkenntnißmenge in der Weiterentwickelung ist eine zunehmende Umbilduug der bloßen Erkenntnißmenge in ein Erkenntnißsystem oder in ein organisches Ganze von Erkenntnissen. Die in formaler und materialer Hinsicht „denkbar geringste „Andersheit" innerhalb der „Vielheit" von Erkenntnissen eines und desselben Individuums" bezeichnet Avenarius als das heterotische Minimum. Mit Hilfe dieses Begriffes construirt er folgenden wichtigen Satz:

„Wenn einer positiv entwickelungsfähigen Gesammtheit überhaupt von abhängigen Vitalreihen genügend Zeit und Raum zur Variation zugestanden wird, so nähert eine anfänglich beliebig gesetzte und beliebig zusammengesetzte Erkenntnißmenge ihren Inhalt und ihre Form (unbeschadet ihrer „Vielfältigkeit") einem heterotischen Minimum an."

Dieser Satz hat natürlich nicht nur für das einzelne Individuum, sondern auch für die Gesammtheit Bedeutung. Ganz ähnlich, wie die abhängige Vitalreihe erster, verläuft auch diejenige höherer Ordnung. Ueberall die gleiche Trichotomie: Vorbereitung, Vitaldifferenz in Folge Variation der Umgebungsbestandtheile, welche der eingeübten Schwankung widerspricht, und endlich Aufhebung der Vitaldifferenz im Finalabschnitt. Das damit verbundene Gefühl der Erlösung und Befreiung deutet das zurückeroberte Erhaltungsmaximum des Systems C an. Dieses Gesetz erscheint nach Avenarius als durchaus bestimmend im Leben der Einzelnen sowohl, als der Völker. Auf die Culturgeschichte angewandt, hätten wir unter der Vorbereitung die durch Uebung am stärksten entwickelte und ausgebildete Schwankungsart, unter der Veränderung der Umgebung mit daraus resultirender Vitaldifferenz alles etwa auftauchende Neue, als da sind neue politische, religiöse, wirthschaftliche oder philosophische Systeme, und unter der Aufhebung der Vitaldifferenz sei es die ektosystematische Ueberwindung des Neuen und Ungewohnten oder die Anpassung an dasselbe zu verstehen.

Wie man sieht, es wird hier der Versuch gemacht, den Erkenntnißproceß eben so mechanisch zu erklären, als es von einer gewissen ökonomischen Schule in Bezug auf den wirthschaftlichen Proceß geschieht. Aber eben so gewiß, als sich dieser Versuch auf ökonomischem Gebiet bereits als unfruchtbar und unpsychologisch erwiesen hat, wird er sich auch auf erkenntnißtheoretischem Gebiet als unfruchtbar und unpsychologisch erweisen. Daß es unhistorisch ist, die Entwickelung der Erkenntniß rein mechanisch ableiten zu wollen, darüber brauchte man eigentlich kein Wort zu verlieren. Denn wenn die durch neue Gedanken in der Masse hervorgerufene Vitaldifferenz der Ausgangspunkt der positiven Weiterentwickelung ist, was ohne Weiteres zugegeben werden kann, woher denn stammen jene neuen Gedanken, jene Variationen des Eingeübten, Ueberlieferten, Gewohnten? Entweder sind sie organische Variationen des Ueberlieferten, dann würde die Frage aufzuwerfen sein, was die Triebfeder dieser Variationen ist, individuelle Willkür, oder ein verborgenes Gesetz, oder aber es handelt sich um spontane geistige Wirkungen, deren Ursprung im Geheimniß der Persönlichkeit zu erblicken ist. Die ganze Weltgeschichte ist ein einziger majestätischer Beweis für die letztere Annahme, während auch die erstere keine Bestätigung des Avenariusschen Systems zu bedeuten scheint.

In Bezug auf die Frage der Erkennbarkeit der Welt durch die Erfahrung, welche schließlich behandelt wird, legt der Autor im Gegensatz zu Kant eine recht optimistische Auffassung an den Tag. Ihm erscheint die Welt nicht nur als ein unzweifelhaft Seiendes, was ja nur von orthodoxen Skeptikern geleugnet wird, sondern auch als ein objectiv Erkennbares. Gemäß

dem Satz der progressiven Elimination und der Annäherung an ein heterotisches Minimum wäre ja nicht mehr daran zu zweifeln, daß wir einer absoluten Erkenntniß und einer eben so absoluten Glückseligkeit entgegengehen. Leider widersprechen die in diesen Sätzen eröffneten Perspectiven nicht nur den Grundgesetzen der Psychologie, sondern auch den Thatsachen der Kosmologie und Metaphysik. Sie haben daher nur einen ephemeren Werth und sind geeignet, uns über die größten Schwierigkeiten, welche gleich bei der Erörterung der elementarsten Voraussetzungen vor uns auftauchen, hinwegzutäuschen. Welchen Werth hat es auch, sich über das muthmaßliche Ziel der Erkenntnißentwickelung den Kopf zu zerbrechen, wo man noch über die einfachsten Ursprünge und Bedingungen derselben im tiefsten Dunkel schwebt?! — —

Wir schließen hier unsere Betrachtungen über das Avenariussche Werk ab, obwohl wir uns dessen bewußt sind, demselben durch unsere cursorische Behandlung weder positiv, noch negativ gerecht geworden zu sein. Das Werk ist in gigantischem Maßstabe angelegt, es ist die mühevolle Arbeit eines Lebens, und es bedürfte unzweifelhaft weiterer Ausholung und stärkerer Durchdringung des Stoffes, um auch nur die ersten Elemente einer Kritik der „Kritik der reinen Erfahrung" schreiben zu können. Immerhin wollen wir hier nicht unerwähnt lassen, daß uns der Plan einer solchen Arbeit seit längerer Zeit beschäftigt. Rücksichten vorzugsweise auf die Oekonomie und den Interessenkreis der „Baltischen Monatsschrift" ließen eine starke Kürzung dieser Abhandlung geboten erscheinen. Hat dieselbe die Aufmerksamkeit der philosophisch gerichteten Leser dieses Blattes auf die modernste Richtung in der deutschen Erkenntnißtheorie gelenkt, so ist ihr Zweck hinlänglich erfüllt.

Maurice von Stern.

Bücherschau.

Hippels Lebensläufe. Für die Gegenwart bearbeitet von Alexander v. Oettingen. Dritte, verbesserte Auflage. Mit 13 Abbildungen nach den Chodowieckischen Kupfern. Leipzig, Duncker & Humblot. 1893. 8°. XVIII u. 445 S. Preis 6 Mark 80 Pf. Geb. 4 M. 80 K.

Das Moderniſiren — Bearbeiten für die Gegenwart — iſt immer eine heikle Sache und gelingt nur ſehr ſelten. Hier haben wir einen dieſer ſeltenen Fälle: Der alte Hippel iſt nach Verlauf von 14 Jahren in dritter Auflage erſchienen und hat damit bewieſen, daß ihn die neue Oettingenſche Toilette gut kleidet. Mag man an dem neuen Gewande im Einzelnen Manches ausſetzen; die Hauptſache, daß der göttliche Hippel weiteren Kreiſen zugänglich gemacht worden, iſt glänzend erreicht. Und darin beſteht das große und höchſt anerkennenswerthe Verdienſt des Herrn von Oettingen. Gerade heute dürfte eine Bekanntſchaft mit Hippel, eine intime Bekanntſchaft mit ihm, den Deutſchen hüben und drüben zu großem Segen gereichen. Wem wird nicht bei der Lecture der Fall Harnack und was dem anhängig, unwillkürlich einfallen? Was würde wohl die Hippelſche Paſtorin dazu geſagt haben, die Paſtorin, die über den Superintendenten Gräwen, der es gewagt hatte, an Stelle des alten zweigliedrigen den dreigliedrigen Segen einzuführen, ſo empört war, daß ſie meinte, die Gebeine jenes Superintendenten ſollten nicht in dem Vaterlande verweſen, welches ſelbſt nur zweigliedrig wäre: Kurland und Semgallen! Doch darüber, was die Paſtorin zum Fall Harnack geſagt hätte, wollen wir uns ein anderes Mal auslaſſen. Hier beſchränken wir uns darauf, zur Orientirung derjenigen Leſer, welche den großen Humoriſten noch nicht kennen, dem Vorwort des Herrn von Oettingen Einiges zu entnehmen.

„In Hippels „Lebensläufen" ist mit dem geistvollsten Humor eine tief christliche, kerngesunde Frömmigkeit verbunden. Wie selten findet man ein Buch in belletristischer Form, welches das Christenthum nicht etwa breit, lehrhaft anpreist oder mit missionirender Tendenz und mystischer Ueberschwänglichkeit dem Leser ans Herz legt, sondern kernhaft und schlicht, menschlich wahr und lebensvoll zum Ausdruck bringt? Meist drängt sich bei den sog. christlich frommen Büchern auf ästhetischem Gebiete dem unbefangenen Leser das Gefühl auf, daß etwas Gemachtes daran haftet. Man merkt die Absicht und man wird verstimmt. Bei Hippel ist es die aus dem Leben gegriffene Wahrheit der christlich durchdrungenen Charaktere, welche fesselt, ja unwillkürlich ergreift und fortreißt. In dem kurischen Pastor, in der Pastorin, in dem Herrn v. G. schildert der Verfasser nicht blos Typen, sondern wirkliche, wenn auch dichterisch idealisirte Personen aus seinem Leben mit durchaus eigenartiger Physiognomie. Man meint in der That mit seinen Personen in derartige Bekanntschaft zu treten, daß sie ein Stück des eigenen Lebens werden. Dieses merkwürdige geistsprühende Buch ist nicht für Jedermann. Es will durchlebt sein, um geliebt zu werden. Es weckt nur dort Theilnahme, wo verwandte Herzen schlagen. Dann aber auch auf die Dauer. Es ist keine Alltagsspeise und entspricht nicht dem durch realistische oder idealistische Sensationsliteratur verdorbenen Geschmack unserer Tage. Es gehört zu den seltenen Werken, bei denen man am Schluß der Lecture bedauert, daß es zu Ende ist, und Lust bekommt, es wieder von vorn zu beginnen. Es will nicht aus Leihbibliotheken als Lesefutter entnommen sein. Es bewährt sich als ein Hausschatz, als ein gutes deutsches Familienbuch.

Uns Alle, die wir in den baltischen Provinzen echt deutschen Sinn uns bewahrt haben, muß es wohlthuend berühren, daß sich in diesem Buche ein so bedeutsames Stück Welt- und Menschheitsleben auf unserem heimathlichen Boden abspinnt. Das ist um so bedeutsamer, als für die genaue Kenntniß der baltischen Sitten jener Zeit die Quellen nicht gerade reichlich fließen. Und man braucht, wie Julius Eckardt mit Recht bemerkte (in seinen kritischen Studien 1865), nur das „Kostüm der herzoglichen Zeiten auszuziehen", und man hat in Hippels Lebensläufen den Kurländer, wie er noch jetzt leibt und lebt. In den Kurländern hat sich aber der baltische Typus am originellsten ausgeprägt. Unsere Eigenthümlichkeiten haben sich in ihnen am frischesten entwickelt, so daß man, um den baltischen Menschen verstehen zu lernen, den Kurländer studirt haben muß. Und in dieser Hinsicht ist Hippels vorliegendes Werk eine wahre Fundgrube für baltische Sittengeschichte.

Hippel beschränkt aber seine Darstellung keineswegs auf die baltischen Verhältnisse. Das ganze zweite Buch („Auf der Wanderschaft") und ein

großer Theil des dritten („Zur Heimath") spiegelt die damaligen großen Weltereignisse ab, wie sie sich in Preußen und Rußland durch die Riesengestalt eines Friedrich II. und einer Katharina II. verwirklichten. Auch hier ist die Hippelsche Darstellung durchaus charaktervoll ausgeprägt."

Es hat uns zu besonderer Freude gereicht, unsere Leser auf ein Buch aufmerksam zu machen, das so recht in die baltische Familie gehört. So lange wir in der Familie, unserem ultimum refugium, neben deutscher Sitte und Eigenart diesen echten deutschen evangelisch-christlichen Geist, von dem die „Lebensläufe" durchweht sind, hochhalten und bewahren, so lange haben wir — und darin hat Herr von Oettingen eminent Recht — „das verborgene Salz, das uns vor Fäulniß und Verwesung schützt". Mögen die „Lebensläufe" die weiteste Verbreitung finden und überall nachhaltig in der angedeuteten Richtung wirken[1].

Zu berichtigen:

S. 316	Zeile	8	von	oben	statt	1720 lies 1730.
„ 320	„	10	„	„	„	einen „ seinen.
„ 321	„	6	„	unten	„	Twischtschew lies Tatischtschew.
„ 334	„	9	„	unten	„	Neklaria lies Nektaria.
„ 445	„	10	„	„	„	B. L. lies B. C.
„ 553	„	12	„	oben	„	1700 „ 17,000.
„ 566	„	6	„	„	„	unrecht lies unrechte.
„ 567	„	11	„	„	„	Telysin „ Talysin.

[1] Wir wollen es nicht unterlassen, unsere Leser bei dieser Gelegenheit auf den Artikel „Die Familie" („Balt. Monatsschrift" 1891 December), der demnächst im Verein mit anderen Abhandlungen unseres geschätzten Mitarbeiters, des Prof. C. Erdmann, in Buchform erscheinen wird, hiermit aufmerksam zu machen.

Herausgeber: R. Weiß.

Für die Redaction verantwortlich:
N. Carlberg.

Дозволено цензурою. — Ревель, 23-го Ноября 1892 г.

Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Линдфорса въ Ревелѣ.